Erinnerungen aus dreissig Jahren, 1860-1890

Otto Muehlbrecht

Erinnerungen

aus

Dreißig Jahren.

1860—1890.

Erinnerungen

aus

Dreißig Jahren.

1860—1890.

Von

Otto Mühlbrecht.

Als Manuscript gedruckt und nicht im Handel.

Berlin 1890.

Dem Andenken

meines Vater's

gewidmet.

Inhalt.

Seite

Erzählungen.

Litteratur und Buchhandel.

Reisen.

Verschiedenes.

Vorwort.

Wenn man mit Gottes Hilfe das fünfzigste Lebensjahr überschritten hat, so darf man wohl einmal in der täglichen Arbeit Halt machen, den Blick rückwärts wenden, und ein Facit aus den Leistungen der Vergangenheit ziehen. Man wird dann mit neuem, frischen Muthe seinen Sinn auf die Pflichten der Zukunft richten. Rastet doch auch der Wanderer, der eine Höhe erklommen hat, und überschaut den zurückgelegten Weg, bevor er auf der anderen Seite bergab weiter schreitet.

Wenigen ist es beschieden, ohne Mühe und Sorgen durch das Leben zu gehen; das können — wenn überhaupt — nur Diejenigen, denen die Vorfahren eine gesicherte Lebensstellung hinterlassen haben. Die meisten Menschen gehören der kämpfenden Klasse an, in der jeder Einzelne auf sich allein angewiesen ist, und sich seine Stellung in der Gesellschaft selbst schaffen muß. Auch ich gehöre zu diesen.

Mein Vater hat mir nur ideale Lebensgüter hinterlassen, vor Allem einen fröhlichen Lebensmuth, und Sinn für Ordnung. Beides hat er in mir von Jugend auf geweckt und stets gepflegt, und damit hat er mir ein Erbtheil hinterlassen, das ich zeitlebens gehütet habe, dem ich es verdanke, daß ich mich emporarbeiten konnte, und wofür ich sein Andenken noch heute segne.

Wie ich jetzt noch keine Nadel an der Erde liegen sehen kann, ohne sie aufzunehmen, ebenso unangenehm war mir stets

der Gedanke an eine unerfüllte Verpflichtung, an eine begonnene, noch nicht vollendete Arbeit, oder ähnliche Unterlassungssünden. Klarheit in allen Verhältnissen ist mir ein Lebensbedürfniß, und in dieser Beziehung war mir mein Vater stets ein leuchtendes Vorbild.

In dieser Gleichheit unserer Charaktere war die Grundlage gegeben für die innige Freundschaft, die mich mit meinem Vater bis zu seinem Tode (im Jahre 1869) verband, nachdem ich als Jüngling mich aus dem Kindesverhältniß des elterlichen Hauses losgelöst hatte, um meinen eigenen Weg im Leben zu suchen. Vom zwanzigsten bis zum einunddreißigsten Jahre habe ich über Alles in eingehendster Weise mit meinem Vater correspondirt; seine Anregungen fanden bei mir stets die willigste Aufnahme, und meine Mittheilungen bei ihm immer das liebevollste Verständniß. Dankbare Erinnerung an diese Zeit hat mich veranlaßt, die vorliegende Sammlung meiner Arbeiten — von denen er manche noch hat entstehen sehen — dem Andenken meines Vaters zu widmen. Ich möchte sie meinen Söhnen dermaleinst hinterlassen als ein sichtbares Zeichen des geistigen Erbes, das ich von meinem Vater überkommen habe, und dem nachzuleben auch ihre Aufgabe sein soll.

Der Ordnungssinn und eine gewisse Neigung zum Systematisiren ließ mich bald in dem von mir erwählten Berufe, dem Buchhandel, die Bibliographie liebgewinnen. Schon vor zweiunddreißig Jahren in meiner ersten Gehilfenstellung in Göttingen, brachte ich Ordnung in mein tägliches Handwerkszeug dadurch, daß ich mir für meinen eigenen Gebrauch im Sortiment ein wissenschaftlich-systematisches Compendien-Verzeichniß ausarbeitete. Und seitdem bin ich der Liebhaberei an bibliographischen Arbeiten treu geblieben, und treibe sie heute noch mit Vorliebe. Sobald mich eine Angelegenheit lebhaft beschäftigt, pflege ich stets der betreffenden Litteratur nachzuspüren; so entstand mein Beethoven-Katalog, die Litteratur der Kriege von 1866 und 1870, eine Reineke-Fuchs-Bibliographie, eine Litteraturübersicht der deutschen Geschichte, eine Übersicht der Cholera-Litteratur, mein Wegweiser

durch die staats- und rechtswissenschaftliche Litteratur, und manches Andere, das, aus reiner Liebhaberei an bibliographischen Arbeiten hervorgegangen, zum Theil heute noch als Manuscript in meinem Pulte schläft.

Dieser Neigung zum Systematisiren ist auch im Grunde genommen der Gedanke entsprungen, als selbstständiger Buchhändler mich auf ein bestimmtes Feld der Litteratur zu beschränken, und auf diesem Felde wiederum der Wissenschaft der Statistik eine besondere Pflege zu widmen. Ich sagte mir, daß ich ein einzelnes Litteraturgebiet besser übersehen, daß ich auf ihm mehr leisten könne, als wenn ich alle Gebiete in den Bereich meiner Thätigkeit ziehen würde. Und durch meine Lust daran, Alles bibliographisch zu behandeln und zu ordnen, bin ich auch jetzt dazu veranlaßt, meine verschiedenen litterarischen Arbeiten einmal wohlgeordnet in einen Band zusammenzufassen; es widerstrebt meinem Ordnungssinn, sie so verzettelt und zerstreut zu sehen, ich muß auch hier mir die gewohnte Übersicht verschaffen.

Weit entfernt davon, meinen Arbeiten für Andere den Werth beizulegen, daß ich damit vor das größere Publikum treten möchte, lasse ich sie nur in wenigen Exemplaren für meine Familie, Freunde und näheren Bekannten drucken. Unter diesen wird vielleicht Mancher dadurch an mit mir gemeinsam Erlebtes erinnert. Der Werth dieser Arbeiten für mich selbst lag in dem innern Frieden, welchen ich jederzeit darin gefunden habe, wenn ich, oft nach recht bewegten Tagen Abends meine Gedanken niederschrieb. Jetzt hat mir dieses Zurückgreifen auf die Vergangenheit ein wahres Vergnügen gewährt; wie manche fröhlich verlebte, oder ernster Arbeit gewidmete Stunde, wie viele schöne Reisetage sind dabei vor meinem Geiste noch einmal lebendig geworden! — — —

Manches ist in diese Sammlung neu aufgenommen, was ich bis dahin noch nicht veröffentlichte, besonders die Reisebriefe. Anderes dagegen, das früher schon im Druck erschienen ist, habe ich hier als ungeeignet ausgeschlossen, darunter natürlich alle

bibliographischen Arbeiten. An der ursprünglichen Fassung der Artikel aus früherer Zeit habe ich, trotz mancher ersichtlicher Mängel, mit Vorbebacht wenig oder nichts geändert; sie mögen in ihrer damaligen Gestalt Zeugniß ablegen von den Umständen und Stimmungen, unter welchen sie entstanden sind. Zum bessern Verständniß habe ich an einigen Stellen kurze erklärende Noten beigefügt.

Groß-Lichterfelde bei Berlin, d. 28. Februar 1890.

Otto Mühlbrecht.

Erzählungen.

Sam Sivers.*)

Nach dem Dänischen des Carit Etlar.

Sam Sivers' Hütte lag mitten in der Heide, ungefähr eine Viertelmeile von der See. Er hatte sie selbst gebaut, als er, überdrüssig der Kämpfe mit den Stürmen des Meeres und mit widrigen Schicksalen, sich der Heimat zuwandte, um hier seinen festen Wohnsitz zu gründen. Die Jahre und Wind und Wetter hatten allmählig ihren Einfluß auf das Aeußere der kleinen Hütte geübt. Heidekraut hing in langen Strängen an der Mauer herab, untermischt von Rasen, beide mit großen Holzpflöcken befestigt. Die Lehmwände sahen dabei sehr verfallen aus; sie waren an mehreren Stellen losgebröckelt und durch Matten von Stroh oder Heidegras wieder ersetzt.

Von einer solchen Lehmwand als Schutzwehr gegen die Weststürme können wir uns in unsern festen Häusern nur schwer einen Begriff machen. Sam war nicht im Stande gewesen, sich Mauersteine zu verschaffen, und so hatte er sich denn ein Weidengeflecht gebildet, dessen Oberfläche er mit weichem, geknetetem Lehme bedeckte, den er trocknen ließ und dann übertünchte. Die vom Regen aufgeweichte Wand hatte nachher im Sonnenschein Risse bekommen, und so war sie im Frühjahr bei trockenem Wetter abgebröckelt.

Aus der Ferne betrachtet erschien Sam Sivers' Besitzthum wie zwei kleine Hügel, die viel Aehnlichkeit mit den ringsum

---

*) Mein erster literarischer Versuch. Erschienen im „Morgenblatt für gebildete Leser". Stuttgart und München, Cotta'sche Buchhandlung. 55. Jahrgang 1861. Nr. 4 und 5.

zerstreut liegenden Hünengräbern hatten. Der eine Hügel war ein mächtiger Haufen Torfsoden, die, mauerartig aufgestapelt, ohne allen weiteren Schutz jeder Witterung ausgesetzt waren. Den andern bildete das Haus selbst. Beide hatten dieselbe Form und gleiche Farbe, beide waren mit Heidekraut bedeckt, und der eine war gerade so hoch wie der andere. Kam man näher, so sah man einen alten Baumstamm in Form einer Gabel über das Dach des Hauses hervorragen. In dieser Gabel bewegte sich ein glatt abgeschälter Ast als Träger eines Taues, an dessen einem Ende ein gerissener eiserner Grapen hing, den man in den darunter befindlichen Hausbrunnen hinablassen konnte. An der Südseite des Gebäudes hatte Sam ein Dornengehege um ein Stück Land gezogen, das durch blühende Linien von Tausendschön genau in vier gleiche Theile getheilt war und den Garten des Hauses vorstellte.

In einer Ecke desselben waren vier mannshohe Stöcke ungefähr zwei Ellen von einander in die Erde gesteckt, und über diesen kreuzten sich zwei halbe Tonnenbänder. Dieser Ort, der zur Bequemlichkeit noch mit einem übertünchten Sitz von Granit ausgestattet war, nannte Sam seine „Laube". Viel Schatten konnte man darin allerdings nicht finden, doch war die Aussicht dafür um so freier, und das Auge fand dabei auch noch einen freundlichen Ruhepunkt in der Mitte des Gartens auf einer großen gelben Stockrose, die leider diesen Sommer mißrathen war.

Rings um Hütte und Garten erstreckte sich die dunkelbraune Heide, ernst und schweigsam, wie ein ungeheurer Kirchhof, in den Hünengräbern, den zugewachsenen Wagenspuren und morschen Wegweisern ein längst entschwundenes Leben bergend; die Heide, wo der landflüchtige Zigeuner mit der Frau, einem Schwarm Kindern und einem Greise sich scheu und ängstlich auf dem Sandwege hinschleppt, wo die Bäume niedergedrückt vom Westwind und mit dicken Lagen weißen, verwelkten Mooses bedeckt, sich zur Erde neigen, wo der Sturm einen wehmüthigeren Klagegesang, die Sonne einen bleicheren Schein, und die Menschen einen schwermüthigeren Sinn haben, wo die Einöde brütet, wo das Gefühl unserer Kleinheit in uns

erwacht und wo alles an den Schöpfer, und so wenig an den Menschen erinnert.

Ein Dichter ist so wenig wie ein Maler im Stande, dem Fremden ein getreues Bild einer solchen Heide zu geben. Im andern Falle wäre es mir auch unbegreiflich, weshalb man in unserer reiselustigen Zeit nur so selten ein Land aufsucht, das für geringere Anstrengungen dieselben Genüsse, Schönheiten und Abwechslungen bietet, wie jene südlichen Gegenden, die immer das Ziel der Reisenden sind.

Komm' einmal mit Deiner jungen Frau nach dem lieblichen Thale bei Weile, und Ihr werdet hier alle Ideale, die Ihr in Euern Herzen tragt, verwirklicht finden! Sprichst Du von der Vergangenheit und Deinen Erinnerungen, so gewinnen diese Gestalt, wohin Du Dein Auge wendest, in Grabhügeln und Thingstätten, in der Domkirche des freundlich von Grün umkränzten gastfreien Roßbergs, in der Bugges-Klippe oder in Emborg, wo man einen ganzen Neubau aus einer niedergerissenen alten Klostermauer aufgeführt hat, wo die Ofensockel aus den Säulencapitälen, und Thürschwellen aus den alten Leichensteinen des Klosters gebildet sind. Welch' unendlicher Reichthum, welch' beständige Abwechslung in diesem lachenden Thale: die von der Sonne beleuchteten Aecker, der dunkle Wald, die braune Heide, die grünen Moosflächen, die Flugsandberge und die Dünen, hinter welchen die brausende Nordsee ihr eintöniges Grablied singt über zerschellte Wracks, welche die Küste entlang hin und wieder aus dem Sande hervorragen! Sehnst Du Dich dagegen nach einer Freistatt für Deine Gedanken und Träume, so suche den tiefen, dämmernden Wald um Selkeborg auf, wo Rehbock und Edelhirsch umherstreifen. Hier weilt ein stiller Frieden, und tausend verschiedene Schönheiten offenbaren sich Dir in der magischen Abenddämmerung, im Zauber der Nacht und in der Morgenröthe, die hinter dem Nebel des graublauen Rauchs der Kohlenmeiler wie hinter einem malerischen Schleier verborgen liegt.

Verlangst Du dagegen einen großartigen, erhabenen Eindruck, so ziehe hinein in die Heide gegen Westen, immer nach

Westen, und betrachte diese weit gedehnte Fläche mit ihrem wunderbaren Teppich, der sich in einiger Entfernung wie dunkelbrauner Sammt ausnimmt. Vertiefe Dich in diesen erhabenen Anblick und laß Dich durch ihn an jene gewaltigen Umwälzungen unserer Erdrinde erinnern, die so Großartiges zu Stande gebracht. Die Heide wird Dir wie ein weites Flußbett erscheinen, aus dem das Wasser im Laufe der Jahrhunderte ausgetrocknet ist. Beständig wechseln Hügel und Furchen, welche in der Ferne einen bläulichen Schein annehmen, und am äußersten Horizont wie gezackte Felsen, dem Auge näher dagegen wie sanft abfallende, gleichsam gestockte und erstarrte Wellen eines großartigen Weltmeeres erscheinen.

Du befindest Dich hier wie ein einsamer Segler auf dem Ocean, ergriffen von der stillen, ernsten Majestät und der Jungfräulichkeit, deren Hauch über der ganzen Gegend liegt, an der Jahrhunderte spurlos vorübergegangen sind, und wo der Mensch nur anschauen und bewundern kann.

Doch es handelt sich hier ja um Sam Sivers und seine Familie, von denen wir erzählen wollten.

An einem Novemberabend saß Sam Sivers in seiner Stube auf der Tischkante, mit dem Auspacken verschiedener Waaren beschäftigt, die er am Nachmittage von Hjerting mitgebracht hatte. Das Innere der Hütte entsprach vollkommen dem Aeußeren. Der Fischer hatte den größten Theil seines Hausgeräths selbst gemacht. Die Stühle, der Tisch, der Hängeschrank in der Ecke, alles war seine eigene Arbeit. In der Mitte hing unter der Decke ein kleiner, halbaufgetakelter Schooner, auf dessen Hintersteeven man mit einiger Anstrengung den Namen „Maagen" lesen konnte, und den Sam stets mit einer gewissen Zufriedenheit betrachtete, obgleich das Kunstwerk aus unbekannten Gründen nie ganz fertig geworden war.

Während Sam seine Sachen auspackte, hatte seine Frau sich, mit beiden Händen unter der Schürze, vor ihn hingestellt. Ihre gebückte, zusammengesunkene Gestalt, das sonnverbrannte, runzlige Gesicht zeugten von einem unter Entbehrungen und mühevoller Arbeit hingebrachten Leben; demungeachtet trug ihr

ganzes Aussehen das bestimmte Gepräge zufriedener Ruhe und unbeschreiblicher Einfalt.

Etwas weiter zurück in der Stube befand sich noch eine dritte Person, ein halberwachsener Knabe, der sich in einem graugestreiften isländischen Wamms präsentirte. Er hatte ein fast kugelrundes Gesicht, bläuliche Backen und eine Fülle lichtgelben Haares, das ihm bis an die Augen herniederhing und seine Stirn gänzlich bedeckte. Mit dem Rücken hatte er sich gegen den Kamin gekehrt und streckte die Hände zurück nach dem Feuer hin, sich zu wärmen, während er neugierig lächelnd die verschiedenen Gegenstände betrachtete, welche der Fischer aus seinem Korbe hervorzog.

„Sieh' her!" sagte Sam, indem er der Frau ein Packet gab, „weil es Martiniabend ist, so habe ich eine Bescherung für Dich mitgebracht, Ellen. Hier hast Du Zeug, um mir eine neue Weste daraus zu machen, und hier hast Du ein kleines Buch; was glaubst Du wohl, was das für ein's ist?"

„Das ist wohl ein neues Gesangbuch," antwortete die Frau. — „Ja, Du hast es getroffen; so gut wie ein neues. Ich habe einen neuen Einband um die alten Blätter machen lassen. Sei so gut und benutze es in Gesundheit! — Für Dich, Simon, habe ich auch etwas: Du sollst meine alten Wasserstiefeln haben, die da unter der Decke hängen."

Der Knabe ließ merkwürdigerweise kein Zeichen von Freude über Sam's Gabe laut werden. „Die habt Ihr mir ja schon einmal gegeben, Vater!" sagte er. — „Habe ich das?" erwiderte Sam, „das muß wohl Spaß gewesen sein, jetzt sollst Du sie aber im Ernst haben; benutze sie in Gesundheit, mein Junge!"

„Sie sind ja schon abgenutzt," fuhr der Mißvergnügte fort. „Es ist ja kein Boden mehr darin." — „Um so besser, Simon; dann kannst Du Dir ein Paar Holzsohlenstiefeln daraus machen lassen; nichts ist so gut gegen die Kälte, als Holzsohlenstiefeln." — „Ja, aber sie sind auch viel zu groß." — „Zu groß?" erwiderte Sam, „das ist ja ein reiner Vortheil, Simon. Es ist eine Kleinigkeit für Dich, da hinein zu wachsen. Nimm Du

die Stiefeln und sei froh darüber.“ — „Wir haben nur diesen Abend keinen Grund, froh zu sein,“ bemerkte Ellen. „Denk' Dir nur, Sam, als Du unten in Hjerting warst, schickte der Pastor Simon zurück und ließ sagen, er wolle ihn diesen Winter noch nicht zur Confirmation nehmen, weil er die Fragen nicht beantworten konnte, die er ihm bei der Prüfung vorlegte.“

„So so,“ sagte Sam, „ei, das ist schlimm. Zur Strafe dafür sollst Du nur Einen von meinen Stiefeln haben. Du konntest dem Pastor nicht antworten, Du Dummkopf, obgleich ich Dich doch selbst vorbereitet habe? Ja, dann müssen wir noch rüstig wieder ans Werk gehen.“ — „Aber glaubst Du auch, Sam, daß Du Kenntnisse genug hast, mit dem Jungen zu lesen?“ fragte die Frau.

Sam warf ihr einen höchlich erstaunten Blick zu, indem er spöttisch lächelnd antwortete: „Ich glaube, Ellen, ich habe Dir neulich erst erzählt, daß ich einmal in Flensburg mit einem Matrosen zusammen zum Steuermannsexamen las, und das will mehr sagen, als mit so einem Jungen für den Pastor zu lesen. Jedermann kann confirmirt, aber nicht Jeder kann Steuermann werden.“

Ellen fühlte sich vollkommen überzeugt durch diesen schlagenden Beweis. Sie zog sich zum Kaminfeuer zurück, während der Fischer fortfuhr: „Laß doch 'mal hören, was es eigentlich war, was Du dem Pastor nicht beantworten konntest.“

„Zuerst fragte er mich, wie ich hieße und wie alt ich wäre,“ sagte der Knabe, indem er die äußersten Büschel seines Haares um ein Weniges von der Stirn zurückstrich und näher an den Tisch trat.

„Das wußtest Du doch, kleiner Simon!“ — „Ja, o ja! dann fragte er, an wen ich glaube.“ — „Na, und?“ — „An Gott!“ antwortete ich. — „Richtig! über die Maßen gut geantwortet“ — „An wen glaubst Du noch mehr?“ fragte er. — „An Teufelszeug,“ erwiderte ich, „und das war es, worüber er so zornig wurde.“

„Ja — a!“ sprach Sam in gedehntem Tone, „nun ja, damit warst Du auch nicht so gut daran. Man kann wohl

sagen, man glaube an nächtliche Leichenzüge und Vorbedeutungen, mit Einem Worte an den Todsegler oder fliegenden Holländer, wie er auch heißt, aber eigentlicher Teufelskram ist in dieser unserer Zeit hinlänglich abgethan."

„Ihr habt es mir aber doch erzählt, Vater, daß es so was gebe. Der Pastor aber lachte darüber und meinte, das Alles sei Einfalt und Aberglauben." — „Na, wenn der darüber lachte, so —" und Sam zuckte die Achseln dazu. „Ja, was mag der wohl davon verstehen, der arme, alte Mann, der nie etwas anderes gesehen hat, als seiner Mutter Schürze, sein Buch und seinen Ofenwinkel! Aber ich, ich habe was davon erfahren, als ich die weiten Reisen machte. Ich habe den Sturm und die Salzsee gesehen, und deshalb sollst auch Du, bei meiner Seel', an beides, an die Leichenzüge und den Todsegler glauben."

„Was bedeutet eigentlich ein Todsegler?" — „Das werde ich Dir genau erzählen, wenn Ellen die Lampe angezündet hat. Man spricht nicht gern von solchen Sachen im Dunkeln. Inzwischen wollen wir beide gehen und eine Stütze auf der einen Giebelseite des Hauses ansetzen. Es hat reichlich viel in der letzten Zeit auszuhalten gehabt, und heute Abend ist schreckliches Wetter."

Sam öffnete die Thür und ging. Simon versah sich erst mit einer Mütze von Schaffell und einem Paar großer Handschuhe, dann folgte er dem Vater.

Es war rauhes Wetter, als sie hinaustraten. Der Sturm fuhr mit heiserem, langgezogenem Pfeifen über die Heide hin; von der entgegengesetzten Seite ließ sich von den Dünen herüber das hohle Dröhnen der Westsee, gleich ununterbrochenem Donner vernehmen. Sam Sivers und sein Sohn trugen einen langen Balken herbei, womit sie den schwachen Giebel des Hauses möglichst zu unterstützen suchten. Nachdem dies geschehen, zogen sie sich in die Stube zurück, wo Ellen inzwischen Licht angezündet hatte.

Während sie die Hausthüre öffneten, ließ sich ein langgedehnter Ruf vernehmen, welcher in einem ängstlich klagenden

Schrei endete. Sam stutzte, er blieb vornübergebeugt stehen und lauschte.

„Habt Ihr gehört, Vater?" fragte Simon. — „Gewiß, mein Junge!" antwortete der alte Fischer mit gedämpfter Stimme. Da drüben hinter den Dünen muß heute Abend wohl wieder etwas im Werke sein, was es auch sein mag. Es ist das zweite Mal, daß ich diesen klagenden Ton höre; als ich nach Hause kam, ließ er sich auch vernehmen. Indessen ist es nicht der Mühe werth, daß wir Ellen davon sagen; sie ist so ängstlich." Nach dieser Bemerkung öffneten sie die Thür vollends und traten in die Stube ein.

„Das ist ein gefährlicher Sturm heute Abend," sagte die Frau, während sie Spinnrad und Wollkorb näher zu sich heran an den Kamin zog. „Der Allmächtige halte seine Hand über uns!" — „Ach was! hier auf dem Lande hat's keine Noth," sprach Sam, „aber das arme Seevolk möge der Herr beschützen! Na aber, Simon, um wieder auf Deine Religion zu kommen, da wollten wir ja wieder ans Werk gehen."

„Ja, Vater, Du versprachst uns vorhin, noch etwas vom Todsegler zu erzählen," sagte der Knabe. — „Richtig," erwiderte Sam mit großem Ernst, der von dem Augenblicke an, wo er den Schrei draußen gehört hatte, auf seinem Gesichte lag. „Mögest Du ihm nie auf Deinen Wegen begegnen, mein Sohn! Es bedeutet nichts Gutes, wenn der Bursche sich sehen läßt. — Der Todsegler ist ein großes holländisches Schiff und wird überall, wo er sich zeigt, als der Vorbote von Noth und Unglück angesehen."

„Man segelt bei gleichmäßigem gelinden Winde, oder liegt schaukelnd mit schlaffen Segeln zwischen den Dünen, wenn nicht der geringste Wind die Luft bewegt und das Meer glatt ist wie ein Spiegel. Da auf einmal zeigt sich ein Nebel, der sich immer weiter ausdehnt und über die Fläche des Wassers hinfliegt, und aus diesem Nebel hervor kommt der Todsegler, ein großes, unbehülfliches Schiff mit Schwertern*) an der Seite, gewöhnlich

*) Schwerter heißen in der Seemannssprache die zu beiden Seiten des Schiffes hängenden starken Planken, welche, wenn man dicht am Winde segelt, an der unter dem Winde liegenden Seite senkrecht ins Wasser gelassen werden, um das Abtreiben des Schiffes zu verhindern.

mit vor dem Wind gebraßten Gaffeln und Raaen. Er kommt immer näher und scheint nicht im Geringsten die Windstille zu empfinden, bei der alle andern still liegen. Man sieht genau den plumpen Rumpf, die Stückpforten und die schwarze Farbe, womit Alles angestrichen ist. Man sieht das Volk auf dem Verdeck arbeiten, ebenso deutlich, wie ich Euch in diesem Augenblick sehe, lauter kleine, breitschultrige Kerle von dunkler Hautfarbe mit langem, schwarzem Barte, rothen Mützen, weißen Hosen und rothen Schärpen um den Leib."

„So oft der Todsegler sich einem Fahrzeuge nähert, ruft er dasselbe an, fragt nach des Capitäns Namen, der Heimat des Schiffes und bittet den Fremden, Briefe von ihm mit nach Holland zu nehmen. Sie rudern dann auch mit ihren Briefschaften zum fremden Schiffe heran, und bitten und flehen erbärmlich, dieselben zu besorgen. Läßt man sich dabei mit ihnen in ein Gespräch ein, fragt nach ihrer Familie oder dem Namen des Volkes, das doch seit vielen, vielen Jahren schon todt und hingefahren ist, behält man vielleicht gar ihre Briefe an Bord, so geht das Schiff unfehlbar unter; thut man es aber auch nicht, so passirt doch jedenfalls irgend ein anderes Unglück. Hat der Holländer diese Geschäfte verrichtet, so segelt er weiter, hüllt sich wieder in Nebel, und verschwindet ebenso plötzlich und unerwartet, als er erschienen war."

„Aber warum hat man das Todesschiff gerade zu einem Holländer gemacht?" fragte Ellen. — „Ich kann Dir das nicht genau sagen, Mutter," erwiderte Sam mit ironischem Lächeln. „Ich denke, weil es nicht zu einem Engländer geworden ist. Alles, was man vom Ursprunge des Schiffes weiß, ist, daß der Capitän Vanderdecken heißt, der bei Lebzeiten ein verwegener, ruchloser Mensch war und weder an Gott noch an den Teufel glaubte. Er segelte einmal mit seinem Schiffe bei fürchterlichem Sturme in der Nähe der Tafelbai. Der Steuermann und das Schiffsvolk drangen in ihn, in der Bucht Schutz zu suchen, so lange das Unwetter dauere; aber Vanderdecken verfluchte Sturm und See, und schwor, verdammt sein zu wollen, wenn er in einen Hafen einlaufe, bevor er sein Ziel erreicht habe. Deshalb

muß er denn jetzt auch bis an den jüngsten Tag segeln und kann zur Strafe für seine Vermessenheit nie Ruhe bekommen, nie den Hafen der Erlösung erreichen, den er sucht. Bisweilen trifft man sein Schiff auch an einer öden Küste, und das Volk am Lande, Wasser einnehmend oder Speisen am Meeresufer zubereitend. Dann verschwindet es plötzlich wieder, und Niemand weiß, wo es geblieben ist."

Der Knabe hatte während der Erzählung des Fischers am Tische Platz genommen; den Kopf auf beide Hände gestützt, horchte er mit tiefer Andacht auf Sams Erzählung. „Und Du hast das Volk des Todseglers selbst gesehen, Vater?" wagte er endlich zu fragen.

Sam nickte bestätigend. — „Auf einer Reise in der Südsee," fuhr er fort, „war uns das Wasser ausgegangen. Wir hatten mehrere Tage bei Windstille im Schutze einer der vielen in diesem Fahrwasser befindlichen Inseln gelegen. Der Capitän ließ Landungsboote aussetzen, um die Wasserfässer zu füllen. Als wir damit auf der andern Seite der Landzunge, um welche wir herumrudern mußten, ankamen, sahen wir ein großes Schiff nahe am Ufer in der Bucht, wo wir unser Wasser holen sollten, vor Anker liegen. Jeder von uns erkannte sofort des Todseglers schwarzen Rumpf und seine gewöhnliche Takelage. Eine Strecke weiter längs dem Strande saßen zwischen den Klippen sechs bis acht alte Seeleute mit großen Bärten und rothen Mützen auf dem Kopfe um einen großen Messingkessel herum, unter welchem sie vorher Feuer gehabt zu haben schienen. Sie aßen und tranken, ohne ein Wort dabei zu sprechen. Wir kamen dicht an ihnen vorbei, aber sie schienen uns gar nicht zu bemerken; wir riefen sie an, Keiner antwortete. Wir lärmten und sangen, so gut wir konnten, während wir unsere Fässer füllten; sie wandten sich nicht nach uns um, und schienen nicht einmal unsere Anwesenheit zu bemerken. Unbeweglich, lautlos saßen sie da, wie eine Versammlung Taubstummer, starr vor sich hinstierend, während sie dem Inhalte des großen Kessels zusprachen. — „Paßt' mal auf, Leute!" sagte unser Steuermann, „ich setze meinen Hosenknopf zum Pfande, daß das Unglück für uns be-

deutet.“ Und seine Prophezeiung traf richtig ein, denn es waren noch keine drei Wochen um, so lag unser prächtiges Schiff auseinandergeschlagen und zu Splittern zermalmt am Ufer, und von zweiundzwanzig bargen nur drei Mann das Leben, die übrigen gingen ihrer Wege, seewärts.“

„Seewärts gingen sie?“ fragte Simon verwundert. — „Ja, mein Junge, zur Speise der Fische. Was ich Dir soeben erzählt, habe ich selbst erlebt; ich habe Seite an Seite bei dem fliegenden Holländer gelegen, und was ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe, muß sich wohl, wie ich vermuthe, zugetragen haben. Und deshalb darfst Du dreist unsern Todsegler mitnennen, wenn der Pastor Dich fragt, woran Du glaubst.“

„Es ist aber schon spät geworden heute Abend, bereits acht Uhr vorbei; leg' ein paar Soden Torf ums Feuer herum und dann laßt uns in Gottes Namen zu Bette gehen. Mir scheint, das Unwetter hat etwas nachgelassen.“

Eine Stunde ungefähr mochte der Fischer mit seiner Familie zur Ruhe gegangen sein. Sam und seine Ehehälfte schliefen in einem Alkoven gerade vor dem Fenster; für Simon war ein Lager dicht daneben auf dem Fußboden bereitet. Das gedämpfte Feuer im Kamin flackerte zwischen dem Torf noch einmal hell auf, die Finsterniß durchbrechend, dann erlosch es. In der Stube herrschte tiefes Schweigen, wobei man des Knaben lange, regelmäßige Athemzüge hörte und das Picken der alten Stubenuhr, die an der Wand, dem Kamin gegenüber, hing.

Der Sturm draußen hatte längst nachgelassen, nur von der Seeseite her ließ sich das hohle Brausen des Meeres, dessen Wellen sich an den Dünen brachen, noch immer vernehmen. Ein schwacher Mondschein erhellte mit bleichem Licht die Heide.

Plötzlich wurde die Stille durch einen anhaltenden Schrei unterbrochen, der in kurzer Entfernung von dem Hause über die Heide erschallte. Es war etwas so schmerzlich Klagendes, so räthselhaft Durchdringendes in diesem Schrei, daß Ellen davon erwachte. Sie fuhr empor und legte ihre Hand auf den Arm des Fischers.

„Sam, lieber Sam, hast Du nichts gehört?“ flüsterte sie

erschrocken. — „Gewiß hörte ich das!“ antwortete Sam, „und es ist nicht das erste mal, daß dieser Schrei ertönt; ich habe ihn diesen Abend schon zweimal gehört.“

„Allmächtiger, bewahre uns! was das wohl sein kann?“ — Ja, was mag das sein, Ellen? Ein solcher Schrei kann keine natürliche Ursache haben, eben so wenig wie die vorhin, von denen ich sprach.“

„Vater,“ flüsterte Simon, zitternd vor Angst, „ich habe es auch gehört.“ — „Das kann wohl sein, mein Junge. Hast Du Dein Abendgebet gesprochen, als Du Dich niederlegtest?“ — „Ja, zweimal.“ — „Gut, so leg' Dich auf die andere Seite und schlaf' ruhig weiter.“ Aber Simon bekam keine Zeit zum schlafen, denn gleich darauf ließen sich draußen Schritte hören, ein Fußtritt sprengte die verriegelte Thür, und in die Stube traten, einer hinter dem andern, sechs Männer, von denen der erste ein zusammengerolltes Päckchen, ein Kleidungsstück, wie es schien, unter dem Arm und eine brennende Schiffslaterne in der Hand trug. Den zwei nächsten hing ein großer Messingkessel an einer Stange auf den Schultern. Sam richtete sich empor, Ellen dagegen kroch unter die Decke, die Zähne klapperten ihr wie im Fieberfrost. Ihre Einbildungskraft, aufgeregt durch die Erzählung ihres Mannes, der halb schlafende Zustand, in welchem sie sich noch befand, die Dunkelheit, in welcher der Auftritt stattfand, und welche das durch die beschlagenen Laternengläser fallende Licht nicht zu durchbringen vermochte — dies Alles rief ein förmlich lähmendes Gefühl in ihr hervor, das sie im ersten Augenblick völlig der Sprache beraubte. Den Knaben dagegen trieb die Angst dazu, den Kopf abwechselnd unter die Decke zu stecken und dann rasch einmal wieder über dieselbe hinauszulugen, wobei er jedesmal, wenn er versteckt lag, einen dumpfen, klagenden Laut, gleich einem Eulenschrei, von sich gab.

Der Mann mit der Laterne legte sein Packet auf den Fußboden; darauf ging er zum Alkoven hin, hob das Licht in die Höhe und machte, während sein Auge auf der Gruppe dort ruhte, eine beruhigende Gebärde mit der Hand, die er mit

einem Kopfnicken und einigen unverständlichen Worten in fremder Sprache begleitete, dann setzte er die Laterne auf den Tisch.

Das zunehmende Licht in der Stube, in Verbindung mit der augenscheinlich friedlichen Absicht der Fremden schien wohl allmälig beruhigend auf die drei Zuschauer zu wirken; dennoch gaben Ellens kurze, gepreßte Athemzüge und des Knaben schwaches Aechzen noch immer die anhaltende Furcht und Spannung, worin beide sich befanden, deutlich zu erkennen.

Bei dem Schein der Laterne waren sie nun im Stande, Alles, was vorging, zu beobachten. Sie sahen sechs Männer mit stark gebräunten Zügen, schwarzen Bärten, rothe Mützen auf dem Kopfe und in weißen Beinkleidern. Zwei von ihnen hatten den großen Kessel, den sie getragen, an der eisernen Kette im Kamin festgehackt, worauf sie eine lustig prasselnde Flamme mit Hülfe von Spänen und Holzstücken, die sie mit sich führten, anfachten. Ein dritter setzte eine große Flasche auf den Tisch und nahm darauf des Hausbewohners Holzschuhe vom Stubenbalken herunter, wo sie nach alter Sitte ihren Platz hatten. Ein anderer hatte sich neben der Thür postirt und spähte, während die übrigen arbeiteten, ununterbrochen zum Fenster hinaus, als wollte er beobachten, wer sich möglicherweise von außen der Hütte nähern könnte. Um die Familie in den Betten dagegen kümmerte sich keiner mehr, sie schien für die Fremden gar nicht mehr vorhanden zu sein.

Der unbekannte Inhalt des Kessels begann zu brodeln und zu schmoren, während das Feuer knisterte. Der Lichtschein und die wechselnden Schlagschatten, wenn die Flamme stieg und sank, steigerten das Wilde und Abschreckende in den fremden, durchwetterten Gestalten. Simon erzählte später, er habe bemerkt, daß jeder der Männer eine Pistole und ein breites Messer in der Schärpe stecken gehabt habe. Der beschriebene Auftritt nahm ein besonders unheimliches Gepräge durch die Stille an, womit Alles vor sich ging, und die nur hie und da von einer gedämpften, beinahe flüsternden Stimme unterbrochen wurde. „Kannst Du verstehen, was sie zu einander sagen?“ fragte Ellen, ihre Lippen dicht an das Ohr ihres Mannes legend. — „Ja, natürlich!“

antwortete Sam kopfnickend, „jedes Wort. Ein Seemann wie ich versteht alle Sprachen." — „So sprich einmal mit ihnen und frag', was sie wollen."

„O nein, Vater!" flüsterte der Knabe, „sprich lieber nicht mit ihnen. Uhu, hu hu hu!" — „Es nützt auch zu nichts, wenn man mit den Kerlen redet," erwiderte Sam; „die lassen sich durch Redensarten doch nicht fortjagen. Sprich Du nur ein gutes Gebet, liebe Ellen!" — „Das habe ich schon gethan." — „Sag' nur noch einige her; das hält uns am besten dergleichen Zauberei vom Halse." — „Ach! ich habe alle Gebete hergesagt, die ich kenne."

„So sang' 'mal einen Gesang an, oder etwas aus dem Katechismus, was Dir gerade einfällt; das hat Alles zusammen dieselbe gute Wirkung."

Ellen begann rasch mit gedämpfter Stimme: „Erstes Kapitel. Von der Erschaffung der Welt. Die Bibel lehrt uns, daß die Welt nicht von Ewigkeit an gewesen sei, eben so wenig wie ein Haus sich von selbst bauen kann; denn jedes Ding hat seine Ursache, woraus es entspringt —" —„Schwarze Bärte und rothe Mützen," murmelte Sam. — Ellen fuhr fort: „Sünde kam in die Welt durch einen Menschen, und der Tod durch die Sünde, und der Tod drang bis zu allen Menschen, dieweil sie alle sündigten —" — „Weiße Hosen und rothe Schärpen um den Leib. Alles richtig!" unterbrach sie Sam. — Ellen fuhr fort:

„In der heil'gen Weihnachtszeit
Kann Dein Gemüth sich laben
Christ, brauche da all Deinen Fleiß,
Um Gottes Gnad' zu haben!"

„Lauter kleine Kerle mit schwarzem Haar und braunen Gesichtern. Das paßt wieder ganz genau!" — Und so fuhren die beiden Eheleute, jeder in seiner Weise, in ihren Selbstgesprächen fort.

Als der Inhalt des Kessels kochte, wurde dieser vom Feuer gehoben und auf den Tisch gesetzt, um welchen herum die Unbekannten, außer der Wache an der Thür, Platz nahmen. Ehe die Mahlzeit begann, entblößte der Aelteste sein Haupt und hing

die Mütze über die Flasche. Darauf zog er ein kleines Medaillon hervor, welches auf seiner Brust versteckt gewesen war, und hielt dieses beständig über den Tisch, während er gedämpft und beinahe singend einige Worte murmelte, welche die übrigen zu wiederholen schienen, wobei sie ihre Gesichter in den Händen verbargen. Als der Wortführer schwieg, steckte er das Medaillon wieder in den Busen, und nun begann die Mahlzeit, rasch und still, wobei man sich dreier Scheeren, des Spülnapfes und Messers, die zufällig auf dem Tische lagen, bediente.

Als der Mann, welcher bisher ununterbrochen auf seinem Posten geblieben war, an den Tisch trat, ging ein anderer an seinen Platz, wie jener den Weg beobachtend, der aus der Heide auf das Haus zuführte.

Sam war etwas dreister geworden, nachdem er bemerkt hatte, wie wenig Notiz von seiner Person genommen wurde. Er richtete sich auf, zog seine Weste über und begann mit Ellen in nicht mehr so leisem Tone zu reden. Simon blickte erschrocken zu ihm auf. Obgleich Sam nicht die geringste Anstalt machte aufzustehen, sondern ruhig im Bette sitzen blieb, so kam es dem Knaben doch vor, als zeuge das Anziehen der Weste von unbeschreiblicher Kühnheit.

Als die Mahlzeit beendet war, standen die Männer vom Tische auf. Zwei von ihnen nahmen den Kessel auf der Stange wieder über die Schultern, ein anderer ergriff die Laterne, und so verließen sie das Haus, still und rasch, wie sie gekommen waren. Als der letzte ging, wandte er sich gegen Sam um, nickte ihm zu und machte eine grüßende Bewegung mit der Hand. Dann zog er die Thür hinter sich zu und verschwand. In demselben Augenblick schlug die Stubenuhr an der Wand Eins.

Sam saß mit einem Ruck auf der Bettkante, wo er einige Minuten schweigend verharrte, abwechselnd Ellen und Simon ansehend. Dann stand er auf und ging zum Fenster. Er sah die Leute den Weg nach dem Meere einschlagen und hinter einer der Dünen verschwinden. Nachdem er die Thür sorgfältig verrammelt hatte, machte er zunächst seinem Herzen durch einen tiefen Athemzug Luft, dann brach er in die Worte aus: „So,

liebe Kinder, wenn Euch nun einmal in Zukunft Jemand etwas vom fliegenden Holländer erzählen sollte, so könnt Ihr Beide auch mitsprechen und sagen, Ihr habet in dieser denkwürdigen Nacht seine Mannschaft gesehen."

„Sie haben aber etwas von ihrem Zeug vergessen," sagte Simon, seine Blicke auf den Boden heftend, wo das zusammengerollte Päckchen noch lag. — Sam nahm dasselbe und wickelte es aus einander. Es war ein schöner, kostbarer, mit Pelzwerk gefütterter Damenmantel. — „Briefschaften oder Pelzmantel, Zauberei und Teufelskram ist doch Alles nur!" sagte er. „Unser Herrgott soll mich davor bewahren, daß so etwas in meinem Besitz bleibt!" — Noch ehe Ellen seine Absicht begriff, oder im Stande war, sie zu vereiteln, rollte er den Mantel wieder zusammen und schleuderte ihn mit dem Fuße ins Feuer. — —

Am nächsten Morgen erzählte ein Fischer, der in Bloarands Bucht eingelaufen war, er habe am vergangenen Tage gegen Abend, kurz bevor der Sturm losbrach, ein großes Schiff mit flatternden Segeln und vom Unwetter arg zugerichtet gegen den Landwind ankämpfen und sich der Küste nähern sehen. Sein Nachbar hatte später am Abend bemerkt, wie ein Boot vom Schiffe abstieß und dem Lande zusteuerte.

Das Bemerkenswerthe an dieser Geschichte ist übrigens weder der Bericht der beiden Fischer, noch das fremde Schiff, das am andern Morgen spurlos verschwunden war, ohne daß man dem Grund seines Besuchs auf die Spur kommen konnte. Auch Sam Sivers' bestimmte und fortdauernde Behauptung, er habe die Mannschaft des „Fliegenden Holländers" beherbergt, gab keinen näheren Aufschluß über die seltsame Angelegenheit. Dagegen erzählten am andern Morgen die Reisenden zwischen Hjerting und Varde, sie hätten in der Heide ein junges, fremdartig gekleidetes Mädchen gesehen; sie weinte und klagte und floh scheu und ängstlich in die Heide hinein, als man sich ihr zu nähern versuchte.

Das Gerücht hiervon verbreitete sich rasch in der Umgegend, mit all' den Uebertreibungen, womit gewöhnlich solche Geschichten ausgeschmückt werden. Es hieß, die Fremde stamme

aus vornehmer, hochstehender Familie, und sie habe ihre Heimat eines abenteuerlichen Handels wegen verlassen. Anfangs nannte man sogar den Namen der Familie, welcher sie angehören sollte. Ein Bauer aus der Gegend erzählte, sie habe sich in einer der vielen offenstehenden Schafhütten versteckt, die man in der Heide zerstreut findet, und erbettele ihre Nahrung in den umliegenden Häusern, zu welchem Zwecke sie sich aber nur in der Morgen- oder Abenddämmerung vorsichtig heranschleiche. Später hieß es wieder, sie sei durch gewaltsame Lähmung des Gebrauchs der Zunge beraubt, weshalb sie nur schwache, unartikulirte Laute ausstoße und nie eigentlich spreche, wenn sie Jemanden um eine Gabe angehe. In diesem letzten Punkte sagte das Gerücht die Wahrheit.

Das unbekannte Mädchen hat etwa vierunzwanzig Jahre — so lange ist es her, seit man sie zum ersten Mal sah — in der Gegend gelebt, ohne jemals ihre Heimat oder Abstammung zu nennen, ohne sich in Worten zu beklagen, oder eines Menschen Theilnahme anzurufen, ohne ihren Leiden einen andern Ausdruck zu geben, als durch Thränen.

Damit nun der günstige Leser, wie man in der guten alten Zeit sagte, diese Blätter nicht mit der Meinung aus der Hand lege, daß man ihm unter der Maske der Wahrheit eine abenteuerliche Geschichte habe bieten wollen, so muß ich, bevor ich weiter gehe, jede Vermuthung der Art beseitigen, indem ich auf den „Statsvennen v. J. 1837, Nr. 17 und 18“ verweise, wo das Schicksal dieses unglücklichen Mädchens in Jütland öffentlich besprochen ist, und es bleibt jedem überlassen, sich dort von der Richtigkeit des Sachverhalts zu überzeugen. Sie lebt heute noch, wo ich diese Zeilen schreibe, und fristet ihr einförmiges, freudenloses Dasein im Armenhospital zu Aarhus, dessen Vorstande ich die nachfolgenden Mittheilungen größtentheils verdanke.

Eines Nachmittags im Sommer 1822 kam die Unbekannte in die Wohnung des Revierförsters zu Frederiksdal bei Wilhelmsberg. Der Mann lag krank, als seine Frau ihm erzählte, draußen im Vorzimmer stehe ein junges Mädchen, das in

bemüthigem und wunderbar klagendem Tone um Etwas zu bitten scheine. „Gieb ihr eine Mark," sagte der Mann. — Die Frau gehorchte; aber die Fremde schüttelte den Kopf und schlug es sowohl dieses Mal, wie später immer ab, Geld zu nehmen. Dagegen bat sie um ein Stück Brod, indem sie durch Zeichen zu verstehen gab, daß sie hungrig sei. Die Frau gab ihr das Verlangte, die Unbekannte empfing es mit sichtlicher Freude und verschwand. Kurz darauf wurde sie von dem Schultheißen getroffen, der sie in das Armenhaus bringen ließ, wo sie lange Zeit lebte und jede Arbeit, die ihr aufgetragen wurde, willig verrichtete. Sie machte nie einen Versuch zu entfliehen, zeigte sich stets gelassen und still, klagte nie und nannte auch hier weder ihren Stand, noch ihre Heimat, selbst nicht, nachdem man sich von der Grundlosigkeit des Gerüchts in Betreff der gelähmten Zunge überzeugt hatte, und ihr Fragen darüber in verschiedenen Sprachen vorgelegt wurden.

Anfangs sah man sie fast immer in Thränen, wie in anhaltende Verzweiflung versunken. Die Obrigkeit, welche, nachdem sie einmal auf das Mädchen aufmerksam geworden war, Nachforschungen anstellte, hat nicht die mindesten Aufklärungen über die Unbekannte zu erlangen vermocht. Aus dem erwähnten Armenhause wurde sie in eine andere ähnliche Anstalt gebracht und dann in einem Schifferhause in Kost gegeben, wo sie sich auch den niedrigsten Dienstleistungen unterzog.

So ging ihr Leben hin. Endlich fand sie ihre Heimat im Hospital zu Aarhus. Hier blieb sie, so lange König Friedrich VI. lebte, für den sie ein Gegenstand auffallender Aufmerksamkeit war. Er besuchte sie, so oft er in die Stadt kam, und befahl, sie sorgsam zu pflegen, veranlaßte übrigens nie eine Untersuchung ihrer geheimnißvollen Vergangenheit, im Gegentheil, er widersetzte sich jedem Schritte, der in dieser Richtung gethan wurde. Glücklicherweise scheint jetzt auch alle Erinnerung an ihre sorgenvolle Vergangenheit ihr selbst entschwunden zu sein. Im letzten Jahr trübte sich ihr Verstand: ein farbiges Stück Glas, ein blanker Ring ist hinreichend, ihr Freude zu machen; ein kleines Stück gebrauchten Seidenzeuges versetzt

sie in Entzücken. Ihre Manieren und ihr ganzes Wesen verrathen noch jetzt die vornehme Dame, ihre Aufführung zeigt stets große Milde und Anhänglichkeit, verbunden mit einem hohen Grade von Sittsamkeit.

Als der Verfasser dieser Zeilen sie zuletzt sah, war sie etwa fünfzig Jahre alt, klein und mager mit einem schön ovalen, aber leichenblassen Gesicht und großen, schwarzen, lebhaften Augen. Ihre Stirn fängt an, runzlig zu werden, und zwar prägen sich diese Runzeln scharf und bestimmt aus, wie mit einem Messer geschnitten. Früher war sie ohne Zweifel sehr schön; ihre Züge sind noch immer angenehm, harmonisch und fein.

Jetzt lächelt sie bisweilen, oder singt in einer Sprache, die Niemand kennt, schmückt sich und scheint jede Ursache ihres tiefen, versteinerten Schmerzes, dessen Wirkungen ihrem Aeußeren aufgeprägt sind, vergessen zu haben.

Durch welche namenlosen Qualen mag diese Seele sich durchgerungen haben, ehe es so weit kam, daß das Bewußtsein des Elends sie verließ! Welch lange, öde Nacht, die keine andere Aussicht hat, als Vergessenheit, keine andere Erlösung, als Wahnsinn und Tod! Ist es Liebe, Verbrechen oder Strafe, was diese Fremde hülflos in die Wüste hinausstieß, wo sie wie ein einsamer Vogel sich zu Tode klagen kann, ohne gehört oder verstanden zu werden? Niemand weiß es. Vierzig Jahre lang hat man diese Frage wiederholt, ohne Antwort darauf zu erhalten.

Bruderhaß.*)

Nach dem Dänischen des Carit Etlar.

Es war schon Mitternacht vorüber, als Lisbeth mit raschen Schritten den Fußsteig am Saume des Waldes dahin eilte. Der Mond der auf der einen Seite schon etwas von seiner Kugelgestalt verloren hatte, strahlte trotzdem mit blendender Klarheit hernieder durch das Gewölk; aber das Mädchen hätte seinen Weg lieber in der dichtesten Finsterniß, als in diesem klaren Mondschein zurückgelegt, welcher hinter jedem Baume, hinter jedem Steine auf ihrem einsamen Wege groteske Schatten zeichnete.

Unwillkürlich fiel ihr dabei ein, daß ihre wandernde Gestalt auf weite Entfernung hin jedem aufmerksamen Blicke preisgegeben sei, und noch ein gutes Stück war sie von menschlichen Wohnungen entfernt. Auf der einen Seite lag der Wald und eine hohe Schattenwand, und bei der tiefen Stille konnte man den Laut jedes fallenden Blattes vernehmen, kein Vogel konnte träumend im Neste mit den Flügeln schlagen, ohne daß dies harmlose Rascheln Lisbeth erschreckte. Auf der andern Seite dehnte das Feld sich weit aus und erschien im Mondschein wie ein unendliches Lichtmeer, wie ein lebendes Bild in der Einsamkeit, die sie umgab.

Sie sah, während sie dahin ging, ängstlich spähend umher und kaum würde sie wohl diese Nachtwanderung gewagt haben, wenn ihr Gemüth nicht so tiefbekümmert gewesen wäre. Die Last ihrer Sorgen erschien ihr fast wie ein Schutz gegen die

*) Erschienen im Feuilleton der „Elberfelder Zeitung". Jahrgang 1861. Nr. 169. 170. 172. 173. 174. 176. 177.

Furcht, wie ein Schirm gegen jeden verbrecherischen Angriff. Dann und wann hielt sie ihre Schritte an und warf den Blick auf zu des Mondes freundlichem Schein, dazu mußte sie sich aber umdrehen und setzte sie dann ihre Wanderung wieder fort, so erschrak sie fast über ihren eigenen Schatten, der auf der Erde in Bewegung gerieth, indem sie sich umwandte.

Bisher hatten alle sie beruhigenden Schattenumrisse sich nur als leere Trugbilder erwiesen, Schattenspiele, womit die Nacht sich die Zeit vertrieb, aber da hinten an jenem Steine, ist die dunkle Gestalt dort auch nur ein Blendwerk? Sie scheint am Rande des Weges auf einem hohen Grenzstein zu sitzen, und es sieht aus, als hingen ihre Beine tief in den Graben hinab. Aber vielleicht sind es nur die Zweige eines überhängenden Busches, der sich dies menschliche Aussehen giebt; doch nein, es bewegt sich; jetzt sind es sogar zwei Gestalten, und die lange Stange, welche die eine in der Hand hält, ist sicher kein hervorragender Zweig. Lisbeth stand entsetzt einen Augenblick still. Aber sie mußte vorbei, wohin sie ihren Blick auch wandte, überall konnten die zwei seltsamen Wesen sie leicht verfolgen. „In Gottes Namen denn gerade aus!“ dachte sie und setzte ihren Weg entschlossen fort. Da rührten die Gestalten sich wieder, die eine verlängerte sich hoch in die Luft hinein, die andere blieb klein und niedrig, so traten sie in den Weg hinein und kamen ihr entgegen; aber Lisbeth ging jetzt weit ruhiger vorwärts: sie hatte in den Gestalten einen Jäger mit seinem Hunde entdeckt.

Auch der Jäger sah etwas verwundert auf das schlanke Mädchen, welches ihm zu so nächtlicher Zeit allein begegnete; er war erst kürzlich in diese Gegend und in den Dienst des Gutsherrn gekommen, kannte daher die Bewohner der Umgegend nur wenig. Als er der Nachtwandlerin näher gekommen war, legte er die Hand auf den Kopf des Hundes und trat selbst zur Seite, indem er einen freundlichen „guten Abend“ grüßte. Die höfliche Anrede beruhigte Lisbeth vollkommen, sie erwiderte dieselbe indessen nur im Weitergehen. Aber während sie dabei ihren Kopf dem Jäger zuwandte, hatte dieser schon beim Mond-

schein den jugendlichen Ausdruck und die klaren, blauen Augen erkannt und wandte sich sogleich, ihr nachfolgend, um.

„Wohin so spät?“ fragte er theilnehmend.

„Ich komme von einem Kranken,“ antwortete das Mädchen, „und muß zurück zum Hause meines Bruders.“

„Fürchtest Du Dich denn nicht, bei so später Nacht hier am Walde zu gehen?“ fuhr der Jäger fort, der seinen Hund an sich pfiff und ihr jetzt zur Seite ging.

„Ach ja,“ antwortete Lisbeth, „aber es muß sein, morgen bei Zeiten muß ich wieder zu Hause sein, denn unsere Thiere bedürfen meiner und mein Bruder darf mich nicht vermissen.“

„Ich will Dich begleiten,“ sagte der Jäger und, gleichsam um ihr Vertrauen einzuflößen, rief er seinen Hund noch näher zu sich heran; „sieh, hier ist mein treuer Waldmann, er folgt mir jede Nacht und leistet mir Gesellschaft; aber ruhig muß er sein, wenn ich es verlange, sahst Du nicht, wie ruhig er am Rande des Grabens neben mir saß?“

Das Mädchen sah auf zu dem Begleiter, und sein gutes, treuherziges Gesicht verscheuchte auch den letzten Schatten von Mißtrauen. „Es muß doch recht unheimlich sein, so Nachts im Walde umherzugehen,“ sagte sie, „hier außen im Freien geht's noch, aber da drinnen unter den Bäumen, da hinein möchte ich um keinen Preis auch nur zehn Schritte.“

„Ei,“ sagte der Jäger, „der Wald ist ja mein eigen Haus, und da kann ich nöthigenfalls mit Bestimmtheit und Nachdruck reden.“ Er schlug dabei an seine Büchse. „Und in einer so wunderbar schönen Nacht ist es ja eine wahre Freude, hier draußen zu sein, wenn mir auch diese Nächte ziemlich ungünstig sind; denn bei solchem Wetter bleiben die Wilddiebe wohlweislich zu Hause, aber bei Regen und Nebel, da ist's etwas Anderes.“

So gab ein Wort das andere und bald wurde auch das Mädchen zutraulicher. Die Unterhaltung kürzte den Weg, und Lisbeth war gar nicht ängstlich mehr, wie sollte sie auch? Der junge Jäger ging ja an ihrer Seite mit dem Gewehr im Arm, und der treue Waldmann spazierte in stolzer Haltung hinter ihnen her, als wäre es sein Amt, beide zu bewachen. Bei den

ersten Häusern im Dorfe angelangt, wechselten sie noch einige Worte, wobei verabredet wurde, daß Lisbeth das nächste Mal den Weg nicht wieder allein zurücklegen sollte.

Jede Nacht nahm der Mond mehr ab, aber getreulich fuhr er fort, Lisbeth auf ihren nächtlichen Wanderungen zu leuchten. Da, wo der Weg nach dem Nachbardorfe abbiegt, saß der Jäger jeden Abend und wartete. Jetzt ging sie ruhig und sorglos mit ihm durch den Wald. Bisweilen machte es sich auch wohl, daß sie sich ein Stündchen auf der Grasbank am Wege niederließen, da wo Lisbeth zuerst durch den Anblick ihres Begleiters erschreckt worden war, dem sie jetzt ihre Bekümmernisse und Sorgen in solchen einsamen Stunden ohne Scheu anvertraute. —

Vor mehreren Jahren kaufte ein Gutsherr in Jütland eine Heerde Ochsen drüben in der Marsch und holstein'sche Treiber brachten dieselbe langsam nach seiner Besitzung hin. Der eine von diesen Leuten hatte zwei Kinder bei sich, die ihm halfen, auf die Thiere zu passen. Als sie das Ziel ihrer Reise erreicht hatten, wurde der Vater plötzlich krank und mußte auf dem Gute zurückbleiben. Seine beiden Knaben pflegten ihn getreulich, in der Hoffnung, daß er bald wieder mit ihnen nach der Heimat zurückziehen möchte, aber ihre sorgsame Pflege war vergebens, er kam nicht wieder auf von seinem Krankenlager, und nach Verlauf eines Monats waren beide Knaben elternlos. Hand in Hand saßen sie weinend bei der Leiche ihres einzigen Freundes und Versorgers. Sie waren alt genug, die Größe ihres Verlustes zu fassen, und zu ihrem Kummer gesellte sich noch die Sorge, wie sie allein den weiten Weg in die Heimat zurückfinden sollten. So fand sie der Gutsherr, als er, von dem Tode des deutschen Treibers unterrichtet, in das kleine Stallgebäude eintrat, wo die Leiche lag. Freundlich befragte er die Kinder, ob sie daheim Verwandte oder Freunde hätten, — nein, Niemand; eine kleine Schwester nur, die bei fremden Leuten untergebracht war; weiter fragte der Mann, ob der Vater eigen Haus und Herd gehabt hätte, — auch das nicht; sie waren gewohnt, die Tage mit dem Vater auf Reisen und die Nächte auf dem Stroh im Stalle zuzubringen. „So habt Ihr

auch wohl kein Geld?" — „Nein, nur den geringen Treiberlohn, welchen der Vater erhalten hatte," und dabei weinten Beide bitterlich. Der Gutsherr war ein braver Mann, er wurde im Herzen gerührt und führte die Knaben von der Leiche fort mit dem Versprechen, daß er für sie sorgen wolle. Er hielt Wort; als der älteste, Conrad, erwachsen war, gab er ihm eine kleine Stelle in Pacht, der jüngste, Heinrich, kam zum Hegereiter und erlernte das Jägerhandwerk. Beide waren wackere Burschen, die einander innig liebten. Wenn sie auch bald aufhörten, ihre Muttersprache zu reden, so fühlten sie sich doch stets von einem andern Volksstamme, als demjenigen, welcher sie umgab, an Rückkehr in ihre Heimat dachten sie jedoch nie. In einem Punkte vereinigten sich ihre Wünsche ganz besonders, nämlich ihre Schwester Lisbeth bei sich zu haben und dieser eine neue Heimat bei sich zu schaffen.

Im Aeußern glichen die beiden Brüder einander wenig; Conrad war eine große, kräftige Gestalt, breitschultrig und stark wie ein Riese; Heinrich war kleiner und schmächtiger, aber leicht und behende, mit hellerem Haar und Auge, als der Bruder, was ihm ein milderes Aussehen verlieh. Beide waren jedoch augenscheinlich von gleich ruhigem und zurückhaltendem Wesen, nur wenn das dicke friesische Blut einmal bei ihnen ins Kochen gerieth, so brausten sie gleich wild auf und waren dann nicht leicht zu besänftigen.

Die Schwester Lisbeth kam endlich zu ihnen und zog in Conrads Haus ein, der bereits seinen eigenen Pachthof bekommen hatte, Heinrich war immer noch beim Hegereiter. Der Brüder Freude war groß, als sie endlich ihre einzige Verwandte bei sich hatten, auch Lisbeth hing mit ganzem Herzen ihnen an; sie wurde bald heimisch in der fremden Umgebung, gewöhnte sich an die fremde Sprache und lachte oft herzlich, wenn sie ein Wort aussprach, was ihr selbst absonderlich vorkam, weil ihre Betonung derjenigen nicht glich, die sie tagtäglich zu hören gewohnt war. So lebte die kleine Familie glücklich, bis ihre Ruhe für immer gestört werden sollte.

Conrad hatte sich eine Büchse zugelegt, womit er an Sonn-

und Festtagen häufig Uebungen anstellte und welche er, wie er behauptete, dazu benutzen wollte, um Krähen damit zu schießen. Heinrich betrachtete das Gewehr mit unverkennbarem Mißvergnügen und äußerte mehrmals in des Bruders Gegenwart, daß außer Forstbeamten eigentlich Niemand ein Gewehr führen dürfe, weil ihr Zweck ein zu ernster sei. Hierauf entgegnete Conrad mit ruhigem Lächeln, daß Vieles, was für den Einen zum Nutzen, auch für den Andern zum Vergnügen geschaffen sei. Bald aber wurde Lisbeth zu ihrer Betrübniß darüber aufgeklärt, was Conrad mit dem Anschaffen des Gewehrs bezweckt hatte, denn eines Morgens kam der Bruder zu ihr, legte geheimnißvoll den Finger auf die Lippen und führte sie hinaus ins Nebengebäude, wo er unter einem Bund Stroh einen erlegten Dammhirsch versteckt hatte. Lisbeth erschrak und war einer Ohnmacht nahe, sie schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und brach in die Worte aus: „Aber Conrad! Was hast Du gethan?" „Na, na, kleine Närrin!" antwortete Conrad lachend, „Du fürchtest Dich doch wohl nicht etwa vor dem herrlichen Braten? und bist Du so ängstlich, so brauchen wir ihn ja nur zu verspeisen, dann ist Nichts mehr da, was uns verrathen kann."

„Aber," sagte Lisbeth, von banger Ahnung erfaßt, „wenn Du Jemandem im Walde begegnet wärest?"

„Ei," entgegnete er, „der Erste, dem ich hätte begegnen können, wäre mein eigner Bruder, der würde wohl ein Auge zudrücken und mich meinen Weg gehen lassen!"

Lisbeth schüttelte betrübt den Kopf. Der Bruder klopfte ihr die Wangen: „Du wirst mich doch nicht gar verrathen wollen?" sagte er.

„O nein, wie magst Du daran denken?" sagte sie, „aber doch bin ich ängstlich, daß es Jemand erfahren könnte."

Von diesem Augenblicke an bewachte Lisbeth mit heimlicher Angst ihren Bruder, um zu erfahren, wenn er etwa in den Wald zu gehen beabsichtigte; aber seine unerschütterliche Ruhe täuschte sie stets, und sie erfuhr immer erst, daß er zur Jagd gewesen sei, wenn sie den Beweis dafür in einem in der Küche hingelegten Thiere fand. Der Gedanke quälte sie furchtbar,

daß sie seine Mitschuldige sein sollte, aber alle ihre Vorstellungen waren vergebens; er hörte sie geduldig an, wollte aber nicht das Versprechen geben, diese Ausflüge, welche zu sehr verschiedenen Zeiten stattfanden, aufzugeben. Heinrich schien lange Zeit kein Mißtrauen gegen den Bruder zu hegen, er war selbst oft zum Besuch im Nachbardorfe abwesend, wo er sich in des Schulmeisters Tochter verliebt hatte, aber eines Tages kam er verdrießlich zum Bruder hin.

„Was fehlt Dir denn?“ fragte Conrad.

„Ich habe mich geärgert,“ antwortete Heinrich und setzte das Gewehr barsch in die Ecke, „es sind Wilddiebe im Walde, die holen mir ein Thier nach dem andern fort, und was mich am meisten dabei ärgert, ist, daß ich ihnen nicht auf die Spur kommen kann; liege ich auf dem einen Ende des Waldes, so höre ich den Schuß auf der andern Seite, und ehe ich dahin komme, sind sie fort und haben die Beute mitgeschleppt. Aber wenn ich auch vom Morgen bis zum Abend auf der Lauer liegen soll, fangen werde ich sie doch noch; laß sie sich nur in Acht nehmen!“ fügte er mit einem scharfen Blick auf den Bruder hinzu. Conrad saß ruhig auf der Bank und sah vor sich nieder.

„Ist's denn wohl der Mühe werth, sich das so zu Herzen zu nehmen?“ sagte er endlich. „Die Thiere im Walde gehören ja doch Allen und Keinem, thue, als ob Du nichts hörtest!“

„Nein, es ist meine Pflicht, dem Unwesen zu steuern,“ sagte Heinrich hitzig, „und Gott möge Demjenigen beistehen, den ich einmal treffe; bevor er mir entwischt, soll er meine Kugel zwischen den Rippen haben.“

„Das ist Recht!“ erwiderte Conrad mit eigener Betonung, „ein Menschenleben ist eine gute Bezahlung für einen Rehbock!“

„Mir gleichviel,“ brummte Heinrich, „wer mir in den Weg kommt, soll's bereuen.“

Lisbeth hörte angstvoll dieser Unterredung zu. Als der Jäger gegangen war, ging sie zu dem Bruder hin und sagte bittend: „Nicht wahr, lieber Conrad, Du gehst nun nicht mehr in den Wald?“

Der Bruder sah sie lächelnd an, ging darauf zum Waldschrank, öffnete diesen und zog einen feisten Rehbock hervor.

„Siehst Du," sagte er, „gerade aufs Blatt getroffen, meinst Du, ein Jäger verstände es besser? Wenn er an dem einen Ende des Waldes versteckt liegt, so knallt es los am andern Ende, und wenn er dahin eilt, so ist Alles verschwunden." Und er lachte herzlich. Lisbeth, tief aufseufzend, trug das Thier fort. Mit übermüthiger Zufriedenheit dachte Conrad den ganzen Abend an des Bruders Worte und freute sich im Stillen seiner Schlauheit. Als er zur Ruhe gegangen, war es ihm im Traume, als schleiche er mit der geladenen Büchse durch den Wald. Unruhig erwachte er und sah durch das Fenster hinaus in die stille Herbstnacht, die ein durch leichte Wolken verschleierter Mond dämmernd erhellte. Er betrachtete die Stellung der Sterne am Himmel, es konnte nicht lange mehr währen, bis der Morgen graute.

Die wilde Jagdlust erwachte mit unwiderstehlicher Macht in ihm. „Das ist gerade die rechte Zeit," dachte er, „jetzt sind die Jäger, vom Herumstreifen müde, nach Haus gegangen," und er sprang auf, kleidete sich leise an und ergriff die Büchse. Als er sich in den lautlosen, dunkeln Wald einschlich, hätte er im übermüthigen Sicherheitsgefühle vor Freude gern laut aufgejubelt, doch still eilte er auf seinen gewöhnlichen Anstand und legte sich auf die Lauer. Er ahnte nicht, daß ein wachsames Auge auf ihn geheftet war, daß ein Büchsenlauf, von einer vor Aufregung zitternden Hand umspannt, mehrere Male während dieser Zeit durch das Laub hindurch auf seine ruhige Stirn gerichtet wurde und daß der Tod ebenso oft scheu von ihm zurückwich. Keine Furcht beunruhigte ihn und mit freudig klopfendem Herzen hörte er den raschelnden Tritt eines heranziehenden Thieres. Mit sicherer Hand legte er an, ein Knall, und todt stürzte sein Opfer vor ihm nieder. Mit Mühe nur ein jubelndes „Hollah" unterdrückend sprang er vor zur Stelle, da erhebt sich plötzlich vor ihm eine Gestalt mit der Büchse im Anschlage. Es war schon hell genug, um Heinrichs bleiches, drohendes Antlitz erkennen zu können. War es Angstschweiß oder Morgenthau, der in Tropfen auf seiner Stirne lag? Mit dem Gewehr an der Backe sagte er mit hohler Stimme: „Wirf die Büchse von Dir!"

Conrads erste Bewegung war ein Erheben der Büchse, doch es fiel ihm ein, daß sie nicht mehr geladen sei, er ließ sie wieder sinken. Er war in seines Bruders Gewalt, und das finstere, fest auf ihn gerichtete Auge ließ keine Nachsicht hoffen.

„Wirf die Büchse fort!“ wiederholte der Jäger drohend.

„Nimm das Thier und laß mir die Büchse!“ antwortete Conrad, wobei er ruhig zu sprechen versuchte. Dadurch wurde Heinrich noch mehr gereizt.

„Dein Leben gehört mir,“ sagte er wild, „aber ich will mich mit der Büchse begnügen, und nun zum letzten Male wirf sie von Dir!“

Conrads Hand umschloß die Waffe fester, er wünschte begierig, sie möchte geladen sein; aber nach kurzem Bedenken sagte er bittend: „Laß es doch gut sein, Heinrich, laß mich gehen und mich die Büchse behalten, ich gelobe Dir dafür auch, es soll das letzte Mal gewesen sein, daß ich jage.“

„Elender Wilddieb!“ donnerte Heinrich, „ein Wort noch und meine Geduld ist zu Ende. Wenigstens unschädlich will ich Dich machen. Fort mit der Büchse, oder im nächsten Augenblicke sitzt Dir meine Kugel im Leibe!“

„Verdammt sei der Tag, an welchem ich Dir das verzeihe!“ rief Conrad, „wäre mein Gewehr geladen, so würde es sich zeigen, wer von uns lebendig den Platz verließe. Da, elender Herrendiener, falscher Dienstjunge! Da hast Du meine Büchse; Du sollst sie aber noch theuer bezahlen!“

Mit leidenschaftlicher Heftigkeit warf er das Gewehr von sich, indem er versuchte, den Bruder damit zu treffen; aber unschädlich flog es bei Heinrich vorbei. Conrad entfloh durch den Wald, jetzt aber nicht mehr schleichend und lautlos; Heinrich, der lange da stand, ohne sich zu rühren, hörte die Zweige unter seinen schweren Tritten brechen.

Von diesem Augenblicke an haßten sich die Brüder tödtlich. Sie suchten sich nie mehr auf, der eine nannte nie den Namen des andern, und sprach Jemand zu dem einen Bruder über den andern, so antwortete der Angeredete nicht, sondern sah finster vor sich nieder. Vergebens suchte Lisbeth Frieden zu stiften,

oft bekam sie gar keine Antwort, oder was sie hervorlockte, war ein Fluch und das Gelübde ewigen Hasses. Einmal begegneten sie sich auf dem Wege zur Kirche, sie warfen sich einen finstern Blick zu und Conrad kehrte um und ging nicht in die Kirche. Heinrich ging nach jener Nacht nicht mehr in den Wald, er überredete seinen Wohlthäter, den Gutsherrn, ihm einen kleinen Pachthof zu überlassen und bald darauf verheirathete er sich. Es ging aber knapp bei ihm her; seine Familie vergrößerte sich durch mehrere Kinder, und dabei wurde sein Haus oft von Krankheit heimgesucht. Bei Conrad dagegen gedieh und erweiterte sich der Betrieb zusehens. Sich zu verheirathen, daran dachte er nicht, eine Büchse kam aber auch nicht wieder in sein Haus hinein. Lisbeth theilte sich zwischen den Beiden, sie wohnte, wie bisher, bei Conrad, suchte indessen auch in Heinrichs Hause behülflich und nützlich zu sein. Conrad fragte nie, wohin sie gehe, oder woher sie käme, sie suchte sich so viel als möglich zwischen ihnen zu theilen, als fürchte sie eine stumme Eifersucht, die sie mehr ahnte, als sah. Bei Heinrich ging es beständig zurück und Lisbeth hätte Conrad gern gebeten, dem Bruder zu helfen. Als sie aber einmal einige Worte über die Bedrängniß dort fallen ließ, lachte Conrad vor Freude hell auf, und als sie in Heinrichs Hause hierüber sich beklagt, antwortete ihr dieser ingrimmig, daß er lieber seine Frau und Kinder vor Hunger sterben sehen wolle, ehe er den kleinsten Bissen Brod aus seines Bruders Hand annehme. Trotziger Menschensinn! Du hast so rasch die Heimsuchung auf Dich herabbeschworen, sieh' jetzt, wie Du Dir aus der Noth hilfst! Heinrichs Frau wurde krank und bettlägerig, die Kinder entbehrten der nöthigen Wartung und Pflege, die Steuern sollten bezahlt werden, und doch war Nichts im Hause. Heinrich wußte keinen Ausweg, wohin er den Blick auch wandte.

Aus diesem Hause des Elends kam Lisbeth in jener Mondnacht, und das waren die Sorgen, die sie dem jungen Jäger zuweilen anvertraute, wenn sie allein mit ihm auf der Grasbank am Walde saß. — — —

Eines Tages nun kam der Jäger in Heinrichs Haus, als

Lisbeth auch zugegen war, und stellte sich als der Verlobte des Mädchens vor. Heinrich hatte für wenig Anderes Sinn, als für seine beständigen Grübeleien darüber, wie er die Steuern bezahlen könne, damit seine kranke Frau nicht Haus und Hof verlassen müsse, aber trotzdem nahm er den Jäger freundlich auf und sagte: „Lisbeth ist ein braves Mädchen, sie wird Sie glücklich machen, aber Sie kommen in eine unglückliche, übelgesinnte Familie hinein, bedenken Sie, was Sie thun!“ Aber der Jäger lehnte die Warnung ab, er setzte sich und sah mit innerer Freude, wie das Mädchen so leicht und sicher in dieser vernachlässigten Haushaltung Mutterstelle versah und mit welcher Liebe die Kranke und die Kinder ihr anhingen. Auf dem Heimwege sagte Lisbeth zu ihm: „Aber bei Conrad wird es nicht so leicht gehen, da muß ich Dir erst den Weg bahnen, gedulde Dich nur noch einige Zeit.“ Und sie hatte Recht, denn kaum hatte Lisbeth von dem Jäger und ihrer Liebe zu ihm erzählt, als Conrad zornig in die Worte ausbrach: „Ehe ich einen Jägerrock mir ins Haus kommen lasse, eher werde ich Dich aus dem Hause jagen! Habe ich noch nicht genug mit diesem Volk zu thun gehabt?“ Damit ging er hinaus, brummte den ganzen Tag und wollte mit Lisbeth gar nicht reden. Sie fand sich geduldig in ihr Schicksal und tröstete sich mit des treuen Waldmanns Besuch. Sein Herr hatte ihn nämlich gelehrt, Lisbeth aufzusuchen, sobald er ihren Namen nannte, und manche kleine Liebesbotschaft war oft unter seinem großen Halsband versteckt gewesen. Der Hund war ebenso gern bei dem Mädchen, als bei seinem Herrn, und oft behielt ihn Lisbeth bei sich, bis sie sich zu dem verabredeten Orte hinbegab.

Die Nächte waren jetzt länger und dunkler geworden, so daß Lisbeth ihre späten Abendwanderungen aufgeben mußte, sie ging deshalb, um bei Conrad nicht zu oft und zu lange entbehrt zu werden, Vormittags, wenn sie ihre Geschäfte zu Hause besorgt hatte, zu Heinrich hinüber, um auch hier ihre Liebesdienste zu verrichten.

Als sie aber eines Morgens kam, wurde sie von der kranken Frau mit Klagen empfangen; Heinrich war schon in früher

Morgendämmerung ausgegangen und noch nicht zurückgekehrt. Das älteste der Kinder hatte ihn überall im Dorfe, aber vergebens gesucht, und die kranke Frau selbst war überzeugt, daß er nicht im Orte wäre, denn sie wußte, daß er in den Wald gegangen war, um Reisig zu holen. Was war ihm zugestoßen? hatte er vielleicht etwas Ungesetzliches begangen, wobei er auf frischer That ertappt war? Das Krankenlager wurde zu einer Folterbank durch die Ungeduld und den Kummer der Kranken. Lisbeth ging selbst zu den dienstfertigen Nachbarn, um sie zu vermögen, ihren Bruder im Walde zu suchen, und sie hielt sich diesen Vormittag so lange in Heinrichs Hause auf, bis sie erfuhr, welche Nachricht sie brachten; sie kamen nach mehrstündigem Suchen zurück, aber ohne ihn. Er war und blieb verschwunden. Lisbeth tröstete die Frau damit, daß er wohl in einem andern Geschäfte weiter fortgegangen wäre, aber ihr eigenes Herz war beklommen, als sie wieder nach Hause eilte.

Als sie dort ankam, stand Conrad zu ihrer Verwunderung im Garten und zerhackte Reisig, das er denselben Vormittag erst aus dem Walde geholt haben mußte, denn früh am Morgen war es noch nicht da gewesen. Lisbeth eilte zu ihm hin und fragte lebhaft, indem sie auf das Brennholz zeigte: „Woher hast Du das bekommen?“

„Im Walde natürlich,“ antwortete Conrad ohne aufzusehen und arbeitete ruhig weiter.

„Um Gottes Willen,“ rief das Mädchen, seinen Arm heftig ergreifend, „bist Du ihm begegnet?“

„Wem?“ fragte er mit finsteren Blick.

„Heinrich,“ antwortete Lisbeth und sank erschreckt auf ein Reisigbündel nieder, indem sie, von banger Ahnung ergriffen, ihre Hände über dem Kopfe zusammenschlug.

Bei diesem Namen warf Conrad wüthend die Axt von sich und wollte ins Haus gehen, aber Lisbeth sprang auf, lief ihm nach und hielt ihn zurück. „Heinrich ist heute Morgen in den Wald gegangen und nicht zurückgekehrt, wo ist er, Conrad, wo ist er?“ Beinahe instinktmäßig suchte ihr Blick die Axt und

sie fügte in jammerndem Tone hinzu: „Mein Gott und Helfer! es ist Blut an der Axt!“

Conrad wurde todtenbleich, er zitterte heftig und konnte kaum das Wort „Aber Lisbeth!“ hervorbringen.

Einen Augenblick standen die beiden Geschwister einander gegenüber und betrachteten sich mit stierem Blick, dann hob Conrad seine Hand auf, hielt sie Lisbeth hin und deutete auf einen stark blutenden Finger. „Ich habe mich mit der Axt verwundet,“ sagte er mit Anstrengung. Lisbeth sah ihn forschend an, dann warf sie einen Blick gen Himmel — eine stumme Frage, ein ängstliches Flehen — und eilte ins Haus hinein, um ihre täglichen Geschäfte mit fieberhafter Hast zu verrichten.

Den übrigen Theil des Tages wurde kein Wort zwischen ihnen gewechselt, und sobald Lisbeth das Mittagsessen an die Dienstleute vertheilt hatte, lief sie wieder hinüber zu Heinrichs Hause. Noch immer keine Nachricht. Die Kranke jammerte und die Kinder weinten, vergebens suchte Lisbeth zu trösten, auf ihr selbst lastete der Kummer nur zu schwer. Ihre Gedanken richteten sich auf ihren Verlobten, den Jäger, weshalb ließ er sich den ganzen Tag nicht sehen? Sie war heute doch schon oft an der Stelle im Walde, wo sie sich gewöhnlich zu treffen pflegten, vorübergeeilt. Wie ein Blitz kam ihr der Gedanke, bei ihm Hülfe zu suchen, aber eine ihr unerklärliche Angst, eine Furcht ohne deutliche Form hielt sie davon ab. Außerdem war es weit bis zur Wohnung des Försters, und lange durfte sie ja nicht ausbleiben, das litt Conrad nicht. Sie brach bald auf und verließ die jammernde Mutter mit dem Versprechen, am nächsten Morgen frühzeitig wiederkommen zu wollen.

Für Conrad war es eine rechte Erleichterung, als die Schwester ihn am andern Morgen verließ; er ging vor die Thür, um frische Luft zu schöpfen. Er wollte gern ruhig scheinen, deshalb zündete er seine Pfeife an, lehnte sich an das Hofthor und betrachtete die Vorüberziehenden. Ohne sich dessen selbst bewußt zu sein, trug er sein gutes Gewissen zur Schau, dabei versuchte er, möglichst sorglos auszusehen, indem er die Tabakswolken mit der gleichgültigsten Miene von sich blies. Ab und

zu kam ihn auch wohl die Lust an, einen guten Bekannten durch eine freundliche Anrede in ein Gespräch zu ziehen, aber die Worte blieben ihm im Halse stecken, und er ließ es dabei bewenden, freundlicher und zutraulicher zu nicken, als er sonst bei seinem ruhigen Wesen voller Selbstgefühl zu thun pflegte. Und doch dachte keiner der Vorüberziehenden: „Unser Nachbar Conrad ist ja heute besonders gut gelaunt.“ Wer kommt dort drüben den Weg entlang? Ja, richtig, es ist der Kirchspielvoigt und er lenkt seine Schritte gerade auf Conrads Haus zu. Conrad wird übel zu Muthe, er kann die Pfeife nicht mehr ruhig halten, und als der Mann näher kommt, nimmt er die Mütze ab und grüßt ehrerbietig; es scheint ihm aber, als grüße der Kirchspielvoigt nicht so freundlich wieder, als es sonst seine Weise ist.

„Wissen Sie, daß Ihr Bruder spurlos verschwunden ist?“ redet ihn der Mann ohne Weiteres an. Ehedem würde Conrad eine solche Frage mit einem Fluch über den, der sie gethan, beantwortet haben, heute entgegnete er kurz: „Ich weiß es.“

„Haben Sie keine Meinung darüber, wo er wohl geblieben sein kann?“ fuhr der Frager fort.

„Ich?“ erwiderte Conrad, und nach kurzem Schweigen fügte er hinzu: „Ich sehe ihn ja nie!“ Dabei sah er unsicher zur Seite, um dem scharfen Blicke des Kirchspielvoigtes auszuweichen. Er erröthet, aber indem eine innere Stimme ihm zuflüstert, daß er ja unschuldig sei, und Niemand ein Recht habe, Böses von ihm zu argwöhnen, so will er stolz den Blick erheben, aber — es geht nicht, er fühlt, daß seine arbeitenden Gesichtsmuskeln ihn eines Verbrechens anklagen, welches er nicht begangen, und eine schreckliche Angst bemeistert sich aller seiner Sinne.

„Haben Sie denn nicht nach ihm gesucht?“ fuhr sein Plagegeist fort. „Nein, nein,“ stöhnte der Gequälte.

„Sie waren aber doch zu derselben Zeit im Walde, als Ihr Bruder dort war,“ sagte der Kirchspielvoigt. Conrad zitterte heftig, es wurde ihm dunkel vor den Augen, und er wußte selbst nicht recht, was er sagte, als er stammelte: „Ich bin unschuldig!“ „Noch klagt Sie ja Niemand an,“ sagte der Voigt in ruhigem Tone, indem er weiterging.

Conrad kommt wieder zu sich selbst, er ist allein, seine Pfeife ist ihm aus der Hand gefallen und liegt zerbrochen auf den Steinen. Er bückt sich, sammelt die Stücke auf und geht in den Garten. Hier setzt er sich auf die Bank neben der Hausthür, legt die gefalteten Hände über ein Knie und sieht aus, wie ein geschlagener Mann. In qualvollen Gedanken betrachtet er die Vergangenheit und Gegenwart. Wohl hat er seinen Bruder tief gehaßt, aber an seinem Blute ist er unschuldig, er weiß in diesem Augenblicke noch nicht, wo er ist, ob er überhaupt lebt oder todt ist, und doch zeugt bereits in den Augen der Menschen Alles gegen ihn, um ihn zum Brudermörder zu stempeln — der verschwundene Bruder, der bittere Haß, die blutige Axt, die rothen Tropfen auf dem Reisig, der gleichzeitige Gang in den Wald und die ersichtliche Herzensangst — alles falsche, lügnerische, aber in jedes Andern Auge glaubwürdige Zeugen gegen ihn, sogar in dem der eigenen geliebten Schwester!

Er richtet sein Haupt auf, als wolle er andere Gegenbeweise suchen, gleichsam um sich selbst zu trösten, versucht er mit Kraft auszurufen: „Ich bin wahrhaftig unschuldig!“ aber seine Stimme klingt matt, aus gequälter Brust. Wie soll er damit Andere überzeugen, da es ihm bei sich selbst nicht gelingen will.

Da saß er nun auf der Bank, dieser eisenfeste Mann, dieser eigensinnige, unwissende Bauer, der nie seinen Verstand auf dem Schleifstein des Denkens geschärft hatte, dessen Urtheilskraft sich nie in Spitzfindigkeiten von Lehrsätzen geübt, der sein Auge nie in ein anderes Buch geworfen, als welches die Natur ihm täglich als unbeachtetes Blatt aufgeschlagen — und doch kam er durch seine Grübeleien langsam, aber sicher zu der Ueberzeugung, daß sehr wenig Unterschied herrscht zwischen der bösen That, die der Gedanke vollbringt, und der, welche die Hand ausführt, daß die Feinheit eines Haares ein breiter Weg zu nennen ist gegen diesen Unterschied. Er haßte seinen Bruder tödtlich, was stand noch im Wege, daß nicht dieser Haß auch zu Mord und Todtschlag führen könnte? Nur seine Feigheit! und nun der Zufall ihm zu Hülfe kommt und die That für ihn ausführt, oder ihn nur hinüberführt aus der Welt der Ge-

danken in die des Wirklichen, Handgreiflichen, nun will er dem dienstfertigen Helfer nicht danken, nein, nun möchte er seine Hände in Unschuld waschen und ausrufen: „Ich habe es nicht gethan!“

Von solchen Gedanken gepeinigt, möchte er am liebsten aufspringen und laut um Hülfe rufen; seine Qual war groß. Aber wer kann ihm helfen? Wo in der Welt ist eine Seele, so edel, so rein, so hochgesinnt und so unberührt vom häßlichen Koth des Lebens, der allen Händen und Herzen anklebt, daß sie ihm glauben und ihn von der blutigen That freisprechen wird? Keine, keine, selbst die eigne Schwester verdammt ihn!

Er hat die Augen geschlossen und ringt die Hände, seine Brust arbeitet, sein Geist schweift weit umher in dem großen Flammenmeer der Angst und Schrecken, der fürchterlich deutlichen Schatten und der ängstigenden Blindheit, worin die Menschheit, Einer wie Alle, und Alle wie Einer, ihr Trachten und Denken läutert. Seine Seele ist beinahe dahin gekommen, furchtsam und bebend in diesem Feuer unterzugehen.

Da wurde sein sorgenschweres Haupt von zwei warmen Händen umfaßt, er schaut betroffen auf und erblickt Lisbeth. „Was ist Dir mein Bruder?“ fragte sie, indem sie sich in der Bewegung der Muttersprache bediente. Bei seiner Stimmung schnitten ihm die lange nicht gehörten, wohlbekannten Laute tief ins Herz. „Kain, wo ist Dein Bruder?“ so stand es in der deutschen Bibel, aus welcher die Mutter ihnen so oft vorgelesen.

„Wo ist mein Bruder?“ erwiderte er und sah auf zu Lisbeth.

„Gott weiß es,“ sagte die Schwester, „laß uns das Beste hoffen!“

Die beiden Geschwister saßen stumm bei einander, Conrad hatte sein Haupt an Lisbeths Schulter gelehnt. Plötzlich fühlt diese eine warme Berührung an ihrer Hand, sie sieht nieder, da steht, freudig mit dem Schwanze wedelnd, der treue Waldmann vor ihr. Er legt seinen großen, zottigen Kopf auf des Mädchens Schooß, sie drückt ihn an sich, und ihre Thränen rinnen nieder auf den lieben Freund. Sie weint über den

verlornen Bruder und vielleicht auch über ihr verlorenes Glück, Keiner weiß ja, was ihr noch bevorsteht.

„Bringst Du mir Botschaft von ihm, Waldmann?“ sagte sie zu dem Thiere, „weshalb kommt er nicht selbst?“

Sie schiebt das Halsband zur Seite und ein Streifen Papier kommt unter demselben zum Vorschein. Lisbeth ergreift es und liest: „Ich selbst darf im Walde nicht suchen, aber ich schicke Dir Waldmann, laß Dich von ihm führen.“

Sie denkt über diese Worte nach, und als sie in die klugen Augen des Hundes sieht, steigt neuer Muth in ihrer Seele auf.

„Conrad!“ sagt sie zu dem Bruder, „wir müssen noch einmal nach ihm suchen.“

Conrad blickt traurig auf. „Wer soll denn suchen?“ fragt er. „Du selbst!“ entgegnete Lisbeth begeistert, „komm, Waldmann soll Dich führen.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte sie ins Haus hinein und holte Heinrichs Sonntagsjacke, welche sie zum Ausbessern mitgebracht hatte, sie lockte den Hund an sich und hielt dem klugen Thiere das Kleidungsstück vor. Waldmann schien sie zu verstehen, er ging um die Jacke herum und beschnupperte sie, plötzlich machte er einen raschen Sprung und trabte fort auf dem Wege zum Walde hin. Conrad hat sich erhoben und beobachtet aufmerksam die Bewegungen des Hundes, aber er kann sich nicht entschließen, ihm zu folgen. Da drückt ihm Lisbeth den Hut auf den Kopf und umfaßt ihn herzlich, er drückt ihre Hand und eilt Waldmann nach. Lisbeth sieht ihnen nach und faltet die Hände.

Bald läuft der Hund, die Erde beriechend, bald setzt er ab in gewaltigen Sprüngen, bald sieht er sich um nach dem ihm eilig folgenden Conrad. Zuerst folgt er dem breiten Waldwege, der quer durch das Holz nach des Försters Wohnung hinführt, aber plötzlich verläßt er den Weg und bricht durch eine Oeffnung zur Seite ein. Conrad bedenkt sich eine Weile, ob er in dieses unwegsame Dickicht folgen soll, als er aber ein wenig vordringt, sieht er deutliche Spuren davon, daß vor Kurzem Menschen

diesen Weg zurückgelegt. Abgerissene Zweige und niedergetretenes Gestrüpp zeugten zur Genüge davon. Nach einer mühsamen Wanderung nähert er sich einer lichten Stelle. Hier läuft der Hund wilder und bellt von Zeit zu Zeit, aber Conrad sieht keine Spur von dem Verschwundenen. Er fürchtet, daß der Hund ihn irregeführt, denn er kennt diese Stelle, wo er nie gewesen und welche sehr abgelegen im Walde sein muß, gar nicht. Aber vorwärts geht es wieder über offene Stellen und wieder hinein zwischen uralte Bäume und dann in dicht verwachsenes Unterholz; nun lichtet es sich wieder, ein jäher Abhang liegt vor ihm und allmählig wird der Wald dünner. Aufmerksam sieht er sich um, da entdeckt er ein Bund Reisig und einen Haufen vor Kurzem erst abgehauener großer Zweige, woran man die Spuren kräftiger Axthiebe deutlich erblickt, aber von einem Menschen auch nicht die geringste Spur. Er sieht sich nach dem Hunde um, der ist seitwärts einen Abhang hinaufgeklettert und heult laut auf in diesem Augenblick. Conrad schwingt sich rasch hinauf und blickt entsetzt auf der andern Seite hinab — in einer Vertiefung auf dem feuchten Grase ausgestreckt liegt sein Bruder. — —

Heinrich war früh am Morgen in Verzweiflung aufgestanden, die Noth stand gebieterisch vor der Thür, und er dachte nach, wie er sie noch einige Tage vom Hause fern halten sollte. Da richteten sich seine Blicke auf den Wald, wo er früher so oft vergnügt umhergezogen war, und die Erinnerung an die großen, frischen Bäume weckte plötzlich den Gedanken in ihm: „Wie, wenn Du die Axt nähmest und fälltest Dir einen Haufen Reisig? Du kennst jeden Weg und Steg darin, es wird Dir leicht sein, den Jäger zu umgehen und das Holz heimlich ins Haus zu schaffen, nachher kannst Du es in früher Morgenstunde zur Stadt fahren.“ Er kämpfte anfangs mit sich selbst, aber der Entschluß war bald gefaßt. Der Frau sagte er, daß er abgefallene Zweige im Walde sammeln wolle, und noch ehe der Tag graute, schlich er sich mit der Axt unter dem Arme fort. Hier an dieser abgelegenen Stelle des Waldes begab er sich an die Arbeit, die ihm rasch von der Hand ging, die heimliche Angst gab ihm ungewöhnliche Kräfte.

Er, der so oft Wild- und Holzdieben nachgespürt hatte, befand sich nun hier selbst auf demselben unerlaubten Wege! Die Gedanken liefen in seinem Kopfe wild umher, unvorsichtig hieb er zu, der Ast sprang krachend vom Stamme und die Axt fuhr weiter, durch den gewaltsamen Schlag getrieben, tief hinein in Heinrichs Bein. Die Wunde war tief und dicht am Knie, er versuchte vergebens, auf dem Beine zu stehen und fühlte mit Grausen eine Ohnmacht über sich kommen. Mit furchtbarer Anstrengung ergriff er die Axt und arbeitete sich, auf diese gestützt, den Abhang hinauf, von welchem er sich in die dahinterliegende Vertiefung hinabrollen ließ. Hier hatte er kaum noch Zeit, sein Halstuch fest um die stark blutende Wunde zu binden, als er bewußtlos hinsank. Ein milder Regen fiel erquickend auf ihn herab, als er spät am Tage wieder erwachte. Er überdachte seine verzweifelte Lage. Wer sollte ihn hier suchen? Um Hülfe rufen durfte er nicht, um nicht in die Hände der Forstbeamten zu fallen, hier, wo er so unmittelbar bei den Spuren seiner gesetzwidrigen Wirksamkeit lag. Er suchte den gelockerten Verband zu befestigen, dann sank er wieder zurück, sich Gott und einem glücklichen Zufall anbefehlend. In der Nacht hörte er einmal Hundegebell, er kannte diesen Laut wohl, einer der Hunde des Jägers hatte seine Spur aufgenommen, er hielt sich schon für verloren, als der Laut sich wieder entfernte und Alles still wurde. So verbrachte er die Nacht unter Fieberphantasien, die ihn bald des Bewußtseins ganz beraubten, um ihm ebenso bald wieder seine schreckliche Lage vor Augen zu führen. Seine Gedanken beschäftigten sich dabei immer mit seiner kranken Frau, mit seinen Kindern. Was sollte aus ihnen werden, wenn ihn vielleicht gar der Tod hier ereilte? In welcher Sorge mochte auch die treue Lisbeth um ihn sein. Die Nacht währte ihm ewig lange, aber wie Alles auf Erden, so nahm auch sie ein Ende; der Tag brach hell strahlend an, doch besserte sich darum noch nichts in seiner Lage, er konnte sich nicht einmal mehr aufrichten, so schwach war er durch den Blutverlust geworden.

Da hörte er wiederum Hundegebell im Walde, näher und näher, er kannte die Signale, womit das Thier zu erkennen

gab, daß es beständig auf der rechten Fährte war. Unwillkürlich wurden seine Gedanken auf jenen Morgen gelenkt, wo er seinen Bruder auf verbrecherischer That ertappte, und nun sollte er selbst auf gleiche Weise ergriffen und wie ein Dieb fortgeschleppt werden. Er wälzte sich verzweifelt auf dem nassen Laube umher und wünschte, daß er lieber bereits den Tod gefunden; aber was nützte der Wunsch ihm? Unbeweglich mußte er liegen und hören, wie der Verfolger sich näherte, ja, jetzt hörte er schwere Tritte zwischen den Bäumen, sie hielten an, bei den Holzbündeln gewiß, jetzt sprang der Hund auf den Abhang, und heulte zu ihm nieder. Er schloß die Augen und hörte einen Mann auf das Laub herabspringen. Der Mann blieb stehen, instinktmäßig fühlte Heinrich, daß er sich über ihn niederbeugte. Wider seinen Willen mußte er die Augen öffnen, und sah gerade hinein in — seines Bruders ernste Züge. Sein Blick war stier, er sah seine Axt in des Bruders Hand, ein Schauer durchrieselte ihn, er legte die Hände über den Kopf, gleichsam um den erwarteten Schlag abzuhalten, und schloß die Augen wieder.

Da fühlte er sich von Conrads kräftigen Armen ergriffen und eilig fortgetragen. Er war schwach wie ein Kind in diesen mächtigen Armen, die ihn wie eine Feder aufgehoben, er versuchte, sich umzusehen, aber des Bruders ernstes Gesicht, des Waldes brausende Bäume und die ziehenden Wolken am Himmel mischten sich in wunderlicher Verwirrung vor seinen Blicken, er sank kraftlos zurück in eine Ohnmacht. Als er erwachte lag er in einem Bett in seines Bruders Hause. Mit mächtiger Anstrengung hatte Conrad ihn so weit aus dem Walde bis zu seiner Wohnung getragen; Waldmann war fort, er war zu seinem Herrn zurückgekehrt, als er seine Pflicht gethan hatte. Erst hatte Conrad sich bedacht, wohin er den Verwundeten bringen sollte, aber eine innere Stimme flüsterte ihm zu: „Bring' ihn unter Dein eigenes Dach, die Versöhnung muß ganz vollendet werden.“ Lisbeth verband Heinrichs tiefe Wunde und darüber war er erwacht. Als Heinrich seinen Bruder am Bette stehen sah, streckte er verlangend die Arme nach ihm aus,

und eine innige, brüderliche Umarmung sprach mehr, als Worte hätten sagen können.

Als der Kranke nun, in seinen Schmerzen gelindert und innerlich glücklich auf dem Bette ruhte, und Conrad an seiner Seite saß, da verließ Lisbeth die Beiden. Schnellen Schrittes eilte sie selbst mit der Freudenbotschaft zu Heinrichs Frau hinüber.

In ihrer nebenbei gehegten Vermuthung hatte sie sich auch nicht geirrt, denn als sie zu der bekannten Stelle im Walde kam, saß der Jäger da mit seinem Hunde, als wenn gar nichts passirt wäre. Waldmann sprang ihr vergnügt entgegen, und sie klopfte gerührt seinen Kopf; aber seinem Herrn reichte sie beide Hände.

„Du gute, treue Seele!“ sagte sie freundlich und der Jäger sah ihr zärtlich in die feuchten Augen. Diesmal waren ihre Gespräche voller Hoffnung und Zufriedenheit, während sie miteinander dahin eilten. Alle Wolken an ihrem Himmel waren ja plötzlich verschwunden und hatten dem heitersten Sonnenschein Platz gemacht. Gestern war Lisbeth allein bei trübem Wetter diesen Weg gegangen, heute legte sie ihn, mit ihrem Verlobten vereint, bei schönstem Sonnenschein zurück, heute lachte die ganze Welt sie an.

„Aber sag mir doch,“ sagte Lisbeth, als sie sich trennten, „woher wußtest Du denn, wo wir ihn finden sollten?“

Der Jäger erröthete leicht und antwortete mit leiser Stimme: „Ich sah ihn in den Wald schleichen und war nachher auch schon einmal mit Waldmann auf seiner Spur, die ich nach dem allein weiter verfolgte, um mich durch Waldmann nicht den Wilddieben, die ich vermuthete, verrathen zu lassen. — Aber hör' jetzt“, brach er plötzlich ab, „wie ein Jäger Abschied nimmt von seinem Liebchen.“ Und er setzte das Horn an den Mund und blies ein lustiges Lied, während er rasch fortging. Lisbeth stand und lauschte, bis sie ihn mit dem Hunde an der Seite im Walde verschwinden sah. —

Ein halbes Jahr später war ein großes Fest im Dorfe, der Jäger hatte Hochzeit mit Lisbeth. Nie hatte vorher bei ähnlicher Gelegenheit ein solcher Aufzug stattgefunden. Da sah

man den frohen Bräutigam und die glückliche Braut und dann die stolzen Brüder, Arm in Arm miteinander gehend, ihnen folgten junge Mädchen mit Blumen und Kränzen. Des Försters Leute gingen dem Zuge vorauf und bliesen munter auf ihren Waldhörnern, dann kamen die Bauern von beiden Dörfern mit so viel Blumen und wehenden Bändern an den Hüten, daß der herrliche Frühlingstag sich selbst arm und farblos vorkam, da sah man — doch genug davon, man sah überall Frieden und versöhnliche Eintracht, und glücklich Jeder, der weiß, was das sagen will!

Lone.*)

Eine Dorfgeschichte nach dem Dänischen des Carit Etlar.

Auf einer der ersten, von der Hauptstadt entfernten Eisenbahnstationen sprang ein junger Mann aus dem Coupé, und grüßte mit fröhlichem Blick die ihn umgebende freie Natur. Er holte sich aus dem Gepäckwagen einen hübschen neuen Tornister, schnallte sich die Riemen rasch über die Schultern, und war eben im Begriff, seine Reise zu Fuß weiter fortzusetzen, als ein zweiter Reisender, der gleichfalls seinen Waggon verlassen hatte, ihm vertraulich auf die Schulter klopfte.

„Wo willst Du denn hin, Ludwig?“ rief er verwundert.

„Stille!“ antwortete der Erste, die dargebotene Hand des Andern herzlich erfassend, „ich bin meinem Comtoir und den Akten entflohen, um hier in der Nähe ein Arkadien aufzusuchen. Drei Monate Ferien verdanke ich der Güte meines Chefs und einer hartnäckigen Gehirnentzündung, die mich beinahe ad inferos gebracht hätte. Drei Monate Ferien, die man auf dem Lande unter den unverdorbenen Kindern der Natur in frischer, freier Luft verleben darf, nachdem man vorher an Staub, Stubenluft und Jurisprudenz fast erstickte, das kann man sich schon gefallen lassen!“

„Wo willst Du denn hin?“ fragte der Freund.

„Ich habe mich bei einer Bauernfamilie eingemiethet,“ antwortete Ludwig, „jetzt bin ich auf dem Wege dahin mit meinem Tornister als Begleiter. Meine übrigen Sachen kommen mit einem Fuhrmanne nach; ich hielt es nicht für passend, bei

---

*) Erschienen im Feuilleton des „Braunschweiger Tageblattes“ Jahrgang 1866. Nr. 9—13. 15—20. 22—25.

meinem bescheidenen Charakter als Rekonvalescent und stiller Miethsmann, in einer Postkutsche lärmend im Dorfe vorzufahren. So ist alles Standeswesen, alles Gelehrte und Gekünstelte in der Stadt zurückgeblieben, und ich will hier als Mensch allein an der Brust der Natur ruhen. Du weißt doch, was Schiller sagt —"

„Danke!" unterbrach ihn der Freund, „ich dachte, Du hättest Schiller auch in der Stadt zurückgelassen. Uebrigens winkt mir da der Schaffner zum Einsteigen, ich muß jetzt fort. So wünsche ich Dir denn alles mögliche Glück zu Deinem Ideal, aber ich bitte Dich, verliebe Dich nur nicht in das erste beste Hirtenmädchen, sonst möchte Dein eigener Chef vielleicht in die unangenehme Verlegenheit kommen, Dir wegen eines gebrochenen Eheversprechens eine gerichtliche Vorladung senden zu müssen."

„Darüber sei ruhig," rief Ludwig lachend dem Forteilenden nach, „mein Herz ist in der Stadt geblieben, man müßte es mir denn mit der Wäsche einpacken und durch den Fuhrmann nachsenden."

Die Lokomotive zog unter ungeduldigem Schnauben rasch an, gleich als habe sie es satt, solch kindischem Geschwätz länger müßig beizuwohnen; noch einmal begrüßten sich die Freunde, und dann schlug Ludwig vergnügt den Landweg ein in der Richtung nach dem Dorfe zu, wo er seine neue Wohnung aufschlagen wollte.

Eine lange Krankheit, bei der der Tod an unserem Kopfkissen gestanden hat, ist nachträglich für den Körper oft eine große Erfrischung, durch welche auch das Gemüth wieder frei und neugeboren, und empfänglich für neue Eindrücke gemacht wird. Ohnedies liebte Ludwig Walther die Natur von Jugend auf, trotzdem er in der Stadt, wo seine Mutter als Wittwe lebte, erzogen war, und fand bei allem Eifer, womit er seinen Studien oblag, doch stets einige Zeit, um außerhalb der Stadt sich in der freien Natur zu erholen. Bald nachdem er sein Examen bestanden hatte, fand er eine Stelle auf dem Comtoir eines Advokaten, wodurch er mehr noch an das Leben in der Stadt

gefesselt wurde. Eine ernstliche Krankheit aber verschaffte ihm, wie wir gehört haben, endlich eine Gelegenheit, sich für ein paar Monate ungestört und mit Muße seiner Lieblingsneigung hinzugeben. Er wählte eine entlegene Gegend und ließ sich durch den Prediger des Dorfes, einen seiner früheren Studiengenossen, bei einem wohlhabenden Landmanne eine Wohnung sichern. Ausdrücklich machte er dabei zur Bedingung, wie ein Mitglied der Familie behandelt zu werden, eine Bedingung, die, wie wir später sehen werden, doch etwas anders ausgelegt wurde, als er erwartet hatte.

Es war zur Zeit der größten Mittagshitze, als er seinen Bestimmungsort erreichte; das Dorf war wie ausgestorben, und nur zur Seite in dem Schatten eines Bauernhauses sah er zwei Kinder. Er fragte diese nach dem Hause Esben Blidstrup's, doch sie steckten den Finger in den Mund und sahen sich an als hätten sie ihn nicht verstanden. Als er seine Frage wiederholte, liefen sie in den Garten. Ludwig folgte ihnen dahin und traf hier eine Bauersfrau, die ihm nicht nur den Weg nach Esbens Hause zeigte, sondern ihm auch bis in die Wohnstube dahin nachfolgte.

Er fand die Familie um den Mittagstisch gereiht, Herrschaft und Dienstboten zusammen. Die Hausfrau, eine große, behäbige Bäuerin, mit einer guten Portion Bauernstolz in Wesen und Mienen, erhob sich und bot ihm einen „guten Tag“. Dann half sie ihm beim Abschnallen des Tornisters und bat ihn, Platz zu nehmen. Ludwig wollte erst hinausgehen, um seine Kleider und Stiefel vom Staube zu reinigen, aber die Frau, welche das als eine Höflichkeit gegen die Gesellschaft aufnahm, nöthigte ihn durchaus zum Bleiben. „Da, setzen Sie sich,“ sagte sie gastfreundlich, und schob einen anderen Tisch nahe vor ihn hin, „das Bischen Staub macht ja nichts. Sie müssen aber heute so vorlieb nehmen, wie der Tag es bringt; wir erwarteten Sie eigentlich noch nicht.“

Ludwig wollte sich mit an den allgemeinen Tisch setzen, doch das verhinderte seine Wirthin. „Nein, das leide ich nicht,“ sagte sie, „wir wissen hier auch recht gut, was sich schickt.

Lone!" fügte sie in befehlendem Tone hinzu, „geh' hinaus und hole eine Schüssel mit Fisch herein."

Lone ging. Ludwig opponirte nochmals dagegen, von den Anderen geschieden zu werden, doch nahm er endlich doch seinen abgesonderten Platz wieder ein, da er die Hausfrau von ihrem Entschluß nicht abbringen konnte und sich also den Umständen wohl oder übel fügen mußte.

Erst jetzt, als er sich zum Mahle niedergesetzt hatte, wandte sich der Hausherr an ihn mit der Frage, ob seine Reise gut von Statten gegangen sei. Er knüpfte hieran einige Bemerkungen über den Weg und das Land, und begann dann sehr bald, und, wie es schien, mit großer Vorliebe, politische Betrachtungen anzustellen, da er dies Thema offenbar für das einzige, seines vornehmen Gastes würdige hielt. Vergebens versuchte es Ludwig, ihn davon abzubringen, vergebens stellte er Fragen über das Dorf und seine Bewohner, über den Ertrag der Felder und Aehnliches, der Bauer kehrte hartnäckig immer sehr bald wieder zur Politik zurück. Nur eine von Ludwig berührte Saite fand in der Brust des Mannes einen Wiederhall. Als Ludwig nämlich fragte: „Wie seid Ihr denn mit Euerem Pastor zufrieden?" da rückte Esben auf seinem Stuhle unruhig hin und her und erwiderte: „Nun ja, er ist ein tüchtiger Mann," doch in einem Tone, der das Lob durchaus nicht zu unterstützen schien.

„Predigt er gut?" fuhr Ludwig fort.

„Ei ja! er weiß ganz gut zu reden," lautete die Antwort.

„Ihr stimmt wohl nicht überall mit seinen Ansichten überein, wie?" sagte Ludwig.

„Jawohl doch!" entgegnete Esben rasch, „er hält sich ja immer streng an Gottes Wort; nein, was das angeht, da stimmen wir schon; besonders die Frauen sind sehr mit ihm zufrieden."

„Na, woran liegt's denn da?" fragte Ludwig ungeduldig, „sprecht Euch nur dreist gegen mich aus!"

„Nun denn," antwortete der Bauer zögernd, „der Herr Pastor ist ein Bischen sehr genau in Bezug auf Opfer, Acci-

dentien und was dahin gehört. Wird ihm dabei nicht Ehre genug erwiesen, so ist nicht mit ihm zu spaßen, und man bekommt's bald genug zu wissen. Vor Kurzem noch, als die Gemeinde ihm keinen neuen Fußboden in seinem Staatszimmer legen lassen wollte, da las er darüber ein Kapitel von der Kanzel herab, und zeigte uns, daß schon Moses befohlen habe, man solle den Prediger ehren."

„Er ist immer ein praktischer Bursche gewesen," dachte Ludwig bei sich, während ein Lächeln bei der Erzählung Esbens auf seinen Lippen schwebte. Jetzt trat auch die Frau wieder ins Zimmer und erbot sich, ihn auf sein eigenes Zimmer zu geleiten. Ludwig folgte ihr. Das Stübchen war ein wenig klein und niedrig, lag aber dafür nach dem Gärtchen hinaus, dessen Hauptzierde einige Kirschbäume waren, im Uebrigen boten sich dem Auge nur Gemüse, Kohl und andere Nutzpflanzen dar, Lustgänge und Blumen waren so gut wie keine darin. Eine Ruhebank stand gerade unter Ludwigs Kammerfenster. Das Zimmer selbst war einfach, im ländlichen Geschmack möblirt, doch befand sich ein Sopha darin, das die Wirthin mit augenscheinlichem Wohlbehagen unserem Ludwig zum Sitzen anbot; sie selbst blieb an der Thür stehen.

„Haben Sie keine Kinder?" fragte Ludwig, um nur ein Gespräch anzufangen.

„Ja," antwortete die Frau, „einen Sohn, aber das ist auch unser einziger. Mein Franz ist ein hübscher Junge, er muß nächstens Soldat werden, wenn wir ihn nicht allenfalls noch frei machen können, weil der Mann schon so alt ist." Sie winkte nach der Stübenthür hin, um Esben damit zu bezeichnen.

„Euere Wirthschaft ist wohl groß?" fragte Ludwig weiter.

„O ja," sagte die Frau mit zufriedener Miene, „aber unsere Felder liegen weit ab vom Dorfe, das nimmt soviel Zeit weg."

Ludwig fragte nach seinem Tornister. Sie öffnete die Thür und rief hinaus: „Lone! den Tornister des Herrn!"

Lone erschien bald damit. Sie warf einen kecken, forschenden Blick auf den Fremden und erregte damit dessen Aufmerk-

samkeit. Ludwig erstaunte über des Mädchens schönes und außergewöhnliches Gesicht, dessen Züge wohl bleich, doch feiner geformt waren, als es bei Bauernmädchen meistens der Fall ist. Ihr flachsblondes Haar lag nicht glatt auf der Stirn, sondern quoll in krausen Locken unter der Haube hervor; in dem großen, schwarzen Auge lag ein ungewöhnlich dreister Ausdruck, wie man ihn gerade auf dem Lande nur selten findet. Sie legte den Ranzen langsam nieder und zurecht, wie um Zeit zu gewinnen, den fremden Gast recht zu mustern; dann wollte sie sich noch ein Geschäft im Zimmer machen, als eine barsche Aeußerung der Bäuerin sie hinauswies. Ludwig hatte Lust zu fragen, wer sie sei, denn eine Tochter des Hauses konnte sie ja nach dem Gehörten nicht sein; er fürchtete aber mit seiner Frage Anstoß zu erregen und unterdrückte sie deshalb. Als die Hausfrau das Zimmer verließ, folgte ihr Ludwig und ging mit ihr vor die Hausthüre. Eben begann die Abendglocke auf dem Kirchthurme zu läuten, ein milder, röthlicher Schein lag über der Landschaft, tiefe Stille herrschte bereits im Dorfe, während das Gebrüll des von der Weide heimkehrenden Viehes sich in der Ferne deutlich vernehmen ließ. Ludwigs Herz wurde warm.

„Wie seid Ihr doch glücklich hier!" wandte er sich gegen die Frau. „Mutter Margarethe, wie mancher schöne Morgen und Abend, von dem wir in der Stadt nichts wissen, stärkt Euch hier Körper und Geist. Ja, man muß von Zeit zu Zeit einmal wieder mit der Natur unmittelbar in Berührung treten, um neue Kräfte zu sammeln."

„Nun ja, die Leute haben's hier in unserem Dorfe soweit recht gut," antwortete Mutter Margarethe.

Unwillkürlich wandten sich Ludwigs Gedanken von der schönen Natur zu dem schönen Mädchen hin und er konnte die Frage jetzt nicht mehr zurückhalten:

„Wer ist die Lone?"

„Sie ist unsere Diestmagd," lautete die etwas verwunderte Antwort.

„Dürfen Sie denn wohl ein so hübsches Mädchen hier im Hause haben?" fragte er scherzend.

„Ja, warum nicht?“ lautete die Antwort, „wir sind ja Leute genug hier.“

„Ihr versteht mich nicht recht,“ sagte er, „ich meine Franzen's wegen; Ihr solltet ihn nicht jeden Tag in diese Augen hineinsehen lassen.“

„Aha,“ bemerkte die Frau, wobei ihr Gesicht sich verfinsterte, „von solchen dummen Streichen wollen mein Mann und ich nichts wissen, das haben wir Franz schon angedeutet. Der Junge soll später einmal Alles haben, aber bei einer solchen Schwiegertochter gehen wir Alten nicht auf Alttheil.“

„Weshalb nicht, weil sie arm ist?“ fragte Ludwig, aber Mutter Margarethe focht abwehrend mit den Händen in der Luft herum.

„Das hat seine eigene Bewandtniß mit der Lone,“ setzte sie hinzu, „sie ist hier wohl aus dem Dorfe, kam aber schon jung von hier fort und bezog in der Stadt einen Dienst. Rein herausgesagt, Herr, wir haben sie aus dem Zuchthause zu uns genommen.“

„Aus dem Zuchthause —“ wiederholte Ludwig, unangenehm berührt. Er sah zur Seite in das wenig menschenfreundliche Antlitz der Frau, sich im Stillen darüber verwundernd, daß seine Wirthin eine solche Toleranz ausgeübt. Indessen beeilte er sich, ihr sein Lob deshalb zu spenden, indem er äußerte: „Das war gut und christlich gedacht von Euch!“

„Nicht wahr?“ sagte die Bauersfrau mit einem stolzen Lächeln, „o, wir können hier auch unsere Bibel lesen. — Uebrigens,“ fügte sie mit gedämpfter Stimme noch hinzu, „war auch der Herr Pastor sehr dafür und meinte, es sei unsere Pflicht. Gott bewahre uns nur! Die Lone ist wohl sehr flink bei ihrer Arbeit, aber sie ist eine wilde Dirne und muß scharf beobachtet werden, denn man kann doch nicht wissen, was so Eine da drinnen gelernt hat.“

Der junge Jurist lehnte sich, in tiefe Gedanken versunken, an die Hausthür. Ja gewiß, das Prinzip war richtig: Wenn Jemand aus dem Zuchthause entlassen wird, so ist er doppelt verdächtig, und bei Zeugnissen kann man seiner Aussage absolut

nur den dritten Theil des Werthes beilegen, demjenigen eines ehrlichen Mannes gegenüber, der vielleicht Jahre lang nahe an der Grenze des Gesetzes hinstreifte, der nur nicht ins Zuchthaus kam, weil sich das Schicksal ihm nicht unfreundlich beweisen wollte, weil er zufällig nicht nach Verdienst belohnt wurde, wenn auch sonst die ganze Welt mit Fingern auf ihn zeigt. Doch hier, hier im Schooße der Natur, wo die Menschen unter dem Einflusse der ewigen Schönheit stehen, in tägliche Berührung mit ihren heiligen, läuternden und erneuernden Kräften kommen, war es denn da möglich, sich eines früheren, noch dazu gesühnten menschlichen Verbrechens stündlich aufs Neue zu erinnern? Und doch war es so! Ja, auf Ludwig selbst hatte dieser unheimliche Gedanke einen gewissen Einfluß ausgeübt. War es ihm doch bei den Worten der Mutter Margarethe, als umgebe eine gleichsam unreine, dunkle Atmosphäre den Namen Lone in seinen Gedanken. Er wollte sich selbst Rechenschaft von diesem Vorurtheile geben und fuhr aus seinen Gedanken auf. Die Bäuerin hatte ihn inzwischen verlassen, er hörte ihre scharfe Stimme draußen im Garten. Ludwig nahm seinen Hut und machte sich auf den Weg, seinen Freund, den Prediger zu besuchen.

Nachdem die ersten Begrüßungen des Wiedersehens, das Willkommen, ein Händedruck und die sich haschenden Fragen und Antworten ausgetauscht waren, richtete Ludwig im Laufe des Gesprächs an den Freund die Frage, wie er mit seiner Gemeinde zufrieden sei.

„Es sind gute, brave Menschen," lautete die Antwort, „aber die geistige Freiheit fehlt ihnen. Hier im Dorfe ist Alles auf einem veralteten Herkommenssystem basirt, wobei eine jede Abweichung von dem hergebrachten Pfade ein Ach und Weh hervorruft. So wird es mir vielfach übel gedeutet, daß ich genau darauf sehe, zu bekommen, was meines Amtes ist. Es scheint zuweilen, Gott verzeihe mir, als ob sie meinen, ein Diener des Worts könne vom Wort allein leben. Mir legen sie ein abstraktes Selbstopfer zum Ruhm aus, sich selbst aber wollen sie dem nicht unterwerfen. Die Uebergangsperiode, in der alle Ideen unserer heutigen Zeit sich befinden, äußert ihren

Einfluß auch auf engere Kreise. Hier erhalten sich noch veraltete Anschauungen, aber ohne jede Konsequenz; denn sobald man an Andere Forderungen stellt, kraft der Moral und Religion, so entziehen sich Jene diesen Forderungen vermittelst der größeren Freiheit, die sie für sich selbst beanspruchen. Kein Amt ist in unseren Tagen schwieriger, als das eines Dorfpredigers."

„Ich wundere mich, Dich so sprechen zu hören," sagte Ludwig, „aus den Reden der Leute hier im Dorfe habe ich den Eindruck erhalten, daß Du ein recht bibelfester Diener des Wortes seiest, der sogar den Zehnten in Gottes Namen begehrt."

Der Prediger zuckte die Achseln.

„Ich weiß das wohl," sagte er, „leider ist es eine einfache Nothwendigkeit, daß ich zuvor leben muß, will ich mein Amt versehen, und doch muß ich bekennen, daß sich etwas in mir dagegen sträubt, dieses Argument als Schutz gegen das Beschneiden meiner Einkünfte geltend zu machen. Auch habe ich sehr bald bemerkt, daß es bei diesen Leuten mehr Wirkung thut, an ihre Religion, als an ihr Gesetz zu appelliren. In Mosis und der Propheten Namen kann ich ohne Anstand begehren, was einen Schrei der Entrüstung hervorufen würde, wenn ich den Voigt des Königs danach senden wollte. Es ist eine beklagenswerthe Thatsache, daß wir noch nicht so weit vorgeschritten sind, daß ein Mensch sich, ohne Aergerniß zu erregen, zeigen kann, wie er ist. Stillschweigend werden überall menschliche Fehler und Gebrechen zugestanden und eingeräumt, aber wollte man sich öffentlich dazu bekennen, so würde unsere Umgebung sie uns sehr zur Last legen. Ich habe nicht ohne Interesse die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse in Amerika beobachtet, wo man die menschliche Freiheit ungehindert sich entwickeln läßt, und ich glaube fest annehmen zu können, daß der Trieb, der einen nicht unbedeutenden Theil unserer arbeitenden Klasse in Europa dorthin zieht, seinen Ursprung hat in einem natürlichen, instinktiven Gefühle, die patriarchalischen, hemmenden Verhältnisse mit den neuen Anschauungen zu vertauschen, ganz abgesehen von dem pekuniären Vortheil, den sich wohl ein Jeder davon verspricht."

„Der Rechtszustand drüben befindet sich aber dabei doch in einer jämmerlichen Verfassung," warf Ludwig ein.

„Auch darin sehe ich nur einen neuen Beweis für meine Behauptung," fuhr der Prediger fort. „Die Institution der ‚Jury' ist eine nothwendige Folge der humanen Ansicht, daß eines Menschen Thun und Lassen nicht zu jeder Zeit und unter allen Umständen mit Loth und Gran nach den Buchstaben eines aus den Anschauungen früherer Generationen hervorgegangenen Moralgesetzes abgewogen werden kann. Die Jury berücksichtigt unter Umständen auch die innere, geistige Nothwendigkeit, die oft zwingend auf die Handlungen eines Menschen einzuwirken vermag, so daß diese zuweilen durchaus natürlich richtig und logisch sein können, ohne daß sie mit der sogenannten Gerechtigkeit übereinstimmen."

„Unter diesen Umständen braucht mein Wirth, Esben Blidstrup, nicht nach Amerika auszuwandern," sagte Ludwig scherzend, „er hat ja ein sehr hübsches Mädchen aus dem Zuchthaus zu sich genommen."

„Du meinst die Lone," antwortete der Prediger, „ja, ich habe ihn endlich doch noch dazu vermocht. Das Mädchen ist hier aus dem Dorfe und ihr Vergehen derart, daß es, nach meiner Meinung, einen Menschen nicht fürs ganze Leben zum Verbrecher stempeln kann. Als die Zeit ihrer Entlassung aus dem Zuchthause herankam, wünschte man sie auf dem Lande untergebracht zu sehen, und wandte sich dieserhalb an mich. Ich überredete Esben, oder richtiger, seine Frau, sie zu sich zu nehmen. Als ich den Beiden schilderte, wie das Mädchen nur in augenblicklicher Verirrung, ohne Vorbedacht gefehlt habe, und daß man ihr das jetzt nicht mehr zur Last legen, und sie damit für immer unglücklich machen dürfe, da stieß mein Vorschlag nur auf einen unbesiegbar zähen Widerstand, es schien sich den Leuten das Haar auf dem Kopfe ob meiner Zumuthung zu sträuben. Sobald ich aber einlenkte mit einer Hindeutung auf das verlorene Schaf, und die Freude, die im Himmel über jeden zurückgekehrten reuigen Sünder herrsche, da stand dem guten Werke nichts mehr im Wege. Die Mutter Margarethe

denkt auch nie an diese Handlung, ohne die Hände in andächtiger Freude über sich selbst zu falten."

„Da ist Dir wohl auch die Geschichte der Lone bekannt," forschte Ludwig weiter, „erzähle sie mir doch."

„Die ist sehr einfach," erwiderte der Gefragte. „Ihre Eltern taugten nichts, und das Kind wuchs in ziemlich lockeren Grundsätzen auf. Als sie das gehörige Alter erreicht hatte, verdingte sie sich in der Stadt bei einer Herrschaft, wo sie einen recht guten Dienst gehabt haben soll. Hier nun machte sie die Bekanntschaft eines schlechten Kerls, der sie verleitet haben soll, ihm in einer Nacht die Thüre zu öffnen, worauf er alle Schränke und Schubladen leerte. Sie hatte sich durch den vermeintlichen Liebhaber bethören lassen und fehlte in der Liebe, denn an dem Diebstahle selbst hatte sie keinen Antheil. Bald darauf wurde der Bursche festgenommen, und er und Lone wanderten zusammen ins Zuchthaus. Aus dem vorhin Bemerkten kannst Du selbst folgern, daß Deine Wirthin sich dem Mädchen gegenüber eine Heilige dünkt, und es demselben von Zeit zu Zeit fühlen läßt, woher sie gekommen ist."

Unwillkürlich dachte Ludwig mit Theilnahme an Franz, den er noch gar nicht gesehen, welcher sein unschuldiges Herz vielleicht dem hübschen, vorlorenen Mädchen geschenkt hatte, doch sagte er seinem Freunde nichts von seiner Vermuthung. Dieser versprach, ihn bald zu besuchen und ermahnte ihn scherzend, sich nur aus juristischen Gründen nicht gar zu eifrig für die Verbrecherin zu interessiren.

„Sei ohne Sorgen," entgegnete Ludwig, „ich bin gekommen, um die Natur zu studiren, aber leider ist sie nur da vollkommen, wohin der Mensch mit seiner Qual nicht kommt."

Zu Hause angekommen, fühlte er noch nicht das Bedürfniß, sich gleich zur Ruhe zu begeben. Er setzte sich also in seiner Stube in einiger Entfernung von dem geöffneten Fenster nieder, um noch eine Cigarre zu rauchen. Die Familie schien bereits die Betten aufgesucht zu haben, denn Alles war still und ruhig im Hause. Da hörte er plötzlich leichte Schritte um das Haus herum in den Garten kommen, eine Gestalt sprang rasch

und behende auf die Bank draußen vor seinem Fenster und flüsterte ziemlich vernehmlich: „Lone, Lone!“

Jetzt regte es sich in der Kammer über ihm; da war also Lone's Nachtlager. Das Fenster wurde behutsam geöffnet und Lone sagte leise:

„Sachte, Franz, der fremde Herr wohnt unter mir, Du mußt sogleich fortgehen.“

„Er ist noch nicht zu Hause gekommen,“ sagte Franz, „ich muß Dich sprechen, Lone; der Vater hat gesagt, daß er Dich fortschicken wolle, wenn ich Dich nicht aus meinem Sinn schlage.“

„Nun, so schlag' mich doch aus dem Sinn, Franz,“ sprach Lone vom Fenster herunter.

„Das kann ich nicht,“ antwortete Franz betrübt.

Ein leises Lachen ließ sich oben vernehmen; gleich darauf aber sagte Lone mit erbitterter Stimme:

„Ich bin so wie so des ewigen Scheltens Deiner Mutter überdrüssig, es wäre auch besser für mich, ich wäre weit weg von hier, wo mich Niemand kennt. Höre Franz, wenn Du Mormone werden willst, so bin ich bereit, mit Dir nach Amerika, oder dem Salzsee, wie sie es nennen, zu reisen.“

„Das würde ein Todesstoß für die Alten sein,“ seufzte Franz.

„Wenn Du mich zur Frau haben willst, mußt Du auch etwas drum thun,“ fuhr das Mädchen heftig fort; „ich kann es nicht mehr ertragen, daß man mir täglich meine Schande ins Gesicht wirft. Habe ich sie nicht gesühnt, oder war es zum Spaße, daß ich da drinnen war? Aber Ihr seid Alle grausam und ungerecht gegen mich, und Du mit, Franz!“

„Rede nicht so, Lone!“ bat der junge Mann, „aber weißt Du denn nicht, daß es eine große Sünde ist, Mormone zu werden? Der Pastor sagt, es seien Menschen, die entweder sich selbst oder Andere betrügen. Ich bin stets ein ehrlicher Mann gewesen, Lone!“

„Ach was, der Prediger!“ rief Lone verächtlich, „Du kannst doch wohl begreifen, daß es sein Vortheil nicht ist, wenn die Leute hier im Dorfe Mormonen werden. Indessen würde ich

Dir auch doch nicht dazu rathen, wenn es einen anderen Ausweg gäbe, daß wir einander bekommen könnten."

„Ich will es mir überlegen," sagte Franz in gedrücktem Tone.

„Der Mormonenprediger kommt dieser Tage hierher," fuhr Lone fort, „willst Du mit ihm sprechen, Franz?"

Was Franz darauf antwortete, hörte Ludwig nicht, denn der Rauch der Cigarre hatte den Liebhaber wahrscheinlich davon benachrichtigt, daß der neue Hausbewohner doch wohl zu Hause sei. Nach einigen rasch geflüsterten, für den Lauscher unverständlichen Worten, sprang der Bursche von der Bank vor dem Fenster hinunter und das Fenster oben wurde leise geschlossen.

Ludwig blieb noch, in Gedanken versunken, sitzen.

„Das sollte der Prediger wissen, daß Lone Proselyten für die Mormonen in seiner Gemeinde macht!" dachte er, beschloß aber doch, das ihm durch einen Zufall enthüllte Geheimniß streng zu bewahren. Erst einen Tag hatte er außerhalb des städtischen Geschäftswirbels verlebt, und schon war er in eine ihm vorher unbekannte Lebensverwickelung eingeweiht.

Als Ludwig am folgenden Tage durch das Dorf schlenderte, sah er schon von Weitem eine Menge Frauenzimmer um den großen Gemeindebrunnen versammelt, um Wasser zu holen, denn mancher der eigenen Brunnen der Bauern war während der heißen Sommerzeit ausgetrocknet. Die Frauen schwatzten eifrig zusammen, während die Eimer unangerührt zu ihren Füßen standen. Als er näher kam, betrachteten sie ihn wohl einen Augenblick neugierig, setzten dann aber gleich die Unterhaltung eifrig fort.

„Hört nur," sagte eine stämmige Person zu den Uebrigen, „der neue Mormonenpastor hat zu unserem Knecht gesagt, daß er ihm, wenn er mitziehen wolle, so viel Land schaffen werde, als unseres gnädigen Herrn sämmtliche Aecker zusammen ausmachten, und noch obendrein in den Kauf drei Frauen dazu!"

„Das wäre ja etwas für die Schmieds-Catharine," rief eins der Mädchen mit spottendem Lachen, „hat sie hier drei Liebhaber gehabt, so kann sie da vielleicht auch drei Männer bekommen."

Die Schmieds-Catharine — das Mädchen, welches zuerst gesprochen hatte — nahm diese Aeußerung sehr übel auf. Sie maß die Sprecherin mit einem zornigen Blick und sagte:

„Das paßte wohl eher auf Dich, Martha. Es gab einen Tag, wo Esbens Franz Dich freundlich anschaute, nachher hat er Dich der Lone wegen laufen lassen.“

„Lone — pfui!“ sagte Martha und spuckte höhnisch aus, „die läuft auch dem Mormonenprediger und seinen Freunden nach! Kürzlich noch ging sie ein langes Stück Weges mit dem Schneider und unterhielt sich mit ihm, der immer zu Gunsten der Mormonen spricht.“

In demselben Augenblicke kam eine neue Wasserträgerin herbei, die Aller Aufmerksamkeit auf sich lenkte; es war Lone selbst. Sie setzte, wie die Uebrigen, den Eimer neben sich nieder, wie um mit an dem Gespräch Theil zu nehmen.

„Nun, Lone,“ wandte sich die Schmieds-Catharine boshaft gegen sie, „Du willst also auch zu den Mormonen gehen?“

„Wer sagt das?“ fragte Lone herausfordernd und setzte die Hände in die Seiten.

„Der Schneider sagt, Du habest ihm Dein Wort darauf gegeben, seine Frau werden zu wollen, neben den anderen, die bereits in Amerika auf ihn warten,“ klang die Antwort lachend.

„Nein, ich will Dir den Narren nicht rauben,“ entgegnete Lone spöttisch.

„Weshalb? ich brauche nicht auszuwandern,“ sagte des Grobschmieds Tochter mit scharfer Betonung. Die Anderen lachten.

„Ich auch nicht,“ erwiderte Lone übermüthig, „so lange alle Burschen im Dorfe sich drängen, um mit mir zu tanzen, und Abends vor meinem Kammerfenster zu stehen.“

Die Mädchen erhoben zornig ein einstimmiges Geschrei.

„Hört sie doch!“ rief Martha, „fortan darf sie kein Recht mehr haben zu irgend einem Tanze, oder auf die Spinnstube zu kommen.“

„Weshalb denn nicht, Martha?“ sagte Lone, die ihre Stärke wachsen fühlte, als sie sich den Anderen allein gegenüberstehen

sah. „Du hast ja doch früher auch nicht getanzt, bevor ich kam, und wenn Du glaubst, daß der Franz Blidstrup jemals im Ernst an Dich gedacht hätte, da täuschest Du Dich sehr."

Martha wollte thätlich gegen Lone werden, doch die Mädchen hielten sie davon zurück.

„Berühr' sie nicht!" rief Catharine, „Du wirst unehrlich, wenn Du sie angreifst!"

Und wie auf Verabredung nahmen alle Mädchen ihre Eimer auf und entfernten sich, verächtliche Blicke auf Lone werfend. Diese ließ ihren Eimer langsam in den Brunnen hinabgleiten, aber anstatt ihn wieder heraufzuziehen, blieb sie lange über den Brunnenrand hingebeugt stehen, gleich als sei ihr die Last zu schwer. Ludwig trat herzu, ergriff das Seil und zog den gefüllten Eimer herauf. Als Lone darauf ihr Gesicht dankend ihm zuwandte, zeigte ihm der verwirrte Ausdruck desselben, daß jener vergiftete Pfeil nur zu gut sein Ziel getroffen hatte.

„Danke!" sagte sie leise, nahm den Eimer aus seiner Hand und setzte ihn nieder Dann setzte sie selbst sich, wie in Ermattung, auf den Brunnenrand, bedeckte das Antlitz mit beiden Händen und weinte. Ludwig betrachtete sie mitleidig.

„Weshalb wolltest Du sie denn auch necken?" sagte er begütigend.

„Was," fuhr Lone heftig auf, „soll ich mich unter die Füße treten lassen? Sind sie jetzt besser als ich, weil ich früher einmal gefehlt habe? Hat Catharinens Vater nicht einmal selbst Feuer in seinem Hause gelegt, als er es versetzen sollte, weil es dem Hause des Nachbars zu nahe lag? Das wissen alle Leute im Dorf, und doch nimmt ein Jeder die Mütze vor ihm ab. Und selbst in unserm Hause," fügte sie mit höhnischem Ausdrucke hinzu, „hat da nicht Mutter Margarethe heimlich ein Stück selbstgemachtes Leinen verkauft, um ihrer Schwester zu helfen, ohne daß Esben etwas davon erfahren durfte. Aber ich weiß wohl, sie braucht sich nichts daraus zu machen."

Rasch hob sie den Eimer auf und setzte ihn mit trotziger Miene sich auf den Kopf.

„Guten Morgen, Herr," nickte sie Ludwig zu, „Ihr seid besser, als die Anderen."

Ludwig sah ihr nach und bewunderte die gefällige Leichtigkeit, womit sie bei jedem Schritt ihren Körper drehte, damit kein Tropfen Wasser verschüttet werde. Er stand noch am Brunnen gelehnt da, als ein halb bäurisch gekleideter, wunderlich aussehender Mann herzutrat, und sich auf einen der Steine am Brunnen niederließ. Er legte einen plumpen Knotenstock neben sich hin, steckte ein Bündel Papiere in seinen Hut, zog eine kurze Pfeife hervor, und schlug Feuer dazu an. Bei dieser Beschäftigung fixirte er Ludwig scharf, und als der Tabak endlich Feuer gefangen hatte, begann er ein Gespräch mit den Worten:

„Ihr seid wohl auch fremd hier?"

„Ja," antwortete Ludwig kurz; nachdem er den seltsam aussehenden Mann aber einige Minuten betrachtet hatte, fiel ihm ein, daß derselbe möglicherweise einer der erwarteten Abgesandten der Mormonen sein könne, und er bekam Lust, ihn reden zu hören.

„Kommt Ihr weit her?" setzte er die Unterhaltung fort. Die Frage schien dem Manne willkommen zu sein.

„Ja, ja, ich habe beinahe das ganze Land durchstreift und kehre dieser Tage über Hamburg mit einem Häuflein Auserwählter wieder heim zur Heerde des Herrn."

„Hier im Orte werdet Ihr nicht viel Anhänger finden, wenn sonst Ihr, wie ich vermuthe, Mormonen sucht," bemerkte Ludwig.

„Doch, doch!" erwiderte der Mann mit einer gewissen Selbstzufriedenheit. „Anfangs sind sie wohl etwas ängstlich und zurückhaltend, finden sich aber nur erst Einige, die bereit sind mitzugehen, so reißt das gute Beispiel die Uebrigen mit fort. Gerade hier verspreche ich mir eine gute Ernte; der Prediger ist nicht sehr beliebt bei der Gemeinde und wird sich wohl nicht einfallen lassen, mir ein Hinderniß in den Weg zu legen. Er soll ein vernünftiger Mann sein."

„Schaden Euerem Rufe denn nicht die vielen Klagebriefe, die vom Salzsee zu uns herüber gelangen?" warf Ludwig ein.

„Durchaus nicht," antwortete der Mann tückisch lächelnd. „Die Meisten, von denen solche Briefe ausgehen, haben in ihrer Heimat nicht in dem Ansehen gestanden, daß auf ihre Worte viel Gewicht gelegt wird. Es kann's ja auch Niemand untersuchen, inwieweit solche Berichte wahr sind, und hier" — er klopfte an seinen Hut — „habe ich Briefe von ausgewanderten Brüdern, die ganz andere Dinge erzählen."

„Meistens vertauschen die Leute doch das Gewisse gegen ein Ungewisses," bemerkte Ludwig.

„Deshalb wenden wir uns auch stets zuerst an Solche, die aus irgend einem Grunde mit der Heimat unzufrieden sind," lautete die Erwiderung. „Solche hören willig auf uns, und bemühen sich selbst nachher eifrig, auch Andere desselben Segens theilhaftig werden zu lassen. Es sind ja auch nur die Kranken und nicht die Gesunden, welche einer Heilung bedürfen," setzte er näselnd in andächtigem Tone hinzu.

„Seid Ihr ein Mormonenpriester?" fragte Ludwig.

„Nein," antwortete der Mann, „ich bin nur ein Vorläufer des vom Herrn Ausgesandten, dieser aber wird erst in einigen Tagen nachkommen. Ich bin nur die Stimme in der Wüste, denn noch ist hier eine Wüste für unser Wort; sobald aber der Mandelbaum des Glaubens zu blühen beginnt, da darf nur ein Gesalbter des Herrn die Früchte pflücken."

„Hört, guter Freund," sagte Ludwig, „ich hätte wohl Lust, einmal einer Euerer Versammlungen beizuwohnen."

„Ein Jeder ist uns willkommen, wir haben Nichts zu verbergen," erwiderte der Mormone. „Unsere Versammlung wird in Skräbbers Hause stattfinden, er ist einer der Unserigen."

„Weshalb bleibt dann der Mann hier im Dorfe, statt mit Euch zu ziehen?" fragte der junge Mann weiter.

„Er arbeitet beständig im Dienste des Herrn," lautete die Antwort, „doch nicht Alle können der Segnungen des verheißenen Landes theilhaftig werden."

Ludwig grüßte den Mann und ging. Es verdroß ihn innerlich, daß er bis jetzt statt der Natur nur den Verkehr mit Menschen gesucht hatte, und er beschloß ernstlich, der Land=

schaft seine Aufmerksamkeit zu widmen. Er ließ sich von seiner Wirthin mit einigen Lebensmitteln versehen, sagte ihr, daß er eine Streifpartie unternehmen wolle, die vielleicht ein paar Tage dauern werde, und zog dann hinaus, frei wie der Vogel in der Luft. Seine Wanderung führte ihn durch Feld und Wald; die Gesellschaft der Menschen vermied er, nur wegen des Nachtlagers und der nöthigen Erfrischungen suchte er ein Haus auf. Spät Abends logirte er sich irgendwo bei Leuten ein, und mit dem ersten Sonnenstrahl verließ er sie wieder. Tags über waren die Vögel, die Bäume und das Gebüsch des Waldes seine Gefährten, denen er während des Marsches zujauchzte; war er ermüdet, so warf er sich auf den schwellenden Rasen, oder ins weiche Moos nieder, über sich ein grünes Blätterdach und darüber weit ausgespannt ein heiterer, wolkenloser, blauer Himmel. So träumend, konnte er stundenlang dem ringelnden Dampfe seiner Cigarre nachschauen, oder ein geschäftiges Finkenpaar bei seiner Arbeit beobachten; um ihn her sang und klang die ganze Natur, seinem empfänglichen Ohre deutlich vernehmbar, während doch dabei die friedliche Ruhe des Waldes seinen Gefühlen und Gedanken eine gewisse beschauliche Harmonie verlieh. Am vierten Morgen beschloß er, diese erste wilde Wallfahrt zu beenden und sich erst eine kurze Zeit auszuruhen. Er kehrte deshalb nach seinem Dorfe zurück, und kam in seiner Wohnung wieder, wie neulich, gerade zur Mittagszeit an.

Er kam unerwartet, die Mahlzeit war fast beendet, aber Lone wurde unverzüglich in die Küche geschickt, um in Eile noch eine Speise zu bereiten. Als sie an Ludwig vorüberging, sah er, daß sie verweinte Augen hatte, und ihr Blick legte sich wie ein Bann auf die heitere Freude, mit der er soeben zurückgekehrt war. Beklommen ließ er sich hinter seinem Tische nieder.

„Was fehlt der Lone?“ fragte er seine Wirthin.

„Was kann so einem albernen Mädchen wohl fehlen,“ antwortete diese ausweichend. „Hat sie einmal eine Laune, die sie nicht befriedigen kann, da giebt's gleich ein Weinen und Jammern.“

Ludwig sah sich nach Franz um. Der saß in einer Ecke und sah finster vor sich hin. Als die Mutter ausgeredet hatte,

erhob er sich und sagte zum Vater gewandt: „Es bleibt bei dem Gesagten, Ihr wißt jetzt, was ich thun werde." Mit trotziger Miene verließ er darauf das Zimmer.

„Gott verzeih' mir," sagte die Bauersfrau bitter, „daß ich damals eine gute That zu begehen glaubte, als ich die Lone ins Haus nahm. Seit die gekommen ist, haben wir keinen ruhigen Tag mehr gehabt; immer Zank und Lärmen und Unfrieden. Statt daß so eine Person, wie die Lone, auf der ein solcher Schandfleck ruht, vor sich niedersehen, und einem Jeden, der sie eines Blickes würdigt, danken sollte, da glaubt sie wahrhaftig noch, daß die ganze Welt ihr offen steht, und bildet sich ein, gleiche Rechte, wie wir Anderen zu haben. Aber heute noch will ich zum Herrn Pastor gehen, aus dem Hause heraus soll sie mir, ja, ganz fort aus der Gegend, sonst kann ja keiner mehr sicher sein, wenn er sich zur Ruhe begiebt, daß er nicht ausgeplündert wird."

„Wie? ist es möglich?" forschle Ludwig neugierig.

„Sie müssen wissen," sagte Mutter Margarethe, die nun plötzlich sehr redselig wurde, „daß Lone's früherer Geliebter, der Möllerjans, wegen dessen sie da hineinkam" — sie blickte bedeutungsvoll zur Seite — „sich jetzt hier in der Umgegend aufhält und wieder Gewalt über Lone hat. Das Mädchen leugnete zwar hartnäckig, und als ich sie wegen ihrer Verstocktheit ordentlich ins Gebet nehmen will, da kommt mein Franz dazu, legt sich ins Mittel und hält es mit Lone. Wie es in solchen Fällen geht, ein Wort giebt das andere, ich sagte der Dirne gehörig meine Meinung, daß sie doch für ewige Zeiten gebrandmarkt sei, und kein Mensch ihr je etwas glauben könne, da wurde aber der Junge ganz rasend und sagte uns, seinen Eltern, rund heraus, daß Lone seine Frau werden solle, oder er würde mit den Mormonen nach Amerika ziehen. Mit den Mormonen! Haben Sie je so etwas gehört, Herr? Unser einzigster Sohn!"

Sie schlug die Hände zusammen und ließ sie in den Schooß sinken.

„Du bist selbst mit daran Schuld, Frau," rief ihr Esben aus seiner Ecke zu. „Wie Du sahst, daß der Junge dem

Mädchen zugethan war, da hättest Du ihr nicht tagtäglich zu hören geben müssen, wo sie früher gewesen ist. Daher wird es wohl gekommen sein, daß er glaubt, es geschieht ihr ein Unrecht."

„Du würdest wohl gar bereit sein, der diebischen Person Hof und Gut zu geben?" brauste die Bäuerin erbittert auf. „Es sieht Dir allerdings ähnlich, Alles, was wir in unserem Leben mühsam erarbeitet haben, in den Wind zu streuen, nur um Deinen Sohn zufrieden zu stellen!"

„Ich will nur wünschen, daß ich nicht dazu gezwungen werden möge," erwiderte der Mann besorgt, indem er sich langsam erhob und das Zimmer verließ, um der üblen Laune seiner Frau aus dem Wege zu gehen.

„Morgen ist Tanz beim Dorfschulzen," wandte sich Mutter Margarethe wieder zu Ludwig, „da können wir die Schande erleben, daß Franz der Lone dahin folgt und den Leuten öffentlich zeigt, wie lieb er sie hat. Doch ich will noch heute Abend zum Herrn Pastor gehen, und ihn bitten, daß er ein ernstliches Wort mit Franz redet."

Lone kam jetzt mit dem Essen herein und beeilte sich, dasselbe auf dem Tisch zurecht zu stellen. Als sie danach wieder hinaus gehen wollte, rief die Bäuerin ihr nach: „Lone! Du gehst heute Abend nicht aus dem Hause!"

„Wollt Ihr mich hier etwa in Zukunft eingesperrt halten?" gab das Mädchen trotzig zurück, „oder habt Ihr Euern Franz vielleicht schon aus dem Hause gejagt?"

„Ich will mich nur vergewissern, daß Du nicht mit Möllerjans verabredest, ihn die Nacht hier einzulassen," sagte die Frau mit höhnischer Betonung.

„Oho! Jans kann auch schon bei Tage auf den Hausboden gelangen!" antwortete Lone gereizt und offenbar in einer wilden inneren Aufregung, „macht Euch nur darauf gefaßt, daß Ihr, wenn Ihr morgen früh erwacht, kein Stück mehr im ganzen Hause findet!"

„Lone!" mischte sich jetzt Ludwig in das Gespräch, mit einem leisen Vorwurf im Tone.

Das Mädchen wandte sich hastig gegen ihn, und der wilde Ausdruck ihrer Augen ging in tiefen Schmerz über.

„Schlagt Ihr nicht wieder, wenn man Euch schlägt?“ preßte sie mühsam hervor, indem sie rasch zur Thüre hinausging.

„Da hört Ihr selbst, wie ruchlos sie ist,“ sagte Mutter Margarethe, die sich erst nach und nach von ihrem Schrecken zu erholen schien, „sie droht wahrhaftig, uns bestehlen zu wollen.“

„Das müßt Ihr nicht buchstäblich auffassen,“ beruhigte sie Ludwig, „Ihr habt das arme Mädchen durch die Hindeutung auf ihr Unglück gereizt, und das hat sie Euch in Worten entgelten lassen wollen. Geht, sprecht mit dem Prediger, das wird Euch gut thun.“

Die Bäuerin schüttelte den Kopf. „Wenn ich diesen nur dazu bewegen könnte, übermorgen in die Mormonenversammlung zu gehen und mit dem Gesindel zu sprechen, daß sie meinen Franz in Ruhe lassen.“

Bald nachher ging Mutter Margarethe im Sonntagsstaat fort, nachdem sie den Knechten und Mägden noch eingeschärft hatte, keinen Fremden in den Hof einzulassen. Ludwig spazierte in das Dorf hinab, wo er dem Schulzen begegnete, der ihn auf den folgenden Tag zu einer, aus Veranlassung einer Kindtaufe stattfindenden Festlichkeit einlud. Ludwig, der bereits begann, sich für das in seiner Umgebung sich entwickelnde Drama lebhaft zu interessiren, nahm die Einladung an.

Am nächsten Nachmittage zog eine geschmückte Schaar der Dorfbewohner dem Hause des Schulzen zu. Mutter Margarethe wollte Lone verbieten, mit zum Feste zu gehen, das Mädchen antwortete aber trotzig, daß sie dem Verbote nicht Folge leisten werde, sie sei so gut, wie die anderen Mädchen eingeladen. Auch Franz ergriff ihre Partei und versicherte, daß, wenn Lone zu Hause bleibe, er auch nicht zum Tanze gehen, sondern ihr Gesellschaft leisten würde. Zuweit durften die alten Bauersleute es nicht treiben, und so begaben sich denn die Jungen zusammen zum Feste.

Das Gerücht von der Uneinigkeit in Esben Blidstrups Hause hatte sich schon im ganzen Dorfe verbreitet, und so

sammelten sich denn sofort bei seinem Erscheinen die jungen Leute um Franz, ihn mit Fragen bestürmend, ob es wahr sei, daß er nach Amerika auswandern wolle. Anfangs verweigerte Franz jede Auskunft darüber, als man aber begann, ihn mit seiner Liebe für Lone zu necken, wurde er aufgebracht und schwor darauf, Lone sei so gut, wie jede Andere, und wer das Gegentheil zu behaupten wage, den werde er zu Boden schlagen.

„Na, na," sagte ein junger Bursche, von kaum zwanzig Jahren, „Du kannst uns doch nicht verwehren, unsere eigene Meinung zu haben; es ist aber auch Niemand unter uns, der Dir die Lone streitig machen wird."

„Nein," sagte ein Anderer, „Du sollst sogar das Recht haben, den ganzen Abend mit ihr zu tanzen; es ist Dein Recht, denn Du willst ja doch wohl Dein ganzes Leben nach ihrer Pfeife tanzen?"

Kaum hatte der Sprecher geendet, als auch schon ein Faustschlag von Franz ihn zu Boden streckte. Franz hatte den ganzen Tag über zu Hause so viel Widerspruch und Vorwürfe hinnehmen müssen, daß der bisher zurückgehaltene Groll jetzt hell aufloderte. Wild und außer sich vor Zorn drang er wie ein Rasender auf seinen Beleidiger ein. Einige versuchten ihn festzuhalten, Andere ergriffen in Wort und That Partei für oder gegen ihn, und so hallte bald ein lautes Kampfgetümmel durch das Haus. Zum Glück gelang es noch dem Schultheißen, der mit Ludwig sich zwischen die Streitenden warf, rasch Frieden zu stiften, bevor ein ernstliches Unglück passirte. Die Beiden nahmen Franz auf die Seite und überredeten ihn schließlich, die Gesellschaft und das Haus zu verlassen; doch verstand er sich dazu erst, als Ludwig ihm das Versprechen leistete, er wolle dafür Sorge tragen, daß Lone keine weitere Kränkung zugefügt werde. Ludwig suchte dann auch die Letztere auf und beruhigte sie durch die Versicherung, daß Franz unverletzt das Haus verlassen habe, und daß es so besser sei, als wenn sie Beide zusammen den ganzen Abend getanzt und damit ein allgemeines Mißvergnügen hervorgerufen hätten. Lone war indessen mit dieser Wendung der Sache doch nicht ganz zufrieden. Sie

hatte sich darauf gefreut, den anderen Mädchen zu zeigen, daß doch Einer da sei, der sie nicht verachte, und daß dieser Eine der hübsche Franz sei, dessen Braut ein jedes Mädchen im Dorfe doch heimlich beneidet haben würde. Jetzt war sie wieder verlassen und unbeachtet, und hatte auch wohl der Eine oder der Andere der jungen Burschen große Lust, sie zum Tanze aufzufordern, so fehlte doch Allen der Muth, durch eine solche Handlung der allgemeinen Meinung offen zu trotzen. Die triumphirenden Blicke der Mädchen, wenn sie mit ihren Tänzern an Lone vorübergingen, waren dieser allemal ein Stich ins Herz. Ludwig fühlte ein tiefes Mitleid mit dem armen Mädchen, auf deren Wangen die Farbe, dann bleich, dann wieder glühend roth, rasch wechselte, er trat also zu ihr, und forderte sie zum Tanze auf. Sie schaute wie erstaunt zu ihm auf, plötzlich aber leuchtete ihr Auge in funkelndem Glanze, ein tiefer Athemzug entwand sich ihrer Brust, sie folgte ihm willig, und mit Vergnügen schwang sich der junge Mann mit der leichten Bürde elegant durch die übrigen Paare dahin. Als sie Ludwig zu ihrem Platze zurückgeleitete und sich vor ihr verneigte, sah Lone auf ihn mit einem warmen, dankenden Blick, dann erhob sie den Kopf, und ließ ihr Auge mit stolzem, zufriedenen Ausdruck über die Versammelten schweifen. Als Ludwig, nachdem er einen Augenblick draußen frische Luft geschöpft hatte, wieder in die Stube trat, da war Lone verschwunden und erschien auch nicht wieder.

Ludwig konnte sich nicht, ohne seinen gastfreien Wirth zu beleidigen, von der Gesellschaft zurückziehen, er ließ sich also mit zu der weitläufigen Mahlzeit, die jetzt eingenommen wurde, nieder. Die Gäste machten es sich bald in der heißen, von Menschen überfüllten Stube bequem, indem sie den Rock auszogen. Hierzu konnte sich der junge Mann aber doch nicht entschließen, und da ferner die Wärme durch das fleißige Tabakrauchen während des Anrichtens der Speisen ihm den Aufenthalt zuletzt völlig unerträglich machte, so schützte er bei dem Gastgeber ein plötzliches Unwohlsein vor, und schlich sich, von den übrigen Gästen unbemerkt, aus dem Getümmel still davon.

Draußen angekommen, hatte er ein ähnliches Gefühl wie Jemand, der lange unter Wasser getaucht ist und plötzlich mit dem Kopfe wieder hinauf an die Luft kommt. Er erfrischte seine Lunge durch tiefe, kräftige Athemzüge und machte dann noch einen Spaziergang, um sich vollständig zu erholen. Am Abend kehrte er nach seiner Wohnung zurück; dort standen alle Thüren offen; die Hunde, die ihn schon kannten, begrüßten ihn wedelnd, und er suchte still den Weg zu seinem Zimmer im Dunkeln. Hier angekommen, kam ihm der Gedanke, ob Lone wohl schon zurückgekehrt sein möge, und ob Franz sich heute Abend nicht einfinden würde, um ihr einige tröstende Worte zu sagen? Er setzte sich also neben dem offenen Fenster in eine Ecke, um die beiden Liebenden nicht zu stören, falls sie sich suchen sollten, steckte sich eine Cigarre an und genoß die Abendkühle in behaglicher Ruhe. Waren das nicht leise Fußtritte, die sich da dem Hause näherten? Ja, richtig, — der Lauschende mußte lächeln — Franz erschien also. Der Kommende schlich vorsichtig am Hause her, stieg auf die Bank hinauf und flüsterte: „Lone! Lone!" Niemand antwortete oben, doch der Besucher fuhr fort: „Lone, öffne nur Dein Fenster, ich weiß ja doch, daß Du zu Hause bist."

Das war nicht Franzens Stimme. Ludwig bog sich in erhöhtem Interesse etwas vor. „Aha," dachte er, „es giebt also Mehrere, die den Weg hier zum Fenster kennen!" und er beschloß bei sich, Mutter Margarethe vor seiner Abreise doch darauf aufmerksam zu machen, daß diese Laube keineswegs der Moralität des Hauses zu Nutz und Frommen gereichte.

Jetzt wurde wirklich Lone's Fenster sachte geöffnet. „Mach' Dich fort, schlechter Mensch!" rief das Mädchen hinunter, „wie oft soll ich's Dir sagen, daß ich nichts mehr mit Dir zu thun haben will. Du machst mich noch unglücklich durch Deine Nachstellungen."

„Sprich nicht so zu mir," gab der Angeredete zurück, und fügte scherzend hinzu: „Wir sind ja doch einmal ein Paar, kleine Lone, thue nur nicht, als wüßtest Du es nicht."

„Aus uns wird in Ewigkeit kein Paar," sagte Lone heftig.

„Schwöre das nicht so kurz ab," hieß es unten, „Du wirst es doch jedenfalls bald satt sein, Dich hier von dem über=

müthigen Bauernvolk verachten zu lassen, ein Mädchen, wie Du, ist etwas Besseres werth. Auf den jämmerlichen Franz kannst Du nicht bauen, der hängt immer noch an seiner Mutter Schürze und binnen kurzem heißt es doch: „Lebe wohl, Lone, leb' wohl mein Schatz!“ und dann gehst Du mit Schande und Spott bedeckt fort von hier. Wie ging's denn heute Nachmittag? das war ein schöner Anfang Deines Brautstandes, schleicht sich der Kerl feige fort und läßt Dich zum Gelächter der Leute allein sitzen!“

„Ich glaube kein Wort von Allem, was Deine giftige Zunge sagt,“ antwortete Lone, aber der Ton strafte die Worte Lügen: es lag etwas Mattes, Klangloses in ihrer Stimme, was der Aufmerksamkeit des Versuchers nicht entging.

„Sei doch vernünftig, Lone,“ fuhr er schmeichelnd fort, „in ein paar Tagen ziehen wir alle zusammen von hier fort und nehmen die losen Vögel mit, die auf unseren Leimruthen hängen geblieben sind. In der letzten Nacht komme ich hier zu Dir ans Fenster, dann machst Du mir auf, und wir räumen im Hause aus, was wir bekommen können. Du gehst mit mir, und ehe man uns fassen kann, sind wir auf dem Wege zum großen Salzsee.“

Lone antwortete darauf nicht. Eine innere Unruhe ergriff Ludwig. Hier wurde er Mitwisser eines Geheimnisses, das er nicht verschweigen durfte.

„Warum schweigst Du still?“ begann die Stimme unten wieder, „wir gehören zusammen, Lone, ich kann nicht von Dir lassen, und Du bekommst auch nie einen besseren Mann, als mich.“

„Ich will's Dir kurz und bündig sagen,“ rief plötzlich Lone, „wenn Du noch einmal hierherkommst, so gehe ich zum Schultheiß und erzähle ihm Alles.“

„Das wirst Du nicht thun, Lone,“ erwiderte er kaltblütig, „Du bist viel zu stolz, um es Jemandem zu erzählen, daß Du von Deinem früheren Geliebten aus der Stadt Besuche erhalten hast. Was würde wohl Dein Franz für Augen dazu machen, heh, was meinst Du? Also es bleibt bei unserer Verabredung, gute Nacht, süße Lone!“

Er stieg leise herunter und schlich fort, wie er gekommen war. Das Mädchen verweilte noch einige Augenblicke am offenen Fenster, dann seufzte sie tief, und schloß dasselbe.

Am anderen Morgen erwachte Ludwig durch eine laute Unterredung, die in der Wohnstube geführt wurde. Es war Franz, der seine Eltern nochmals zu bewegen suchte, ihre Einwilligung zu seiner Verbindung zu geben. Der junge Mann, sonst die Freude und Munterkeit selbst, war durch die Ereignisse der letzten Tage in einen Zustand der Verzweiflung gerathen, in welchem er beschlossen hatte, es lieber bis zum Aeußersten zu treiben, als Lone aufzugeben. Er fühlte, daß ihr Unrecht geschah, und dies Gefühl machte ihn gegen alle Gründe und Vorstellungen der Eltern vollständig taub. Der Vater verhielt sich ruhig und gemäßigt, und begnügte sich mit einer kurzen abschlägigen Antwort; das heftige Temperament der Mutter aber ließ eine solche Stimmung nicht zu. Sie sprach von Lone in schmähender, verächtlicher Weise, was den Sohn zu bitterer Gegenrede veranlaßte, bis der Streit damit endigte, daß Franz die Stube mit der bestimmten Erklärung verließ, er werde sich heute Abend unter die Mormonen aufnehmen lassen."

Die beiden Alten waren allein im Zimmer, die Mutter erging sich in Klagen. Als sie dieselben einigermaßen erschöpft hatte, sagte Esben:

„Ja, da bleibt uns wohl nichts Anderes übrig, als daß wir auch zu den Mormonen gehen."

„Gott erbarme sich Deiner!" prallte die Frau entsetzt zurück.

„Ich meine zu ihrer Versammlung heute Abend," fuhr Esben ruhig fort; „wir müssen zu verhindern suchen, daß sie unsern Jungen zu fassen bekommen. Der Herr Pastor und viele von den Bauern kommen auch, wir können also ruhig hingehen."

Die Frau wollte Einwendungen machen, der Mann antwortete aber nicht darauf und ging seiner Wege, was so seine Weise zu sein schien, wenn er seinen Willen durchsetzen wollte. Am Nachmittage kam Franz zurück und suchte Lone in der Küche auf, wo sie seiner Mutter zur Hand ging. Ein Theil der Leute

war eben vom Hofe hereingekommen, um sich die Vesperkost zu holen. Franz ging geradezu auf Lone und sagte laut:

„Lone, es ist jetzt Alles in Ordnung, wenn Du willst, so folge mir. Du sollst mein Weib sein vor Gott und den Menschen, ich werde Dich lieben, ehren und beschützen, so lange ich lebe.“

Das Mädchen antwortete ihm nicht, sie schien von einem neuen, unerwarteten Unglück niedergebeugt zu sein und verbarg ihr Gesicht, indem sie den Kopf gegen die Schornsteinmauer stützte.

„Lone, Du antwortest nicht?“ rief Franz ängstlich und wollte ihre Hand ergreifen. Seine Mutter aber stieß ihn zurück und stellte sich zwischen Beide.

„Franz, Franz!“ sagte sie, die gefalteten Hände ihm entgegenstreckend, „weißt Du wohl, daß sie es noch immer mit dem Möllerjans hält, daß sie mit ihm auf offener Straße spricht; ja, gestern Abend, als Dein Vater und ich von dem Feste des Schultheißen heimkehrten, da schlich er sich aus unserm Garten heraus an uns vorüber!“

Franz fuhr zurück, faßte sich aber sogleich wieder und wandte sich an Lone:

„Sag' ihnen, Lone, daß es nicht wahr ist. Ich glaube jedes Wort, das Du sprichst.“

Lone sah ihm fest ins Auge. „Es ist nicht wahr, Franz,“ erwiderte sie. „Jans hat mich angesprochen, und erst gestern Abend wieder. Aber er kam gegen meinen Willen, und Du darfst mir's glauben, ich habe nichts mit ihm zu schaffen.“

Franz sah im Kreise umher, als wolle er damit sagen, daß er für die Wahrheit von Lone's Worten einstehe; er traf aber weder auf einen herausfordernden, noch zustimmenden Blick, und so wandte er sich wieder gegen Lone: „Reise also mit mir, Lone, laß sie hier glauben, was sie wollen; drüben in Amerika ist Platz genug für uns Beide.“

Er ging stolz fort. Seine Mutter stand einen Augenblick vor Gram stumm, dann machte sie sich durch einen Strom von Schmähungen gegen Lone Luft. „Jetzt gehst Du mir morgen

am Tage aus dem Hause!" rief sie erbittert, „eine Nacht noch gebe ich Dir Frist, dann ist es vorbei. Geh' nur, bring' mein einziges Kind in die Gesellschaft von Räubern und Dieben, zieh' ihn zu Dir in ein Diebesnest, doch soll das wenigstens nicht innerhalb meiner eigenen Behausung geschehen!"

Lone flüchtete auf ihre Kammer und kam den Tag über nicht mehr zum Vorschein. Obgleich Ludwig den ganzen Nachmittag auf seinem Zimmer zubrachte, vernahm er doch nicht das Geringste, sie gab oben kein Lebenszeichen von sich. Als es zu dämmern begann, verließen die alten Bauersleute in festtäglicher Kleidung das Haus, vermuthlich um sich zum Prediger zu begeben. Es herrschte jetzt eine einsame Stille. Mit innigem Mitleiden malte sich Ludwig die Seelenqualen, welche wahrscheinlich das arme Mädchen über ihm peinigten, aus, und vergebens wartete er darauf, daß Franz kommen und sie holen würde. Es kam ihm jetzt auch vor, als ließen sich bei der Todtenstille, die ringsum herrschte, unterdrückte Seufzer vernehmen; ein unwiderstehlicher Drang trieb ihn, zu dem Mädchen hinaufzugehen, und sie zu trösten und aufzumuntern. Wohl dachte er daran, daß ihm ein solcher Schritt übel ausgelegt werden könnte, doch verließ er sich auf seine redliche, wohlmeinende Absicht, womit er jede Beschuldigung leicht zurückweisen konnte; er ging also hinaus und suchte den Weg zu Lone's Kammer. Die Stufen der Treppe knarrten laut bei jedem Tritt, er klopfte an die Thüre, erhielt aber keine Antwort. „Wo mag sie sein?" dachte er besorgt, stieß die Thüre auf und trat ein.

„Bist Du es, Franz," fragte Lone leise.

Sie saß auf einer Kiste und erhob kaum den Kopf.

„Ich bin es," antwortete Ludwig und trat näher, „wie geht es Dir, Lone?"

Sie sah verwundert auf. „Wie kann es mir gehen?" sagte sie bitter. „Hat man mich doch fortgejagt, wie eine Diebin, obgleich ich nichts verbrochen habe! O, ich hätte lieber dableiben sollen, wo ich war, da warf mir Niemand etwas vor, da war ich die Beste; hier draußen in der Welt aber bin ich eine Ausgestoßene, die Jedermann verachten und höhnen darf."

Sie rang die Hände. Ludwig bemerkte mitleidig den wirren Blick und die bebenden Lippen; das Mädchen machte auf ihn den Eindruck eines scheuen, gejagten Wildes, das während der Verfolgung einen Augenblick ruht, aber dabei wohl weiß, daß es keine Freistatt finden wird, bis der Tod sich ihm nahet. Er setzte sich ihr zur Seite auf die Kiste und nahm ihre Hand.

„Aber hast Du nicht auch wohl selbst zu oft der Welt Trotz geboten?" sagte er.

„Hätte ich sie vielleicht noch um Verzeihung bitten sollen?" entgegnete Lone in einem Tone, der den alten Stolz durchblicken ließ, „man hat mich ja für das, was ich gethan, streng bestraft. Aber die Welt ist unbarmherzig, ich weiß es wohl, sie will nicht vergessen, ja sie duldet es nicht einmal, daß ich vergesse. Das Zuchthaus hält mich noch fortwährend an einem langen Bande, und die Leute ergötzen sich damit, daran zu zerren, um mich nur plagen und peinigen zu können."

„Das sind keine guten Gedanken, Lone!" sagte Ludwig freundlich. „Du mußt bedenken, daß es lange währt, bis die Menschen ihr Mißtrauen aufgeben; Du mußt erst eine gute That begangen haben, auf die Du Dich berufen kannst. Demuth würde in Deinem Falle ein gutes Schutzmittel gegen die Härte der Menschen sein."

Sie schüttelte leise mit dem Kopfe. „Weshalb kommen Sie zu mir?" fragte sie mißtrauisch.

„Ich wollte Dich nicht mit Deinen Gedanken allein lassen, Lone," antwortete Ludwig. „Ich fühlte, daß Du großen Kummer haben würdest, und das that mir leid. Ich weiß, Du hast Schweres ertragen müssen, bis jetzt hast Du glücklich ausgehalten; ich bitte Dich, laß Dich zu keiner unrechten Handlung verleiten, um Dich zu rächen."

Lone sah ihn groß an. „Was wissen Sie?" fragte sie langsam. Er zeigte aufs Fenster und sagte lächelnd: „Hier kommt Abends wohl der Eine oder der Andere, um mit Dir zu sprechen."

„Ja," entgegnete sie, „das ist auch so ein Stück von dem Bande, daß ich an Händen und Füßen habe. Schleicht er sich

in der Nacht ins Haus und stiftet Unheil, so schreien gewiß Alle, daß ich es gewesen sei, die ihn hereingelassen habe. Und so ein Anhängsel, das folgt einem nach, wie der eigene Schatten; es hilft Nichts, wenn man auch weit übers Meer geht, es folgt dahin nach, und sobald man im Sonnenschein ist, stellt sich auch der Schatten ein. Wie ich hier heute so saß, da habe ich gedacht, es sei eigentlich Sünde, daß ich an dem Franz hänge — ist es auch schlecht, mir scheint's doch am besten, wenn ich wieder mit dem Möllerjans gehe; wir passen einmal zu einander. Was meinen Sie?"

„Daß das ein recht böser Gedanke ist," antwortete Ludwig mild, indem er seine Hand auf ihr gebeugtes Haupt legte. „Möge Gott Dich davor schützen, Lone! Ein Mensch kann wohl fallen, aber dann soll er sich auch bemühen, wieder aufzustehen."

„Das ist eben das Unglück," brach das Mädchen mit der Heftigkeit der Verzweiflung hervor, „daß man nicht wieder aufstehen kann, wenn man auch noch so gern will, wenn man hungern, dürsten, Sklavendienste thun und dulden will, ja, will man sich auch das Herz aus dem Leibe reißen, die Menschen leiden es nicht, man soll einmal ein Verdammter sein, sagen sie, und so wird der Fuß dem Verurtheilten fortwährend auf den Nacken gesetzt; weil er früher einmal fehlte, fortwährend wird er gestoßen, geschlagen, getreten und gequält, bis er hingeht und dem Ganzen auf einmal ein Ende macht."

Sie sank zurück auf die Kiste, während ihre Thränen strömten. Der junge Mann lehnte sich tief bewegt über sie, er wußte nicht, wie er sie trösten sollte.

„O, wenn man auch will, man kann ja nicht," fuhr Lone fort, in ihrem eignen Schmerze schwelgend, „die That ist einmal geschehen, und wenn es auch kein Anderer weiß, so weiß man es doch selbst und verachtet sich; deshalb kann man ja doch nicht wieder schuldlos werden, und so ist's denn einerlei, wenn man beim Bösen bleibt."

Ludwig nahm mit Schrecken diese Wendung ihres Gedankenganges wahr; es war ihm, als müsse er jetzt um jeden Preis

ein Mittel finden, diese Seele zu retten, die ohne ihn vielleicht bald schon unwiederbringbar verloren sein konnte. Er wurde durch die Aufregung des Augenblickes zu einer Handlung hingerissen, vor der er sonst wohl ängstlich zurückgeschreckt wäre, vor welcher bei ruhiger Ueberlegung die Natur durch eine tiefgewurzelte Zurückhaltung und Angst das Gemüth zu schützen pflegt. So aber setzte er Seelenruhe gegen Seelenruhe ein. Er ergriff Lone's Hand und sagte mit Wärme:

„Höre mir zu, Lone! glaube mir, man kann umkehren, um einer schlechten Handlung willen braucht man nicht mehrere noch auszuführen. Als Beweis dafür will ich Dir anvertrauen, was ich noch keinem Menschen erzählt habe. Ich war ein vierzehnjähriger Junge und bei meiner Mutter, die als Wittwe in sehr dürftigen Umständen lebte. Sie sparte sich gern das Brod vom Munde ab, um nur mich nicht darben zu lassen, gleichwohl aber reichte es doch nicht. Wir waren sehr arm, und wenn ich auch Mittags und Abends eine kärgliche Mahlzeit bekam, Vormittags war daran nicht zu denken. Ich kann Dir's nicht sagen, Lone, wie hungrig ich oft war, und dabei mußte ich auch noch Morgens und Mittags an der Thüre eines Bäckers vorübergehen, der seinen Laden im ersten Stockwerk unseres Wohnhauses offen hielt. Immer stand seine Thür weit offen und der Geruch des warmen Weißbrodes stieg verführerisch unsere Treppe herauf. Ich hatte stets ein Gefühl, ich müsse rasch an der Thüre vorbei auf die Straße flüchten, und doch kam mir zuweilen der Gedanke, wie grausam es sei, täglich mich so zu reizen, der ich gezwungen war, die Speisen zu passiren, hungrig und doch ohne Mittel mir eins der Brote zu kaufen. Eines Mittags nun kam ich aus der Schule nach Hause, meine Mutter hatte an jenem Tage eine Mahlzeit nicht beschaffen können und vertröstete mich auf den Abend. Um meinen Hunger nicht so zu fühlen, wollte ich die Wohnung verlassen; als ich die Treppe hinabging, stand dicht neben der offnen Thür des Bäckers ein großer Korb voll frisches Brod. Da flimmerte mir's vor den Augen, ich that es nicht, meine Hand war's; sie ergriff eins der Brote und verbarg es. Ich lief

weit vom Hause fort, vor das Thor hinaus, dort verspeiste ich den Raub. Als aber das Gefühl des Hungers gestillt war, da überkam mich Scham und Reue. Ich saß lange, lange auf dem Platze, wo ich das gestohlene Brod verzehrt hatte, und erst bei eintretender Dunkelheit wagte ich es, mich in meine Behausung zurückzuschleichen. Meine gute, arme Mutter hatte ein Mittel gefunden, eine Mahlzeit herzustellen, aber ich konnte nichts davon genießen, schützte Krankheit vor, und begab mich zu Bett. Die Mutter sprach mir zärtlich und bekümmert zu, jedes Wort traf mein Herz wie ein Dolchstich, ich war froh, als auch sie sich zur Ruhe begab und das Licht auslöschte. Meine dumpfe Verzweiflung löste sich erst spät in der Nacht durch einen Thränenstrom, und ich schwur mir in jener Stunde, in Zukunft lieber Hungers zu sterben, als eine fremde Krume Brotes nochmals anzurühren. Ich habe männlich Wort gehalten, und wenn das Verdienst auch ein zweideutiges ist, so hat es doch seinen Nutzen für mich gehabt: das Stückchen Brod ist mir stets ein warnender Talisman gewesen, der mich behütete, mein Eigenthum auch nur um das kleinste Sonnenstäubchen auf unerlaubtem Wege zu vermehren. Sieh, Lone, es wird wohl keinen Menschen in der Welt geben, der nicht die eine oder andere Sünde verborgen auf seinem Herzen trägt, es kommt nur darauf an, durch dieses Bewußtsein so viel Gutes, als möglich, hervorzubringen; auch Dir ist diese Möglichkeit geboten, wenn Du nur wirklich ernstlich willst, wenn es Dir auch schwerer fallen wird, weil Deine Sünde offen bekannt ist."

Lone hatte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, als er geendet hatte, betrachtete sie ihn nachdenkend, offenbar mit ihren eigenen Gedanken nicht im Klaren; es schien ihr wunderbar, ein solches Geständniß entgegen zu nehmen.

„Lone! Lone!" ließ sich jetzt unten eine Stimme vernehmen. Das war Franz. Sie sprang auf, öffnete das Fenster und rief hinab: „Ich komme! ich komme!" dann trat sie vor Ludwig hin, reichte ihm die Hand und sagte: „Sie sind ein guter Mensch!" Darauf verließ sie rasch die Kammer.

Ludwig saß allein auf der Kiste wie ein Träumender.

Ein eigenthümliches Gefühl, wie die plötzliche Ernüchterung nach einem Rausche überkam ihn. In seinem Zimmer angekommen, schritt er langsam auf und nieder. Da fiel ihm ein, daß er ja auch die Versammlung der Mormonen hatte besuchen wollen, dazu kam noch die Neugierde, zu erfahren, wie sich das Drama mit Franz und Lone dort entwickeln würde, er machte sich also auch auf den Weg dahin.

Das Haus Hans Skräbders war hell erleuchtet, draußen hörte man Laute von summenden Stimmen, wie sie einer zu gleicher Zeit sprechenden Menschenmenge eigenthümlich Die Fenster waren halb verdeckt durch Gestalten, die davor lehnten und aus der Thür drang ein warmer, feuchter Dunst heraus.

Ludwig drängte sich mit Mühe durch die Leute und sah sich im Kreise nach dem Prediger und seinen Hausgenossen um; er entdeckte sie auch bald an dem obern Ende der Stube, wo der Platz für die Honoratioren zu sein schien. Mitten im Zimmer befand sich ein Tisch, an welchem vermuthlich die Hauptpersonen saßen, denn die Aufmerksamkeit Aller war dahin gerichtet. Endlich gelang es Ludwig, einen vor ihm Stehenden zur Seite zu schieben und die ganze Versammlung zu überschauen.

Am Tische saß Hans Skräbder, welcher Papier und Tinte vor sich hatte und eine Art Protokoll zu führen schien; ihm zur Seite saß ein großer Mann mit vorwärts geneigtem Haupte, das Kinn nachdenklich mit seinem Stocke stützend. Um ihn herum stand eine Anzahl Bauern, unter denen Ludwig den Mann, mit dem er am Brunnen gesprochen hatte, wiedererkannte. Dieser hatte jetzt das Haar über die Stirn herunter gekämmt, und seinen scheinheiligen Mienen damit einen gewissen treuherzigen, biedern Stempel aufgedrückt. Er war es auch, der jetzt das Wort ergriff. „Der jüngste Tag ist gekommen,“ sagte er in seinem Lieblingston, einem Mittelding zwischen mechanischem Ablesen und näselnder Frömmelei, „erkennt Ihr das nicht an den Zeichen rings um Euch? Ist die Verderbtheit nicht übergroß? Könnt Ihr Eure Augen irgendwo hinwenden, ohne daß sie auf Verwirrung, Aufruhr und Krieg stoßen? Bleibt der Himmel nicht verschlossen, so daß kein Tropfen

Regen die dürstenden Fluren erquickt? Kann Einer von Euch diese Zeichen sehen und noch zweifeln?“

„Der Tag des Herrn wird kommen, wie ein Dieb in der Nacht,“ sagte ein alter Bauer. Der Mormone achtete nicht auf diese Worte, sondern fuhr fort:

„Wir sind die Zeugen Gottes, Gott hat in unsern Mund die Weissagung gelegt, daß die, welche uns folgen, seine Auserwählten sind, die da schauen sollen die neue Stadt des Herrn. Gott hat die goldene und silberne Vorrathskammer der Erde aufgeschlossen, auf daß genug davon sei, seine Auserwählten damit zu schmücken; und wir sind berufen, das Volk in Glanz und Herrlichkeit einzuführen.“

Die Bauern sahen einander zweifelnd an.

„Ihr habt aber gesagt,“ begann Einer, „daß wir mit einander theilen müßten, daß wir Haus und Hof verkaufen sollten, um das Geld den Armen zu geben.“

„Alles, was Du an irdischen Gütern besitzest, geht in die gemeinschaftliche Kasse,“ sagte der Mormone feierlich; „alsdann werden wir es vertheilen, je nachdem es Dein, oder Anderer Bedürfniß erfordert. Was kann das Wenige, was Dein Acker Dir einbringt, bedeuten gegen all' die Herrlichkeiten, denen Du entgegengehst? Sieh' her, soviel gilt es,“ fügte er hinzu, indem er einen Finger in das auf dem Tische stehende Glas Wasser tauchte und einen Tropfen auf die Erde fallen ließ.

Eine Pause entstand; jetzt erhob sich der neben Skrädder sitzende Mann; er war, wie sein Begleiter, in halb bäuerischer Tracht, doch sah Ludwig zu seiner Verwunderung bei ihm in ein kluges Antlitz, mit scharfen, durchdringend blickenden Augen. Der Mann nahm seinen Hut ab, legte ihn auf den Tisch vor sich und begann mit ruhiger, nicht unangenehmer Stimme:

„Ich will nicht zu Euch reden über unser heiliges Buch, Ihr Männer dieses Dorfes! Ihr werdet es erst kennen lernen, wenn Ihr uns folgt. Jetzt kennt Ihr Eure Bibel, zwar nur so, wie Euer Prediger sie zu erklären für gut findet, und müßt Ihr selbst wissen, inwieweit Ihr Euch darauf verlassen könnt, und ob er in dem Geiste Gottes zu Euch redet, oder so, wie

es sein irdischer Vortheil erheischt. Davon schweige ich heute, aber zu Eurem Verstande will ich reden, denn den habt Ihr Bauern so gut, wie der König."

Mit stummem Beifall drängten die Anwesenden sich näher an ihn heran.

„Habt Ihr wohl bemerkt, daß wenn ein Baum alt wird, seine inneren Lebensadern, das heißt die Saftgefäße austrocknen und absterben? Gut! Es wird nur wenig helfen, wenn Ihr ihn düngt und begießt, Eure Mühe wird nicht belohnt, das wißt Ihr, und deshalb vergeudet Ihr Eure Kräfte nicht dabei. Hat er zuvor auch noch so schöne, und noch so reichliche Früchte getragen: wird der Baum alt und dürr, Ihr haut ihn über der Wurzel um, ist es nicht so? Ihr nickt mir Beifall. Nun wohlan! Ist es mit dem Staatsleben ein anderes Ding? Der alte Völkerbund auf Erden taugt nichts mehr, Alles, was Ihr daran vergeudet, ist unnütz, Ihr müßt einen neuen schaffen! Kein vernünftiger Mann flickt an einem alten baufälligen Hause, das durch den Einfluß von Jahrhunderten morsch und untergraben ist; er faßt lieber einen muthigen Entschluß, verläßt das alte Haus, wenn er es nicht lieber einreißen will, und baut sich ein neues, festes, sicheres. Also sollt auch Ihr nicht weiter an den unheilbaren Schäden Eures Vaterlandes ausbessern, sondern Euch einem neuen Staate einverleiben, der Saft und Kraft hat, herrliche Früchte zu tragen."

„Wir haben ja das Recht hier zu Lande, mit zu berathen, auf Mängel aufmerksam zu machen, die Regierung muß sogar auf unsere Abgeordneten hören," sagte der alte Bauer, „ich kann meine Meinung über Dinge, die mir nicht gefallen, hier gerade so gut äußern, wie Ihr drüben, und hat's einen Grund, so machen unsere Vertreter in den Ständen ein Gesetz daraus."

„Ja, wenn nur ein Jeder selbst zum Sprechen kommen könnte," sagte der Mormone, den alten Mann in seiner eigenen Schlinge fangend, „so aber könnt Ihr ja doch nur Einen wählen und dieser spricht in seinem eignen Sinne, oder willst Du, Hans Paulsen, allemal mit dem zufrieden sein, was Lars Hansen auf dem Reichstage sagt, oder Du, Lars Hansen,

scheint's Dir nicht, als würdest Du es anders machen, als Swend Peersen?"

Es entstand ein Gelächter unter den Zuhörern und der Sprecher fuhr fort:

„Da liegt nun das große, schöne Amerika, vor vierhundert Jahren kannte es Niemand, Keiner wußte etwas davon, es war gleichsam, als habe der Herr es aus dem Meere heraufgesandt. Glaubt Ihr, er habe dies ohne Zweck gethan? Nein, er sah, daß sich in der alten Welt Alles überlebt hat, daß sie nicht mehr bestehen konnte, und da wollte er einen Ort schaffen, wohin sich seine Auserwählten retten könnten. Jetzt wird es Euch begreiflich sein, weshalb zwischen dem Alten und Neuen ein beständiger Kampf stattfindet. Die alte Welt sträubt sich gegen den Einfluß der neuen, wie der Baum den Streichen der Axt widersteht; man widerspricht uns und will verhindern, daß wir das Licht der Gnade auszubreiten suchen, aber wir trotzen dem Bösen! Ihr vermeint wohl, daß Ihr nur auszöget, um ein besseres Haus, bequeme Tage und persönliche Freiheit bei uns zu gewinnen? wohl wird Euch das zu Theil, aber seht Ihr denn nicht ein, daß Ihr dabei auch einer viel höhern Bestimmung folgt? Ihr zieht aus, eine neue Welt zu bevölkern, all das Gute, was Ihr hier in der alten Welt nutzlos in Euch aufgenommen habt, das verpflanzt Ihr in einen neuen, lebenskräftigen Menschenbund, wo es Euch gegen hier hundertfältige Früchte tragen muß und wird Wir verkünden Euch nicht nur die irdische Herrlichkeit, die Ihr am großen Salzsee für Euch bereitet finden werdet, wir verkünden Euch auch eine Ernte der geistigen Herrlichkeit, wovon ein Jeder von Euch hier schon den Samen unentwickelt in sich trägt!"

Seine Worte, in Verbindung mit den kluggewählten Gleichnissen schienen einen tiefen Eindruck auf die Versammlung zu machen. Jetzt erhob sich der Prediger, und ruhig überließ ihm der Mormone seinen Platz, seinen früheren Sitz einnehmend und bald wieder scheinbar theilnahmlos sich auf den Stock stützend. Ludwig war gespannt darauf, wie sein Freund die Rede des letzten Sprechers pariren würde. Er hatte mit einem

gewandten Gegner zu thun, Dialektik half hier nicht, er mußte den Bauern praktisch das Gegentheil beweisen, und that es in seiner Weise. Ruhig entfaltete er einen Brief, der deutlich das Gepräge trug, daß er durch viele Hände gewandert war, und sagte:

„Ich will Euch doch, da Ihr zufällig so zahlreich hier in Hans Skräbbers Hause anwesend seid, einen Brief mittheilen von Mads Svendsen, der, wie Ihr wißt, früher von hier fort zu den sogenannten Mormonen gezogen ist.“

Und nun verlas er eins der gewöhnlichen kläglichen Schreiben, in welchem der Ausgewanderte in den schwärzesten Farben die Mühseligkeiten der Reise, die getäuschte Hoffnung und den Zwang, worin er gehalten werde, schilderte. Ohne einen weiteren Kommentar zu dem Brief zu geben, setzte sich darauf der Prediger wieder nieder.

Es entstand eine längere Pause, dann wandte sich der alte Bauer an den Mormonen und sagte rauh:

„Darin ist die reine Wahrheit offen dargelegt, was sagt Ihr dazu?“

„Ich habe darauf vorhin schon geantwortet,“ gab der Mormone zurück. „Ich habe Euch bemerkt, daß man uns widerspricht; man kann den Leuten das Recht nicht wehren, denn wir stehen ihnen ja als entschiedene Feinde gegenüber.“

Er beobachtete den Eindruck dieser wenigen Worte, er war für ihn nicht ungünstig. Dann warf er leichthin:

„Ihr werdet Euch des Mads Svendsen wohl noch Alle erinnern?“

„Ja wohl — gewiß — ganz genau,“ ertönte es von allen Seiten.

„Irre ich nicht, so war er ein fauler, nichtsnutziger Geselle?“ fragte der Sprecher.

„Ja, ja — das war er — ein Taugenichts!“ war die Antwort in ziemlich gedehntem Tone.

„Kann es Euch denn nun wundern, daß er auch jetzt noch mit seinem Schicksal unzufrieden ist?“ triumphirte der Mann, „würdet Ihr dem Mads Svendsen glauben, wenn er hier vor

Euch stände und seine Lügen auskramte? — Nein? — Nun so werdet Ihr doch auch dem schmutzigen Wisch Papier da in der Hand Eures Predigers keinen Glauben schenken!"

„Der Brief ist echt, prüft ihn," sagte der Prediger kaltblütig, denselben seinem Nachbar überreichend. Er machte die Runde und Jeder betrachtete ihn genau.

„Genießt Mads Svendsen Euer Vertrauen?" fragte der Mormone wieder.

„Nein, das thut er nicht," erwiderte der alte Bauer jetzt mit Entschiedenheit. „Ihr aber auch nicht, so lange wir Euch nicht näher kennen."

„Der Herr hat ihn ausgesandt," fiel jetzt der andere Mormone mit ehrerbietigem Ausdruck ein.

„Was hat mich zu Euch geführt?" nahm sein Vorgesetzter das Wort, „ich habe einem höhern Gebote des heiligen Geistes Folge geleistet. Wohin er mich sendet, dahin gehe ich und thue, was er befiehlt. Es ist der irdische Vortheil Eures Predigers, daß Ihr in der Gemeinde bleibt und ihm den Zehnten nebst Kirchenpfennig entrichtet, mich treibt kein Vortheil, Euch aufzufordern, daß Ihr mir folgt; ich kenne weder Vortheil noch behagliche Ruhe."

Er lehnte sich auf seinen Stock, wie wohl ein müder Wandersmann zuweilen thut, die Geberde war nicht ohne Effekt. Ludwig sah zu seinem Freunde hinüber und fühlte wie die Meisten der Anwesenden, daß hier die schwächste Stelle zwischen dem Seelsorger und seiner Gemeinde angegriffen war. Der Prediger war auch nicht so unvorsichtig, den Kampf auf diesem Gebiete aufzunehmen. Er sah gerade vor sich hin, und als Ludwig der Richtung seines Blickes folgte, sah er Franz und Lone zwischen den Bauern stehen.

„Hört mich jetzt, meine Gemeindekinder!" sagte der Prediger in einem trockenen Tone, wie Einer, der sich anschickt, einen mathematischen Satz zu beweisen. „Ihr habt Alle wohl Kinder; kann Euch damit gedient sein, daß dieser Mann sie von Eurer Seite lockt und ins Verderben stürzt; hier stehen Esben Blidstrup und seine Frau, die, wie Ihr Alle wißt, ehrliche und brave Leute sind; deren einzigen Sohn hat dieser Mann verführt, mit

nach dem Salzsee zu gehen, und nach Mads Svendsen's Brief wißt Ihr, was das zu bedeuten hat. Da es nicht leicht ist, ein Kind seinen Eltern zu entreißen, so hat er dieses Mädchen als Werkzeug gebraucht; wer und was sie ist, brauche ich Euch nicht zu erzählen. Ich selbst habe sie aus Mitleiden in das Haus dieser guten Leute eingeführt, jetzt aber sehe ich, daß sie ein unverbesserliches Geschöpf ist, und daß sie ihre Stellung in jenem gottesfürchtigen Hause zur Verführung des jungen Mannes benutzt hat."

Der Prediger machte hier einen Mißgriff, wie es wohl Jemandem passiren kann, der zu sehr sich von praktischer Klugheit leiten läßt. Seine letzten Worte brachten einen sehr verschiedenen Eindruck bei den Versammelten hervor. Eine Partei war auf Seiten des Predigers, die andere hielt zu dem Mormonen, die dritte zu Franz. Dieser, der bisher schweigsam und finster neben Lone gestanden hatte, sprang jetzt in den freien Raum inmitten des Zimmers.

„Ihr seid ein Verleumder!" donnerte er ganz außer sich den Prediger an, dabei auf den Tisch schlagend, daß ein Ruck durch die beiden heiligen Brüder fuhr. „Lone hat mich nicht verführt, sondern die Hartherzigkeit meiner Eltern hat mich so weit gebracht. Mir gilt es ganz gleich, ob ich Jude oder Heide oder Mormone werde: Lone will ich haben, das ist meine Religion!"

Mehrere der älteren Bauern bekreuzigten sich entsetzt bei dieser Rede, Mutter Margarethe weinte laut.

„Ich frage Euch zum letzten Male," wandte sich Franz an seine Eltern, „wollt Ihr zugeben, daß ich die Lone heirathe?"

„Ueberlaßt mir die Antwort," sagte der Prediger zu Esben und dessen Frau.

„Willst Du wirklich dieses Mädchen in das ehrliche Haus Deiner Eltern einführen?" fuhr er zu Franz gewendet fort, „willst Du Deine Mutter zwingen, sie zu ehren und zu lieben, willst Du der Welt Kinder geben, die über ihre Mutter erröthen müssen?"

Franz taumelte zurück. Die unglückliche Lone aber, welche sich in der großen Versammlung an den Pranger gestellt, die ihren Geliebten zermalmt sah, fuhr empor wie eine Löwin, der man ihr Junges rauben will. Wie durch einen Schleier hin-

durch sah sie die ganze Welt sich gegenüber in Waffen, und sie stürzte sich ihr wild entgegen.

„Ja, ich bin entehrt!“ rief sie, „aber wenn er mich liebt, was kümmert denn Euch das? Es ist kein Einziger unter Euch, der um ein Haar besser wäre, als ich, kommt“ — und sie riß die mormonische Bibel einem der Fremden aus der Hand — „kommt und schwört, wenn es Einer von Euch wagt, daß Ihr nie ein so großes Unrecht, wie das meine, begangen habt, kommt!“ wiederholte sie, der Versammlung das Buch entgegenhaltend.

Der Hauptsprecher der Mormonen zeichnete theilnahmlos mit seinem Stocke Figuren im Sande des Fußbodens und lächelte bedeutungsvoll.

„Lone!“ sagte der Prediger in versöhnendem Tone, sie aber unterbrach ihn wild: „könnt Ihr schwören?“ „Ja, ich kann es,“ sagte er ruhig, „doch es ist unnöthig, Ihr kennt ja Alle meinen Lebenswandel.“

Lone hatte eine heftige Antwort auf der Zunge, doch Ludwig, der weitere peinliche Angriffe auf seinen Freund womöglich verhüten wollte, trat plötzlich vor und legte die Hand auf ihren Arm. Sie fuhr zurück. „Wollt Ihr es wagen?“ rief sie, ihn mit starrem Blicke betrachtend, „nein, von Euch wenigstens weiß ich mit Gewißheit: Ihr seid ein Dieb! — Ja,“ fuhr sie beinahe jubelnd fort, „er hat es mir selbst eingestanden, daß er einmal ein Brod gestohlen, er darf nicht schwören!“

Ludwig stand stumm und bleich dieser unerwarteten Anklage gegenüber. Der Prediger warf einen ernsten, forschenden Blick auf ihn, dann trat er vor und wandte sich gegen Lone: „Ja,“ sagte er, „er hat einmal ein Brod genommen, das ist wahr; aber Du vergißt, Lone, daß er den folgenden Tag hinging und es bezahlte.“

Ludwig hörte wie im Traume diese Unwahrheit, welche sein Freund mit feierlicher Würde vorbrachte, aber er widersprach ihm nicht. Der Prediger nahm seinen Arm und zog ihn mit hinaus aus dem Hause. Als Ludwig einen Augenblick die frische Luft geathmet hatte, wandte er sich zu seinem Begleiter und sagte: „das war ja nicht wahr!“

„Willst Du etwa lieber, daß ich die öffentliche Beschuldigung

auf Dir hätte sitzen lassen sollen?" gab der Prediger zurück, „ich meine, Du solltest mir lieber für meine Geistesgegenwart danken."

„Gute Nacht!" endete Ludwig mit matter Stimme das Gespräch, wonach er sich seiner Wohnung zuwandte, mit dem festen Vorsatz, das Dorf am nächsten Tage zu verlassen. Er verschloß die Thür seines Zimmers und warf sich aufs Bett. Die erlittene tiefe Kränkung schnürte ihm die Brust zusammen, er hätte gern geweint, konnte aber nicht. Nach und nach kehrten die übrigen Bewohner des Hauses still zurück, auch Lone fand sich ein; sie ging in ihrer Kammer unruhig hin und her, Ludwig schien jeder ihrer Tritte Druck im Kopfe zu verursachen. Eine gewisse Abspannung bemächtigte sich seiner, er vermochte nicht mehr klar zu denken und doch floh ihn der Schlaf. Ein unruhiger Halbschlummer ließ ihn angekleidet auf dem Bett verharren, während bereits die nächtliche Ruhe in dem Hause zu herrschen begann. Endlich schwand ihm das Bewußtsein, ein schwerer Traum umflorte ihn: er befand sich auf der Reise in einem rollenden Wagen, der Wind pfiff betäubend um seinen Kopf; da bricht eine Axe, die Passagiere im Wagen rufen laut um Hülfe — „Hülfe! Hülfe!" brauste es wild und gellend vor seinem Ohre -- nein — das ist kein Traum mehr, das ist Wirklichkeit — das Geschrei ertönt über ihm in Lone's Kammer! Mit einem Satz springt er auf und öffnet das Fenster nach dem Garten hinaus: da ist Niemand; er blickt aufwärts und sieht oben eine dunkle Gestalt im Fensterrahmen sitzen, er hört Lone mit dem Eindringenden ringen und jetzt schallt ihr lauter Hülferuf wieder durchs ganze Haus. Ludwig springt aus seinem Fenster, in demselben Augenblicke aber reißt die Gestalt oben sich los und fällt schwer unten auf ihn nieder. Beide rollen zur Erde und es entspinnt sich ein kurzer Kampf. Ludwig sucht den Angreifer zu fassen und festzuhalten, dieser aber entschlüpft gewandt seinen Händen, springt auf und läuft rasch fort. Als Ludwig ihm nachsetzen will, faßt Lone seinen Arm: sie hatte sich ebenfalls aus ihrem Fenster auf die Bank niedergleiten lassen und hielt jetzt Ludwig zurück.

„O laßt ihn gehen!" bat sie. Ludwig stutzte und wandte

sich schweigend ab, um ins Haus zurückzugehen. Da fühlte er nochmals die Hand des Mädchens auf seinem Arme.

„Seid mir nicht böse," sagte sie bittend, „ich habe ein großes Unrecht an Euch begangen. Ihr meintet es so gut mit mir."

Diese leise, demüthige Bitte, dieser warme Händedruck lösten den Schmerz in Ludwigs Brust.

„Ich war es, der Unrecht that," sagte er, „weine nicht, Lone, ich verzeihe Dir gern."

Jetzt kamen Franz und die Knechte mit Laternen herbei; drinnen im Hause riefen die Alten nach Aufklärung.

Ludwig, Franz und Lone kehrten in die Stube zurück und in Eile berichtete Lone, daß Möllerjans sie durch Klopfen am Fenster geweckt habe. Darauf habe sie dasselbe nur ein wenig geöffnet, um ihm zu bedeuten, er solle sich entfernen, er aber habe die Hand dazwischen gezwängt und dann sich mit dem Körper hineingehoben und gewaltsam in die Kammer bringen wollen. Darauf habe sie um Hülfe gerufen.

Als die Erzählung beendet war, sagte Franz: „Da seht Ihr, Vater und Mutter, wie Ihr Lone Unrecht gethan habt. Laßt uns morgen nicht reisen, gebt mir Lone, es soll Euch niemals gereuen!"

Esben schüttelte den Kopf und wollte gehen. Ludwig sah, daß dieser Augenblick günstig war; er trat also vor und sagte mit Wärme:

„Nein, Vater und Mutter! Ihr müßt nicht fortgehen. Bedenkt, es ist Euer einziger Sohn, stürzt ihn nicht selbst in's Verderben! Soll er sich hier mit dem Mädchen nicht verheirathen, so gebt den Beiden Euern Segen und laßt sie ziehen, aber nicht zu den Mormonen, wohin sie nur die Verzweiflung treibt. Amerika ist groß, und es wird sich wohl noch irgendwo, außer am Salzsee, ein Platz für sie finden. Gebt ihnen einen Theil von Franzens Erbe und laßt sie dann sehen, wie sie damit fortkommen. Geht es ihnen gut, und erwirbt sich die Lone drüben einen neuen, guten Namen, so können sie ja zurückkehren, und werden dann auch in der Heimath wieder zu Ansehen kommen. Ihr seid ja Beide noch nicht so alt, daß Ihr an einen Abschied für immer zu denken braucht. Laßt drum Amerika eine neue

Welt, ein neues Leben für die Kinder werden, wo sie sich durch eigene Kraft und Ausdauer emporarbeiten."

Der feierliche Ernst, mit welchem Ludwig die Alten beschwor, stand im wunderlichen Kontrast zu der Gruppe der Zuhörer, von denen die meisten nur halb bekleidet waren. Die ganze Scene wurde durch das spärliche Licht einer Stalllaterne beleuchtet.

„Was sein soll, das muß sein," sagte Esben, seine Nachtmütze lüftend. Die Ansprache Ludwigs hatte ihn besiegt. „Will der Junge denn durchaus fort, so ist's besser in Frieden. Nimm denn also die Lone hin, Geld sollt Ihr haben, und den Segen könnt Ihr Euch holen, wenn drei volle Jahre in Ehren verflossen sind."

Franz warf sich seinem Vater an die Brust. Ludwig hatte erwartet, daß die Mutter noch Einsprache thun würde, doch die Ereignisse des letzten Abends hatten auch ihren Widerstand gebrochen; sie trocknete sich die Augen mit ihrem Halstuche und reichte Ludwig die Hand. Lone stand schweigend im Schatten, mit einem Abschiedsblick auf sie schlich Ludwig sich davon. Noch ehe der Tag graute, schnallte er seinen Tornister wieder über die Schultern und wanderte fort.

Drei Wochen später saß er auf seinem Comptoir, die inhaltsreiche Vergangenheit zog wie ein Traum an seinem Geiste vorüber; da öffnete sich die Thür und ein junges Paar in ländlicher Kleidung trat ein, es waren Franz und Lone. Sie waren jetzt verheirathet und wollten in den nächsten Tagen nach Amerika abreisen, jedoch nicht, ohne zuvor ihrem Beschützer noch einmal gedankt zu haben.

„Bist Du nun glücklich, Lone?" fragte Ludwig.

„Ja, und wie glücklich!" antwortete das Mädchen, welches jetzt heiter und sanftmüthig aussah. Sie heftete einen Blick der innigsten Zärtlichkeit auf Franz. „Er ist ja so gut," fuhr sie fort, „wenn ich ihn in der neuen Welt habe, was brauche ich dann mehr."

Sie drückten Ludwig die Hand und versprachen, sein Andenken stets bewahren zu wollen. Als sie fort waren, und er wieder allein zwischen seinen Akten saß, lächelte er und sagte: „Die neue Welt kann doch noch Manchem nützen."

Litteratur und Buchhandel.

Ueber Caricaturen, Spott- und Schmähschriften.*)

Das von mir für den heutigen Vortrag gewählte Thema wird vielleicht Manchem nicht ganz sympathisch scheinen. Caricaturen und Pasquille! Die ersteren läßt man allenfalls noch gelten, es ist ein belustigender Gegenstand der Unterhaltung; aber Pasquille, Spott- und Schmähschriften — wer mag gern damit etwas zu thun haben! Mögen die streitenden Parteien sich noch so lebhaft dabei erhitzen, der Unbetheiligte ist meistens, und mit Recht, froh, wenn er mit solcher Lektüre verschont wird.

Ich werde mich also wohl hüten, Ihnen dergleichen Schriften hier vorzutragen. Aber es möge mir gestattet sein, Ihre Aufmerksamkeit hinzulenken auf das innere Wesen, auf die Vorbedingungen der Entstehung der auf gleichem Boden gedeihenden Caricaturen und Pasquille, und auf die Tragweite beider, nachdem sie ins Leben getreten sind. Es werden uns dabei ganz interessante Erscheinungen begegnen.

Zunächst lassen Sie uns untersuchen, wie eigentlich das Wort „Pasquill" entstanden ist. Es dürfte vielleicht nicht allgemein bekannt sein.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts lebte in Rom ein Schuhflicker Namens Pasquino, eine jener Improvisatoren-Gestalten,

*) Erschien zuerst, mit besonderer Bezugnahme auf die Erscheinungen während des französischen Krieges 1870, in der „Vossischen Zeitung" Jahrgang 1871, Sonntags-Beilagen der Nr. 4 und 5. In die jetzige Form habe ich den Artikel für einen im Jahre 1888 gehaltenen Vortrag umgearbeitet.

wie sie heute noch in Italien gefunden werden, ein Mann, der mit gesundem Mutterwitz und hellem Verstande ein Rednertalent verband. Pasquino unterhielt seine Mitbürger häufig in ergötzlicher Weise. Er griff als öffentlicher Volksredner aus den Tagesneuigkeiten ein beliebiges Thema heraus, beleuchtete es ernst oder heiter, verspottete bekannte Persönlichkeiten, geißelte staatliche Zustände, begoß das Erhabenste wie das Niedrigste mit der beißenden Lauge seiner witzigen Kritik, und erwarb sich dadurch einen gewissen Ruhm. Sein Andenken hat sich im Volk erhalten. Als später zufällig in der Gegend seiner damaligen Wohnung, in der Nähe des jetzigen Palastes Orsini, eine ausgegrabene Säule aufgestellt wurde, taufte das Volk diese bald mit dem Namen Pasquino, und es entstand in der Erinnerung an den witzigen Schuster die Sitte, an diese Säule humoristische und satirische Anschläge in Wort und Bild, auf Tagesneuigkeiten bezüglich, anzuschlagen. Von diesem Gebrauche her schreibt sich der heutige Ausdruck Pasquill für Flugschriften, die in der Absicht geschrieben sind, den Angegriffenen zu verfolgen, lächerlich zu machen oder bloßzustellen. Die Sache selbst ist natürlich viel älter, als dieser Name. —

Es ist ein eigenes Ding mit dieser Art Litteratur; sie findet in ruhiger Zeit nur wenig Boden, weil sie vor der Ueberlegung, vor den edlen Eigenschaften der menschlichen Natur nicht gut bestehen kann. Aber in bewegten Zeiten, bei wichtigen Ereignissen, welche die große Volksmasse in Mitleidenschaft ziehen, da wuchert sie üppig auf, entwickelt ein rapides Wachsthum, umrankt den angegriffenen Gegenstand wie ein Schlinggewächs von allen Seiten, und kann ihn mitunter geradezu lebensunfähig machen. Umgekehrt aber auch können Caricaturen nnd Pasquille in bewegten Zeiten die geistige Kraft ganzer Nationen gewaltig beleben und steigern. Es sind erst achtzehn Jahre vergangen, daß sich uns bei Gelegenheit des deutsch-französischen Krieges das seltene Schauspiel höchster Kraftentfaltung von Pasquill und Caricatur bot. Auf die äußere Beschaffenheit der damaligen Erscheinungen werde ich noch zurückkommen; hier möchte ich nur andeuten, daß vielleicht seit Luthers Zeiten

niemals wieder die Buchdruckerpresse bei uns eine so große Rolle in der Volksbewegung, in der Erregung aller guten wie schlechten Leidenschaften der Massen, gespielt hat, wie vor jetzt achtzehn Jahren bei der langersehnten Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches; sie erwies sich auch hier wieder als ein politisches Werkzeug ersten Ranges, mit dem sich Wunder bewirken lassen. Das war so eine Zeit, in der Pasquill und Caricatur in vollster Blüthe standen, wenn auch diese Blüthen nur in seltenen Fällen angenehm dufteten! Es hieß damals oft, eine solche maßlos ausschreitende „Schund-Litteratur" dürfe nicht geduldet werden, sie sei ein Makel der freien Meinungsäußerung, der vertilgt werden müsse, wo man ihn antreffe. Das konnte indessen nur zugestanden werden für Fälle, bei denen es sich um geradezu unsittliche Darstellungen in Schrift und Bild handelte, und unsere Behörden haben damals auch mit den Seelenverkäufern, welche dergleichen Gift im Volke zu vertreiben suchten, überall kurzen Prozeß gemacht. Anders war es ja in Frankreich; doch davon später. Im Allgemeinen ist man in neuerer Zeit von jener falschen Prüderie und bangen Furcht vor Preßerzeugnissen, wie sie unsere Vorfahren beherrschte, zurückgekommen. Unsere heutige Preßfreiheit verhält sich zu dem Despotismus früherer Jahrhunderte wie Tageslicht zur Nacht. Ich könnte als Beweis dafür eine Menge von Beispielen anführen, doch darf es nicht meine Aufgabe sein, Sie hier mit einer Geschichte der Preßgesetzgebung zu langweilen; nur mit ein paar großen Strichen lassen Sie mich flüchtig andeuten, von welchen Gesichtspunkten die Gesetzgeber in einigen früheren Epochen der Weltgeschichte sich haben leiten lassen.

Bei den alten Römern, zur Zeit der Zwölftafel-Gesetzgebung, wurden Spott- und Schmählieder gleichwie die Zauberei mit Kapitalstrafen verfolgt. Auch die spätere Auffassung der römischen Kaiserzeit ahndete zuweilen noch Pasquille und Caricaturen mit Todesstrafe, mindestens mit Prügelstrafe und Testirunfähigkeit. Erst die deutsche Reichsgesetzgebung des 16. Jahrhunderts zeigt eine mildere Praxis, wenn auch noch der religiöse Eifer der damaligen Zeit manche Flugschrift schwer mit gemeiner

Strafe belegte, bis dann schließlich unser heutiges Strafgesetzbuch sich zu dem humanen Standpunkt aufgeschwungen hat, das Pasquill nur als qualifizirte Injurie zu behandeln. Der Pasquillant wird zwar auch heute noch mit Gefängnißstrafe bedroht, aber man stellt ihn doch nicht mehr mit ehrlosen Verbrechern auf dieselbe Stufe, wie das früher geschah.

Dabei gehört es verhältnißmäßig zu den Ausnahmefällen, wenn jetzt eine Verurtheilung auf diesem Strafgebiete stattfindet. Man darf es getrost als ein Zeichen unseres gesunden Volkslebens bezeichnen, daß solche geistigen Auswüchse von den Behörden nicht mehr ängstlich unterbunden werden; denn es war zu allen Zeiten ein Merkmal geschraubter Zustände, einer gefährlichen Spannung unter den verschiedenen Bevölkerungsschichten, wenn die Satire in Wort und Bild prüde verbannt oder gewaltsam unterdrückt wurde.

Die wenigen Fälle von Preßverfolgungen, die wir noch erleben, haben für uns Alle eher etwas Humoristisches, als Beängstigendes. Die heutigen politischen Machtinhaber bedürfen ihrer ernstlich nur noch sehr selten. Unser großer Reichskanzler hat allerdings bis vor wenigen Jahren noch die Preßverfolgung wie eine Art Sport betrieben, sodaß sich der terminus technicus „Bismark-Beleidigung" daraus entwickelt hat, aber auch er scheint in neuerer Zeit die Lust daran verloren zu haben. Früher war das anders. Die Geschichte der politischen Pasquille und Caricaturen ist höchst interessant und lehrreich, weil ja die Entwickelung der Staaten und Völker, der Religion und der Gesellschaft im engeren Sinne des Wortes damit verbunden ist. Es würde sehr lohnend sein, diesen inneren Zusammenhang weiter zu verfolgen, aber der Gegenstand verlangt nothwendig eine ausführliche Behandlung, welche den Rahmen meiner heutigen Darstellung überschreiten würde. Gestatten Sie mir dagegen, Ihre Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt hinzulenken, auf die eigenthümliche Erscheinung, wie gewisse Bilder und Figuren sich Jahrhunderte hindurch behaupten, zeitweise wohl durch andere verdrängt, später aber immer wieder zum Vorschein kommend, wenn auch in veränderter Darstellung.

Ich erinnere Sie nur an die beiden Hauptfiguren aller Zeiten und Völker: den Tod und den Teufel.

Diese beiden Gestalten haben im Laufe der Jahrhunderte so viele Wandlungen erlebt, daß eine Geschichte ihrer Darstellung allein schon den Stoff zu einem umfangreichen Werke geben würde. War doch der Teufel in der ersten Zeit des Christenthums der gewaltige Beherrscher aller Verhältnisse! Auch im Mittelalter noch hat die Geistlichkeit sich nach Kräften bemüht, dem ungebildeten Volke diesen Popanz in ungeschwächter Kraft zu erhalten; aber sein Glanz ist seitdem mehr und mehr erloschen, und heute —? Heute ist der Teufel zum lustigen Meister Urian geworden, aus dem „Gottseibeiuns“ ist der reine Hanswurst des Volkes geworden, heute fürchtet kein Kind mehr den Teufel. Niemand glaubt ernstlich mehr an die Leibhaftigkeit des unheimlichen Gesellen, vor dem im Mittelalter eine so wahre Furcht die Leute beherrschte, daß selbst der lose Spott nur scheu sich an ihn heranwagte.

Jene Zeit des Mittelalters gab auch der Figur des Todes einen düsteren Anstrich, wie ja dem ganzen Volksleben, so auch dem Humor und der Satire. Während im griechischen und römischen Alterthum, wo man sehr wohl bereits Caricaturen, namentlich religiöse, kannte, freundliche, lichte Gestalten herrschten, und der Tod in der milden Form als Bruder des Schlafes dargestellt wurde, so setzte das Mittelalter dafür jenes abscheuliche Gerippe an die Stelle, welches mit Hilfe der Mönche zu so großer Herrschaft gelangte, daß beinahe alle Klostermauern und Beinhauswände mit den damals beliebten „Todtentänzen“ bemalt waren. Namhafte Künstler, wie Holbein und Andere, bemächtigten sich dieser grotesken Figur, deren Darstellung in Bildern von großem räumlichen Umfange und bedeutender geistiger Konzeption sich in den Todtentänzen zu Basel und in anderen Orten bis in die Neuzeit erhalten hat. Erfreulicher Weise tritt diese abschreckende mittelalterliche Figur des Todes in den Bildern unserer Zeit, wenn überhaupt, nicht mehr so anspruchsvoll hervor, der Teufel dagegen zeigt sich sehr dauerhaft, er ist in der Caricatur immer noch eine Lieblings-

figur des Volkes, wenn auch, wie erwähnt, in der veränderten Auffassung als lustige Person.

Für die düstere Komik der Jahrhunderte vor der Reformation besitzen wir heute noch einen anderen beredten Zeugen. Ich glaube nicht fehlzugreifen, wenn ich jene grotesken Ungeheuer, die häßlichen Zwittergestalten mit Riesenbeinen und weit aufgerissenem Maule, jene Zwergleiber mit dürren Froschbeinen, wie sie uns an alten Gebäuden in Nürnberg, Braunschweig, Lübeck und Danzig begegnen, wenn ich sie als eine Persiflage auf den Teufel bezeichne. Wir begegnen diesen caricirten Gestalten auch häufig in den Miniaturmalereien der Mönchshandschriften aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Eigenthümlich ist alle den Erzeugnissen aus damaliger Zeit der didaktische oder symbolische Charakter, welcher der Darstellung zu Grunde gelegt ist. Erst mit dem Bekanntwerden des „Reineke Voß" tritt ein anderes für die Komposition der Caricatur seitdem sehr wichtig gewordenes Element hinzu, das der satirischen Metamorphose. Das genannte herrliche Epos, der Vorläufer der geistigen Freiheit des Zeitalters der Reformation, gab der Caricatur eine ganz andere, freiere Gestalt, die überraschend erscheint, weil bei der nahezu unbeschränkten geistigen Herrschaft der Geistlichkeit zu jener Zeit die oft sehr kecken Angriffe auf das Pfaffenthum doch sehr gewagt waren. Aber thatsächlich spottete man damals nicht des Teufels allein, sondern mehr noch derjenigen, welche ihn aufstellten, wozu die wüste Klosterwirthschaft allerdings einen überreichlichen Stoff bot.

Als dann Luther den schlummernden Funken der Erkenntniß bei den Denkern zur hellen Flamme anfachte, als mit der Erfindung der Buchdruckerkunst die technische Herstellung und Vervielfältigung der geistigen Produkte in neue, großartige Bahnen getreten war, da vereinigten Pasquill und Caricatur sich zu dem edlen Zwecke, die Fesseln des so lange in düstere Banden geschlagenen Geistes zu sprengen, da fegte die Spottschrift wie eine litterarische Sturmfluth Alles hinweg, was der freien Bewegung im Wege stand.

Aus jener Zeit datirt wie gesagt die noch heute beliebte

Form der feineren Caricatur, die satirische Metamorphose, in welcher neuerdings, unter Anlehnung an die alten Motive, unter Anderen auch Kaulbach und Grandville so Ausgezeichnetes geleistet haben. Damals schon spielten Fuchs und Esel eine Hauptrolle, wenn es galt, den Mönchen eins auszuwischen; wir finden den Esel predigend auf der Kanzel, wir sehen den Fuchs im Beichtstuhl, einer Gans das Bekenntniß ihrer Sünden abnehmend; sehr beliebt war es auch, einen Schafbock die Messe lesen zu lassen u. dgl. m. Pasquill und Caricatur erfuhren in jener Sturm- und Drangperiode der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit dem Volksleben eine vollständige Umwandlung, die sich auch darin besonders kennzeichnet, daß beide sich mehr als früher der Politik zuwandten. Es setzt eben dieses Gebiet eine größere geistige Entwickelung voraus. In demselben Maße, als das Volk seit jener Zeit in dieser Beziehung Fortschritte machte, in gleichem Maße bemerken wir, daß die Spott-Schriften und -Bilder die politischen Ereignisse mehr in's Auge fassen. Man kann diese Entwickelung genau verfolgen. Mit jeder neuen, epochemachenden Weltbegebenheit schwingen sich Pasquill und Caricatur auf eine immer höhere geistige Stufe, bis sie in unserem Jahrhundert zu ständigen, ganz bedeutsamen Faktoren des modernen Kulturlebens sich zugespitzt haben.

Ich werde auf unsere heutigen politischen Caricaturen und Pasquille, eine gefährliche zweischneidige Waffe, nachher noch zurückkommen; zunächst bitte ich Sie, sich mit mir der Betrachtung einer liebenswürdigen Gattung der Caricaturen zuzuwenden, nämlich derjenigen, in welcher der Humor dominirt, wohl vom Witze unterstützt, aber mit Ausschluß der eigentlichen Satire, deren zersetzende Schärfe die harmlose Freude nicht gedeihen läßt. Die Satire kultivirt nur zu oft die Schadenfreude, und berührt mit diesem Bestreben manches Gemüth unangenehm, während der Humor sich niemals Feinde macht. Die mildere, humoristische Form der Caricatur findet in unseren Tagen gewöhnlich Anwendung bei der Schilderung menschlicher Sitten und Gebräuche, in der Persiflage der Moden, in der Parodirung der Lächerlichkeiten des gesell-

schaftlichen Lebens u. s. w. Der Zeichner kann hier ganze Gattungen persifliren, wie die Dummheit, den Hochmuth, den Geiz, er kann das Wesen ganzer Gesellschaftsklassen, wie der Soldaten, der Künstler, der Gelehrten darstellen, er bedarf nicht bestimmt erkennbarer Persönlichkeiten, um seine Wirkung zu erzielen.

Diese sehr feine und schwierige Art der Caricatur zu schaffen ist nur der wahre Künstler fähig; denn sie erfordert nicht nur den echten, ungekünstelten Humor — bekanntlich eine seltene Gottesgabe — sondern es muß mit dieser Eigenschaft auch ein feines Gefühl und Verständniß für Schönheit und Grazie verbunden sein, und auch dann erst gelangen diese Eigenschaften zum harmonischen Ausdruck, wenn der Künstler in der Technik Meister ist. Nur in diesem seltenen Falle, also bei höchster Kunstvollkommenheit des Schaffenden, schwingt sich die Caricatur über die ihr sonst angewiesene untergeordnete Stellung empor und vermag selbständig und frei aufzutreten, während es sonst überall ein Merkmal ihrer Unselbständigkeit ist, daß sie des Textes nicht entbehren kann. In den meisten Fällen muß sich die Caricatur an einen Text lehnen, beide ergänzen sich gegenseitig und verstärken damit die Wirkung, während durch das Fehlen des einen Factors das Ganze stark abgeschwächt wird. Es ist nicht erforderlich, daß beide witzig sind, denn ein ganz solider ernster Text kann um so drastischer wirken, je mehr er in Widerspruch mit der Zeichnung steht, ebenso umgekehrt; ich erinnere Sie an die bekannten „Illustrationen zu den deutschen Klassikern" in den „Fliegenden Blättern".

Auf diesem dankbaren Gebiete der künstlerischen, echt humoristisch erfundenen Caricatur haben in neuerer Zeit Callot und Gavarni Ausgezeichnetes geleistet, sie besaßen diejenigen Eigenschaften in hohem Grade, durch welche die französischen Caricaturen sich so oft von denen anderer Nationen vortheilhaft unterscheiden, den spielenden, geistreichen Wurf und die anmuthig flüchtige Eleganz der Technik. Diese blendende französische Technik der Zeichnung bewundern wir auch gegen-

wärtig wieder bei Grevin, der im Journal amusant leider nur seinen Stift fortwährend zur Verherrlichung jener Frivolität herleiht, mit welcher der Pariser bekanntlich gern öffentlich kokettirt.

Das Beste in der feineren Caricatur hat England im vorigen Jahrhundert durch Hogarth geleistet. Wir finden in dessen Schöpfungen eine bedeutende geistige Tiefe, den unsichtbaren und deshalb um so mächtiger wirkenden psychologischen Hintergrund der Komposition, die auf vollendeter Technik beruhende vis comica der Linien und Verhältnisse in den Bildern, genug die vorerwähnte seltene Vereinigung aller erforderlichen Eigenschaften, welche Hogarth einen Ehrenplatz unter den Künstlern aller Zeiten sichert. Wir Deutsche können ihm vielleicht nur Chodowiecki gegenüberstellen, doch konnte Letzterer sich auf dem Gebiete der humoristischen Caricatur nicht in gleicher Weise entwickeln wie Hogarth, dem die freieren sozialen Zustände seines Landes einen viel größeren Spielraum für seine übermüthige Laune gewährten. Der bekannte Lichtenberg'sche Kommentar hat viel dazu beigetragen, das Andenken Hogarths zu befestigen und seinen Ruhm zu erhöhen, ein Beweis für das vorhin Gesagte, daß auf dem Felde der Caricatur selbst die besten Leistungen wohl selbständig auftreten können, durch die Verbindung mit einem Texte jedoch erst recht eigentlich zur Geltung gelangen. Die feinere englische Caricatur der Neuzeit kennzeichnet sich durch eine gewisse markige, nüchterne Schwere, durch das einschneidende direkte Anfassen des Zieles und durch eine etwas harte äußere Form, Eigenschaften, welche aus dem „Punch" Jedermann bekannt sind. Die Zeichnungen des Punch gehören übrigens mit zu dem künstlerisch Besten, was gegenwärtig in den verschiedenen Ländern auf diesem Gebiete geleistet wird; ebenso ist der Text vorzüglich redigirt, so daß der Punch in seiner Gesammtleistung, verglichen mit seinen verschiedenen Nachahmungen, immer noch unerreicht dasteht.

In Deutschland zeigt die heutige feinere Caricatur, wie in Frankreich und England, ein durchaus nationales Gepräge, sie ist, unserem Volkscharakter entsprechend, harmlos-humoristisch

gefärbt. Nehmen wir als ein Beispiel unsere illustrirten Berliner Wochenblätter, die zwar eigentlich nicht in diese Kategorie hineingehören, da sie überwiegend politische Tendenzen verfolgen und der satirischen Schärfe sich mit Vorliebe bedienen. Trotzdem, wie häufig ist die beißendste Wahrheit in einen gutmüthigen Humor gehüllt, wie läßt man die schon etwas veralteten Müller und Schultze, Wippchen und Andere ihre tollen Einfälle oft in spießbürgerlich harmloser Weise vortragen. Schade nur, daß unsere deutschen Caricaturzeitungen fast sämmtlich so sehr in der Form vernachlässigte Zeichnungen bringen; ein dem kunstliebenden Auge nicht angenehmes saloppes Sichgehenlassen dominirt überall. Eine rühmliche Ausnahme machen die Münchener „Fliegenden Blätter", deren Haupterfolg denn auch zum großen Theil auf die oft wahrhaft künstlerisch-schönen, poetisch tief empfundenen Illustrationen zurückzuführen ist, daneben auch auf den Umstand, daß in ihnen nur der liebenswürdige Humor Geltung hat, daß unlautere Elemente, wie Haß, Verachtung und Unanständigkeit, ausgeschlossen sind. Mit wie einfachen drastischen Mitteln arbeiten dort z. B. Meggendorfer und Oberländer, und wer dächte neben diesen Beiden nicht auch an den in seiner Eigenart unübertroffenen Wilhelm Busch! Die Berliner Zeitungen könnten in Wort und Bild manches von der Münchener Kollegin lernen, ebenso die Wiener Blätter, deren Leistungen auch viel zu wünschen übrig lassen. Der hausbackene deutsche Humor, mag er immerhin als altfränkisch hie und da erscheinen, kann als ein wohlthätiges Kulturelement gar nicht hoch genug geschätzt und gepflegt werden, namentlich in den Witzblättern, die jahrein jahraus als ein Theil unserer täglichen geistigen Nahrung unseren Familien gereicht werden. In unserer ernsten Zeit giebt Jeder sich gern und mit Behagen zuweilen der Lektüre einer humoristisch-illustrirten Zeitung hin; die durch sie erzeugte Heiterkeit verscheucht die Sorgen, sei es auch nur momentan; immer ist sie eine Art von Erholung, die den Geist erfrischt und die Spannkraft neu belebt. Denn Humor und Witz appelliren an Herz und Verstand zugleich, und wenn nicht eine zu große Dosis von Sarkasmus den harmlos-wohl-

thätigen Eindruck abschwächt, so übt ein mit den Raketen des Witzes gewürzter Humor eine mitunter ganz wunderbare Wirkung aus, die sich in den verschiedensten und schwierigsten Lebenslagen bewährt. Wer z. B. als Soldat bei der Armee gestanden hat, der weiß, wie in kritischen Lagen, wenn bei einem beschwerlichen Marsche der Unmuth wie ein ansteckendes Fieber durch die Reihen schleicht, wie in solchen Momenten der Spaßvogel in der Kompagnie durch einen unerwartet hingeworfenen guten Witz neues Leben in die Mannschaft zu bringen vermag. Alles lacht, unwillkürlich richtet sich Jeder stramm auf, und mit frischem Muthe geht's wieder vorwärts. Das ist ein Zeichen der geistigen Kraft und Freiheit, die dem Humor innewohnt, er beherrscht überall die Situation, und wie bei den Soldaten, so bohrt er auch bei uns die Griesgrämlichkeit in den Grund. Deshalb halte man ihn in Ehren. Mag er immerhin wie ein Taugenichts frisch darauf loslügen, mag er die ältesten Meidinger uns als Kinder der Neuzeit präsentiren, er bildet trotzallebem ein herrliches Gleichgewicht gegen die leidenschaftliche Abspannung und die Einseitigkeit der Probleme unserer Tage.

Gehen wir nach dieser theoretischen Abweichung auf das äußere Wesen der Caricatur näher ein, so finden wir gewisse Grundbedingungen, die sich überall geltend machen. Die gemeinschaftliche Hauptform aller Caricaturen ist die Uebertreibung der Verhältnisse, daher auch der Name (caricare, überladen); das Hauptgebiet, auf dem sie sich bewegen, ist die Persiflage. Das Ideal wird nicht, wie es unser ästhetisches Gefühl verlangt, mit dem Schönen und Guten in Verbindung gebracht, sondern mit dem moralisch oder physisch Unschönen oder Häßlichen, dadurch erzielt der Darsteller seine komische Wirkung. Die witzige Verdrehung der natürlichen gegebenen Gesichtspunkte bildet die Pointe. Auf welchem Gebiete die Verdrehung stattfindet, ist gleichgültig; meistens werden die Bilder dem realen Stoffgebiete entlehnt, doch hat die Caricatur die Freiheit, aus allen möglichen und unmöglichen Gebieten, sei es die Kunst, Poesie oder Fabel, sei es die greifbare Wirklichkeit, die übersinnliche Geisterwelt, oder das geheimnißvolle

Walten der Natur, überallher ihre Pointen zu entnehmen. Nichts ist der Caricatur heilig, an die größte Erhabenheit des Wesens, der Erscheinung und der Situation springt der schroffste Gegensatz des Allertrivialsten heran. Ich erinnere an das oft benutzte Motiv des heiligen Abendmahles nach Leonardo da Vinci, welches Bild die Caricatur oft in der geistreichsten Weise mit politisch sich unter einander befeindenden Personen besetzt hat. Die Caricatur beansprucht in der Kunst für sich ein gleiches Recht, wie in der Poesie das burleske Element, das mitunter auch völlig unvermittelt sich in die erhabenste Situation hineinschiebt, wie z. B. bei Shakespeare der Narr an den König Lear. Falstaff, Don Quixote — was sind sie Anderes als poetische Caricaturen? Alle geistigen und körperlichen Vorbedingungen der Uebertreibung sind in diesen Figuren vom Dichter so deutlich gegeben, daß der Maler oder Bildhauer sie leicht danach zu reproduziren vermag, ein Beweis dafür, wie elastisch das Gebiet der Caricatur ist.

Sie kennt und achtet kein Naturgesetz; in der Gestalt, der Bewegung, der Perspektive, im Kolorit, genug in Allem darf das Gesetz umgangen werden, wenn sich damit eine drastische Wirkung erzielen läßt; diesem Hauptzweck hat sich alles Uebrige unterzuordnen. Gegen eine menschliche Gestalt z. B. mit dem Kopfe des britischen Löwen, ein Bein in der Stadt London, das andere Bein in Konstantinopel läßt sich vom Standpunkte der Caricatur aus gar nichts einwenden; die Caricatur liebt sogar sehr die phantastische Travestie und die satirische Metamorphose, ganze Gestalten werden muthwillig verwechselt, oder einzelne Theile von Menschen, Pflanzen und Thieren willkürlich verbunden, wie es gerade am besten zu dem komischen Zwecke paßt. Wir werden auf diese Weise gezwungen, durch das zur Vergleichung Herangezogene das Gemeinte selbst zu errathen, das erzeugt in uns das angenehm prickelnde Gefühl, unseren eigenen Geist zu überraschen durch das Erkennen des Humors, welcher gerade diejenigen Eigenschaften, die sowohl das sichtbar Gebotene wie das unsichtbar Gemeinte gemeinschaftlich besitzen, so deutlich hervortreten ließ. Dies blitzartige Erkennen

hat einen erfrischenden Zauber, einen stets sich erneuernden Reiz, weshalb wir denn auch gern die Gelegenheit, solch geistige Gymnastik zu üben, benutzen.

Bei dem bis dahin Gesagten habe ich immer die mildere Form der Caricatur im Auge gehabt, in welcher allein Humor und Witz die Herrschaft behaupten. Anders gestaltet sich die Sache durch das Hinzutreten der Satire; bei dieser verschärften Form gelangen wir bald zu jener Art, welche ich vorhin eine gefährliche, zweischneidige Waffe nannte, zu der politischen Caricatur und dem politischen Pasquill. Wenn in politisch bewegten, namentlich in Revolutions- oder Kriegszeiten, neben den guten auch alle schlechten Leidenschaften der menschlichen Natur zur Geltung kommen, dann wird die Caricatur meistens zu einem unschönen Zerrbilde, immer fast zum wechselseitigen Mittel der Verleumdung; eine hohe Begeisterung fehlt ihr zwar nicht, aber diese geht nicht mehr von den Musen aus, sondern ist nur zu oft von dem Haß der Furien inspirirt.

In Revolutions- und Kriegszeiten werden die sonst geltenden Schranken der Censur häufig seitens der unterliegenden, resp. besiegten Regierung entweder freiwillig aus kluger Berechnung, um den patriotischen Fanatismus zu entzünden, oder unfreiwillig aus Machtlosigkeit suspendirt, mindestens stark erweitert; damit ist das Signal zu einer wilden Jagd gegeben, das Böse im Menschen rührt sich.

Unter dem Einflusse dieser Zügellosigkeit gestaltet sich die Caricatur alsdann sehr bald zu einer Ablagerungsstätte für die hoch erregten Leidenschaften des Volkes, zu einem Morast, der den litterarisch-künstlerischen Niederschlag des entfesselten Egoismus aufnimmt, zu einem öffentlichen Tummelplatz, auf welchem sich Genie, Trivialität und Unanständigkeit um die Herrschaft streiten. Der patriotische Schmerz und die ohnmächtige Wuth des Besiegten toben sich in Wort und Bild bis zum Exceß aus; wie durch ein geöffnetes Ventil strömt nach dieser Richtung hin die überschäumende Leidenschaft aus, und da es leicht zu bedenklichen Katastrophen führen könnte, wollte man den Versuch machen, dies Ventil zu schließen, so läßt die Regierung die

Zügel volens volens schießen. Das betreffende Volk geräth nach und nach in eine litterarisch-künstlerische Gluthhitze, in eine Art von Paroxismus, der zwar psychologisch sehr interessant, ästhetisch aber einfach widerwärtig ist.

Die großen öffentlichen Bibliotheken, auch unsere königliche Bibliothek in Berlin, haben uns derartige Sammlungen überliefert aus den Zeiten Cromwells, aus der großen französischen Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts, aus der Zeit der Gewaltherrschaft des ersten Napoleon, aus der achtundvierziger Revolution und auch vom letzten französisch-deutschen Kriege. Unter anderen verdankt die Königliche Bibliothek in Berlin der Munificenz unseres Kaisers eine sehr umfangreiche Sammlung aller Caricaturen, Spott- und Schmähschriften, welche sich auf den letzten Krieg beziehen. Wer sich für den Gegenstand interessirt, sollte nicht versäumen, diese Sammlung zu studiren. Das gewaltige Ringen der germanischen Race mit der romanischen um die politische Suprematie in Europa hat sich damals täglich vom Schlachtfelde her auf die Pasquille und Caricaturen übertragen, die in unglaublicher Menge, wie die Pilze über Nacht, emporschossen, den Ereignissen auf Schritt und Tritt folgend.

Der persönliche Angriff in Schrift und Bild wurde auch vor 18 Jahren mit der denkbar rücksichtslosesten Schärfe gehandhabt, die geringste gegebene Blöße des Gegners wurde auf beiden Seiten auf das Schonungsloseste ausgebeutet; man staunt, wenn man sieht, welche Freiheiten, um nicht zu sagen Frechheiten, die Presse sich in unserem gesitteten Zeitalter erlauben durfte in ihren Ausfällen gegen Menschenwürde, Religion, Staatseinrichtungen und gute Sitte, mit einem Worte gegen alles Hohe, Schöne und Edle, was dem Menschen heilig ist. Man muß sehr objektiv urtheilen, muß sich als Kritiker auf einen sehr kaltblütig prüfenden Standpunkt stellen, sonst kann man sich bei der Betrachtung der vielen Verirrungen, welche damals — namentlich auf französischer Seite — in Wort und Bild geschaffen und geduldet wurden, leicht sittlich entrüsten.

Es würde uns zu weit führen, wollte ich hier auf Einzelnheiten dieser Erscheinungen eingehen; ich gestatte mir nur zu

erwähnen, daß die Kriegsjahre von 1870 und 71, wie mit so manchem Unhaltbaren, auch in der Caricatur aufgeräumt haben mit zwei Lieblingsfiguren, welche in Europa lange Zeit hindurch eine große Rolle gespielt haben. Die eine, die Schlafmützenfigur des „deutschen Michel", ist durch die glorreiche Wiederherstellung des deutschen Kaiserreiches ebenso hinfällig geworden, wie die andere, die Caricatur des dritten Napoleon. Es war vor etwa 40 Jahren eine der feinsten Caricaturerfindungen des Punch, dem französischen heraldischen Adler die Gesichtszüge Ludwig Napoleons zu geben. Lange Jahre hindurch hat sich dies geistreiche Spottbild an die Fersen des Imperators geheftet, bis es mit ihm bei Sedan gefallen ist. Der deutsche Michel verschwand damals ebenso spurlos, wie vor ihm die Eisele und Beisele, die Wühlhuber und Heulmeier u. A. verschwunden sind.

Denn die politische Caricatur und die Spottschrift verlieren den Boden unter den Füßen, sobald die bekämpften Zustände sich normal gestalten, sobald die öffentliche Meinung ihre Opposition aufgiebt. Nur wenige der verschiedenen deutschen Caricaturzeitungen, welche aus der unsere nationale Wiedergeburt vorbereitenden Volksstimmung ihre Nahrung schöpften, haben die entscheidende Krisis gesehen oder überdauert. Die von Kalisch in den vierziger Jahren redigirte Mainzer „Narhalla", die „Düsseldorfer Monatshefte", der Stuttgarter „Eulenspiegel", die „Leuchtkugeln" u. a. m., sie alle sind längst vom Büchermarkte verschwunden. Nur der Kladderadatsch und einige seiner Epigonen haben sich gehalten, und auch bei diesen ist die heutige Bedeutung gegen die frühere sehr gesunken. Wo ist die gewaltige Herrschaft über die öffentliche Meinung geblieben, der sich beispielsweise der Kladderadatsch zur Konfliktszeit vor 1866 mit vollem Rechte rühmen durfte? Die Reaktionsperiode von 1849—1860 und die darauf folgenden Verfassungsstreitigkeiten mit Bismarcks ungestümem Auftreten waren ausgezeichnete Vorbedingungen für die Begründung und das Aufblühen eines geistreich redigirten Witzblattes wie der Kladderadatsch. Es war ein gegebener Tummelplatz, auf dem sich verhältnißmäßig leicht

Thaten ausführen ließen, welche damals geradezu befreiend auf die Gemüther wirkten. Wie der Kladderadatsch seine Aufgabe erfaßte und löste, das bleibt allerdings ein unbestreitbares Verdienst der sogenannten „Gelehrten des Kladderadatsch". Diese führten eine so gewandte Feder, unterstützt von einem politisch-satirischen Illustrator ersten Ranges, daß die besten geistigen Kräfte unserer Nation es sich zur Ehre anrechneten, zu den Mitarbeitern des Kladderadatsch gezählt zu werden. Nennt man doch unter diesen keinen Geringeren, als den König Friedrich Wilhelm IV.! Indessen, die Mitarbeiterschaft gekrönter Häupter an der Opposition gegen ihre eigene Regierung ist eine so vielfach erzählte Anekdote, daß auch die hier erwähnte vermuthlich als Unkraut auf dem Acker der Wahrheit gewachsen sein dürfte. Die Wahrheit aber bleibt unanfechtbar, daß die öffentliche Meinung damals den Bestrebungen des Kladderadatsch einen so hohen Grad der Achtung zollte, daß die Anekdote bereitwillig Glauben fand. Thatsächlich übte das Blatt im politischen Leben einen ganz gewaltigen Einfluß aus, einen Einfluß, welcher bis in die allerhöchsten Kreise hinauf salonfähig wurde durch das umfassende Wissen, durch die klassische Form und durch die geistige Vornehmheit, welche den „Gelehrten des Kladderadatsch", namentlich dem verstorbenen Ernst Dohm in seltenem Maße eigen waren.

Der Kladderadatsch hat seine Mission erfüllt. Wenn er trotzdem sich noch eine ausreichende Lebenskraft bewahrte und heute noch als ein vielgelesenes politisch-satirisches Wochenblatt sich hält, so verdankt er dies, wie der Punch, lediglich der vorerwähnten hervorragenden Begabung und dem Takte seiner Redaktion. Aber diese wird ihm schwerlich wieder seine frühere Bedeutung verschaffen können, ja, vielleicht erlebt es unsere Generation noch, daß auch der Kladderadatsch, wie alle seine Vorgänger, zu seinen Vätern eingeht. Der Abbruch, den sein Ansehen erlitten, ist nur zum Theil darauf zurückzuführen, daß die Reihen seiner Mitarbeiter aus der guten Zeit stark gelichtet sind; die gegenwärtigen ruhigen Zeitverhältnisse sind es, welche überall dem Gedeihen der politischen Satire in Wort

und Bild nicht günstig sind. Wir Alle aber wissen es Gott und unserem Kaiser Dank, daß dem so ist, daß wir nach langen schweren Kämpfen endlich zur Ruhe gelangt sind.

Und damit lassen Sie mich schließen, mit dem Wunsche, daß uns der gegenwärtige politische Frieden noch recht lange erhalten bleiben möge — sei es auch zum Nachtheile der Caricaturen und Pasquille.

Zur Genesis der Reineke-Fuchs-Dichtung.*)

Aus dem Holländischen.

Die Dichtung vom „Reineke Fuchs", oder wie der Titel einer vor uns liegenden Amsterdamer Ausgabe lautet: „Een zeer genoeglijke en vermaaklijke Historie van Reijnaart de Vos, met hare moralisatiën, als ook argumenten voor de Capittelen, zeer plaisant en lustig om te leezen. Van nieuws overgezien en verbetert, met schoone Figuuren daartoe dienende. Amsterdam, bij de Erve Jac. van Egmont. 8° (s. a.)" ist die berühmteste, bekannteste und beliebteste Dichtung des Mittelalters. Sie wurde in fast alle Sprachen Europa's übersetzt, ergötzte seit sieben Jahrhunderten eine zahllose Menge von Lesern durch ihre stets neu bleibenden Schönheiten und Reize, und hat durch die vielen Umarbeitungen sowohl, als auch durch den Cyklus von selbstständigen Dichtungen, die sie im Gefolge hatte, einen wesentlichen Einfluß auf die Litteratur aller Zeiten bis auf unsere Tage ausgeübt.

Bei der allgemeinen Bekanntschaft mit dem Werke, die man voraussetzen darf, ist es unnöthig, hier nochmals den

*) Uebertragen aus: De Nederlandsche volksromans. Eene bijdrage tot de geschiedenis onzer letterkunde von L. P. L. van den Bergh. Amsterdam 1837. Die Arbeit stammt aus dem Jahre 1866, sie war bisher von mir nicht veröffentlicht.

Inhalt, den Gang der Erzählung zu citiren; ganz kurz nur mag darauf hingewiesen werden, daß das Gedicht, wie viele der ältern Historien, mit einem fürstlichen Hoflager bei Gelegenheit des Pfingstfestes beginnt, worauf dann gleich im ersten Kapitel Reineke von den Thieren angeklagt wird.

Unsere Amsterdamer Ausgabe ist in 69 Kapitel eingetheilt und schließt mit Reineke's Verherrlichung und seiner Rückkehr nach Malepartus (Maupertuus). Hinter den meisten Kapiteln befinden sich moralische Betrachtungen im Geschmack des 15. und 16. Jahrhunderts, die wohl hie und da scharfe Ausfälle gegen die Heuchelei der Geistlichkeit enthalten, aber doch nicht direct und speziell für die eine oder andere Kirche eine Parteinahme erkennen lassen. Eine Ansprache an den Leser schließt das Werk und enthält unter Anderm die schalkhaften Worte (die wir hier in hochdeutscher Uebersetzung geben): „Wer da mehr vom Reineke (reyntje) sagt, als wir hier in diesem Buche gedruckt haben, das ist gelogen; und wer auch nicht glaubt, daß wir's vom Reineke gesagt haben, ist deshalb nicht ungläubig.“

Dieser alte Reinaert nun ist in sehr vielen verschiedenen Ausgaben erschienen. In dem „Reinaert de Vos“, von Willems 1836 in Gent herausgegeben, finden sich die hauptsächlichsten bis dahin erschienenen Ausgaben verzeichnet. Willems hält die Antwerpener Ausgabe in 4° vom Jahre 1662 für diejenige, nach welcher alle späteren bearbeitet wurden, doch war diese Ausgabe für den Schulgebrauch bestimmt und deshalb von allen anstößigen Stellen, leider auf sehr ungeschickte Weise, gesäubert. Uebrigens fand eine Veränderung an dem stehengebliebenen älteren Original-Texte selbst nicht statt, und stimmt deshalb die Ausgabe in dem gegebenen Texte und Titel mit der älteren Antwerpener Ausgabe in kl. 8° vom Jahre 1566 durchaus überein, welch' letztere mit Holzschnitten verziert und in 70 Kapitel eingetheilt ist. Der Unterschied beider liegt in der Unterdrückung einer Anzahl Stellen und einigen unbedeutenden Wortänderungen; so wird z. B. der Hase in der späteren Ausgabe Ruwaert, in der früheren dagegen Cuwaert genannt, Außer der Antwerpener Ausgabe vom Jahre 1566 kennt man

noch zwei ältere, nämlich die „historie van Reinart de Vos, Delff in Holland 1485 op den vierden dag van Junius“ 4°. 112 pag. und ferner: „di historie van Reinaert die vos. Ghepreut ter Gouden in Hollant bi mi Gheraert Leeu den seventienden dach in Augusto. Int jaar MCCCC ende LXXIX“ in 4°.

Diese letztere scheint die erste Prosabearbeitung der älteren Dichtung des 12. oder 13. Jahrhunderts zu sein. Soviel bekannt, existiren jetzt nur noch zwei Exemplare davon. Das eine befindet sich in der Königl. Bibliothek im Haag, das andere war früher im Besitz eines Herrn van Wijn, und ging dann in die Hände des, seiner Zeit bedeutendsten, Buchhändlers Hollands, Luchtmanns in Leyden, über, dessen Geschäft in neuerer Zeit in der bekannten Firma Brill in Leyden aufgegangen ist. Ferner erwähnt Buddingh in der driemaandelykschen tijdschrift eine Gouda'er und eine Leiden'sche Ausgabe von 1478, deren Existenz aber nicht weiter constatirt ist. Die Gouda'er Ausgabe von 1479 ist nur in 43 Kapitel eingetheilt, enthält aber trotzdem Alles, was die späteren kapitelreicheren Ausgaben bringen, und zeichnet sich vor diesen noch aus durch geringere Veränderung der Eigennamen, und ein strengeres Festhalten am Styl der älteren Dichtung, von welcher hie und da ganze Reime stehen geblieben sind. Diese erste prosaische Bearbeitung machte bei Erscheinen solches Aufsehen, daß man darüber ganz das ältere Quellen-Gedicht vergaß, und auch nach derselben eine englische Uebersetzung veranstaltete, wobei der Uebersetzer und Herausgeber selbst bezeugt: „J have not added ne mymeshed but have folowed as nyghe as I can my copye whiche was in Dutche, and by me Willm Caxton translated into this rude and symple englyssh.“

Die sich hier zunächst ergebende Frage ist wohl die, aus welchen Quellen diese Prosa-Bearbeitung abgeleitet ist, wir stoßen dabei auf zwei niederdeutsche Dichtungen, die eine aus dem 12. oder 13., die andere aus dem 13. Jahrhundert. Beide wurden erst vor einigen Jahrzehnten aufgefunden und der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht. Die Ehre der ersten Kunde

davon gebührt dem holländischen Reichsarchivarius van Wijn, der im Jahre 1817 hinter einem Manuskripte der gulde legende der Heiligen ein im Jahre 1475 geschriebenes, 1038 Strophen umfassendes Fragment fand, welches die Fortsetzung einer früheren Dichtung bildete. Diesen älteren Theil aber entdeckte Gräter in einer Handschrift der Königl. Bibliothek in Stuttgart, und wurden hiervon anfänglich erst einige Proben durch Weckerlin in seinen Beiträgen zur Geschichte altdeutscher Sprache und Dichtkunst, Stuttgart 1811, Seite 125—151 veröffentlicht, bis alsdann Gräter das Ganze in seiner Odina und Teutona, Breslau 1812, Theil I mittheilte. Später unternahm es Jacob Grimm, diesen Gräter'schen Theil mit dem Wijn'schen Fragment, zugleich mit einigen Bearbeitungen in anderen Sprachen neu herauszugeben, zu erklären und die Eigenthümlichkeit und den Ursprung der Fabel selbst in gediegen klassischer Weise zu untersuchen, welche Arbeit er 1834 in Berlin unter dem Titel: „Reinhart Fuchs“ erscheinen ließ. Inzwischen war noch bekannt geworden, daß auch ein Herr Renborp van Marquette in Amsterdam eine Handschrift, und zwar von der ganzen vollständigen Dichtung besaß; ein Engländer brachte nach Marquette's Tode diesen Schatz käuflich in seinen Besitz, aus welcher Hand er mit dem gesammten literarischen Nachlaß an den Buchhändler William Heber in London überging, der das Manuskript im Februar 1836 an die Burgundische Bibliothek in Brüssel verkaufte. Diese machte alsdann den Fund allgemeiner bekannt indem sie durch Willems die Handschrift copiren und erklären ließ und so 1836 in Gent im Druck herausgab.

Diese Handschriften haben ein verschiedenes Alter. Die von Grimm herausgegebene Comburger ist ein Pergamentcodex, anscheinend aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (Grimm, Reinh. Fuchs S. CLIV), die von Willems veröffentlichte Amsterdamer ist ebenfalls auf Pergament, in 4° Format, 120 Blätter, und höchstens, der Behauptung des Herausgebers zufolge (Einltg. S. XXV) aus den ersten 25 Jahren des 15. Jahrhunderts, das van Wijn'sche Fragment datirt, wie schon erwähnt, aus noch späterer Zeit, aus dem Jahre 1475.

Die Entstehung des Gedichtes überhaupt wird von Grimm in das 13 Jahrhundert, etwa um 1250 verlegt, welche Ansicht nicht unwahrscheinlich ist, da Jacob van Maerlant in seiner rijmbijbel, die er bekanntlich 1270 beendigte, davon spricht; für den Dichter hält Grimm einen gewissen Willem die Madock, wogegen Willems anderer Ansicht ist. Ihm zufolge sind die Grundzüge des Werkes einem unbekannten vlämischen Dichter aus dem 12. Jahrhundert, ungefähr um's Jahr 1170, zuzuschreiben, und hat Willem Utenhove, ein Zeitgenosse von Maerlant, den ersten Entwurf umgearbeitet, fortgesetzt und vollendet. Beide Behauptungen scheinen, was den Namen des Dichters betrifft, theilweise unrichtig zu sein. Grimm, der die Amsterdamer Handschrift nicht selbst gesehen hat, legt den Anfang derselben falsch aus; die betreffende Stelle lautet:

Willam, die madock maecte
Dair hi dicke om waecte
Hem jamerde zeer haerde
Dat die geeste van reynaerde
Niet te recht en is gescreuen.

woraus deutlich hervorgeht, daß nicht „Willem die Madock", sondern „Willem, der den Madock machte" (die Madock maecte), der Dichter des Reinaert ist, womit auch die Stelle in der rijmbijbel übereinstimmt, welche den droem van Matock en Artuers boerden nebeneinander stellt. Grimm hat dies später selbst eingesehen.

Willems' Ansicht, wonach Willem Wtenhove das Gedicht geschaffen haben soll, ist zwar auch nicht durch genügende Beweise documentirt, hat aber doch, aus gleich näher zu erörternden Gründen, größere Wahrscheinlichkeit für sich.

Dieser Gelehrte stützt sich bei seiner Behauptung auf eine Stelle im Anfange von Maerlant's Naturenbloeme of Bestiaris, wo es heißt:

Ick hebbe ghelouet ende wilt ghelden
Ghewillike, sonder scelden
Te dichtene enen Bestiaris
Nochtan wetic wel dat waer is
Dat her Willem Wtenhove
Een Priester van goeden loue

Van Ardenborch heuet enen gemaect;
Mer hi was er in ontraect
Want hine vten Walsche dichte,
So wort hi ontledt te lichte
Ende heuet dat ware begheuen.

Maerlant's Werk ist eine Naturgeschichte; er nannte es Bestiaris, weil von Thieren darin die Rede war, und folgte bei der Bearbeitung desselben einem Werke von Thomas Cantipracensis: Liber rerum.*) Er schrieb dieses Bestiaris, weil, wie er an einer andern Stelle in der Vorrede sagt, noch kein Dichter im Niederdeutschen ein so vollständiges Werk über die Thiere geschrieben hatte. Allerdings existirte das Bestiaris von Willem Utenhove, dieser aber hatte sich sehr oft geirrt, da er nur französische Quellen benutzte, und in Folge dessen eine Menge Fabeln mit aufgenommen hatte. Es ist klar, daß hier nicht von Einer Thier-Fabel die Rede sein kann, sondern daß damit eine fabeln-volle Naturgeschichte gemeint ist, und daß also wohl Maerlant gewiß nicht damit auf den Reinaert hat anspielen wollen.

Willem Utenhove war Geistlicher in Aardenburg oder dort geboren; er mußte also mit dieser Gegend ganz besonders genau bekannt sein, und das ist auch bei dem Dichter des Reinaert der Fall; denn, wie Willems ganz richtig bemerkt, die Erwähnung des beinahe gänzlich unbekannten Hoeckenbroek**) in der Nähe von Aardenburg, sowie ferner die Verlegung eines gewissen Vorfalles auf einen dortigen Deich, lassen fast einen Einwohner dieser Stadt vermuthen.

Hier ist übrigens noch ein Umstand zu berücksichtigen. In der Amsterdamer Handschrift findet man in der Anfangszeile:

Willem die madock maecte

drei große, oder Kapitalbuchstaben, nämlich das W von Willem, dicht daneben ein T statt des i, und endlich ein H über dem k von madock; soll, oder kann das etwas Anderes bedeuten,

---

*) Hoffmann v. Fallersleben, Horae belgicae I. 36.

**) Vers 6904; van Wijns Handschrift: Hoelre broec, Amsterdamer Handschrift: Helrebroec.

als die Anfangsbuchstaben des Namens Wttenhove (Wt—Ten—Houe)?

Allerdings ist die Orthographie der Comburger Handschrift mehr sich dem Nordvlämischen zuneigend, als die der Amsterdamer, doch konnte auch möglicherweise Claes van Aken, der Abschreiber der letzteren, ein Holländer sein, wenigstens ist dies nicht als genügender Einwand gegen das Vaterland des Dichters zu betrachten.

Die Vollendung des Gedichtes muß also mindestens um die Hälfte des 13. Jahrhunderts geschehen, und der erste Entwurf dazu also älter sein. Willems greift bis zum Jahre 1170 zurück, denn da Reinaert Hulsterloo beschreibt als in einer so ausgedehnten Wildniß gelegen, daß man in sechs Monaten dort kein Geschöpf sah, da zugleich aber Hulsterloo im 13. Jahrhundert ein sehr besuchter Wallfahrtsort war, so muß nothwendigerweise das Gedicht zu einer Zeit entstanden sein, in welcher sich das Muttergottes-Bild noch nicht dort befand. Ferner wird im Reinaert erzählt, wie er mit Isegrim einen Ausflug nach Vermandois macht, dieser Ort wird aber nicht als außer Landes gelegen bezeichnet, es ist deshalb sehr wahrscheinlich, daß der Dichter dies zwischen 1163 und 1186 schrieb, zu welcher Zeit die Grafschaft Vermandois mit Vlandern vereinigt war. Wenn dieses nun auch keine vollgültigen Argumente sind, so scheinen sie immerhin gewichtig genug, um anzunehmen, daß das Gedicht ungefähr um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden ist, umsomehr als bewiesen ist, daß die Fortsetzung aus dem 13. Jahrhundert herrührt. Zur Bekräftigung des Letzteren sei hier noch darauf hingewiesen, daß der Esopet, eine Sammlung von Fabeln aus dem 13. Jahrhundert die Namen Boudewijn (Esel) und Marten (Affe), die beide nur in der Fortsetzung des rainaert sich vorfinden, kennt, außerdem sind in diese Fabeln, wie Willems bemerkt, zwei Strophen aus dem rainaert eingeflochten.

Von anderer Seite ist diese ganze Beweisführung angegriffen, und hat man einen gewissen Claes van Acen, von dem es in einem Schlußverse heißt, daß er

diet boec screef int voorgedicht

als den Autor des ganzen Reinaert hingestellt. Diese Meinung entbehrt jedoch aller zuverlässigen Begründung. Bekanntlich werden die Worte diet boec screef ebenso häufig von Abschreibern als Autoren angewandt; das weiß ein Jeder, der eine Anzahl alter Handschriften gelesen hat. Zudem hatten die Dichter, wie Clignett in der Vorrede zu dem eben angeführten Esopet sehr richtig bemerkt, stets die Gewohnheit, ihren Namen im Texte selbst, nicht in einer Nachschrift zu vermelden, welches im Gegentheil bei den Abschreibern, und später von Seiten der Drucker gebräuchlich war, wie zum Ueberfluß ja auch aus dem Wijnschen Fragment selbst deutlich hervorgeht. Dieser Claes van Acen nun, welcher das Buch und das Vorgedicht, d. h. den Prolog schrieb, läßt darin einen Willem als Autor auftreten, und dieser Willem bekennt sich dazu, der Nachfolger eines ältern Dichters zu sein. Man könnte außerdem noch anführen, daß ein Claes van Acen als Dichter gänzlich unbekannt ist, wenn auch dieser Beweis, bei dem Vielen aus jener Zeit, das für uns verloren gegangen, nicht ganz stichhaltig ist. Die von Buddingh aus Gräter's Odina citirte Stelle, worin der Name Aken vorkommt, ist kein Beweis, weil in der Handschrift dafür Elken steht, und es der Anfang der Heimelicheid der Heimelicheden ist, welches Werk Maerlant zugeschrieben wird.

Die Sprache des Reinaert zeigt deutlich, das dies Werk nicht jünger, als das 14. Jahrhundert sein kann, in dessen erste Hälfte auch die Comburger Handschrift zu gehören scheint, wohingegen die Sprache von van Acen entschieden der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehört. Abkürzungen wie se (für seden), ra (rade), le (lede), pa (paden) sind gegen allen Sprachgebrauch der früheren Zeit, finden sich dagegen wiederholt bei Rhetorikern des 15. Jahrhunderts; ebenso der nomin. plur. dien statt die, und der Akkusat. sijn, sodaß alles für Claes van Acens Autorschaft Vorgebrachte noch keinen Beweis liefert.

Ebenso schwierig ist die Frage, wo und wann sich die ersten Spuren des Gedichtes zeigten. Die Ansichten der Gelehrten hierüber weichen sehr von einander ab. Früher hielt man die französischen Bearbeitungen für die ältesten und ur-

sprünglichen, woraus die niederdeutschen entsprossen sein sollten; diese Annahme scheint auch, soweit sie sich auf den zweiten Theil des Reinaert bezieht, durchaus richtig zu sein, denn der Dichter gesteht es selbst zu, indem er nach dem oben erwähnten Anfange fortfährt:

> Een deel is dair after gebleven
> Daer om dede hy die vite zoeken
> Ende heeftse wtten walschen boeken
> In duutsche aldus begonnen ....

und daß dieser Prolog, obgleich er sich vor dem ersten Theile befindet, eine Arbeit des zweiten Dichters ist, darf, nach Willems Beweisführung, als sicher angenommen werden. Der erste Theil dagegen hat, wenn man den Inhalt genau ins Auge faßt, eine ganz Flamländische Färbung, wie auch schon Grimm ganz richtig bemerkt, und verräth dabei eine so genaue Kenntniß von Allem, was Flandern betrifft, daß kein Fremder etwas derartiges geschrieben haben kann. Willems hat das in Einzelheiten nachgewiesen in einer französischen Abhandlung, die in der Zeitschrift: le messager des sciences et des arts enthalten ist, und worin er in einem besonderen Paragraphen: noms géographiques die Anspielungen auf weniger bekannte Orte bezeichnet und aufklärt. Auch ist ja überhaupt Flandern der Schauplatz des Gedichtes sowohl im Niedersächsischen Reineke, wie auch in den französischen Gedichten; Reinaert's Vater wohnt in Waas' Lande, die Genter Tuchfabriken werden erwähnt 2c., endlich heißt auch noch Waas: tsoete lant, gerade wie die Franzosen ihr Vaterland douce France nennen. Deutet das nicht Alles auf den flamländischen Ursprung der Dichtung hin?

Inzwischen ergiebt sich noch die weitere Frage, ob die erste, ursprüngliche Bearbeitung in der Volkssprache, oder in französischer, oder endlich in lateinischer Sprache abgefaßt war. Das erstere ist deshalb nicht wahrscheinlich, weil das Vlämische zu jener Zeit noch nicht (oder doch nur in sehr seltenen Fällen) geschrieben wurde, und die ältesten und bekannten Erlasse und Bekanntmachungen, die sogenannte Brüsselsche Verordnung von 1229, und die der vier Handwerker-Innungen von 1242 datiren.

Wahrscheinlicher schon scheint die französische Sprache bei der Nähe dieses Landes und der so frühen Allgemeinheit der französischen Sprache, deren sich selbst Herzog Hendrik III. von Brabant in seinen Gedichten bediente, während zu der Zeit außerdem französische Dichter an seinem Hofe sich aufhielten, sowie denn auch Brunetto Latoni, ein Schriftsteller aus der Mitte des 13. Jahrhunderts und des Dichter Adènes le Roi (geb. 1240) die französische eine damals ganz allgemeine Sprache nannten. Auf der andern Seite stehen dem allerdings einige Bedenken gegenüber, denn, nicht nur, daß sich der französische Dichter Guillaume le Breton, der im Jahre 1213 aus Flandern zurückkehrte, über die Unkenntniß der Flamländer in Bezug auf die französische Sprache beklagte, sondern es scheint auch der älteste bis jetzt bekannte französische Bearbeiter der einen branche von Reinaert, Manches aus dem vlämischen Gedicht entlehnt zu haben, ja selbst giebt es eine Stelle darin, wo er das vlämische Wort Willecome, daß sich in dem niedersächsischen Reinaert findet, beibehalten hat. Endlich noch behandeln alle französischen Bearbeiter dieser Thierfabeln sogenannte branches, d. h. Zweige, Bruchstücke eines älteren Epos, aber dieses Epos selbst findet sich in ihrer Sprache nicht.

Es bliebe also noch das Lateinische als Bewerber um die Ehre übrig. Bekanntlich waren im Mittelalter die meisten Schriftsteller und Dichter zugleich Geistliche, die sich als solche mit Vorliebe der lateinischen Sprache bedienten, während die lingua vulgaris, die Sprache des Volkes, allein Anwendung im täglichen Verkehr fand; dies scheint also schon von selbst für den lateinischen Ursprung zu zeugen, noch größer aber wird diese Wahrscheinlichkeit, da Grimm und Mone in der That ein derartiges lateinisches Gedicht aus dem Mittelalter entdeckt haben. Der Letztere gab dasselbe im Jahre 1832 in Stuttgart und Tübingen im Druck heraus, unter dem Titel: Reinardus vulpes, carmen epicum; saeculis IX et XII conscriptum. Zwei der drei Handschriften, denen der Herausgeber gefolgt ist, sind auf Pergament aus dem 13. und 14. Jahrhundert und aus der Abtei St. Truyen und Hoei abstammend; die dritte ebenfalls auf Pergament war von Grimm bereits 1814 in der Bibliothek

in Paris gefunden, abgeschrieben und Mone behufs der Herausgabe mitgetheilt.

Dieser Reinardus nun aber ist ebensowenig ein Epos, als die französischen branches; er enthält vier Bücher und darin zwölf Abenteuer, von denen die meisten im Reinaert nicht vorkommen, wenn auch eine Aehnlichkeit zwischen beiden nicht zu leugnen ist. Diese Abenteuer sind wohl in ziemlich künstlicher Weise mit einander verbunden, machen aber trotz alledem kein abgerundetes Ganze aus, was unter anderm schon daraus hervorgeht, daß die Lüttich'sche oder St. Tryen'sche Handschrift mit liber VI bezeichnet, was die beiden anderen liber IV nennen. Mone nimmt an, daß dieses Gedicht, wie unser Reinaert in zwei verschiedenen Zeitperioden entstanden ist und zwar meint er, daß die erste Grundlage aus dem neunten, die Umarbeitung und Vollendung aber aus dem zwölften Jahrhundert stammen. In dem älteren Werke will er eine Satyre auf König Zwentibold erkennen, welche Ansicht schon früher von Eccard und Anderen getheilt wurde, wodurch denn das Ganze allerdings zu einer nur ein zeitweises Interesse erweckenden Satyre herabsinken würde.

Diese Ansicht wird von Jacob Grimm bestritten. Derselbe entdeckte nämlich auf der Berliner Bibliothek ein lateinisches Gedicht, betitelt Isegrimus, welches augenscheinlich als Grundlage für den Reinardus gedient hat. Es enthält nur zwei Abenteuer: die Krankheit des Löwen und die Erzählung von der Pilgerfahrt der Gemse. Sehr viele Verse sind aus diesem Gedicht in den Reinardus übergegangen und hier in Verbindung mit anderen gebracht. Grimm hält diesen Isegrimus für ein Werk aus dem Ende des elften oder Anfang des zwölften Jahrhunderts, und so zerfällt denn die Annahme Mone's, der an das neunte Jahrhundert denkt. Auch die Anspielungen auf Arnulf, nach Mone in dem Reinardus durch den Namen Rufanus ausgedrückt, fehlen in dem Isegrimus, der nur eine ganz allgemein gehaltene Volksfabel vorstellt.

Alle diese Werke stammen aus Flandern ab, der Inhalt beweist das genügend. Grimm hält den Isegrimus für ein Süd-, den Reinardus für ein Nord-Vlämisches Werk.

Zugleich hat dieser Gelehrte in seinem Reinhart Fuchs noch verschiedene kleinere lateinische Thierfabeln mit veröffentlicht, unter denen merkwürdige Werke aus dem 8. und 11. Jahrhundert vorkommen, die sehr wahrscheinlich einen Einfluß auf die Reinaerts-Gedichte mit ausgeübt haben, die wir hier aber übergehen müssen, da sie uns von unserem Gegenstande zu weit ablenken würden.

Diese Grimm'sche Forschung nun hat zur Genüge festgestellt, daß bereits gegen das Ende des 11. Jahrhunderts ein Thierepos existirte, in welchem Reinaert und Isegrimm die Helden sind; daß ferner dieses Gedicht schon damals in Abenteuer oder branches eingetheilt war, und daß der Schauplatz dieses Epos in den ältesten Rhapsodien Flandern ist und Alles darauf hinweist, den vlämischen Ursprung der Fabel ganz sicher festzustellen. Ebenso deutlich aber hat sich aus diesen Forschungen auch ergeben, daß unser Reinaert de Vos kein Epigone der uns bekannten lateinischen oder französischen Gedichte ist, sondern für sich selbstständig dasteht; da also erwiesener Maßen in den lateinischen und französischen Gedichten ganz andere Abenteuer besungen werden, so müssen wir doch wieder auf die Volkssprache zurückkommen, weil uns bei dieser Annahme der Gegenbeweis fehlt. Können und wollen wir nun nach dem Vorhergesagten darin den Ursprung der Fabel erkennen, dann ist unser Reinaert wirkliches Volkseigenthum, leiten wir ihn aber vom Lateinischen ab, dann ist es eine Klosterarbeit, die mit der Eigenthümlichkeit des Volkes, mit dem Germanenthum vielleicht garnichts gemein hat.

Bevor wir zum Schluß dieser wichtigen Untersuchung übergehen, ist es zuvor noch nöthig, die Meinung Derjenigen, die das Gedicht für eine historische Satyre halten, näher zu betrachten. Diese Behauptung wurde zuerst von Eccard im Anfange des vorigen Jahrhunderts vorgebracht, und dann später von Mone aufs Neue unterstützt und mit neuen Beweisen belegt. Dieser betrachtet nämlich die Fabel als ein verdecktes Spottgedicht auf Kaiser Arnulf's Sohn Zwentibold; unter Reinaert sollte danach der Graf oder Herzog Reginarius, der gegen Ende des 9. Jahr-

hunderts in der Geschichte vorkommt, zu verstehen sein, unter Reinaerts Burg Maupertuus dessen Schloß Durfos; Isegrimm sollte den König Zwentibold vorstellen, (Eccard hat an Stelle dessen einen gewissen bairischen Grafen Isanricus aufgespürt), Arnulf durch den Namen Rufanus bezeichnet, bei der Vertheilung der Beute aber damit sein Sohn, Ludwig das Kind gemeint sein; durch den Esel Boudewijn der Graf Boudewijn I. von Flandern, mit Bruno der Erzbischoff Hatto I. von Mainz ꝛc. Uebrigens leugnet Mone dabei keineswegs, daß die Fabeln vom Fuchs und Wolf schon frühe in Deutschland und anderwärts gangbar waren, nur der den Thieren gegebene Name, und das damit im Zusammenhange stehende Epos soll erst die Geschichte von Zwentibolc oder Zwentibold geboren haben.

Jacob Grimm hat auch diese Behauptung bekämpft; er stützt sich dabei namentlich auf das Gesuchte der ganzen Erklärung, da erwiesenermaßen König Zwentibold's Schicksale wenig mit denen Isegrims in dem Gedichte übereinstimmen, ferner auf die Unwahrscheinlichkeit, daß eine so große Anzahl von Versen aus Veranlassung eines so dürftigen Ereignisses entstanden sein sollte, wobei es außerdem noch unglaubwürdig erscheint, daß ein in Lothringen entstandenes Gedicht alle örtlichen Anspielungen aus Flandern und Artais entlehnt habe.

Es ist indessen sehr schwierig, in solchen Dingen, die theilweise mit auf subjectiver Anschauung beruhen, und die bei der Dürftigkeit der Chroniken aus jenem Zeitalter für uns mehr oder weniger in ein Dunkel gehüllt bleiben, etwas Bestimmtes zu behaupten. Bis heute sehen wir durchaus noch nicht klar in dieser Angelegenheit, doch kann man auf Grund aller bisher geführten Untersuchungen sich nur dafür entscheiden: die Fabel als ganz selbstständiges, von der Geschichte unabhängiges Epos anzunehmen, um so mehr, als unserer Ansicht nach das Gedicht aus uralten fränkischen Ueberlieferungen entsprossen ist, und die in den ältesten Bearbeitungen sich vorfindenden Thiernamen aus früheren Zeiten zu erklären sind. Doch lassen Sie uns, ehe wir soweit zurückgreifen, erst einmal untersuchen, welche Andeutungen man in der Thierfabel auf bekannte Eigennamen

an verschiedenen Orten trifft, weil daraus hervorgehen muß, daß die Fabel damals schon als Volksdichtung allgemein bekannt war.

In den Niederlanden von heute lassen sich keine Spuren einer derartigen Kenntniß der Reinaerts-Gedichte antreffen, wir müssen uns deshalb auf Belgien beschränken, wobei wir Willems und Grimm folgen werden.

Als Herzog Heinrich I. von Brabant im Jahre 1213, während eines Krieges mit Lüttich, sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, um einen Waffenstillstand nachzusuchen und dabei mit geheuchelter Demuth sein Bedauern über einen an dem Grafen von Flandern verübten Kirchenraub ausdrückte, da riefen einige umstehende vlämische Herren: „Ha, ha! Reinaert ist Mönch geworden.“ Eine Aeußerung, die zwei derzeitige Schriftsteller bezeugen.

In West-Flandern entstand im zwölften Jahrhundert ein bedenklicher Streit zwischen den Herren und ihren Bauern, der im Jahre 1201 zu einem offenen Kriege ausartete. Die Anhänger des Adels nannte man damals „Isegrimmer“, die der Bauern „Blaufüßler“, Namen, welche nicht, wie einige meinen, von ihren Anführern entlehnt sind, sondern die an das Reinaert's-Gedicht erinnern, denn im Reinardus vulpes II 485 wird Isegrimm als von altem Adel beschrieben:

Isegrimus adest quarus quarumque viarum
Et tribus a denis hinc sua claret avis.

Dieses Gedicht wurde auch nach Grimms Berechnung zwischen 1148 und 1160 geschrieben. —

Die Benennung Blaufüßler, die den Anhängern der Bauern gegeben wird, ist dunkel. Es ist allerdings richtig, daß die Landsleute in Schweden den Fuchs durchgehends blåfot nennen, doch ist noch nicht bewiesen, daß dieser Ausdruck damals auch in Belgien bekannt und geläufig war. Daß man aber dabei nicht an einen Familiennamen zu denken hat, geht daraus hervor, daß nach der Vorrede zur rijmkronijk von Heelu, die Feinde des Herzogs von Brabant vor der Schlacht bei Woeronc (1288) sich selbst in verschiedenen Gedichten mit Falken und „Blaufüßlern“, den Herzog und die Seinen aber mit einem

Hahn und Hühnern vergleichen. An dieser Stelle scheint zwar nicht auf den Fuchs, sondern den Sperber angespielt zu sein, wenn man aber bedenkt, daß diese Bezeichnung auf beide Thiere anwendbar ist, so ist nicht einzusehen, weshalb nicht auch der Fuchs dem Wolf gegenübergestellt, und somit in diesem Sinne als „Blaufuß" bezeichnet sein sollte.

Hier läßt sich noch ein bemerkenswerthes Beispiel anführen, nämlich Lodewijk van Velthem, ein Dichter aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, in seinem: „Spiegel historiaal" B. IV. C. 24. Hier wird erzählt, daß der Graf von Artois, als er im Jahre 1302 gegen die Flamländer kämpfen wollte, verschiedene böse Vorbedeutungen erfuhr; so ereignete es sich unter Anderm, daß ein von ihm gezähmter, Brune genannter Wolf, als er seinem Herrn die Rüstung anlegen sah, ihm die Waffen wieder abzuziehen versuchte:

Die graue dade hem wapen saen
Doe quam daer een wolf gegaen
Daer si Artoyse wapenen souden
Dien hi lange hadde gehouden
Menigen dach, die Brune hiet.

Wenn ihn der Dichter nicht auch später noch wiederholt als einen Wolf bezeichnet hätte, so könnte man geneigt sein, hier an eine Verwechselung zu denken, denn in keinem der Reinaerts-Gedichte kommt dieses Thier mit dem Bärennamen bezeichnet vor.

Endlich trifft man in Nord-Frankreich eine noch viel ältere Anspielung auf unsere Fabel an, die hinlänglich bezeugt, daß sie wenigstens schon im Anfang des 12. Jahrhunderts dort als Volksfabel bekannt war. Wir verdanken Grimm die Auffindung dieser Thatsache und wollen die betreffende Stelle aus seinem Reinhart Fuchs S. CXCV hier wörtlich anführen.

„Ein älteres zeugniß kenne ich nicht, als das abt Guibert von Nogent in seiner lebensbeschreibung darbietet. Guibert oder Wibert, geboren zu Beauvais, im jahr 1104 abt des klosters in Nogent bei Coucy erwählt, starb 1124; er schrieb drei bücher de vita sua, seine opera omnia gab Lucas d'Achery, Paris 1651

fol. heraus. buch 3 cap. 8 p. 507 erzählt er die ermordung des Gualdricus oder Waldricus, episcopus laudunensis (Laon in Picardie) der sich durch seine fehler und vergehen verhaßt gemacht hatte; sie erfolgte im j. 1112 (vgl. buch 3 cap. 11 p. 511 und d'Achery's noten p. 652. 658.); aufrührer suchten den versteckten bischof allenthalben, zuletzt im keller: cum itaque per singula eum vasa disquirerent, — iste (Teudegaldus, haupt der mörder) pro fronte tonnulae illius, in qua latebat homo, substitit, et retuso obice sciscitabatur ingeminando „quis esset"? Cumque vix eo fustigante gelida jam ora movisset „captivus" inquit. solebat autem episcopus eum (wen? den Teudegaldus?) I s e n g r i n u m irridendo vocare, propter lupinam scilicet speciem: s i c e n i m a l i q u i s o l e n t a p p e l l a r e l u p o s. ait ergo scelestus ad praesulem: „hiccine est d o m i n u s I s e g r i n u s repositus? Renulfus igitur, quamvis peccator, christus (d. i. unctus) tamen domini de vasculo capillis detrahitur. merkwürdige stelle. im jahre 1112 war der ruf unserer fabel so verbreitet, daß man einem wildaussehenden menschen spöttisch den namen Isengrin beilegen, und jedermann im volk die anspielung fassen konnte. setzt das nicht voraus, daß die charakteristische fabel wenigstens ein menschenalter oder länger, in Nordfrankreich schon um die m i t t e d e s e i l f t e n jh. entsprungen sein muste?" —

Es hat sich bis jetzt nirgends eine ältere Anspielung auf die Thiernamen unserer Fabel vorgefunden, wir wollen also jetzt untersuchen, welche Spuren dieser Eigennamen man hier und da findet, und zu welchem Volke sie in nächster Beziehung zu stehen scheinen.

Diese Thiernamen sind, wie Jeder auf den ersten Blick sieht, theils der deutschen, theils der romanischen oder welschen Sprache entnommen. Die beiden Hauptpersonen aber tragen deutsche: Isengrim und Reinaert, sowohl in den romanischen, als deutschen Gedichten.

Isengrim ist ein alter deutscher Eigenname, aber nicht mit Recht schreibt ihn Mone in seinem Anzeiger zur Kunde der teutschen Vorzeit 1835 Seite 48, allein dem Hochdeutschen zu,

weil im Niederdeutschen das Schluß-m schon im Anfang des 9. Jahrhunderts sich in n verändert habe. In Altfridi Vita S. Ludgeri, einem friesischen Autor aus dem 9. Jahrhundert, kommen drei Friesen: Thiatgrimus, Nothgrimus und Hildigrimus aus dem 8. Jahrhundert vor. Diese Namen sind aus zwei Wörtern zusammengesetzt, grim ist der allgemeine, Noth, Thiad und Hilde sind die besondern oder Eigennamen. Ebenso Isen oder Isan in Isengrimus. Dieser letzte Name kommt in baierschen Erlassen von 930—940 und früher 821 und 822 vor; bei den Schwaben ungefähr 818. (Siehe die bei Mone angegebenen Stellen Rein. 306.) Diese Namen waren also mehreren deutschen Stämmen eigen, wenn auch vielleicht bei einem mehr im Schwange als bei dem andern. Merkwürdig ist es, daß Otnid's und Dieterich's Helm Hildegryn oder Hildegrim heißt; es wurden also die alten Eigennamen in späterer Zeit sowohl auf Waffen, als auf Thiere übertragen, während sie zugleich unabhängig von Volkssagen fortlebten. Man kann also nicht auf das Bestehen einer Thierfabel schließen, weil man ihre Eigennamen antrifft, mit Sicherheit aber darf man annehmen, daß diese Namen der deutschen Sprache entlehnt sind.

Mone hat die Vermuthung ausgesprochen, daß Isengrim der Eigenname des Währwolfes sein sollte; indessen wenn auch die ursprüngliche Natur dieses Wesens sehr dunkel ist, und man, außer andern Umständen, auch noch aus seinem Vorkommen in dem Stabreim folgern kann, daß diese Benennung heidnischen Ursprunges ist, so stehen wir dennoch an, mit Mone die Longobardischen Namen Gerolfo, Uerolfo u. dergl. ebenfalls darauf zu beziehen, ebensowenig als das altfriesische Gerolf, das im 9. Jahrhundert vorkommt. Außerdem kommen die auf olf sich endigenden Namen schon im Gothischen vor, wo sie nicht durch Wolf erklärt werden können. Das nordische vargr i veum hängt unserer Ansicht nach ebensowenig damit zusammen. Vargus bezeichnet im Salischen Gesetz, und vargo in der gothischen Erklärung des Johannesevangeliums einen Verbannten. (Siehe Maßmanns Glossarium, Vorrede.) Der Eigenname also, den der Wolf in der Fabel trägt, scheint uns in gar keiner Beziehung

zu seinem Charakter zu stehen und nur ein in Deutschland in alter Zeit gebräuchlicher Eigenname gewesen zu sein, der übrigens wahrscheinlich schon unter den Karolingern oder noch früher diesem Thiere beigelegt wurde, und dadurch gleichsam sein Geschlechtsname geworden ist.

Uebrigens weiß man, daß der Wolf zur Zeit des Heidenthums in dem Rufe der Zauberei stand und daß man ihm die Kraft zuschrieb, sein Fell nach Belieben verändern zu können. Auch wurden verschiedene Zauberkräuter nach ihm benannt, in erster Reihe z. B. die Wolfsmilch, auch Hexenmilch genannt. Es finden sich mehrere, hiermit in Verband stehende Züge auch in unserer Fabel.

Reinaert ist der andere Held der Thierfabel und trägt ebenfalls einen alt-deutschen Namen; die Endung aert ist vlämisch und nordfränkisch; die holländischen, gelderschen und hochdeutschen Dialekte zeigen dieselbe nicht so häufig. In altdeutschen Namen findet man meistens art, hart oder hard. Merkwürdig ist, daß das Flämische den Adjektiven gern diese Endung anhängt. z. B. blankaert, moyaert, gryzaert. Dies ist hier übrigens nicht der Fall. Grimm sieht darin den altdeutschen Namen Raginohard, Ragnohard, der in Urkunden aus dem 7., 8. und 9. Jahrhundert häufig vorkommt, und mit dem gothischen ragineis verwandt sein soll, dem man noch aus den **acta** S. Ludgeri (8. Jahrhundert) die Namen Reginharius und Reginhardus hinzufügen könnte. Demzufolge würde dann auch Renart in dem französischen Gedichte ganz richtig sagen:

si ai maint bon conseil donné
par mon droit non ai non Renart.

Dies erscheint uns jedoch einigermaßen zweifelhaft, und wollen wir deshalb lieber mit unserm Urtheil hierüber zurückhalten.

Nobel, der Löwe, „die coninc van alle dieren“, stammt deutlich aus Frankreich ab. Daß eine der Hauptpersonen einen französischen Namen trägt, scheint uns anzudeuten, daß der Löwe nicht in den franko-deutschen Fabeln vorkam, sondern erst in der französischen Bearbeitung eingeführt wurde. Vielleicht hatten

die Erstern dafür den Bär, der in den Ardennen regiert. (Vergl. Grimm XLVII ff. und Rein. 2254 ff.). In Brabant hieß der Löwe liebaert, woher kam dieser Name? Es heißt in Maerlant's naturenbloeme:

> Leo, zeggen Solinus geesten
> Es coninc van den IIII voeten beesten.
> Leeuwe es hi in dietsche genant
> Ende Libaert heet men hier int land.

Sollte das ein altvlämischer Fabel-Name für den Löwen sein? unser Amsterdamer Volksbuch aber nennt ihn meistens lion, es scheint also wohl aus französirten Quellen geschöpft zu sein.

Brune, der Bär, ist ein alter deutscher Name; Grimm will dies nicht gelten lassen, und denkt dabei nur an die Farbe; wenn man aber bedenkt, daß dieser Name sowohl allein, als in Zusammenstellung mit anderen, in früheren Zeiten sehr gebräuchlich war und eine mythische Kraft darin zu wohnen scheint, z. B. in Brunhilde, so wird man zugestehen müssen, daß der Bär seinen Namen vom Menschen, nicht von seiner Farbe erhalten hat.

Fierapeel, der Leoparde, ist nach Grimm und Willems fier-a-pel, stolz auf sein schönes Fell.

Belijn, der Widder, nach Grimm von beler, blöken, wonach in einigen französischen Dialekten das Lamm jetzt noch belin heißt.

Courtoys, der Hund, offenbar aus dem Französischen.

Tybaert, der Kater, im Hochdeutschen Reinhard: Dietprecht, im Reinardus: Tebergus. Die Ableitung ist uns dunkel; wir halten sie für eine Entstellung von Diebreht. In dem alten französischen Romane Berte aux grands pieds, von Adènes le Roi, kommt ebenfalls Tybaert als ein Mannsname vor.

Grimbaert, der Dachs, unserer Ansicht nach ebenfalls ein Eigenname.

Armelijn, die Hausfrau von Reinaert. Vielleicht von Hermelin, wegen des Felles.

Panther, der Luchs, im alten Reinaert auch Pancer genannt. Weder Grimm noch Willems wissen das zu erklären.

Tyselijn, der Rabe. Wieder ein Eigenname. Tiezelinus kommt, wie Willems angiebt, in Erlassen aus den Jahren 988 und 1067 vor, übrigens ist merkwürdig, daß in den Malbergschen Glossarien zum Salischen Gesetz (nach Feuerbach Ende des 5. Jahrh.) der Sperber sucelin genannt wird.

Ruwaert, der Hase. Entstellt aus Cuwaert d. h. couard, mit Bezug auf die Eigenschaft des Hasen.

Lampreel, das Kaninchen. Jetzt nennt man im Holländischen ein gebratenes Kaninchen lamprei und früher hieß das Thier dort lampe, woraus sich obiger Name erklären ließe. Maerlant nennt aber auch eine Art von Fisch lampride, franz. lamproie, (Petronnizon, eine Art d'anguille de mer, Dict. de Boiste), auch findet sich dieses Wort schon bei Willeramus: goltchetenon in lampreythe wise gebreyde machon wir thir u. s. w. Sollte dies Wort damit verwandt sein? Auf alle Fälle dürfte das lateinische lepus das Stammwort sein.

Cantecleer, der Hahn, ist französisch: chante clair.

Bytelnys, die Tochter der Aeffin, bedarf bei richtiger Aussprache (y wie ei und uy wie eu) keiner näheren Erklärung.

Cantaert und Crayaert, die Namen der Hähne, sind französischen und vlämischen Ursprunges.

Koppe, die Henne. In alten Zeiten hieß in den Niederlanden die Henne, nach Bilderdijk, Kobbe, woher noch das alte Lied: „ei kobberij, de kob zal leggen."

Martijn, der Affe; ebenfalls ein Eigenname; man denke nur an St. Martinus.

Boudewijn, der Esel, von dem im Reinardus gesagt wird: qui bona fiducia fertur. Grimm sieht darin also eine Anspielung auf den Charakters des Esels. Doch ist der Eigenname Boudewijn älter als das 12. Jahrhundert. Der erste flamländische Graf dieses Namens lebte ungefähr um die Mitte des 9. Jahrhunderts, sodaß Grimm's Ansicht nicht richtig sein kann, oder es müßte denn das Vorkommen dieses Namens in Fabeln aus dem 8. Jahrhundert nachgewiesen werden, was bis jetzt nicht geschehen ist.

Die übrigen Thiernamen gehen uns hier weniger an, da

sie einestheils mehr oder weniger untergeordneten Ranges sind, dann aber auch, weil sie in unserer Amsterdamer Ausgabe, die wir bei unserer Beschreibung im Auge behalten wollen, nicht vorkommen. Man findet dieselben übrigens durch Grimm und Willems erklärt, soweit sie dafür geeignet sind.

Diese Nachforschungen in Betreff der Thiernamen unserer Fabel führen uns zu folgenden Resultaten. 1. Diese Namen sind entweder Eigennamen, welche, ohne daß sich dafür ein Grund annehmen ließe, auf die Thiere übertragen wurden; oder man entlehnte sie von den Eigenschaften dieser Thiere, oder endlich haben sie sich aus alten Benennungen zu Eigennamen dieser Thiere ausgebildet. 2. Die Eigennamen dieser Thierfabel sind entweder deutsch oder französisch. Die französischen Namen, namentlich in den französischen Bearbeitungen selbst, mehr Eigenschaftswörter, die deutschen mehr Eigennamen. 3. Isengrim und Reinaert kommen in allen Bearbeitungen vor und sind nachweislich schon im 11. Jahrhundert bekannt gewesen, was bei den übrigen Namen nicht der Fall ist.

Diese Resultate nun können uns, verglichen mit dem Uebrigen, was wir von den ältesten Thierfabeln in Deutschland und Nordfrankreich wissen, einigen Anhalt für die Bestimmung des Alters und Ursprunges der Reinaerts-Fabeln geben.

Vorher muß noch bemerkt werden, daß früher im Norden von Frankreich die deutsche Sprache herrschte, da das Land von deutschen Stämmen bewohnt wurde*) und daß also die Fabel auf alle Fälle, wenn sie bis zu den fränkischen Zeiten aufsteigt, deutschen Ursprungs ist.

In alten Zeiten wurden bei den Deutschen einige Thiere besonders gezüchtet und in Ehren gehalten, namentlich Pferd, Hund und Falke, da diese ihnen zunächst zur Jagd und im Felde nöthig waren. Andere wieder wurden ebenso eifrig verfolgt, weil sie in zu großer Menge vorhanden oder schädlich waren, unter diesen besonders der Bär, Wolf, Fuchs und Eber. Gerade von diesen kommen einige vorzugsweise in den alten

*) Siehe van Wijn, hist. Avondst. I. 224.

Reinaerts-Fabeln vor, wie Wolf, Fuchs und Bär; man trifft sie auch in noch älteren namenlosen Thierfabeln an. Der Chronikschreiber Fredegarius z. B. beruft sich Kap. 38 im Jahre 612 auf eine rustica fabula, die vom Wolfe handelt. Im glossirten salischen Gesetz (Feuerbach, die lex sal. und ihre verschied. Rezens.), einem Werke aus dem Ende des 5. Jahrhunderts, wird vulpecula für ein Scheltwort gehalten.

Der Bär kommt ebenfalls sehr frühe vor; in dem Werke eines Ungenannten: de fundatione monasterii Tegernseensis, aus dem 10. Jahrhundert, wird aus alten Büchern (in veteribus libris legitur) eine Fabel mitgetheilt vom Fuchse, Hirsch und Bären, cui dominationem profitentur omnes bestiae, und wird dieselbe noch wiederholt in Donnizonis Presb. Vita Mathild. Comit., obschon damals die Königswürde des Bären bereits in Vergessenschaft gerathen war. Es scheint uns danach unzweifelhaft, daß die Fabeln vom Fuchs, Wolf und Bär in Deutschland vom 5. Jahrhundert an bekannt waren, und daß, wie wir oben bereits erwähnten, vor den französischen Bearbeitungen, der Bär, nicht der Löwe, König der Thiere war.

Die Falkenjagd stand von Alters her in Deutschland und dem übrigen Norden in großem Ansehn, und wurde deshalb auch dieser Vogel unter die edlen Thiere gezählt. Im salischen Gesetz wird ein Falkenraub mit Strafe belegt. Nun übersetzt das Malb. Glossarium accipiter, d. h. Falke, Jagdvogel, mit Sucelinus. Es scheint dies dasselbe Wort zu sein, wie das spätere Tyzelijn der Name des Raben in den Reinaertsfabeln, denn Falke, Sperber und Rabe werden oft verwechselt, und so scheint es denn, daß einige Thiere bereits im 5. Jahrhundert bestimmte Namen erhalten hatten. Wenn man bedenkt, daß die alten Deutschen auf ihre Schilder Thierbilder malten, und daß die hiermit verbundenen Insignien allgemein bekannt waren, so wird man die Annahme nicht unwahrscheinlich finden, daß ebenso wie die Helden oft ihre Namen von Thieren entlehnten, auf der andern Seite auch Menschennamen vermittelst dieser Schildzeichen zuweilen als Beinamen auf die betreffenden Thiere übergegangen, und dadurch in der Erinnerung geblieben sind,

namentlich wenn solche Helden besungen wurden, sei es durch Dichter ihres eigenen Landes, oder in Spottliedern von Fremden.

Wir glauben deshalb, daß alle deutschen Volksstämme, namentlich aber die Franken im Süden von Belgien und Norden von Frankreich von Alters her Thierfabeln gehabt haben, die ihnen eigenthümlich waren und deshalb insbesondere den Wolf, Fuchs und Bären zum Gegenstande hatten; daß in denselben der Bär König war und ihm schon frühe die deutsche Abstammung zuerkannt wurde; ferner glauben wir, daß ursprüngliche Thiernamen selten waren und vielmehr von Menschen vermittelst der Schildzeichen entlehnt wurden; sodann daß die Bearbeitung dieser zerstreuten Fabeln zu einem Epos erst zur Zeit der Karolinger in Flandern oder Nordfrankreich stattfand, und die Uebertragung der Königswürde vom Bären auf den Löwen vielleicht mit der Herrschaft der Fränkischen Kaiser zusammenfällt, denn der Löwe spricht französisch, der Bär deutsch. Wir glauben, ebenfalls annehmen zu dürfen, daß durch die Zusammenstellung und das epische Vereinigen dieser Fabeln, die Volksthümlichkeit derselben durchaus nicht verloren gegangen ist, sondern daß im Gegentheil diese Dichtung gerade deshalb beim Volke solchen Anklang fand, und rasch zum Volksgedichte wurde, weil sich alle alten Erinnerungen, Vorstellungen und Dichtungen darin wiederfanden, und die hinzugefügten neuen Theile durchaus mit den älteren harmonirten. Außerdem waren darin eine Menge zeitgemäßer und örtlicher Anspielungen, infolge deren die darin vorgeführten Thiere von den Belgiern gleichsam als ihre Landesgenossen angesehen, und deshalb dort mehr als anderswo Volkshelden wurden. Hierin sehen wir denn auch den hauptsächlichsten Grund dafür, das Epos in seinem Ursprunge und seinen besten Bearbeitungen dem französisch-belgischen Flandern zuzuschreiben, denn welcher Volksdichter wird, wenn er überhaupt einmal die Weltgeschichte ausschließt, den Schauplatz seines Epos ganz über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus verlegen? wobei zum Ueberfluß auch noch die genaue Kenntniß von Flandern schon den Eingeborenen verräth.

Uebrigens wollen wir keineswegs den ersten Dichter unseres

reinaert für den ersten Flamländer halten, der in seiner Sprache Reinaertsfabeln geschrieben hat; im Gegentheil sind wir der Meinung, daß die Dichter des 9. und 10. Jahrhundert bereits in jenem Lande und in ihrer Volkssprache, inmitten des Volkes, und für dieses derartige reinaerts-fabeln gedichtet haben, jedoch ganz unzusammenhängend; bis dann im 12. Jahrhunderts ein mit hervorragendem Genie begabter Dichter erstand, der diese Fabeln aufgriff und zu einem Heldengedicht vereinigte und veredelte, wodurch dann nach und nach jene kleinen älteren Sagen zerfielen und in Vergessenheit geriethen, während das Epos selbst zur Volksdichtung wurde.

Die lateinischen Gedichte, die außerdem andere Abenteuer enthalten, würden danach keineswegs als Quelle der übrigen, als die ersten epischen Bearbeitungen zu betrachten sein; sie beweisen uns nur, daß auch die höheren Stände, daß namentlich die Geistlichkeit die Volksfabel nicht verschmähte, sondern dieselbe sich ebenfalls in einer eigenen, ihrer Sprache und ihrem Geschmack entsprechenden Form aneignete. Deshalb sind auch diese lateinischen Bearbeitungen von so hohem Alter, denn später kam die Poesie in der Volkssprache selbst in ihre Hände und wurde dadurch veredelt, wenn sie auch nach anderer Seite hin wieder ausartete und theils nach dem Muster der lateinischen, theils nach der schon früher blühenden provenzalischen Dichtkunst zugeschnitten wurde. Das geht z. B. deutlich aus der uns vorliegenden reinaert-Bearbeitung hervor, die offenbar von einem Geistlichen gedichtet wurde, der Lateinisch und Französisch verstand, und in den Rechten und der Gottesgelehrsamkeit gleichmäßig erfahren war.

Im 15. Jahrhundert begann allmählig der Volksgeist eine andere Richtung zu nehmen, die großartigen Ereignisse und Umwälzungen dieser Zeit übten auch auf die Litteratur einen bedeutenden Einfluß aus, der sich zum Theil dadurch offenbarte, daß viele ältere Gedichte in Prosa umgearbeitet wurden, in welcher Form sie, da der liebliche Schmelz der Poesie zerstört war, schließlich nur den weniger gebildeten Klassen des Volks, die noch stärker an ihren alten Sitten und Vorstellungen hingen,

genügen konnten. Von dieser Periode an blieb denn auch der reinaert mehr Eigenthum der unteren Schichten, wie sehr auch noch dann und wann einer der Uebrigen sich daran ergötzte. Erst in jüngster Zeit wieder hat die Fabel durch Deutschlands größten Dichter ein klassisches Gewand erhalten und damit ihren Einzug in die große Welt erneuert. Die Zeit scheint wiedergekehrt zu sein, wo das ursprüngliche Epos aufs Neue gewürdigt wird, und hierzu haben Männer wie Grimm, Lachmann, Simrock und Andere ein wesentliches Theil beigetragen.

Zur vollständigen Würdigung aber gebricht es unserer Zeit an dem Geiste, und namentlich der unschuldigen Naivetät unserer Vorfahren. Reineke Fuchs soll jetzt unsere höheren Kreise nur für einige Augenblicke unterhalten, das Volk vergißt allmählig seinen alten Reinart und nur der Gelehrte, der die alten Zeiten erforscht, und der unparteiische Litteraturfreund werden stets mit Interesse eine Dichtung betrachten, die als Perle in dem Schmuckkästchen der mittelalterlichen Poesie Jahrhunderte lang unsere Vorfahren angezogen und ergötzt hat, und der unsere spätere Poesie noch kein selbständiges ebenbürtiges Bild gegenüberstellen kann.

Ueber chinesische Litteratur.*)

Bei dem Interesse, welches die gegenwärtig in Deutschland weilende chinesische Gesandtschaft — die erste, welche jener mächtige Staat nach Europa abgeschickt — überall erweckt, bei den Hoffnungen, welche man mit Recht an den Abschluß freundschaftlicher Verträge zwischen dem Norddeutschen Bunde und China knüpft, dürften einige Mittheilungen über die chinesische Litteratur unsern Lesern gewiß willkommen sein. Die buchhändlerische Verbindung mit China und Japan, überhaupt mit dem fernen Osten, wird zur Zeit von Europa aus

*) Erschienen im Börsenblatt für d. deut. Buchh. Jahrg. 1870 Nr. 24.

nur von wenigen Firmen, namentlich in London, Amsterdam und Paris, unterhalten, unter welchen Trübner & Co. in London bekanntlich obenan stehen. Der von diesem Hause veröffentlichte Literary Record ist so ziemlich die einzige Quelle, welche uns Kenntniß von den litterarischen Erscheinungen jener fernen Länder giebt, und finden wir darin sehr oft Werke von großem Umfange und von gewiß hoher wissenschaftlicher Bedeutung, welche auf die regste Thätigkeit der dortigen Gelehrten schließen lassen. Allerdings stellt sich bei den meisten dieser Werke durch die schwierige Beschaffung derselben der Preis ungemein hoch, und so ist es nur besonders reich dotirten Bibliotheken — und deren sind nicht viele — oder begüterten Privatleuten vergönnt, diese Bücher zu kaufen. Am meisten Absatz findet die chinesische, überhaupt die orientalische Litteratur in England, der deutsche Buchhandel kommt im Allgemeinen wenig damit in Berührung.

Dr. Legge, der bekannte englische Philologe begann im Jahre 1861 die Herausgabe einer von ihm ins Englische übersetzten und mit Erläuterungen versehenen Ausgabe der chinesischen Classiker. Es währte nicht lange, so wurde der erste Theil seiner Uebersetzung in Amerika ohne sein Vorwissen nachgedruckt. Seine Anmerkungen wurden in diese Ausgabe nicht nur nicht aufgenommen, sondern von dem Nachdrucker bestritten, ja sogar häufig lächerlich gemacht. Auf diesen Angriff hat Legge kürzlich als Antwort den ersten Band einer neuen Ausgabe veröffentlicht, welche den Titel führt „Chinese classics translated into english with preliminary essays and explanatory notes.“ Aus diesem Werke erfahren wir über die chinesische Litteratur Folgendes.

Als Begründer ihrer Litteratur und ihres, mit dem ganzen patriarchalischen Staatswesen innig verbundenen Gottesdienstes verehren die Chinesen den bekannten Philosophen Confucius (Kong-Foe-Tse), welcher die alten Ueberlieferungen und Traditionen sammelte und ordnete. Die chinesische Litteratur ist eine der selbstständigsten, umfangreichsten und ältesten aller östlichen Länder, die Chinesen behaupten, sie habe schon 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung existirt, ja es wird sogar von ihnen die

Behauptung aufgestellt, die Buchdruckerkunst sei in China 860 Jahre früher als in Europa erfunden. Dagegen erzählt wieder ein anderer sehr glaubwürdiger chinesischer Gelehrter, Tsching-Kong, das Drucken mit beweglichen Lettern sei von einem Schmied etwa ums Jahr 1040 n. Chr. erfunden. Die losen Buchstaben, en relief auf Kupfer oder Eisen gravirt, schienen indessen nicht des allgemeinen Beifalles sich zu erfreuen, denn man gab dem tabellarischen Drucke den Vorzug, und wenn auch vielfach Versuche mit dem Gießen loser Buchstaben gemacht wurden, so hatten sie doch keinen Erfolg, weil die Schriftmasse nicht gut componirt war und weil man sich keine Matrizen zu verschaffen wußte. Erst später, als die Buchdruckerkunst über ganz Europa verbreitet, und die Kunst, Lettern in Matrizen zu gießen, kein Geheimniß mehr war, wurden in China die alten in Holz gravirten Formen abgeschafft und fing man an, mit losen metallenen Buchstaben zu drucken. Im Jahre 1776 wurde vom Kaiser Khien-Long in einem Raume des kaiserlichen Palastes eine Buchdruckerei eingerichtet.

Das Papier wurde in China im Jahre 95 n. Chr. erfunden und meistens aus den Fasern des Bambus oder des Kattunbaumes angefertigt. Die Preise der Bücher sind in China viel niedriger als in Europa, und nur die für Rechnung der Regierung gedruckten Werke sind selten und theuer. Bei den meisten Büchern wird eine Subskription eröffnet, ehe sie zum Druck befördert werden. Finden sich viele Subskribenten, so wird das Buch gedruckt, ist das nicht der Fall, so erscheint auch das Buch nicht. Selten geschieht es, daß ein Buch auf Kosten des Herausgebers gedruckt wird. Es finden sich in allen größeren Städten, namentlich in Peking und Hongkong Buchhandlungen, der Centralpunkt des Buchhandels war früher die Stadt Sut-Schue. Ansehnliche Bibliotheken besitzt jede größere Stadt, in erster Reihe Peking und Nanking; dabei unterhält jeder gebildete und bemittelte Mann seine eigene größere oder kleinere Bibliothek. Die Zahl der im Druck erschienenen Bücher ist ganz unberechenbar, man kann sich aber einen ungefähren Begriff von der enormen Anzahl machen, wenn man bedenkt, daß der Katalog der Bibliothek

des Kaisers Khien-Long 122 Theile umfaßt und daß eine mit Unterstützung des genannten Kaisers begonnene Ausgabe der chinesischen Klassiker mit erklärenden Anmerkungen nicht weniger als 163000 Bände ausmachen sollte, wovon denn auch wirklich bis zum Jahre 1818 die bescheidene Zahl von 78731 Theilen erschienen ist; wenn man ferner bedenkt, daß der Kaiser Khang-Hi im Jahre 1662 auf Veranlassung von Missionären 250000 Lettern in Kupfer graviren ließ, womit eine Encyklopädie von 5000 Theilen gedruckt wurde.

Die Chinesen theilen ihren Bücherschatz in 4 Gruppen: Heilige Bücher, historische Bücher, Lehrbücher und schönwissenschaftliche Literatur. In den 5 heiligen oder klassischen Büchern, Kings genannt, findet man die ältesten Denkmale der chinesischen Poesie, Geschichte, Philosophie und Gesetzgebung. Confucius stellte diese aus verschiedenen Quellen im sechsten Jahrhundert v. Chr. zusammen, und wie er sie redigirt hat, so haben sie sich noch bis heute erhalten. Die 5 Kings haben die Titel 1) Y-King, Naturphilosophie; 2) Schu-King, Buch der Geschichte; 3) Schi-King, das Buch der Lieder; 4) Tschün-tshien, das Buch der Gesetze, Sitten und der Staatswissenschaft; und 5) Li-King, die Gebräuche und Ceremonien. Diese Kings, namentlich das letzte, enthalten, ausgenommen das älteste, welches bis zu einer Fabelzeit zurückgreift, die Geschichte und die Religionseinrichtungen, auch die Grundzüge der Regierungsform und des Staatsrechtes, des bürgerlichen Lebens, häufig gewürzt mit Sprüchen, Sentenzen u. dergl. Die meisten dieser Kings wurden in das Lateinische, Französische und Deutsche, auch in das Holländische übersetzt. Fr. Rückert z. B. hat den Schi-King im Jahre 1833 ins Deutsche übersetzt und herausgegeben.

Nächst den Kings haben die Soe-schu, vier von Confucius und seinen Schülern geschriebene Bücher, am meisten literarischen Werth und Bedeutung. Die Namen derselben sind: 1) Ta-hio, enthaltend die Lehre, ein Volk weise zu regieren, wovon Confucius selbst die ersten Kapitel geschrieben hat; 2) Tschong-yung, in welchem gelehrt wird, wie man im Leben die Extreme vermeiden, und in allen Dingen die rechte Mitte halten kann; 3) Lün-yü,

die Gespräche zwischen Confucius und seinen Schülern, von einem der letzteren nach dem Tode des Meisters geschrieben; 4) die Schriften des hervorragendsten Schülers von Confucius: Meng-Tse, über Sittenlehre rc. — Auch diese Werke wurden mehrmals übersetzt, unter anderm von Schott (1826) ins Deutsche, von Noel (1711) ins Lateinische, von Collie (1828) ins Englische, und von Pauthier (1841) ins Französische. Als eine Fortsetzung dieser vier Werke kann auch noch angesehen werden das Hiao-King, ein Gespräch zwischen Confucius und seinem Schüler Tseng-Tse über die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern.

Den interessantesten und wichtigsten Theil der chinesischen Litteratur bilden die geschichtlichen Werke. In dem Zeitraume vom 1. bis zum 16. Jahrhundert machten verschiedene Kaiser den Versuch, ein ausführliches Werk über die Geschichte und Geographie von China zu schaffen, die Unternehmung scheiterte aber jedesmal an unüberwindlichen Hindernissen; es wurden wohl einzelne Provinzen und Strecken des Landes ausführlich beschrieben, aber dabei hatte es sein Bewenden, bis es in den Jahren 1707—17 dem Kaiser Kang-Hi glückte, eine vollständige Vermessung des Reiches vornehmen zu lassen. Auf Grund der hier gewonnenen Resultate ließ sich endlich das so lange ersehnte Werk beginnen, welches denn auch im Jahre 1744 beendet wurde und unter dem Titel Tai-tsing-i-tong-tschi 108 Bände umfaßt. Nach Veröffentlichung dieses Werkes ging man an die ausführliche Beschreibung der einzelnen Provinzen.

Unter der Regierung des Kaisers Wu-Ti (100 Jahre v. Chr.) wurde mit einer früheren Geschichte des chinesischen Reiches begonnen, welche unter der Regierung seines Nachfolgers She-Ma-Thsian beendet wurde und, bis in die älteste Zeit zurückgreifend und mit dem Jahre 122 v. Chr. abschließend, als eines der wichtigsten Denkmale der chinesischen Geschichtsschreibung gelten kann. Später hat man diesem Werke die verschiedenen Staatsarchive einverleibt, so daß das Ganze, jetzt Nien-sse-sse genannt, 3705 Bände stark geworden ist.

Poesie wird in China in großartigem Maßstabe getrieben, wie denn überhaupt die schönen Wissenschaften dort viel Lieb-

haber zählen. Als die hauptsächlichsten Dichter und Romanschriftsteller sind zu nennen Tu-Fu und Li-Thai-Pe, deren Werke mehrmals in europäische Sprachen übersetzt wurden. Scherr äußert sich in dem ersten Bande seiner „Allgem. Geschichte der Litteratur“ dahin, daß die Dichtungen der Chinesen wohl einen großen Umfang, aber wenig Bedeutung haben. Gediegener ist ihre dramatische Litteratur. Früher (bis etwa 1840) behalf man sich bei der Aufführung von Schauspielen ohne Decorationen und Costüme, und wurde vor dem Beginn des Stückes nur angekündigt, was sich das Publikum vorzustellen habe, ob die Bühne also als ein Wald, oder Zimmer oder als etwas Anderes zu betrachten sei. Seit 1840 scheint sich das geändert zu haben, wenigstens rühmt Lay in seinem 1844 erschienenen Buche: „The Chinese as they are“ ganz besonders die Pracht der Decorationen und Costüme.

Neben den genannten Fächern behaupten die zahllosen Werke über Medicin, Naturwissenschaften, Astronomie, Landwirthschaft u. s. w. einen würdigen Platz; die Schriften über Zucht des Seidenwurms und über die Porzellanfabrikation sind zum großen Theil durch Auszüge in Europa bekannt geworden; eine Art von medicinischer und botanischer Encyklopädie hat Li-Schi-Tsihin geschrieben, sie umfaßt 40 Bände und ist auf Kosten der Regierung mehrmals neu gedruckt.

Zum Schluß noch einige Worte über die periodische Litteratur der Chinesen. Die bedeutendste, ungefähr im Jahre 1366 gegründete Zeitung, die Pekinger Zeitung erscheint in drei Ausgaben, die erste wird alle zwei Tage ausgegeben und zwar in rothem Umschlag, erscheint täglich und bringt ausführliche Artikel über die Berichte, welche in der ersten Ausgabe nur mit kurzen Worten gegeben werden; die dritte und billigste enthält Auszüge aus den anderen Ausgaben und ist mit ihrem niedrigen Preise für das Volk berechnet.

Da diese Zeitung kein officielles Organ ist und amtliche Berichte darin nicht aufgenommen werden, so erscheint regelmäßig alle drei Monate das sogenannte rothe Buch, welches die gesammte Thätigkeit der Regierung und aller Beamten umfaßt

und wovon jedesmal 6 Theile auf einmal erscheinen, 2 Theile für Militär-, 4 Theile für Civil-Angelegenheiten.

In den europäischen Ansiedelungen in China hat sich in den letzten Jahren die periodische Litteratur merklich ausgedehnt. Das älteste politische Blatt ist das Canton-Register; dazu kamen 1840—50 die Zeitungen The Hongkong-Register, The Friend of China und die China-Mail in Hongkong, nebst dem North-China-Herald in Schanghai, sämmtlich in englischer Sprache. Als die ältesten, von Ausländern in China begründeten Blätter gelten der Indo-Chinese Gleaner (1817—22), und das Chinese Repository (1832—46), welche in Canton von amerikanischen Missionären herausgegeben wurden. Kürzlich (1867) erschienen in Hongkong die Notes and Queries of China and Japan und in Schanghai seit 1858 das Journal of the North China Branch of the Royal Asiatic Society.

Bis heute giebt es noch keine ausführliche Geschichte der chinesischen Litteratur; 1854 erschien in Berlin der „Entwurf einer Beschreibung der chinesischen Litteratur" von Dr. Schott, unseres Wissens die einzige sich mit diesem Gegenstande beschäftigende Schrift.

Einiges über arabische Litteratur.*)

(Nach Winkler Prins in der „Geillustreerde Encyclopedie" Amsterdam 1869.)

Die arabische Litteratur ist nicht nur eine sehr reiche, und ihres bedeutsamen Inhaltes wegen merkwürdige, sondern sie ist schon deshalb allein wichtig, weil ihre Blüthe in eine Zeit fällt, während welcher Finsterniß über ganz Europa herrschte, und in der die arabische Litteratur geradezu zum Asyl für viele Wissenschaften wurde. Sie beginnt ein halbes Jahrhundert vor Mohammed; es finden sich zwar in der Bibel die Spuren einer Bildung, die damals schon in Arabien herrschte,

*) Erschienen im Börsenblatt für d. deut. Buchh. Jahrg. 1870. Nr. 158.

von einer Litteratur aber konnte derzeit wohl nicht die Rede sein, da ja die Schreibekunst erst kurz vor Mohammed bekannt wurde, weshalb auch die Araber selbst die vor dieser Zeit liegenden Jahrhunderte — zwar mehr im religiösen Sinne — den „Zeitraum der Unwissenheit“ nennen.

Sowohl das Land, wie die Lebensweise des Volkes, die herrlichen Gegenden des „glücklichen Arabiens“, das Umherschweifen der Stämme, ihre Spaltungen in kleine Kreise und die Unabhängigkeit derselben untereinander, gaben Gelegenheit zur Entwickelung eines dichterischen Geistes, der schon frühzeitig herrliche Blüthen trug.

Wenn in dem einen Stamme ein Dichter erstand, so erschienen die Abgesandten der übrigen Stämme, um ihm zu huldigen; oft hing der Dichter seine Verse an der Mauer der Kaaba zu Mekka auf, als eine Herausforderung, die er gegen seine Kunstgenossen richtete, und mit Schwert und Speer mußte er dann seinen Ehrenplatz behaupten. Solche Gedichte wurden mit dem Namen „Moallakat“ (aufgehangen) bezeichnet, sie wurden auch wohl „Modsahabat“, d. h. vergoldet, genannt, weil sie mit goldenen Lettern auf Byssus geschrieben waren.

Wir kennen eine Sammlung der Moallakat, welche sieben Dichtungen von ebenso vielen Dichtern aus der Zeit vor Mohammed enthält, nämlich von Amriolkais, Tarafa, Zoheir, Lebeed, Antara, Amru-ben-Kelthum und Hareth. Diese Dichtungen zeichnen sich aus durch die Gluth der Leidenschaft, durch ein tiefes Gefühl, durch Freiheitsliebe und einen großen Bilderreichthum. Man kennt auch noch einige andere Blumenlesen von Gedichten aus der vormohammedanischen Zeit.

Mit neuer Kraft entwickelte sich die Dichtkunst unter dem Einflusse Mohammeds, der seine Lehren in ein poetisches Gewand hüllte und damit der Poesie eine nachhaltige Weihe gab, denn in dem Koran allein ist viel mehr Poesie enthalten, als man in den früheren, und auch in den meisten späteren arabischen Gedichten findet. Man kann sehr wohl sagen, daß in Bezug auf die Sprache der dichterische Koran auf die arabische Litteratur in gleicher Weise Einfluß gehabt hat, wie Luthers Bibelüber-

setzung auf die deutsche. Durch ihn erst hat die Schriftsprache einen festen Halt gewonnen.

Uebrigens war der Zeitabschnitt Mohammeds und der ersten Kalifen kein den Wissenschaften günstiger; auch die Kalifen aus dem Hause der Ommajaden waren keineswegs ihre Beschützer, da sie alle Weisheit im Koran vereinigt glaubten und nur in der Ausübung des kriegerischen Handwerks ein Behagen fanden. Deshalb ließ auch Amru die kostbare Bibliothek in Alexandria verbrennen, während Omar seinem Feldherrn Saad befahl, die Bücher der Perser in das Wasser zu werfen; ja der Kalif Abdella verbot sogar den Muselmännern, sich mit der Schreibekunst zu beschäftigen, weil sie sich dann nicht länger auf ihr Gedächtniß verlassen würden. Doch darf man deshalb nicht sagen, daß die Wissenschaft überhaupt jeder Unterstützung entbehrt hätte, da sich auch neben jenem Vandalismus Beweise hierfür bis zu Mohammeds Zeiten hinauf finden.

Mohammed forderte bekanntlich alle Diejenigen, welche an dem göttlichen Ursprunge seines Suras oder Korans zweifelten, auf, ihn in dichterischer Schönheit zu übertreffen, und er rief damit eine Menge von Dichtungen ins Leben. Auch bemühte sich der Prophet, alle Gelehrten für das Studium seines Korans zu begeistern; er errichtete eine Anzahl Schulen, und seine Kurrai=Saba, d. h. sieben strenggläubige Koran=Leser erhielten den Befehl, die Gläubigen im Gebrauche des Buches zu unterrichten. Es wird angenommen, daß Ali, der Schwiegersohn des Propheten, zuerst die Regeln der arabischen Sprache festgestellt habe, man kennt ihn zugleich als einen der ersten Dichter und Redner des Landes; auch der Kalif Jezid, aus dem Hause der Ommajaden, wurde als Dichter und Redner bewundert, und die derzeit herrschende Sitte, bei der Uebernahme einer öffentlichen Stellung eine Rede vor dem Volke zu halten, läßt uns wohl vermuthen, daß die Beredsamkeit mit zu den Lehrfächern gehörte, welche der gebildete Araber bei seiner Erziehung getrieben haben mußte.

Die Blüthezeit der arabischen Litteratur beginnt jedoch erst mit der Erhebung der Abassiden zur Kalifenwürde (750 n. Chr.).

Die meisten dieser Fürsten waren Männer mit tüchtiger litterarischer Bildung, und an ihrem Hofe wurden die hervorragenden Gelehrten aller Völker empfangen; sie bekämpften damit das Vorurtheil der Araber gegen Fremde, und suchten dadurch, daß sie Belohnungen aussetzten, zu dem Studium fremder Sprachen das Volk anzuregen. Unter ihrer Herrschaft wurden dann auch viele Bücher aus dem Syrischen, Koptischen, Persischen, den indischen Sprachen und namentlich aus dem Griechischen in's Arabische übersetzt, die Araber wurden auf diese Weise mit manchen, ihnen bis dahin fremden Wissenschaften bekannt und ihre eigene Litteratur erweiterte sich mehr und mehr. Außerdem wurde die arabische Bildung ungemein gefördert durch griechische Aerzte, welche am Hofe der Kalifen und in vielen größeren Städten sich aufhielten. Die Werke des Hippokrates, Galenus und Theophrastus, ferner die des Euclides, Ptolemaeus und Aristoteles wurden auf Befehl der Kalifen Almansor, Harun-al-Rasjid, Al-Mamun und Motawakkel ins Arabische übersetzt. Harun-al-Rasjid war ein eifriger Beschützer der Wissenschaften, übertroffen wird er jedoch noch von Al-Mamun. Dieser gründete Hochschulen in Bagdad, Bassora, Kufa und Bokhara, er brachte kostbare Bibliotheken zusammen und stellte sie unter die Aufsicht gelehrter Männer. Außerdem bot er dem griechischen Kaiser eine beträchtliche Summe Geldes und dauernden Frieden an, wenn er ihm den berühmten Philosophen und Mathematiker Leo für eine gewisse Zeit überlassen wollte, welches Anerbieten der Kaiser jedoch ablehnte, da er die Wissenschaften auf Griechenland beschränken wollte. Zur Zeit der Regierung Al-Mamun's und Motawakkel's trat unter der Leitung des syrischen, zum Christenthum bekehrten Arztes Johannes Mesve ein Verein von Uebersetzern auf, die hervorragende griechische Werke in das Syrische oder Persische übertrugen, welche Uebersetzungen dann im weiteren Verlaufe in ein arabisches Gewand gekleidet wurden.

Diese wissenschaftlich-litterarische Entwickelung dauerte auch noch fort, als im 10. Jahrhundert die Macht der Kalifen beträchtlich geschmälert wurde, und in Folge dessen das Geld zur

Unterstützung von Gelehrten und wissenschaftlichen Einrichtungen sparsamer zu fließen begann. Die arabische Bildung fand eine zweite Heimath in Spanien, hier wetteiferten die Kalifen aus dem Hause der Ommajaden mit den Abassiden des Ostens; Ackerbau und Handel, Kunst und Wissenschaft begannen zu blühen, namentlich unter Almondir, Abdorrahman III. (912 n. Chr.) und Hakem II. (961 n. Chr.). Cordova durfte seine Universität das europäische Bagdad nennen, andere Hochschulen erstanden in Granada, Toledo, Murcia, Valencia, Almeria und in anderen Orten; zusammen besaßen die Araber oder Mauren in Spanien 14 Universitäten, auf welchen Unterricht in allen Fächern der Wissenschaft ertheilt wurde. Auch die Juden nahmen Theil an dieser wissenschaftlichen Entwickelung, und Jahrhunderte lang war Spanien der Hauptsitz und Mittelpunkt ihrer Litteratur. Von der Pyrenäischen Halbinsel aus drang der Ruhm der arabischen Wissenschaft über ganz Europa, und nach dem Jahre 900 ging man aus Frankreich und anderen Ländern nach Spanien, um dort die mathematischen und medicinischen Wissenschaften zu studiren. Bekannt ist, daß die lateinische Uebersetzung des Aristoteles, deren die Scholastiker sich bedienten, nicht dem ursprünglichen Texte, sondern arabischen und hebräischen Uebersetzungen entlehnt ist. Diese Blüthezeit der arabischen Litteratur in Europa erhielt den Todesstoß durch den Fall Cordova's im Jahre 1236.

Nachdem die Kalifen aus dem Geschlecht der Abassiden im Osten zu pontifices herabgesunken waren, sehen wir den Emir Al Omrah und später die Sultane als Beschützer der Wissenschaften auftreten; es fanden sich unter den Sprößlingen der verschiedenen Dynastien, welche nach der Zertrümmerung des Kalifenthums die Macht in Händen hatten, immer eifrige Förderer der Gelehrsamkeit. Unter diesen zeichneten sich namentlich aus Aglab, der Gründer der Aglabitischen Dynastie in Tunis (800); Kasjem, Beamrillah, der Fatimide, ein ausgezeichneter Redner; Jahia III., der Edrisit, dessen Hofstaat einer Akademie der Wissenschaften glich; und auch Zeir, der Ahnherr der Zeiriten (10. Jahrhundert). Man schätzte die Bibliothek des Kalifen

Abad auf 2 Millionen Bände, worunter sich etwa 100,000 Originalhandschriften befunden haben sollen. Auch in den Gegenden der heutigen Berberei blühten Kunst und Wissenschaften, und auf Sicilien findet man jetzt noch viele Spuren der arabischen Cultur, dagegen zeichnete sich das eigentliche Arabien in jener Periode weniger aus; die Macht der Kalifen erstreckte sich in Hedsjas nicht weit genug, um hier inmitten der religiösen Spaltungen der Litteratur Aufschwung zu geben. Im Verlaufe des 14. und 15. Jahrhunderts sehen wir die arabische Litteratur allmählich hinsterben, nach dieser Zeit erfreute sie sich nur noch eines berühmten Repräsentanten, nämlich des gelehrten Bibliographen Habsj Khalfa in Konstantinopel, der im 17. Jahrhundert lebte und sich mit der gesammten früheren arabischen Litteratur innig vertraut gemacht hatte. Die heutigen Araber kennen nur noch den Koran, die Tradition und das Gesetz, doch zeigt sich augenblicklich in Egypten die Morgenröthe eines hoffentlich erfolgreichen neuen Zeitabschnittes.

Wenn wir die verschiedenen Abtheilungen der arabischen Litteratur näher betrachten, so richtet sich unsere Aufmerksamkeit zuerst auf die Poesie; ihre erste Blüthezeit geht dem Auftreten Mohammed's unmittelbar vorher. Es sei hier nebenbei bemerkt, daß viele jener uralten Gedichte, welche Schultens in seinen „Monumenta vetustiora Arabiae“ (Leyden 1740) gesammelt hat, unecht sind. Der arabische Versbau hat einen ganz eigenthümlichen Charakter, jeder Vers („beit“, Haus oder Zelt) ist in zwei halbe Verse („misra“ oder Flügelthüren) eingetheilt, die ein gleiches Maß besitzen, während auch die Endreime („kafiah“) der Verse gleichlautend sind. Die Gedichte selbst werden nach ihrer Länge eingetheilt; es giebt solche von 7—14 „beit“ oder Versen, welche meistens erotischen Inhalts sind und Ghaselen genannt werden; Gedichte, welche mehr als 30, doch nur selten mehr als 100 „beit“ zählen, werden „kasszidad“ genannt, sie enthalten gewöhnlich Erzählungen. Andere Gedichte wieder werden nach dem Endreime benannt, wie z. B. „lamijat“ das heißt „ein Lied, dessen Verse mit ‚lam‘ endigen“. Eine Sammlung von Gedichten desselben

Autors nennt man „diwan“ (Register), und muß eine solche Sammlung soviel Gedichte zählen, als das Alphabet Buchstaben hat.

Einzelne Gedichte oder Abschnitte aus einem „diwan“ heißen „roebaijat“, wenn sie aus vier zweizeiligen, und „moehamesat“, wenn sie aus fünf zweizeiligen Couplets bestehen, während die Fragmente einzelner Verse mit dem Namen „mostaredat“ bezeichnet werden, die sämmtlichen Werke eines Dichters aber mit „kullijat“. In solchen Gesammtwerken wechseln Liebeslieder mit Siegesgesängen, Beschreibungen von Pferden und Kameelen mit Betrachtungen der Natur, und Satyren; nach dem Erscheinen des Korans wurde auch das religiöse Element mit in die arabische Poesie aufgenommen. Um die Zeit der Abassiden entfernte sie sich ziemlich von der Natur, um sich mehr in das Gewand der Kunst zu hüllen, auch war sie nicht mehr das muthwillige Kind der Begeisterung, sondern sie trat in die Dienste der Gelehrten und Schmeichler. Zu den berühmteren Lehrdichtern dieser Periode gehören unter anderen Abu Nawwas, Abu Aliël Hakemi (672 bis 810), Abubekr Mohammed ebn Doreid (838 bis 893), Dibil el Khozai (765 bis 866), Abneth Thaïb, Achmed os Samad, Montenebbi (915 bis 965), Abul Taradsj, Babbagha (gestorben 1007) und andere bis zu Szafi Eddin, welcher im 14. Jahrhundert lebte. Die arabische Poesie ist namentlich reich an Sprichwörtersammlungen, Fabeln und Gleichnissen; von den Fabeln sind viele von Lockmann allgemein in Europa bekannt gemacht, verbreiteter aber sind jedenfalls noch die Märchen aus „Tausend und einer Nacht“. Das Drama sucht man bei den Arabern vergebens, dagegen besitzen sie einen Ritterroman „Antar's Leben“ in 35 Theilen. Die umfassendste der zahlreichen arabischen Anthologien ist die von Abul Faradsj el Khojein (897—960).

Der älteste arabische Geschichtschreiber, den wir kennen, ist Abul Mundsir Hisjam el Kelbi, ein Lehrer zu Bagdad († 819); er hat genealogische Tafeln hinterlassen. Abu Obeida Maamer († 825) verzeichnete die Daten der arabischen Feldschlachten, und Abu Mohammed Abdalla ebn Koteibah (828—889) schrieb

sehr wichtige Abhandlungen über die alte Geschichte und über die verschiedenen Stämme. Darauf beschäftigten sich die Schriftsteller mit den Schicksalen Mohammed's und seiner Nachfolger, und seit dem 3. Jahrhundert nach der Hedsjra zählte die Geschichte zu den Lieblingsstudien der arabischen Gelehrten; die Zahl der historischen Werke ist so groß, daß wir von einer Aufzählung derselben hier absehen müssen. Auch die Erdbeschreibung hatte ihre Anhänger bei den Arabern. Die Kalifen ließen die von ihnen eroberten Länder ausführlich beschreiben, und manche der vielen Kaufleute, welche Handelsreisen nach Indien und China, ja selbst in das Innere von Afrika unternahmen, brachten ihre Erlebnisse und Resultate für das Publicum zu Papier. Daneben drangen auch Missionäre im Dienste der Religion in die Lande ein, Männer, die sich vorher mathematische Kenntnisse zu eigen gemacht, und diese nun in der Erdbeschreibung zur Anwendung brachten.

Zu den bedeutendsten arabischen Geographen gehören Ebn Haukal (931—960), der die Sitten und Gebräuche der Völker beschrieb; Abu Obeida el Bekri († 1094), der ein geographisches Wörterbuch herausgab, und El Edrisi (1153), welcher sein umfangreiches geographisches Werk auf Sicilien am Hofe Roger's II. schrieb.

Die Philosophie der Araber ist ein Sprößling der griechischen Lehren; Aristoteles' und Plato's Werke wurden auf arabischen Boden verpflanzt, und die arabischen Philosophen schieden sich in zwei Classen, je nachdem sie zu den Lehren des einen oder andern der genannten Griechen sich benannten. Die Macht des Korans drohte, gerade wie bei den Christen die Bibel, beständig die Philosophie zu überflügeln und die Vorkämpfer der griechischen Philosophie wurden zeitweise geradezu als Ketzer angesehen und behandelt. Der berühmteste arabische Philosoph ist ein Jude, bekannt unter dem Namen Maimonides.

Auch in den mathematischen Wissenschaften waren die Araber Schüler der Griechen, doch haben wir ihnen unsere heutigen Zahlenzeichen zu verdanken und auch die Algebra, obschon griechischen Ursprungs, wurde durch die Araber im Westen

Europas bekannt gemacht. Verschiedene Schriften griechischer Mathematiker, die in der Ursprache verloren gegangen sind, blieben in arabischer Uebersetzung erhalten; auch in der Trigonometrie bauten die Araber eifrig weiter auf dem von Menelaus und Ptolemäus gelegten Grunde.

Vor allen Dingen aber widmeten sich die arabischen Gelehrten der Astronomie; sehr früh schon beschäftigten sie sich mit den Erscheinungen des Himmels, und die heute noch gebräuchlichen Namen vieler Sterne sind arabischen Ursprungs. Die bedeutendsten arabischen Astronomen lebten im 10. Jahrhundert; zu nennen sind besonders Al Batani (Albategnius) und Ebn Junis; der erste begründete seinen Ruhm durch die Entdeckung der Bewegung des Apogaeums der Sonne, während der zweite als Hof-Astronom Hakem's, des sechsten Regenten aus dem Hause der Fatimiden, astronomische Tabellen aufstellte. Auch die Sultane von Bagdad begünstigten das Studium der Himmelskunde, wie z. B. Abad el Daula, an dessen Hofe Abderrahman Sufi seinen Aufenthalt genommen hatte. Verschiedene astronomische Instrumente sind arabischen Ursprungs; es läßt sich übrigens nicht leugnen, daß die Wissenschaft der Araber bedenklich untermischt war mit den Thorheiten der Astrologie.

Zur Philosophie rechneten die Araber auch die Naturkunde und Medicin; zu Kaiser Justinian's Zeiten begaben sich viele Naturforscher und Aerzte aus Athen nach Arabien, und nach der Eroberung von Egypten (640) wurden Werke griechischer Mediciner ins Arabische übersetzt.

Mit der Universität zu Bagdad (772) waren Hospitäler und Apotheken verbunden, und auch an anderen Orten, in Ispahan, Firuzabad, Bokhara, Kufa, Bassora, Damascus, Alexandria und Cordova entstanden medicinische Schulen. Da die Religion die Untersuchung menschlicher Leichname verbot, so machte die Anatomie wenig Fortschritte; Physik und Botanik dagegen wurde mit bestem Erfolge getrieben.

In der ganzen Zeit vom 9.—12. Jahrhundert finden sich unter den Arabern ausgezeichnete Aerzte, welche zahlreiche

Schriften hinterlassen haben. Auch jetzt noch, in unserem Jahrhundert, wird das Studium der Medicin keineswegs von ihnen vernachlässigt, als Beweis dafür möge hier nur das „medicinische Wörterbuch“ (Bahr-el-Dsjewahir) von Abdul Medsjid genannt sein, welches 1830 in Calcutta erschienen ist.

Wir kommen endlich noch zur Gottesgelehrsamkeit, welche in Arabien mit der Rechtsgelehrsamkeit im engsten Zusammenhange steht, da beide Wissenschaften aus derselben Quelle, aus dem Koran, entspringen. Spät erst begann man über den Inhalt des Korans nachzudenken; als es aber geschah, da bildeten sich sofort eine Menge von Secten, von denen im 8. Jahrhundert 4 als rechtgläubige und 72 als ketzerische angesehen wurden. Das bedeutendste theologische Werk ist der Koran, ihm nahe steht der Sunna, oder die Ueberlieferung. Berühmte arabische Schriftsteller haben nämlich die Traditionen des Volkes zu tausenden gesammelt, und darauf sind eine Menge von kritischen Schriften gefolgt.

Rechtswissenschaftliche Bücher sind erst im 12. Jahrhundert entstanden; das hervorragendste Werk dieser Literatur stammt aus dem 16. Jahrhundert, ist von Sjeik Ibrahim von Aleppo geschrieben, und trägt den Titel „Multeka el Ebhur“, d. h. Zusammenfluß der Seen.

Handschriften, welche der arabischen Litteratur entstammen, finden sich in den verschiedenen europäischen Bibliotheken in großer Anzahl, namentlich in Madrid, in der Bodleianischen Bibliothek in Oxford, in der kaiserlichen Bibliothek in Paris, im römischen Vatican, besonders reich daran ist die Universitätsbibliothek in Leyden, auch in den Bibliotheken in Florenz, Upsala, Petersburg, Dresden, Wien, Berlin u. a. m. sind die arabischen Handschriften mehr oder weniger zahlreich vertreten.

Ueber die Preise antiquarischer Bücher.*)

Soeben ist in Paris wieder eine jener Bücherauctionen beendet, die schon Monate vorher die Antiquare und Privat-Bücherliebhaber in Aufregung versetzen. Es galt diesmal den Schätzen der Bibliothek des verstorbenen Brunet, des Autors des „Manuel du libraire et de l'amateur de livres“, und vom Montag den 20. April bis zum folgenden Donnerstag bekämpfte sich die ansehnlichste Zahl von Bücherliebhabern, die wohl jemals einer Auction beigewohnt hat. Viele Ausländer, namentlich Engländer, hatten sich zum Kauf eingefunden, und um so mehr gereicht es den französischen Bibliophilen zur Ehre, daß fast alle wirklich bedeutenden Bücher von ihnen dem Vaterlande erhalten blieben. Es legt uns das den Gedanken sehr nahe, wie schön es wäre, wenn man in ähnlichen Fällen auch bei uns so opferbereite Leute fände, aber — (Humboldts', Ritter's Bibliothek u. a.???). Es wurden in Paris sehr hohe Preise erzielt und überstieg das Gesammtresultat bei weitem die gehegten Erwartungen, denn totaliter ergaben sich circa 300,000 Fr. aus dem Erlös. Viele Bücher wurden mit 500—3000 Fr. bezahlt, einige noch höher, so z. B. die Contes et nouvelles en vers par Lafontaine, 2 Vols, Amsterdam, 1762, mit 7200 Fr.; die Augsburger Ausgabe des Tewrdannck von 1517 mit 6600 Fr.; die Amours pastorales de Daphnis et Chloé, Paris 1718, aus dem Griechischen übersetzt von Jacq. Amyot, mit 6000 Fr.; und Le premier livre des discours de l'estat de paix et de guerre, de Macchiavel, französische Uebersetzung, von Jacq. Gohory, Paris 1544, für 5000 Fr. (Handexemplar des Königs Franz I.) u. s. w.

Es ist interessant zu beobachten, welche Höhe die Preise antiquarischer Bücher oft erreichen, wie sie fallen und steigen und von welchen besonderen oft ganz äußerlichen Umständen der Werth eines alten Buches abhängt; denn durchaus nicht alle Bücher, für welche hohe Preise gezahlt werden, können ver-

*) Erschienen im Börsenblatt für d. deut. Buchh. Jahrg. 1868. Nr 131.

möge ihres Inhalts Anspruch darauf machen, im Gegentheil hängt der Preis ja meistens von dem häufigen oder seltenen Vorkommen der Schrift im Handel, von der äußeren Beschaffenheit (ob beschnitten oder nicht, Einband und dergl.), von der Geschichte, dem bekannten Schicksal des bestimmt vorliegenden Exemplares ab. Alle diese Umstände haben sich auch in Paris geltend gemacht, mehr aber noch zeigten sie sich bei einer Auction, die am 9—14. Dezember v. J. in Haarlem abgehalten wurde und wo bei einzelnen Büchern noch höhere Preise, als bei Brunet sich ergaben. Dort wurde nämlich die Bibliothek der Familie Enschedé versteigert, eine Sammlung, die von mehreren intelligenten Generationen einer von Alters her berühmten Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie in einem Zeitraume von über 100 Jahren zusammengebracht, und jetzt unter den Hammer gekommen war. Die persönliche Anwesenheit der kenntnißreichsten Antiquare aller Länder (z. B Quaritch aus London, Bachelin, Gouin und Troß aus Paris, A. Cohn aus Berlin, Olivier aus Brüssel, Fred. Müller aus Amsterdam u. A.) machte gerade jene Auction zu einer für den Buchhändler höchst interessanten und lehrreichen, denn meistens wurden die Bücher mit richtigen Preisen bezahlt, was sich nicht von vielen Auctionen behaupten läßt. Welche enorme Preise einzelne Werke aufbrachten, möge aus einigen Beispielen erhellen. So ergab der Speghel der behoudenisse, 40 p. Fol. — eines der interessantesten, aus der Coster'schen Officien hervorgegangenen Bücher — 7500 fl. (aus Spekulation von Quaritch in London gekauft); ferner ein kleines „Abecedarium" von 8 pag. in kl. 12. auf Pergament 1000 fl.; eine holländische Ausgabe des Alten Testament's auf Pergament mit circa 100 Federzeichnungen aus dem 15. Jahrh. 2000 fl. (von Asher & Co. in Berlin gekauft) u. s. w.

Derzeit veröffentlichte Fred. Müller in Amsterdam seine Wahrnehmungen, die er bezüglich der Preise bei dieser Auction gemacht hatte, im Druck, und es finden sich darin so interessante Gesichtspunkte aufgestellt, daß es auch unsere deutschen Leser gewiß interessiren wird, in dem Nachstehenden im Auszuge die

Ansichten des Hrn. Müller, eines der gewiegtesten Antiquare, über die Bücherpreise kennen zu lernen.

Die sicherste Manier zur Erlangung von Bücher- und Preisenkenntniß ist, die Preise hervoragender Auctionen in einem umfassenden Hauptkataloge aufzuzeichnen und stets nachzutragen. Es soll das nicht mechanisch geschehen, sondern stets muß neben dem Preise auch der Titel genau ins Auge gefaßt werden, und namentlich bedarf es daneben auch eines ernsten, gründlichen Studiums der Litteraturgeschichte und berühmter Kataloge, wie z. B. Brunet's Manuel, Gräße's Trésor de livres u. a. Die Litteraturgeschichte sagt uns, welche Bücher geschrieben sind, die Kataloge weisen uns die verschiedenen bestehenden Ausgaben nach, und unsere eigenen handschriftlichen Notizen bringen uns die Preisschwankungen und besondere Umstände beim Verkauf wiederholt vor Augen. Man lernt da leicht, ohne daß man die betreffenden Bücher selbst sieht, welche Werke häufig vorkommen, und welche selten sind. Es ist das gewissermaßen die zur Praxis vorbereitende Theorie; denn betheiligt man sich in Person an einer Auction, so bleibt beim Bieten selten Zeit, einen Auskunft gebenden Katalog nachzuschlagen, da muß das Gedächtniß gut ausgerüstet und schlagfertig sein.

Bei diesen Preisaufzeichnungen muß auch genau der äußere Zustand des Buches angemerkt werden, wenn er Einfluß auf den Preis hatte. So ging z. B. in der Auction Enschedé der Preis für eine Nr. schon bis 700 fl. hinauf, als man entdeckte, daß eine Seite in dem Buche fehlte, wonach er sofort auf 500 fl. herabsank. Brunet macht in der lehrreichen Vorrede seines Manuel besonders darauf aufmerksam, daß bei der Beurtheilung der von ihm angegebenen Preise der äußere Zustand der Exemplare Hauptsache ist. Und das ist wohl natürlich, wenn man erwägt, bei welcher Art von Büchern es sich um den äußern Zustand handelt, und welche Bücher Brunet in seinem Manuel nennt. Das sind nicht wissenschaftliche, überall vorkommende, moderne Bücher, Bücher, die man sucht, um aus deren Inhalt etwas zu lernen, oder sie zu gebrauchen, ebenso wenig sind es die

hervorragendsten Litteraturerzeugnisse, denn gerade diese, von der Bibel herab bis zu dem besten klassischen Autor der alten oder neueren Zeit, sind die am meisten verbreiteten und deshalb billigsten Bücher. Nein, es sind die sehr alten, seltenen, wenig neugedruckten, oder die besonders kostbaren, oder bizarren, auch wohl die obscönen Bücher, die am höchsten im Preise stehen. Alles was nicht von Jedermann, nicht allgemein begehrt wird, bedingt einen höheren Preis je nach der Seltenheit, dem Geschmack und a. m. Solche Bücher werden beinahe nur aus Luxus gekauft; nöthig sind sie fast nirgends, ausgenommen (und das ist eine Seltenheit), wo es sich um die Aufklärung eines in der Geschichte dunkeln Punktes handelt.

Bei solchen Büchern treten Litteraturkenntniß und Wissenschaft weit hinter der Bücherliebhaberei (oder, wenn man will: Liebe zu den Büchern) zurück. Der Gelehrte kauft die Bücher, die er lesen und gebrauchen will, der Liebhaber will eine Sammlung anlegen, einerlei, ob er die Bücher lesen kann oder will. Der Erstere sieht auf das Innere der Andere auf das Aeußere. Und ebenso wie man eine Gemäldesammlung nicht mit wenig Mitteln zusammenbringt, so darf auch ein Bücherliebhaber, der Curositäten sammelt, nicht eine schlecht versehene Börse haben.

Was Wunder also, wenn denn einmal die Bücher ihres Aeußern wegen begehrt werden, daß man dann auch vom äußeren Zustande des Exemplares den Preis abhängig macht! Was soll ein Elzevier-Sammler z. B. mit einem schmutzigen, starkbeschnittenen, geschmacklos gebundenen Exemplar von Molière, das seine ganze Sammlung schänden würde! Dafür giebt er keine 10 Thlr., während er für ein tadelloses Exemplar gern 75 Thlr. aufwendet. Und wer nun erst auf die Abstammung der Bücher Werth legt! Da haben einzelne durch den Besitz von Brunet geadelte Bücher in der Pariser Auction wahnsinnige Preise aufgebracht. Bietet solchen Liebhabern morgen dieselben Bücher in gewöhnlichen, ebenso guten Exemplaren, doch ohne den handschriftlichen Namen von Brunet, ohne die Provenance von Choiseul, du Thou, Longepierre —

nicht den fünfzigsten Theil werden sie aufbringen! Ganz natürlich: wen der Inhalt interessirt, der ist mit jedem Exemplar jeder brauchbaren Auflage zufrieden; wer das Buch aber der Seltenheit wegen kauft, dem kommt's auf Geld nicht an; das Geld kann er missen, das Buch aber nicht; denn wenn einmal ein glücklicher Mitbieter ihm das Exemplar vor der Nase wegschnappt, da reicht oft das Doppelte und Zehnfache nicht hin, um ihm einen Schatz, wie ihn sein Nebenbuhler besitzt, zu verschaffen. Der Liebhaber achtet das Geld nicht, sondern folgt dem Strome und dem Geschmacke seiner Zeit, indem er kauft, was seine Zeit für schön, kostbar und selten hält.

Für die Kenntniß nun dieses stets sich verändernden Geschmackes und Geistes der Zeit, dem wir alle, Bürger und Gelehrte, Bücherliebhaber und streng wissenschaftliche Männer, unterworfen sind — für die Kenntniß dieser interessanten Unterabtheilung der allgemeinen Geschichte ist die urtheilsfähige Kenntniß der Bücherpreise und ihres Steigens und Fallens von Wichtigkeit.

Man beurtheilt im Allgemeinen die Entwickelung des litterarischen Geschmackes eines Volkes in einem gegebenen Zeitraum nach den in den betreffenden Jahren erschienenen Büchern; es giebt einen viel besseren Maßstab zur Würdigung früher erschienener Bücher, der aus den Preisen hervorgeht, die sie aufbringen. In der Litteratur am meisten gilt Schiller's Ausspruch: „die Weltgeschichte ist das Weltgericht". Bei den gewöhnlichen, ja den meisten Büchern wird der Werth durch den Preis bestimmt durch die mehr oder weniger anhaltende Nachfrage, wenn sich der Reiz der Neuheit verloren hat. Welchen Erfolg hatten ihrer Zeit Uncle Tom's cabin, Victor Hugo's Misérables, Sue's Sept péchés capitaux u. a., welcher Sturm erhob sich bei deren Erscheinen! Wer fragt jetzt noch nach den Büchern? Wird die Litteraturgeschichte den Werth dieser Bücher hoch anschlagen? Die Preise, wofür man sie jetzt haben kann, hervorgegangen aus der Mißachtung, mit der sie angesehen werden, würden jedes Lob Lügen strafen.

Aber der größte Vortheil der Kenntniß der Preise alter

Bücher (wenn mit Verständniß angewandt) ist der, daß diese Preise den Zeitgeist, die Würdigung und Ausübung jeder Wissenschaft in diesem oder jenem Zeitraume uns zeigen. Wir wollen das durch einige Beispiele beweisen.

Nehmen wir z. B. die katholische Litteratur. Man kennt die Acta Sanctorum von 1643 bis 1793 in 53 großen Foliobänden; im vorigen Jahrhundert stand dies Werk gut im Preise, nach der Aufhebung des Jesuitenordens 1763 sank es großentheils im Werthe und mehr noch bei dem zunehmenden Verfall der katholischen Kirche kurz vor und nach der französischen Revolution, ja von dem kaum vollendeten 53. Bande wurde eine Menge von Exemplaren als Maculatur verkauft, und später, zur Zeit des Kaiserreichs, sind viele complete Exemplare unter dem Gesetz der licenses als Ballast eingenommen und, sobald aus dem Hafen, über Bord in See geworfen worden. Von der Zeit an ist das Werk nach und nach wieder im Preise gestiegen; 1824 galt ein Exemplar auf der Auction te Water 275 Thlr., vor 25 Jahren kostete es 600—800 Thlr., vor 10 Jahren 1200 Thlr., vor 5 Jahren hat man erst den 53 Band, später das ganze Werk mit glänzendem Erfolge neu gedruckt und jetzt wird es sogar ins Französische übersetzt. — Die lateinischen Predigtsammlungen in Folio und Quarto galten seit Jahr und Tag nichts mehr, gar nichts. Man hätte es für unmöglich gehalten, daß sie noch einmal sich neu beleben könnten, jetzt sieht man sie trotzdem von Jahr zu Jahr im Preise steigen. — Das große exegetische Bibelwerk des belgischen Jesuiten Cornelius van der Steen (auch a Lapide) bildet 10 schwere Foliobände und ist im 17. Jahrhundert mehrmals gedruckt; Ende des vorigen und Anfangs dieses Jahrhunderts war das Buch so gesunken, daß der Buchhändler de Bruyne in Mecheln zwei hohe Stapel Papier besaß, bestehend aus den Titel- und einzelnen Bogen dieses Werkes, die als Maculatur nach dem Gewicht verkauft wurden; vor 20 Jahren kostete das Buch wieder 50—70 Thlr., und vor circa 10 Jahren ist es aufs neue und seitdem wieder gedruckt! — Ist das Zufall, Laune? Oder hat es nicht seinen sehr guten Grund in dem veränderten

Laufe der theologischen Studien und Untersuchungen, in der Geschichte der katholischen Kirche, in dem Zeitgeiste? Welche Folgerungen lassen sich da nicht aus den Bücherpreisen ziehen? — Auf geschichtlichem Gebiete lassen sich ähnliche Beispiele anführen, doch wollen wir uns hier darauf beschränken, noch einige ganz besonders ins Auge fallende Momente hervorzuheben.

Von Shakspeare's Werken existiren 4 Folioausgaben von 1623, 1664 und 1685, außerdem zahllose frühere Einzelausgaben seiner Trauerspiele und Dramen, ein Beweis, daß seine Schriften derzeit außerordentlich beliebt waren. In den 100 Jahren von 1650—1750 und später war Shakspeare in England wenig gesucht, man erklärte ihn für zu veraltet, eigenthümlich bizarr, man las und kannte ihn nicht mehr. Da kommt der Kritiker Samuel Johnson und hebt aufs neue seine Verdienste hervor, die Ausgaben seiner Werke von Reid und Malone wecken das Volk wieder auf und nach und nach beginnt die Liebe zu ihm wieder zu erwachen. Man sucht die alten Folianten und Quartanten wieder auf bei den Buchhändlern, die sie haufenweise liegen hatten, doch meistens defect durch den vielen Gebrauch, der früher davon gemacht war. Die Preise steigen; ein Buchhändler hat sogar einmal die Unverschämtheit (wie sich ein derzeitiger Gelehrter äußerte), für einige Bogen eines defecten Folio-Shakspeare 2—3 Pf. St. zu fordern! Aber die Preise steigen immer noch; sie steigen im Anfang dieses Jahrhunderts auf 50—100 Pf. St. für die erste Folio-Ausgabe, auf 1—2 Pf. St. für eine Tragödie in Quarto! — Da erschienen vor einigen Jahren die Amerikaner als Mitbieter auf dem Felde und sofort stiegen die Preise auf 4, 5, 6 ja 800 Pf. St. für den ersten Folio, und auf 50, 100, 150 Pf. St. und mehr für ein Quarto, für ein dünnes, schlecht gedrucktes Quartbüchelchen von ungefähr 100 Seiten, für ein Buch, welches früher mit einigen Schillingen bezahlt war. Dieser Tage noch wurde in London die erste, sehr seltene Ausgabe des „Much Adoe about Nothing“, kl. 4. vom Jahre 1600, für 235 Pf. St. versteigert und man würde vergebens 100 Pf. St. für 4 Seiten eines Folio-Shakspeare bieten, während es früher eine Unver-

schämtheit genannt war, 2 Pf. St. dafür zu verlangen! Ist das Zufall, Laune, ist das Naserei oder Tollheit? Keineswegs. In der Jetztzeit, wo die Liebe für jedwede Nationallitteratur mehr als jemals erwacht ist, wo der ganze einzige Werth Shakspeare's erkannt wird, jetzt ist kein Grund vorhanden, weshalb Diejenigen, die eher 1000 Pf. St. ausgeben, als ein solches geliebtes Buch entbehren können, weshalb die nicht ihr überflüssiges Geld für etwas, was sie nur dafür erhalten können, anlegen sollten.

Vor kurzem wurden zwei kleine anonyme Broschüren, jede von 16 Seiten kl. 8., im Beginn seiner litterarischen Laufbahn von Goethe geschrieben: „Brief von X an Z", und „Brief von Z an X", über einen ganz gleichgültigen Gegenstand handelnd, jede für 192 Thlr. verkauft, fürwahr ein verhältnißmäßig viel höherer Preis. Aber das ist keine Würdigung des Inhalts, es ist ein Tribut, den man der litterarischen Größe dieses Heros zollt. Lehrt das Sehen und Studiren der Preise nicht von selbst die ganze Geschichte des Werthes von Shakspeare und Goethe Denjenigen, welche übrigens damit unbekannt sind?

Noch ein letztes Beispiel. Seit 1810 hat man in Amerika angefangen, die Geschichte dieses Landes und der Städte zu studiren; die Untersuchung hat sich weiter und weiter erstreckt, der Ausübenden sind mehr und mehr geworden; dadurch sind die Preise des bekannten litterarischen Materials gestiegen, eine Menge vergessener Bücher wieder ans Licht gebracht, und neue Quellen entdeckt worden.

Derjenige, welcher von diesen Studien in Nordamerika nichts weiß, nichts von dieser Umwälzung auf litterarischem Gebiete gehört hat, wird von selbst darauf geführt, wenn er die früheren und jetzigen Preise der Bücher über Amerika vergleicht, wenn er sieht, daß sie in dem Katalog von Crofts, im Jahre 1797 verkauft, wo sie in Menge vorkamen, wenige Schillinge aufbrachten, während dieselben Bücher jetzt 10, 50, ja 100 Pf. St. kosten. Ist das nicht lehrreich?

Und daß diese Anschauung richtig ist, möge zum Ueberfluß aus folgender bemerkenswerthen Thatsache hervorgehen. Brunet hatte 1820 eine 2. Ausgabe seines Manuel gebracht; 1832 war

ein Neudruck nöthig, der veränderte Geschmack der Bücherliebhaber hatte inzwischen jedoch eine solche Umwälzung in den Preisen hervorgebracht, daß Brunet (wie er in der Vorrede zu seinen Nouvelles recherches, 1836, sagt) sehr zögerte, die hohen und niedrigen Preise, die er derzeit für eine vorübergehende Erscheinung hielt und zufälligen Umständen und der Laune einiger Liebhaber zuschrieb, in sein Manuel, in den Leitfaden aller Bibliophilen, aufzunehmen und als Maßstab anzugeben; er brachte deshalb keine neubearbeitete Ausgabe, sondern das intermediäre Werk: Nouvelles recherches. Aber wie wurde seine Erwartung betrogen! Statt daß die neugesuchten Bücher sanken, stiegen sie vielmehr noch höher, und so mußte er 1842 doch eine neue Ausgabe seines ganzen Werkes und 1860 wieder eine neuere bringen, worin diese Umwälzung nur mehr und mehr befestigt wurde. Die Ursache dieser anfänglichen Zögerung war, daß Brunet die historische Richtung und das nationale Streben seiner Zeit damals vollständig verkannte, für die Studien seiner Zeitgenossen kein offenes Auge und den Geist seiner Zeit nicht ergründet hatte! —

Sollte es uns gelungen sein, den Berufsgenossen zu zeigen, daß das Studium der Litteraturgeschichte und namentlich der praktischen Bibliographie der beste Führer ist für eine höhere Bücherkenntniß und für die Erkenntniß, daß die Geschichte der Bücher eine der lehrreichsten Abtheilungen der Geschichte der allgemeinen Bildung ist, dann hofft Schreiber dieses auch, daß die Bibliographie mehr und mehr im Buchhandel gewürdigt und nicht nur zu rein praktischen geschäftlichen Zwecken, sondern auch als Mittel zur allgemeinen buchhändlerischen Bildung ausgeübt werden möge.

Die Stellung des Buchhändlers zur Litteratur und zum Handel.*)

Wiederholt ist der Vergleich unseres Standes mit dem Kaufmann herangezogen und behauptet, dieser sei uns in den Erfolgen weit überlegen. Da heißt es mitunter: seht hin, welche Summen der Kaufmann in Bewegung setzt, welche großartige, Tausende beschäftigende Unternehmungen er ins Leben ruft; ein wie viel größeres Verdienst erwirbt er sich nicht dadurch um die menschliche Gesellschaft! Wo giebt es im Buchhandel ein Geschäft, wie das von Rud. Herzog in Berlin, oder Edger & Swan in London, Regentstreet, wo Hunderte von Clerks zur Bedienung der Käufer bereit stehen? Welch' andere sociale Bedeutung haben solche Etablissements im Vergleich mit dem Buchhändler!

Dagegen läßt sich nichts einwenden, wenn man nicht dem Streben und der Arbeit des Buchhändlers einen höhern innern Werth einräumen will, als dem kaufmännischen Erfolge. Der Buchhändler fördert durch seinen Handel das Interesse der Wissenschaften, der Alles beherrschenden, stets bleibenden, und alle Völker zusammenführenden Litteratur — der Kaufmann handelt mit Gegenständen, die entweder sofort verbraucht werden, oder doch bald vergehen; er ist nicht im Stande, einen Einfluß darauf auszuüben, was mit seiner Waare geschieht. Und darin liegt der große Unterschied. — Es verdient gewiß Anerkennung,

*) Am 9. November 1867 hatte ich die Ehre, das Fest des 10jährigen Bestehens des „Krebs, Verein junger Buchhändler in Berlin", als dessen derzeitiger Vorsitzender zu leiten. Zur Unterhaltung für diese Gelegenheit schrieb ich eine humoristisch gehaltene Nummer des Börsenblattes für d. deut. Buchhandel vom 9. November 1967, also 100 Jahre voraus datirt, in welcher ich die Verhältnisse des Buchhandels als thatsächlich bestehend so darstellte, wie sie in 100 Jahren möglicherweise sein könnten, wobei ich der freiesten Phantasie die Zügel schießen ließ. Ernsthaft in der ganzen Nummer war nur der Leitartikel gehalten, den ich, unter Anlehnung an einen, kurz zuvor im holländischen Nieuwsblad erschienenen Aufsatz von Frederik Müller, den Festgenossen zur Erinnerung an den fröhlichen Abend so widmete, wie er hier vorliegt.

wenn ein Mann wie Wilhelm Usselinx nach zweimaligem Fallissement noch die Thatkraft besaß, im Jahre 1621 erst in Holland die westindische, und nachher in Schweden die amerikanische Handelscompagnie zu errichten; es erweckt Bewunderung, wenn wir sehen, wie der New-Yorker Kaufmann Grinnell im Jahre 1853 eine wissenschaftliche Nordpol-Expedition auf seine Kosten ausführen läßt, ebenso die vier Bostoner Kaufleute, die eine ähnliche Expedition nach Brasilien ins Werk setzten — alle diese und noch viele andere, die genannt zu werden verdienen, stehen gewiß höher, und haben sich unstreitig mehr Verdienste erworben, als die Rothschilds, die durch ihre Schatten im vorigen Jahrhundert alle Börsen beherrschten, und des edlen Amerikaner's Peabody höchster Ruhm ist es gewiß nicht, daß er durch das Verlangen der Einwechselung von einer Million Pfund Sterling Banknoten die englische Bank zwingen konnte, seine Wechsel zu acceptiren. Doch können wir diesen hervorragenden Kaufleuten aus jener Zeit getrost einige Buchhändler gegenüberstellen, deren eigener erfinderischer Geist, oder deren Streben auf litterarischem Gebiete einen unberechenbaren Einfluß ausübte und weit und breit Segen spendete. Man gedenke nur der Gebr. Chambers in Edinburg (von Haus aus arme Bauernjungen, während William Chambers 1867 Bürgermeister von Edinburg war), was haben sie durch ihre Wochenschriften, Encyklopädien und andere Werke, die sie entweder selbst schrieben, oder doch im Plan selbst entwarfen, zur allgemeinen Bildung Englands beigetragen! Wer kann den Einfluß berechnen, den ihrer Zeit die bahnbrechenden Stereotyp-Ausgaben der alten Klassiker von Karl Tauchnitz ausübten, und wer würdigt wohl in verdientem Maße die Folgen, welche die Idee seines Neffen Bernh. Tauchnitz in Bezug auf die Kenntniß der englischen Litteratur und Sprache, englischer Sitten, Gebräuche und Anschauungen für die ganze Welt hatten? Werden die Wohlthaten der Speculation auf litterarischem Gebiete nicht überall genossen, von Osten bis Westen? Was haben hierin nicht Männer wie Knight, Bohn, Pickering, Perthes, Brockhaus, Cotta, Hachette und Didot geleistet? Perthes und Bohn, Hachette und Didot haben durch ihre Energie ganze

Serien von Werken geschaffen, die ohne sie niemals entstanden wären. Man vergesse auch nicht die Verdienste von Brunet und Engelmann, welche durch ihre Bibliographien nicht nur manches unbekannte und längst vergessene Werk an's Tageslicht zogen und ihm wieder Geltung verschafften, sondern auch die derzeitige Litteratur zur allgemeinen Kenntniß brachten und in die Bibliotheken einführten.

Wegen dieses gewaltigen Einflusses auf die intellectuelle Entwickelung der Menschheit darf man das Leben und Wirken Einzelner von uns für mindestens ebenso wichtig erachten wie das der vorerwähnten berühmten Kaufleute, ja wir wiederholen es, der segensreiche Einfluß läßt sich gar nicht berechnen, durch den ein gewissenhafter Buchhändler nicht nur zu Lebzeiten, sondern noch nach seinem Tode ein kräftiger Förderer der fortschreitenden Bildung ist.

Doch Sie werden fragen, wozu diese Parallele? Was wollen Sie vom Buchhändler, was ist sein Beruf und seine Pflicht? Sollen wir nur Kaufleute sein, oder uns nur dem Dienst der Litteratur weihen? worin unterscheiden wir uns denn vom Kaufmann, und wie soll denn unser Verhältniß zur Litteratur beschaffen sein? Erfüllt vielleicht Derjenige am besten seine Aufgabe, der nur möglichst viele Bücher (einerlei ob gute oder schlechte) in die Welt setzt, und nur auf pecuniären Gewinn bedacht ist, oder Derjenige, welcher unter allen Umständen (sei es auch nur in weiter Ferne) dem Vorbilde unserer berühmtesten Fachgenossen nachstrebt, möge er selbst auch darüber zu Grunde gehen, weil er nicht Kaufmann genug ist oder sein will?

Keines dieser Beispiele ist zutreffend, und die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte.

Lassen Sie uns versuchen, diese so oft besprochene Frage zu lösen, wenn es auch gewiß Jedem außerhalb des Buchhandels Stehenden seltsam erscheinen mag, daß hierüber überhaupt noch gestritten wird. — Um eine richtige und deutliche Antwort zu geben, glauben wir erst fragen zu müssen: „Ist der Buchhändler Kaufmann oder Gelehrter?“ Ist man der Ansicht, daß er

Kaufmann sei, wohlan, welches sind dann die Eigenschaften eines guten, eines vollkommenen Kaufmannes? Lassen Sie uns diese kurz zusammenfassen und dahin präcisiren, daß der Kaufmann 1. Handelsgeist besitzen muß, 2. muß er den Handel, und was zur Praxis desselben gehört, gut kennen, 3. muß er eine gute, vollkommen genügende Waarenkenntniß haben, 4. muß er ein gebildeter Mann sein.

Wir glauben, es wird wohl Jedermann das Unentbehrliche der beiden ersten Punkte für den Buchhändler zugestehen, und doch, wie viele besitzen denn wirklichen Handelsgeist? wie Manche sind nicht Buchhändler geworden, weil sie den Buchhandel als eine bequeme Existenz betrachten, die man sich leicht mit ein wenig Kapital, ohne viele Kenntnisse verschaffen könnte, oder aber gar, weil sie meinen, der Buchhandel sei eigentlich doch ein litterarischer Beruf, den ein halber oder ganzer Gelehrter gut ausüben könne. Wie oft heißt es: „ich will meinen Sohn nur Buchhändler werden lassen, ich weiß sonst nicht recht, was ich aus ihm machen soll!“ Wir fragen Sie: wie viele werden denn Buchhändler aus Liebe zu diesem, und zu weiter keinem Handel? Und doch ist nur von ihnen, in denen eine solche Liebe tief wurzelt, Heil für den Buchhandel und für sie selbst zu erwarten.

Als zweites Erforderniß bezeichnen wir eine genaue Kenntniß des Handels, mit allem, was zu seiner Ausführung gehört, — doch ach, es sind derer leider nicht Wenige im Buchhandel, die von einer regelrechten Buchführung wenig verstehen, die nie einen Wechsel, oder fremde Münzen zu Gesicht bekamen, genug, Männer, die sonst ganz ehrenwerth sein mögen, die aber nichts hören und sehen von alledem, was außer ihrem alltäglichen beschränkten Wirkungskreise liegt. Und wenn nun so ein Mann 2—3 Jahre etablirt ist, da sucht er einen Lehrling! Was kann ein junger Mann von einem Prinzipal lernen, der selbst noch Lehrling sein sollte? Wir wissen sehr wohl, daß wir Alle Lehrlinge sind, von der Wiege bis zum Grabe, Lehrlinge in Kenntnissen, ja in Allem! aber doch giebt es eine Menge Dinge, die Jedermann, der selbstständig in den Handel kommt, schon

wissen, durch Unterricht von Andern oder eigene Uebung gelernt haben muß — und gerade in diesem Punkte der Handelskenntnisse ist es leider bei manchem Buchhändler schlecht bestellt.

Das dritte Erforderniß: eine tüchtige Waarenkenntniß ist das nöthigste für den Buchhändler. In der weitern oder engern Auffassung dieses Punktes liegt auch die große Meinungsverschiedenheit über den Buchhandel, je nachdem es heißt, der Buchhändler ist nur Händler, oder er hat größere, höhere Pflichten zu erfüllen. — Von einem tüchtigen Kaufmann, der mit Kaffee, Zucker, Wein, Seide, Papier und Anderem handelt, nimmt man stets an, daß er seine Waare durch und durch kennt, ihre Eigenthümlichkeiten, den Unterschied der einzelnen Sorten 2c., und je mehr er mit seiner Waare vertraut, je mehr er über deren Wachsthum, Bereitung 2c. unterrichtet ist, um so mehr wird er in seinem Geschäfte prosperiren und damit (abgesehen von den außergewöhnlichen kaufmännischen Unglücksfällen) auch viel Geld verdienen.

Darf man eine so gründliche Waarenkenntniß auch von dem Buchhändler verlangen? Wir sagen ja, andere meinen nein! Denn — das müßte Litteraturkenntniß sein, und wir sind nur Händler, weiter nichts! Diese Ansicht haben wir oft à outrance verfechten hören von Buchhändlern, die keine litterarische Bildung besaßen, wohingegen wieder andere, tüchtige Händler wohl einsahen, was ihnen fehlte und dies tief beklagten.

Woher kommt diese verschiedene Auffassung bei Genossen eines Berufs? Weil die Grenzen der Waarenkenntniß bei jedem andern Artikel leichter und richtiger zu bestimmen sind, als bei Büchern, weil kein Artikel so verbreitet und so verschiedenartig ist, als Bücher, und vor allen Dingen, weil kein Artikel so gefährlich ist, als Bücher, das heißt, keine Waare ist so verführerisch für den damit Handelnden, kein anderer Artikel hat so viel Angenehmes, so viel Anziehendes, um sich mehr, als gerade der Handel erfordert, damit zu beschäftigen, als Bücher. Nie wird man hören, daß ein Kaufmann, der mit Holz, Getreide oder Werthpapieren handelt, diesen Artikel lieb hat, nie, daß er aus Anhänglichkeit an seine Waare damit handelt, — aber sehr, sehr oft kann

man dies bei unsern Berufsgenossen hören, und oft äußern sich andere Leute, und namentlich Gelehrte, dahin, daß sie den Buchhändler beneiden, theils wegen der Bücher selbst, theils weil man in diesem Geschäft beständig so viel Interessantes hört und sieht.

Dieser Meinung gegenüber steht die kühle, nüchterne Erfahrung, daß viele mit so sehr geringer Waarenkenntniß (hier also Bücherkenntniß) noch reüssiren, daß sie ohne alle Litteraturkenntniß doch vorwärts kommen und viel Geld verdienen. Möge man uns erlauben, zu behaupten, daß diese Leute allein durch Handelsgeist reüssiren, daß sie eben so gut, und mit gleichem Erfolge mit Steinen, Eisen, Früchten und Anderem handeln könnten, sie entsprechen weder dem Ideal eines ordentlichen Buchhändlers, noch gereichen sie ihrem Stande zur Ehre. — Andere dagegen besitzen wieder in hohem Grade Litteraturkenntniß, doch keinen Handelsgeist, sie weisen Unternehmungen von der Hand, die Anderen Gold einbringen; auch sie entsprechen nicht dem Ideal eines tüchtigen, vollkommenen Buchhändlers, doch nähern sie sich demselben, unseres Erachtens, schon mehr, als die erstern. In der Würdigung dieser beiden Arten von Buchhändlern liegt auch die Beantwortung der Frage, ob, und in welchem Grade dem Buchhändler Waarenkenntniß vonnöthen ist. Wir für unsere Person sind sehr für tüchtige Litteraturkenntniß. Wer diese und daneben Handelsgeist besitzt, wird stets seinen Platz im Buchhandel ehrenvoll ausfüllen.

Nun werden Sie vielleicht meinen, wir begehrten mehr Lehranstalten für junge Buchhändler, ähnlich dem Leipziger Institut, damit man auch Gelegenheit habe, die für nöthig erachteten Kenntnisse sich zu erwerben. Keineswegs! Wir sind sogar dagegen, nicht, weil die jungen Leute überhaupt dort nur wenig lernen, sondern in erster Reihe deshalb, weil unsere Bedürfnisse so sehr verschieden sind, und man unmöglich auf einer solchen Anstalt Alles lehren kann, und zweitens, weil beim theoretischen Unterricht nicht die nöthige praktische Auffassung als Grundlage dienen kann. Der eigene Trieb muß Veranlassung sein, daß man mehr zu lernen sucht, als gerade

zum Hausbedarf nöthig ist, diesen Drang kann Jeder, der dem Buchhandel angehört, befriedigen, er muß es aber nach seinem eignen praktischen Bedürfniß thun. Oder hat ein Antiquar nicht andere Kenntnisse nöthig, als ein Verleger? der Sortimenter in der Universitätsstadt nicht andere Bedürfnisse, als sein Kollege in der See- oder Fabrikstadt? Vieles aber müssen wir Alle wissen, und Vieles davon kann nicht auf der Handelsschule gelehrt werden. — Oder man hat uns vielleicht im Verdacht, dem glücklich überwundenen Standpunkte eines buchhändlerischen Examens in anderer, strengerer Form, das Wort reden zu wollen, weil alsdann ein jeder Buchhändler gewissermaßen ex officio die nöthigen Kenntnisse besitzen müsse. Nichts da, Freiheit über Alles! Dadurch entsteht Reibung, Nacheiferung, beständige Wachsamkeit und Fortentwickelung. Laßt nur Jeden sorgen, daß ihm nicht heute oder morgen unversehens im Geschäft von einem Kunden ein Examen abgenommen wird, bei dessen Beendigung er sich beschämt eingestehen muß, daß er stets nur wie die Grille in der Fabel gesungen hat, statt wie die Ameise zu arbeiten. — Kein Examen! Der Erfolg wird von selbst beweisen, daß derjenige, welcher nöthigenfalls ein Examen bestehen kann, auch ohne ein solches die Früchte der Arbeit erntet, welche er für kein anbefohlenes Examen sich selbst auferlegte. — Die Praxis muß das Examen sein, und darauf muß sich ein Jeder selbstbewußt und freudig vorbereiten.

Von einem tüchtigen Kaufmann wird man außerdem verlangen, daß er ein gebildeter, ein geistig entwickelter Mann sei. Wir müssen an den Buchhändler dieselbe Forderung stellen; von der höhern oder geringern geistigen Bildung hängt zum guten Theil unser Wohlergehen ab. Je mehr wir unsern Geist bilden mit steter Berücksichtigung des Berufs, je mehr wir uns Alles, was uns aufstößt assimiliren, Alles in Einklang zu bringen suchen, um so mehr neue Wege werden wir auffinden, um so mehr neue und fruchtbare Ideen werden in uns erwachen.

Derjenige nur, der als Buchhändler diese Erfordernisse in sich vereinigt: wer Handelsgeist vereinigt mit Waarenkenntniß und dabei ein gebildeter Mann ist, der wird ohne

Zweifel eine segensreiche Wirksamkeit für die menschliche Gesellschaft entfalten und daneben auch der Litteratur gute Dienste leisten. Wer dagegen einseitig seinen Charakter als Händler verleugnet und sich nur zum Beschützer der Litteratur aufwerfen will, sei es aus verkehrter Vorliebe für Litteratur überhaupt, oder für diesen oder jenen Schriftsteller, oder wer, von Ruhmsucht getrieben, Bücher verlegt, die seine Wohlfahrt vernichten, der versäumt seine erste Pflicht, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein. Will man von Zeit zu Zeit von seinem Ueberfluß, dieser oder jener Studien wegen, die uns lieb sind, oder aus dieser oder jener Nebenabsicht ein Werk verlegen, wobei man sich sagen muß, daß ein geschäftlicher Gewinn davon nicht zu erwarten ist, so sehe man von vornherein von dem Geschäft als Buchhändler ab, und betrachte dies als ein der Wissenschaft, der Religion oder der Humanität gebrachtes Opfer. — Vor allen Dingen bedenke man, daß der Buchhandel eine Handelsunternehmung, und keine gelehrte Speculation ist. Hat man je gehört, daß ein Techniker seine Maschinen nur zu wissenschaftlichen Experimenten aus Liebhaberei anfertigt, daß ein Zuckerfabrikant seine Kessel dafür bestimmt, gelehrte Untersuchungen über Zucker-Cristallisation anzustellen? Ja, man frage einen Gelehrten, ob er dieses oder jenes Werk ohne Honorar schreiben will, ja selbst gegen Vergütung der Unkosten. Der Mann dient der Wissenschaft, aber er wird antworten: erst muß ich verdienen, um zu leben, nachher will ich mein Leben der Wissenschaft weihen. Eben so wenig kann man verlangen, daß der Buchhändler die kaufmännischen Prinzipien verleugne, und ein ungleiches, ja unhaltbares Bündniß mit der Litteratur eingehe.

Achte man also den Handel und die Litteratur als Buchhändler gleich hoch, und suche ein Jeder in seinem Wirkungskreise auf der Grundlage der eben genannten Bedingungen die culturgeschichtliche Bedeutung des Buchhandels zu heben!

Der Feldzug der deutschen Verleger im Jahre 1867.*)

Wir leben in einer ereignißreichen Zeit. Das vorige Jahr hat uns zu Zeugen großartiger Umwälzungen gemacht, deren Tragweite für den Buchhandel wir heute noch nicht ermessen können, weil sich der Entwickelungsprozeß noch nicht ganz vollzogen hat. In wieweit unser Stand im vorigen Jahre dadurch berührt wurde, haben wir vor kurzem in Nr. 17—19 des Börsenblattes anzudeuten versucht. Noch mit der Ergänzung des dort Begonnenen beschäftigt, taucht bereits eine neue, für den deutschen Buchhandel fast ebenso wichtige Periode vor uns auf, die in ihrer Wirkung fast ebenso tief in alle unsere Verhältnisse einschneidet, und eine ähnliche Aufregung im Geschäft hervorzurufen geeignet ist, als die Kriegslitteratur des vorigen Jahres. Diesmal aber ist die Bewegung nicht mit Schaden, sondern nur mit Vortheil für den Buchhandel verbunden, und können wir dieselbe deshalb auch freudig begrüßen.

Der deutsche Buchhandel rüstet sich, dem Volke die geistige Hinterlassenschaft seiner litterarischen Größen, Männer wie Goethe, Schiller, Wieland, Herder u. A., allgemein zugänglich zu machen. Mit dem 9. November d. J. erlischt die, ihren Schöpfer kaum um ein Jahr überlebende Schutzfrist des Deutschen Bundes für Werke von bis zum Jahre 1837 verstorbenen Autoren, und werden diese alsdann zum Gemeingut der Nation.

Die Wichtigkeit dieses, den Buchhandel wie das Publicum gleich nahe berührenden Momentes fängt bereits an, sich in Unternehmungen kundzugeben; bereits mehrere Verleger sind in den Kampf der Concurrenz — und ein solcher verspricht es in der That zu werden — eingetreten, und so möchte es wohl an der Zeit sein, eine kurze Darstellung der diesen Verhältnissen zu Grunde liegenden gesetzlichen Bestimmungen zu geben, damit der Buchhandel auch in weiteren Kreisen das Terrain kennen lernt, auf welchem der in diesem Jahre sich entwickelnde Feldzug der deutschen Verleger gegen einander stattfinden wird.

*) Erschienen im Börsenblatt für d. deut. Buchh. Jahrg. 1867. Nr. 59.

Wir müssen zu dem Zweck etwas in der Zeit zurückgreifen Nach der Reconstruirung Deutschlands im J. 1815 machte sich das Bedürfniß eines Schutzes des geistigen Urheberrechtes sehr fühlbar, da nach der Rückkehr geordneter Zustände der von früher her noch übermäßig wuchernde Nachdruck nicht mehr mit der neuen Anschauung der Dinge sich vereinbaren ließ. Schon die Bundesacte von 1815 bestimmte: bei der ersten Zusammenkunft der Bundesversammlung solle sich diese mit der Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen. Jedoch — wir Alle kennen ja die Schnelligkeit, mit welcher der Bundestag nationale Fragen zu erledigen pflegte. Es wurde zwar von ihm im J. 1818 eine „Commission zur Erstattung eines Gutachtens" ernannt, die denn auch 1819 einen Gesetzentwurf in 23 Artikeln producirte, damit aber hatte es einstweilen sein Bewenden. Preußen allein ordnete auf eigne Hand hin das litterarische Recht in seinem Staate und drang dann wiederholt beim Bundestage auf eine in allen Staaten übereinstimmende litterarische Gesetzgebung, welchem Drängen sich dieser auf die Dauer nicht zu entziehen vermochte, so sehr er sich auch sträubte. 22 Jahre waren über die Berathungen und Erwägungen in Frankfurt verstrichen, bis endlich der bekannte Bundesbeschluß vom 9. November 1837 publicirt wurde, wonach „das Recht des Urhebers, oder dessen, der das Eigenthum dieses Rechtes erworben hat, in sämmtlichen deutschen Bundesstaaten mindestens während eines Zeitraumes von zehn Jahren anerkannt und geschützt werden soll." Dieser Schutz erwies sich jedoch in der Praxis als unzureichend, und so wurde durch den Bundesbeschluß vom 19. Juni 1845 jene Schutzfrist auf die Lebensdauer des Autors und dreißig Jahre nach dem Tode desselben erweitert.

Inzwischen — von 1837 bis 1845 — hatte sich, wie gesagt, die Unzweckmäßigkeit der ersten Verfügung deutlich herausgestellt, und der Bund griff deshalb wiederholt zu dem Auskunftsmittel, einzelne hervorragende, seitens des Verlegers große Opfer erfordernde Unternehmungen durch besondere Privilegien,

unabhängig von dem Gesetz von 1837, sicherzustellen, und zwar wurde ein solches Privilegium jedesmal auf die Dauer von 20 Jahren, vom Tage der Ausstellung an gerechnet, verliehen. Auf diese Weise wurden damals folgende Unternehmungen in den Ausnahmezustand versetzt:

am 23. November 1838 Schiller's sämmtliche Werke;
am 4. April 1840 (vervollständigt durch den Bundesbeschluß vom 11. Februar 1841) Goethe's sämmtliche Werke;
am 22. October 1840 Jean Paul Friedrich Richter's sämmtliche Werke;
am 11. Febr. 1841 Chr. M. Wieland's sämmtliche Werke; und
am 28. Juli 1842 Joh. Gottfr. Herder's sämmtliche Werke,

alle auf die Dauer von 20 Jahren. Man hatte damit seitens der Bundesversammlung die betreffenden Verleger begünstigen wollen; als nun aber der, das Gesetz von 1837 ergänzende Bundesbeschluß vom 19. Juni 1845 kam, stellte es sich heraus, daß die darin nicht mit einbegriffenen bevorzugten Verleger jetzt schlechter fuhren als die übrigen, denn alle unter dem ursprünglichen Gesetz Stehenden genossen den Schutz bis 1867, während die Frist der Privilegirten 1858 resp. 1860—1862 ablief. Damit wäre der ursprüngliche Zweck verfehlt gewesen, und so regelte man denn dieses Verhältniß definitiv durch den letzten Bundesbeschluß vom 6. November 1856, welcher bestimmte, daß der am 9. November 1837 resp. 19. Juni 1845 gewährte Schutz auch zu Gunsten der Werke derjenigen Autoren, welche vor dem 9. November 1837 verstorben, resp. zu Gunsten der Verleger von Werken, welche im Umfange des ganzen Bundesgebietes durch besondere Privilegien gegen den Nachdruck gesichert waren, ebenfalls noch bis zum 9. November 1867 in Kraft bleiben sollte. Und so stehen wir denn jetzt am Vorabend dieses 9. November, an welchem Tage die Werke der vorerwähnten Autoren von jedem deutschen Buchhändler gedruckt, verlegt und vertrieben werden können. In der Ausführung dieses Gesetzes macht sich jedoch noch eine kleine Schwierigkeit geltend.

Die Bundesbeschlüsse als solche haben in den verschiedenen deutschen Staaten keine rechtsgültige Kraft, sondern erhalten

dieselbe erst durch die Veröffentlichung, resp. das Einführungsgesetz der betreffenden Landesregierungen, die hierzu ihrerseits dem Bundestage gegenüber durch gegenseitigen Vertrag verpflichtet sind. Ein Bundesbeschluß wird dadurch zum preußischen, sächsischen u. s. w. Landesgesetz, tritt aber als solches erst von dem Tage der Publicirung an in Kraft. Da nun der Geschäftsgang nicht in allen Staaten übereinstimmend und gleich schnell ist, so kann natürlich nicht in allen Ländern die Publicirung zugleich an ein und demselben Tage erfolgen, und daraus ergiebt sich denn auch die, im Börsenblatt bereits mehrfach erwähnte Differenz in dem Ablauf der Schutzfrist in den verschiedenen deutschen Staaten.

In Preußen z. B. wurde der Bundesbeschluß vom 9. November 1837 (Schutz auf 30 Jahre) erst am 18. December 1837 publicirt, so daß in Preußen der Schutz für die betreffenden Original-Verlagswerke bis zum 18. December 1867 gewährleistet ist, während er hingegen in Sachsen früher abläuft u. s. w.*) Man darf indessen sowohl von der Loyalität der betreffenden Regierungen, wie Verleger wohl erwarten, daß sie es vermeiden werden, aus dieser Differenz von höchstens einigen Monaten vorkommenden Falls eine Rechtsfrage zu machen, die doch nur, da die Hauptfrage entschieden ist, einen gehässigen Charakter tragen würde.

Dagegen hat ein anderer Punkt in letzter Zeit den Buchhandel häufig beschäftigt, ja selbst hie und da die Gemüther unliebsam aufgeregt: ob es nämlich erlaubt sei, schon jetzt das Erscheinen demnächstiger billiger Ausgaben anzukündigen und dadurch den heutigen Absatz der Originalverleger zu beeinträchtigen. Die von der Firma Payne in Leipzig angekündigte Ausgabe von Schiller hat namentlich eine lebhafte Controverse hervorgerufen, so daß es vielleicht zweckmäßig sein dürfte, auf

---

*) Nach Eisenlohr ist der fragliche Bundesbeschluß in Preußen vielmehr schon am 29. Nov. 1837 publicirt worden; und in Sachsen wird gemäß dem Gesetze vom 30. Jan. 1864 der Schutz zu Gunsten der Werke derjenigen Autoren, welche vor dem Bundesbeschlusse vom 9. Nov. 1837 verstorben sind, genau mit dem 9. Nov. 1867 ablaufen. Anm. d. Red.

den Ausspruch einer auf dem Gebiete der litterarischen Gesetzgebung bewährten Autorität, des Dr. Osc. Wächter, hinzuweisen. Derselbe stellt sich in seinem „Verlagsrecht“*) auf den Standpunkt des zur Zeit geltenden deutschen und internationalen Rechts, und sagt: „Mit dem Ablaufe der Schutzfrist erhält Jeder das Recht der Vervielfältigung des Werkes und des Vertriebes des Vervielfältigten. Auch kann Derjenige, welcher von diesem, durch den Ablauf der Schutzfrist bedingten Rechte Gebrauch machen will, dies noch während der Dauer der Schutzfrist aussprechen, z. B. öffentlich ankündigen, daß er nach Ablauf der Frist eine billigere Ausgabe veranstalten und verkaufen werde. Zwar könnte er dadurch noch dem Absatze der Originalausgabe schaden; allein es entscheidet hier der Grundsatz: qui jure suo utitur, nemini facit injuriam; dazu ist aber Jeder berechtigt, öffentlich anzukündigen, daß er von einem Rechte, welches nach einer gewissen Zeit ihm zufallen wird, Gebrauch machen werde, sobald diese Zeit eingetreten sei.“ Die Verleger mögen also immerhin schon jetzt ihre Unternehmungen ankündigen; die Sortimenter mögen immerhin schon jetzt sich für den Absatz derselben bemühen, es kann und wird sie rechtlich Niemand darin hindern.

Es haben denn auch bereits verschiedene Verleger sich der Sache bemächtigt, und einzelne darunter ihrem Unternehmen große Ausdehnung gegeben, sodaß es nicht uninteressant ist, diesen in den Details etwas nachzugehen.

Seltsamerweise hat gerade die erste, von Payne angekündigte Ausgabe von Schiller's Werken, namentlich bei dem Buchhandel, nicht überall die günstige Aufnahme gefunden, die man der Natur der Sache nach wohl eigentlich hätte voraussetzen dürfen. Sie ist vielfach angefeindet worden, weshalb, wollen wir hier nicht untersuchen; nichtsdestoweniger aber scheint der Erfolg doch ein für den Verleger günstiger zu sein, denn Payne schätzt in seinem Februar-Circular die nöthige Auflage auf etwa 50,000. Die nach ihm von Ed. Hallberger zu

*) Das Verlagsrecht rc. von Dr. Oscar Wächter. Stuttgart 1857. I. Hälfte S. 468.

billigem Preise angekündigte Cotta'sche Originalausgabe hat ebenfalls noch keine durchschlagende Berücksichtigung erfahren. In beiden Fällen ist es hindernd für die Abnehmer, daß sie zugleich mit Schiller's Werken eine, diesen durchaus nicht verwandte Zeitschrift mit übernehmen müssen.

Dagegen kündigt die Firma F. A. Brockhaus in ihrem Januar-Circular ein Unternehmen an, welches, ähnlich wie das Conversations-Lexikon, eine wirklich culturhistorische Bedeutung haben wird. Die Ausführung wird zwar erst Ende d. J. in Angriff genommen, doch verdient und findet der Plan schon jetzt die allgemeinste Beachtung. Brockhaus wird im Anschluß an seine „Deutschen Classiker des Mittelalters", „Deutschen Dichter des 16. Jahrhunderts" und „Deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts" jetzt auch die „Nationallitteratur des 18. und 19. Jahrhunderts" bringen, und damit eine in sich abgerundete „Bibliothek der gesammten deutschen Nationallitteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit" dem Publicum bieten. Ein Unternehmen, ebenso großartig in der Idee, als schwierig in der Ausführung, zumal es sich hier um Ausgaben in gesichteter Auswahl mit verbesserten Texten und den zum Verständniß nöthigen Erläuterungen handelt. Gerade dieser letzte Umstand aber, so schätzenswerth er an und für sich ist, beschränkt doch auch wieder den Leserkreis, und schließt das Volk, in der umfassenden Bedeutung des Worts, mehr oder weniger aus. Dem Volke genügt der Text allein, und je wohlfeiler der Preis hierfür gestellt wird, in um so tiefere Schichten hinab wird sich der Absatz Bahn brechen, um so größere Dimensionen wird der Leserkreis annehmen.

Diesem Bedürfniß nun hat die Firma Gustav Hempel in Berlin in großartigster Weise entsprochen, indem sie dieser Tage mit der „Nationalbibliothek sämmtlicher deutscher Classiker" den Buchhandel überraschte. Diese Ausgabe wird, bei sehr guter Ausstattung, zu erstaunlich billigem Preise abgegeben und ist somit Jedermann zugänglich.

Hempel hat damit wieder einmal, wie es scheint, einen seiner glücklichen Griffe gethan, die sich durch eine seltene

Energie bei der Inangriffnahme und Durchführung der Manipulation vortheilhaft vor vielen andern buchhändlerischen Unternehmungen auszeichnen. Der Sortimentsbuchhandel hat schon mehrfach Gelegenheit gehabt, die Gangbarkeit der Hempel'schen Verlagsartikel zu erproben, und so hat er sich auch diesmal fast einstimmig für die Nationalbibliothek erklärt, um so bereitwilliger, als trotz des billigen Ladenpreises derselben, doch noch das jetzt immer seltener werdende Drittel Rabatt ihm gewährt wird. Wurden schon infolge der rührigen Thätigkeit, zu welcher Hempel bei solchen Gelegenheiten den Buchhandel zu entflammen weiß, von Zimmermann's „Wundern der Urwelt“ über 100,000 Exemplare, und von dessen „Der Mensch“ nahe an 50,000 Exemplare abgesetzt, so kann man dieser Nationalbibliothek, die einen viel unbeschränkteren Leserkreis hat, gewiß eine noch viel größere Zukunft prophezeien.

Sicher ist, daß die Hempel'sche Nationalbibliothek durchaus im Sinne sowohl der Buchhändler, wie des Publicums angegriffen ist, und demgemäß gewiß unter den, jedenfalls noch kommenden anderen Ausgaben stets einen der ersten Plätze behaupten wird. Neben ihr wird die gleich darauf erfolgte wohlfeile Cotta'sche Ausgabe von Schiller's ausgewählten, und den übrigen Meisterwerken der deutschen Classiker, die sogenannte „Bibliothek für Alle“ gewiß einen schweren Stand haben, da Hempel einen wichtigen, hauptsächlich durch eine allgemeine Versendung direct per Post erzielten Vorsprung vor jener Ausgabe gewonnen, und in demselben seinem Unternehmen die Sympathie des Publicums gesichert hat.

So ist der augenblickliche Stand des Gefechtes; wir haben Umschau gehalten und gesehen, daß bereits ein heißer Kampf entbrannt ist, in welchem einige der Kämpfer scheinbar in das Hintertreffen gekommen, andere dagegen siegreich avancirt sind im Vordringen gegen die Schutzmauer des seligen deutschen Bundestages. Bald werden auch gewiß noch frische Streitkräfte auf dem Plane erscheinen, der Buchhandel hat noch viele Kerntruppen in Reserve, die der Sache vielleicht plötzlich eine ganz unerwartete Wendung geben werden; wir sind gespannt darauf.

Davon aber sind wir wohl Alle überzeugt, daß dieser Krieg, wenn er auch ein durchaus moderner, auf der Höhe seiner Zeit stehender ist, doch nicht in 7 Tagen, auch nicht in 7 Monaten zu beendigen ist; er wird ein sehr hartnäckiger und lange anhaltender werden, hoffentlich aber in seinem ganzen Verlaufe zur Ehre der deutschen Nation und Verleger, wie bisher, durchgeführt werden.

Das sind die Gedanken und Wünsche, die so in den letzten Wochen, wo ein Circular nach dem andern in unsere Hände kam, uns beschlichen haben. Sollten wir dieselben etwas zu weit, nach der Ansicht Einzelner, ausgesponnen haben, so wolle man bedenken, daß wirklich große buchhändlerische Fragen auch wohl einer eingehenden Betrachtung unter Buchhändlern werth sind.

Meine Ostermeß-Reise.*)

Humoreske.

Ich bin ein Provinzial-Buchhändler, habe ein kleines Geschäft, und bis dahin das größere Treiben im Buchhandel aus eigener Anschauung nicht gekannt. Woher auch? Von der Welt habe ich wenig gesehen; in den paar Wanderjahren konnte ich in den kleinen Geschäften, wo ich arbeiten durfte, nur geringe Erfahrungen sammeln, hatte aber in der Zeit das Glück, einige treue Freunde zu gewinnen und meine jetzige Frau kennen zu lernen. Mit Rücksicht auf Letztere gab ich das Wandern bald auf, und strebte, obschon mittellos, nach Selbständigkeit. Die habe ich mir denn auch schließlich errungen; das Krämchen ist zwar klein, nährt aber doch Mann, Frau und Kinder, und auch ein Sparpfennig kann beiseite gelegt werden; in unserm Städtchen bin ich, als halb zur Wissenschaft gehörend, ein an-

*) Erschienen im Börsenblatt für d. deut. Buchh. Jahrg. 1874. Nr. 119. 123.

gesehener Mann, man hat mir jüngst noch ein Ehrenamt übertragen, und so bewege ich mich im geschäftlichen und gesellschaftlichen Leben in zwar engbegrenzten, bescheidenen, doch sicheren, angenehmen Bahnen.

Nun war es immer schon mein Wunsch, einmal die Leipziger Messe zu besuchen, dort meinen Gesichtskreis zu erweitern, im größeren, erfahrenen Collegenkreise meine Erfahrungen gegen andere auszutauschen, und die Leipziger Einrichtungen kennen zu lernen; ich hielt also neulich mit meiner Frau Kriegsrath. Sie hatte starkes Bedenken, da ich gar so wenig Bekannte im Buchhandel habe, und es sich immerhin um mehrtägige Abwesenheit von Familie und Geschäft handele; doch wußte ich das Geschäftsinteresse geltend zu machen, und so ward die Reise beschlossen.

Sonnabend vor Cantate kam, die Butterbröte in der Tasche ging ich von Frau und Kind begleitet zur Bahn; das Wetter war bei uns erbärmlich kalt und rauh, doch setzte ich voraus, daß das in Leipzig ganz anders sein würde, und so ging's fort „in die Welt hinaus". Ich war in rosiger Stimmung, hatte ich doch wieder einen Schritt auf der Lebensleiter vorwärts gethan, ging doch ein jahrelang gehegter, sehnlicher Wunsch in Erfüllung: ich fuhr zur Leipziger Messe, und sah ein reiches Feld des Belehrenden, und auch des Vergnügens vor mir liegen. Und das Glück wollte mir offenbar wohl.

In der Nähe von Leipzig bestieg ein Herr das Coupé, den ich als einen meiner Freunde aus der Gehilfenzeit erkannte; es gab ein fröhliches Begrüßen, und Frage und Antwort wurden in rascher Folge ausgetauscht. Wir hatten uns jahrelang nicht gesehen; Gustav, so hieß mein Freund, hatte Carrière gemacht, war weit herumgekommen, hatte Geschäfte und Menschen studiren können, war jetzt Besitzer einer angesehenen Buchhandlung, und mit allen Verhältnissen und Persönlichkeiten im Buchhandel vertraut, wie ich bald merkte. Wer war froher als ich! Ich hatte einen guten Freund und Führer gefunden, der sich sofort bereit erklärte, sein vorher bestelltes Logis in Leipzig mit mir zu theilen. Nachmittags kamen wir in Leipzig an.

Der Besuch beim Commissionär, das Erste, was ich unternahm, imponirte mir gewaltig. Welche Verhältnisse und welch' ein Treiben! Im ersten Stockwerk eine Reihe von Comptoirs, die Casse von der Buchhalterei getrennt, zusammen ein Personal von einigen 50 jungen Leuten, unten ausgedehnte Packlocalitäten, an den Wänden kastenartige Fächer für die Committenten, der Größe der Geschäfte entsprechend, und da wirthschafteten einige 20 Markthelfer in den Ballen, Kisten, Packeten und Körben mit einer Gewandtheit und Schnelligkeit, die mich in Erstaunen setzte; dazu kam und ging fortwährend Rollfuhrwerk der verschiedenen Bahnen, dazwischen gingen Post- und Telegraphenbeamte ab und zu, kurzum das Ganze war ein Bild fortwährender emsiger Bewegung; und doch ging es so sicher, still und planmäßig dabei zu, daß man wohl merkte, ein Jeder kannte seinen Platz und seine Arbeit genau, und erfüllte, unbekümmert um die Uebrigen, gewissenhaft seine Pflicht. Hier ging mir das Verständniß für unsere äußeren Verkehrsformen auf, die ja zum allergrößesten Theile auf unbedingtem Vertrauen zu Leipzig basiren. Wo die Maschine, welche das Getriebe im Buchhandel in Bewegung setzt und unterhält, mit solcher Präcision, wie hier, arbeitet, da ist das Vertrauen ein gerechtfertigtes.

Inzwischen hatten sich noch einige Committenten eingefunden, wir machten uns miteinander bekannt, und wanderten bei strömendem Regen zum „Schützenhause", einem wunderbaren Conglomerat von chinesischen und griechischen Tempeln, Nadeln der Kleopatra, hängenden Gärten der Semiramis, Alpenglühen und bengalischer Beleuchtung und was weiß ich noch, dazwischen an mehreren Stellen Jahrmarkts-Bänkelsängerei. Mir war der Kopf ganz verwirrt, als man mich bei empfindlicher Kälte in allen diesen Herrlichkeiten umherführte und wir dann in einen eleganten großen Saal traten, wo, wie mir Gustav sagte, die erste Versammlung der Collegen stattfand. Es war eine durch einander wogende große Gesellschaft, einzelne Gruppen saßen beim Wein, überall gab es Begrüßungen, doch sah ich auch Manchen, dem es ging wie mir, er stand allein, gaffend, rathlos.

Da mir hier zu geschäftlichen Gesprächen kaum Gelegenheit geboten schien, zudem auch die Musik ohne Rücksicht auf die Unterhaltung die rauschendsten Weisen spielte, sodaß mir Kopfschmerz drohte, so ging ich in die untern Räume des Hauses, mich an den komischen Vorträgen zu ergötzen. Hier saß und stand die Zuschauermenge dichtgedrängt, auf der Bühne wechselten Gesangsvorträge mit Ballet- und gymnastischen Vorstellungen, den meisten Anklang aber fanden die naiv-gemüthlich in sächsischem Dialect vorgetragenen Possen in Costüm. Ich hatte meine Freude an dem harmlosen, dankbaren Publikum, sollte aber bald gewahr werden, daß die Bühne doch nicht allein die Aufmerksamkeit fesselte, denn als ich nach dem Vortrage eines Liedes über die „Kemiedlichgeit" mich entfernen wollte, war mein Regenschirm fort, und die am Tische Sitzenden erklärten auf Befragen sehr höflich, daß den der Herr mitgenommen habe, der soeben gegangen sei, während ich dem Vortrag lauschte. Diese Art der Gemüthlichkeit war mir sehr störend; mein schöner, neuer Regenschirm — meine Frau hatte ihn mir noch so auf die Seele gebunden — und dabei fiel draußen der Regen in Strömen! Nimm's kaltblütig, dachte ich, das soll mir die Meßstimmung nicht verderben; indessen zog ich es doch vor, dieses harmlose Völkchen zu verlassen und meinen Gustav wieder aufzusuchen. Der war gerade im Begriff, mit einer größern Gesellschaft nach Aeckerlein's Keller aufzubrechen. Nun bin ich zwar sonst ein streng solider Mann, der Abends nie kneipen geht; ich hatte auch an dem sauren Festwein, der heute hier verabreicht wurde, hinlänglich genug, jedoch die Gelegenheit, den berühmten Keller kennen zu lernen, war zu verlockend, und so entschuldigte ich mich vor meinem Gewissen ganz gern mit der Ausrede, daß ich schon des Regenschirmes wegen Gustav nicht verlassen könne. Also mit!

Wir fanden zahlreiche Gesellschaft vor, lauter Buchhändler, mit denen ich bald bekannt wurde; das war so eine Gelegenheit zum Gespräch, wie ich sie mir gewünscht hatte, und hier bekam ich denn auch mancherlei zu hören, was mir neu war; so übernahm es Einer, den Beweis zu führen, daß wir dem-

nächst an dem neuen Gelde*) 5% extra verdienen würden. Ich bin ein zu einfacher Mann, um einen so gelehrten Vortrag, wie ihn jener College hielt, verstehen zu können; die Sache mußte aber doch wohl ihren Haken haben, denn der Gute erntete von der Gesellschaft nur Spott. Ernsthafter wurde die Discussion über das Meßagio geführt, für dessen Beibehaltung die Sortimenter die verschiedenartigsten Momente geltend machten; namentlich imponirte mir ein Rheinländer durch seine Begründung; er bekannte ganz offen, das Meßagio habe bis jetzt jedesmal die Unkosten seiner Meßreise gedeckt, und er habe gar keine Neigung, diese Reise fortan aus seiner Tasche zu bezahlen; das wäre das Mindeste, was die Verleger dem Sortimenter leisten müßten dafür, daß sie Einem das ganze Jahr hindurch nur Aerger und Verdruß bereiteten. Und nun ging das Klagen an über die vielen Baarpackete, den immer kleiner werdenden Rabatt, die Entziehung der Freiexemplare, das Streichen der Disponenden und Ueberträge, dazu der übermäßig lange Credit, den das Publicum verlange 2c. Zu letzterem bemerkte Gustav, daß das ja doch jeder Sortimenter nach Belieben handhaben könne, bei ihm z. B. würden jetzt die Rechnungen vierteljährlich ausgezogen und versandt, und weit über die Hälfte der Außenstände ginge jedesmal prompt ein.

„Mein Publicum," so fuhr Gustav fort, „hat sich, trotzdem die Concurrenten längeren Credit als ich geben, keineswegs an der Einführung dieser Maßregel gestoßen, denn Jeder weiß, daß wir seit 66 in einer Periode fortwährender Veränderungen auf wirthschaftlichem Gebiet leben, und bei der sichtbaren Preissteigerung aller Lebensbedürfnisse wird der Uebergang zu kürzeren Creditfristen von den Kunden fast durchgängig richtig gewürdigt und wohlwollend acceptirt. Ist Einer darunter, der sich dadurch genirt fühlt, so kann dem ja länger creditirt werden, im großen Ganzen ist es aber doch ein gewaltiger Unterschied, ob ich mein Geld im Jahre viermal oder einmal umsetzen kann; ich vermehre das Betriebscapital dadurch ganz erheblich, und bin

*) Die neue Reichswährung sollte damals eingeführt werden.

außerdem in der Lage, schlechte Zahler leichter erkennen und ausmerzen zu können, als wenn ich nur einmal im Jahre meine Fühlhörner in die Kundschaft ausstrecke. Ueberhaupt" — fuhr Gustav in der Beantwortung der weiteren Klagen des Rheinländers fort — „sollte der deutsche Sortimenter vor allen Dingen erst einmal darauf sehen, daß er sich mehr Klarheit in seinem Geschäfte schafft, das läßt sich am besten erzielen, wenn man sich gewöhnt, alle Arbeiten, welcher Art auch, und alle pecuniären Verpflichtungen, wenn nur irgend möglich, stets sofort bei Vorkommen zu erledigen, und nicht erst auf die lange Bank zu schieben; diese Gewöhnung erweist sich als ein Segen für den Betrieb. Aber wie Viele entziehen sich nur gar zu gern dieser scheinbaren Unbequemlichkeit! Da werden beispielsweise Börsenblatt und Circulare nicht regelmäßig, sondern stoßweise erst nach Wochen durchgesehen und zu Verschreibungen benutzt, die Rechnungspapiere werden zu Haufen angesammelt und post festum einmal vorgenommen, die Facturen werden das ganze Jahr hindurch bei Seite geschoben, und erst nach Neujahr, in der am schlechtesten passenden Zeit eingetragen, und so ließe sich noch manches anführen. Solche Herren sitzen dann fortwährend vor Bergen von Arbeit, haben stets so viel zu thun, daß sie nie zu rechter Zeit fertig werden, und ihnen das Feuer beständig auf den Nägeln brennt. Die Jahresrechnungen kommen natürlich erst im Februar aus dem Hause, die Remittenden werden mit Fallen und Aufstehen, oft mit Zuhilfenahme der Nächte, fertig gebracht, oder auch nicht; um nur durchzukommen, wird stark disponirt, denn es fehlt die Zeit, dem Verbleib der Bücher sorgfältig nachzuspüren; infolge dessen wird von den Disponenden viel gestrichen, dann geht das nachträgliche Remittiren und Zahlen los, und so steht der Baum der Differenzen wegen alter und neuer Rechnung, Nichtstimmen der Transporte, nicht anerkannter Ueberträge u. s. w. das ganze Jahr hindurch in herrlichster Blüthe, die aber zu schlechten Früchten reift. Das Bild ist nicht übertrieben, es entspricht leider häufig genug der Wahrheit; wir haben im Buchhandel wahre Virtuosen im Schlendrian, die alle Arbeiten auf „Buch-

händlerwege“, d. h. nach 14 Tagen erst, und darum mangelhaft erledigen. Damit fängt oft die Misère im Sortiment an und das ist der Krebsschaden manches Geschäftes geworden, an dem es schließlich zu Grunde ging: die Unklarheit in allen Verhältnissen. Da ist keine Rede von jährlichem, kaufmännischem Abschluß, von regelrechter, pünktlicher Buchführung, von Stastistik der Einnahmen und Ausgaben, von einer zuverlässigen Uebersicht der Außenstände u. a. m., nein, es wird planlos gewirthschaftet und dem Betreffenden ist sein Soll und Haben nie klar. Die alten, gemüthlichen Formen des Buchhandels,“ so schloß Gustav, „haben sich überlebt; wer bei der heutigen starken Concurrenz Erfolg haben will, muß ein straffer Kaufmann sein, wenig Credit nehmen und geben, rasch und pünktlich seine Geschäfte erledigen und Arbeitskraft und Capital nicht in vielen Dingen zersplittern, sondern auf wenige Handelsobjecte, dafür aber lohnende, concentriren.“

„Warten Sie nur, meine Herren,“ fügte er lächelnd hinzu. „der heilige Stephan wird uns nächstens schon zeigen, wie man den deutschen Buchhandel betreiben muß!“

Damit hatte Gustav nun aber, wie mir schien, eine empfindliche Stelle berührt. Die postalischen Einrichtungen wurden einer scharfen Kritik unterworfen, die nicht immer zu Gunsten Stephan's ausfiel, wenn schon im Allgemeinen sein Vorgehen als die Interessen des Buchhandels fördernd anerkannt wurde. Darin aber stimmten Alle überein, daß die Absicht, die Postbehörden zu Buchhandlungen zu machen, als ein bedenklicher Eingriff der Staatsgewalt in die Gewerbsthätigkeit der Staatsangehörigen anzusehen und zu bekämpfen sei. Wohin könnte dieses Eingreifen führen? Welches Gewerbe wäre dann sicher, durch die Concurrenz der Staatsmittel nicht ruinirt zu werden? und wer will die Verantwortlichkeit übernehmen, die Grenze zu bestimmen, bei welcher angekommen, der Staat sich veranlaßt sehen muß, für die Gesammtinteressen gegen eine ganze Berufsclasse concurrirend aufzutreten?

Unter solchen Gesprächen war die Stunde weit vorgerückt, mir waren die Augen und der Kopf recht schwer geworden, denn

es wurde scharf getrunken. Beim Aufbruche hing ich am Arme meines Gustav, ich mußte es ja schon des Regens wegen, damit mich mein Freund unter seinem Schirme wohlbehalten nach Hause geleiten konnte. Wie ich in's Bette gekommen bin, ist mir nicht erinnerlich.

Am andern Morgen fuhr ich mit schwerem Kopfe empor aus schweren Träumen; Morgenroth war nicht zu sehen, sondern bleiern trübe und grau hingen die Regenwolken über der Stadt, was zur Besserung meiner Stimmung nicht gerade beitrug. Doch ich raffte mich auf und eilte zur Generalversammlung nach der Börse, den Strafthaler zu vermeiden. Ich kam gerade noch zur rechten Zeit, meine Stimme für die Vorstandswahl abzugeben; doch was rede ich von meiner Stimme? ich füllte pflichtschuldigst den Wahlzettel nach der mir überreichten gedruckten Anweisung, in der zur Bequemlichkeit der Mitglieder die Namen schon festgestellt waren, aus, und freute mich nachher der Einstimmigkeit der Versammlung.

Dem Berichte des Vorsitzenden folgte der Bericht des Rechnungsausschusses; da schwirrten die Zahlen in einer langen Reihe durch einander, interessant, und in den Hauptresultaten sehr erfreulich, da der Bericht Zeugniß von einer vortrefflichen Cassenverwaltung und von wohlgeordneten Vermögensverhältnissen gab, sodaß die Versammlung in der angenehmen Lage war, dem Unterstützungsvereine für das nächste Jahr 1000 Thlr. (im Ganzen somit nun 2500 Thlr.) und dem Vorstande für litterarische Publicationen 1000 Thr. neu bewilligen zu können.

Wenn nun aber nach Beendigung des Berichtes, der in verschiedene Abtheilungen zerfällt: Cassaresultate des verflossenen Rechnungsjahres — Conto des Börsenblattes — Vereinsvermögen — Budget für das nächste Jahr —, wenn man, sage ich, nach dem raschen Anhören so vieler Zahlen vom Vorstandstische aus gefragt wird, ob man gegen das Gehörte etwas einzuwenden habe, so ist man, meiner bescheidenen Ansicht nach, dazu kaum im Stande. Um die Richtigkeit handelt es sich hierbei nicht, dafür sind Cassirer und Rechnungsausschuß da, aber es könnte doch wohl der Eine oder Andere gern über diesen oder jenen

Posten das Wort ergreifen wollen, wenn er sich die Sache hätte vorher überlegen, wenn er hätte untersuchen können, in welchem Zusammenhange der von ihm ins Auge gefaßte Punkt mit dem Ganzen steht. Wenn mir also die Frage vorgelegt wird und es sich dabei nicht um eine leere Formalität handeln soll, so muß mir der Bericht in seinen Einzelheiten vorher zugänglich gemacht werden. Sollte es nicht zweckmäßig sein, den Cassenbericht nebst Voranschlag für das nächste Jahr vorher gedruckt, zusammen mit der Tagesordnung, auszugeben?*) Dieser Brauch wird meistens in parlamentarischen Versammlungen bei Etatsberathungen beobachtet, und ließe sich auch bei uns gewiß leicht bewerkstelligen, da der Satz nachher für das Börsenblatt ja doch nöthig ist.

Ich stehe mit dieser Ansicht nicht allein; das auf die Versammlung folgende Festessen brachte mir als Tischnachbar einen angesehenen, großen Verleger; ich wagte es, ihm gegenüber meine eben angedeutete Meinung zu äußern, und war erfreut, einen so competenten Mann meiner Ansicht zu sehen. Er meinte beispielsweise, daß er Lust gehabt habe, sich nach der Zweckmäßigkeit des „Recensionen-Verzeichnisses" zu erkundigen, doch sei ihm die Bedeutung des Postens nicht hinlänglich bekannt gewesen, möglicherweise sei die Ausgabe zu unbedeutend, um darüber eine Discussion hervorzurufen. Unser Gegenüber an der Tafel, ein dem Börsenblatte nahe stehender Mann, vermochte hierüber genaue Auskunft zu geben, und von ihm erfuhren wir, daß das Recensionen-Verzeichniß an Honorar, Satz, Druck und Papier alljährlich etwa 1400 Thlr. Kosten verursacht.

„Wenn dem so ist", versetzte mein Nachbar, „so möchte ich wohl bei nächster Gelegenheit eine Streichung dieses Postens beantragen. Lieber hätte ich statt dessen dem Vorstande 2000 Thlr. für seine Publikationen bewilligt, denn diese Idee, werthvolle Artikel des Börsenblattes (wohlverstanden setze ich voraus, daß alle Artikel, welche in die Publicationen aufgenommen werden, vorher erst durch das Börsenblatt gelaufen sind!), interessante

*) Dies geschieht jetzt alljährlich.

Rechtsfälle, Biographisches u. dergl. vor dem Untergange in dem Wust des Börsenblattes zu bewahren, gefällt mir außerordentlich. Schade nur, daß wir da in Collision mit dem Schürmann'schen Magazin kommen, dem ich seiner Tendenz wegen ein langes Bestehen wünschen möchte, aber kaum in Aussicht stellen kann, wenn erst die ‚Publicationen‘, die Gleiches erstreben und gratis abgegeben werden sollen, ins Leben getreten sein werden. Ich hätte wohl gewünscht, daß die nebeneinander herlaufenden gleichen Interessen zu einem Ganzen verschmolzen wären; das Wie kann ich nicht andeuten, da ich die Verhältnisse und Personen nicht kenne, aber ich habe das Gefühl, es wäre uns Allen mit dieser Verschmelzung gedient, und deshalb müßte sich auch die Form dafür finden lassen, und für diesen erweiterten Zweck hätte ich dem Vorstande gern mehr bewilligt, als er jetzt gefordert hat!“

So mein Nachbar. Ich vermochte an der Unterhaltung mich nur wenig zu betheiligen; die Natur hat mir keine durchdringende Stimme gegeben, und da auch heute die Musik, wie gestern Abend, es sich angelegen sein ließ, jedes Gespräch niederzuschmettern, so gab ich den Versuch, mich verständlich zu machen, bald auf. Es gab ja auch genug zu hören und zu sehen; neben der Musik that die Tribüne reichlich ihre Schuldigkeit, und meine Nachbarn waren so gefällig, mir viele Collegen zu nennen, die schon von weitem zu sehen mir ganz interessant war. Gustav war dem Festessen aus dem Wege gegangen und hatte es vorgezogen, in einem kleinen Freundeskreise ein ausgesucht gutes Diner einzunehmen.

Ich brach bald auf, da ich nicht wieder, wie gestern, des Guten zu viel thun wollte; gern wäre ich ins Freie gegangen, ich hatte viel vom „Rosenthale“ gehört, aber es regnete immer noch, und ich hatte keinen Regenschirm; einen neuen mochte ich mir hier nicht kaufen, denn das wäre ein Eingriff in die Gewohnheitsrechte meiner Frau gewesen, so ließ ich mich also in's Hôtel fahren, verbrachte den Abend mit Briefschreiben und Lesen, und ging frühzeitig zur Ruhe, sehr zufrieden mit mir, die Niederlage von gestern so schön ausgewetzt zu haben. Aber ein eigentliches Meßvergnügen hatte ich doch noch nicht gehabt, der

Gedanke störte mich etwas in meiner Zufriedenheit. Nun, es sollte mir am folgenden Tage zutheil werden, wie der Leser bald erfahren wird.

Am Montag früh ging ich mit Gustav unter seinem Regendache — denn der Regen blieb sich consequent — zur Börse, die Ausstellung und Abrechnung zu sehen. Die Ausstellung fand ich vortrefflich, namentlich was Oelfarbendrucke, Photographien, Unterrichtsmaterial und Einbände angeht.

Die Abrechnung oben bot vollständig das Bild eines schwärmenden Bienenstockes, der geschäftig seinen gewonnenen Honig in den Bau trägt und verarbeitet; welche Summen hier umgesetzt wurden, davon bekam ich annähernd einen Begriff, als mein Commissionär auf Befragen mir mittheilte, daß er allein in dieser Messe für seine Committenten etwa 850,000 Thlr. zu zahlen habe. Und wie viele solcher Tische waren da, an denen je einer oder zwei der Commissionäre mit den Verlegern abrechneten! wieviel mag da wohl im Ganzen umgesetzt sein?

Uebrigens schien mir die Aufstellung der Tische nicht praktisch zu sein, man konnte sich kaum in den schmalen Gängen aneinander vorbei bewegen, und so wagte ich als müßiger Zuschauer mich gar nicht in den Saal hinein, sondern ließ mir auf dem Vorplatz bei unserm Castellan Bogen das Frühstück munden.

Nach 12 Uhr wollte ich einen Geschäftsgang machen, war aber nicht wenig verwundert, alles geschlossen zu finden; Gustav erläuterte mir später, daß es zu den Eigenthümlichkeiten Leipzigs gehört, daß die Buchhandlungen dort von 12—2 Uhr geschlossen werden und das ganze Personal nach Hause geht. Nun habe ich zwar aus dem geschäftlichen Verkehr die außergewöhnlichen Festtage, die Leipzig zu feiern pflegt: 2 Bußtage, Reformationsfest, Scheuerfest und Erscheinung Christi zur Genüge kennen gelernt, und richte mich jedesmal danach ein; daß aber der Geschäftsverkehr täglich 2 Stunden in der besten Tageszeit unterbrochen wird, war mir neu. Ich will gar nicht davon reden, daß man wenigstens zur Meßzeit mit Rücksicht auf die Fremden davon eine Ausnahme machen könnte, nein, ich finde den Gebrauch

überhaupt nicht gerechtfertigt. In jeder Stadt wechselt das Personal in den Mittagsstunden ab, der Verkehr wird nicht unterbrochen, und gerade Leipzig sollte auch hierauf ein besonderes Gewicht legen. Leipzig ist unser Hauptverkehrsort, und es ist für die Gesammtinteressen nicht ohne Bedeutung, wenn auch in den Mittagsstunden die Möglichkeit des Auslieferns, resp. Einholens und Expedirens geboten würde. Das nebenbei.

Es war inzwischen 1 Uhr geworden. Gustav und ich hatten denselben Commissionär, wir waren beide bei ihm für 2 Uhr zu dem sogenannten „Committentenessen" eingeladen, eine Festlichkeit, von der ich mir viel Vergnügen versprach, die aber für mich in einer Weise verlief, die mir zeitlebens eingedenk bleiben wird. Ich sollte mein Meßvergnügen haben, man höre nur!

Gustav hatte noch in der Stadt zu thun, wir wollten uns beim Commissionär treffen, und so fuhr ich allein zum Gasthof, hieß die Droschke warten, warf mich in meinen Sonntagsstaat, sah auf der Einladungskarte nochmals nach, wo der Commissionär wohnte, und bestieg den Wagen, indem ich dem Kutscher Straße und Nummer nannte, wohin er mich fahren sollte. Der Wagen fuhr und fuhr, wir kamen durch schöne parkähnliche Anlagen, und ich machte im Stillen dem Commissionär mein Compliment dafür, daß er sich in einer so herrlichen Gegend angesiedelt. Endlich jedoch, nachdem wir beinahe eine halbe Stunde gefahren, die Gegend immer einsamer wurde, auch die Uhr nahezu zwei zeigte, wurde mir die Sache verdächtig, da wir meiner Berechnung nach längst da sein mußten. Ich ließ also halten, und da stellte es sich denn heraus, daß der Kutscher mich falsch verstanden hatte; die Straße lautete ähnlich wie „Rosenthal", die Nummer hatte er ganz überhört, und so war er der Meinung, er solle mich im Rosenthale spazieren fahren. Man denke, bei dem Regen! Jetzt waren wir hinten im Rosenthal, und es war 2 Uhr! Ich befahl, umzukehren; einigermaßen bestürzt leistete der Kutscher auch sofort Folge, machte dabei aber eine ungeschickte Wendung, daß der Wagen sich neigte, und im nächsten Augenblicke mit mir im Chaussée-Graben lag, der Kutscher obenauf. Der Gaul stand glücklicherweise, die Achse aber war gebrochen,

und ich hatte bei dem Koboldschießen einen gehörigen Rippenstoß erhalten. Der Kutscher war flink wieder auf den Beinen und zog mich mit der Entschuldigung: „ei Herrjeses, mei liebes kutes Herrchen, das thut Sie mir ja sehre leid, daß mir das mit Sie bassiren muß“ aus dem Wagen. Ich wetterte nicht schlecht; die Lage war peinlich, der Wagen zerbrochen, ich hatte keinen Schirm, und eben begann ein gehöriger Platzregen sich zu entladen. Ich stand da in stummer Verzweiflung, ein Bild geknickter Hoffnung. Doch ein Mann verzagt nicht, er überwindet muthig auch das Schwerste. Entschlossen trat ich zu Fuß den Rückweg an, in der Hoffnung, doch noch, wenn auch reichlich verspätet, den Commissionär zu erreichen, der mir gewiß mit den nöthigen Kleidern aushelfen würde. Nach einer Stunde raschen Gehens habe ich mich auch glücklich nach der richtigen Straße gefragt, aber, hilf Himmel! ich habe inzwischen die Hausnummer vergessen! Die Straße ist im eleganten Viertel gelegen, offene Läden giebt's da nicht, wo ich in dem Adreßbuche hätte nachsehen können, ich beschloß also, auf gut Glück in eines der geschlossenen Häuser zu gehen, und mich nach der Wohnung meines Commissionärs zu erkundigen. Gesagt, gethan. Ich schelle, man öffnet mir, und die Magd weist mich eine Treppe hoch, wo ein Buchhändler wohne, der heute große Gesellschaft gebe; wie er heiße, wisse sie nicht, sie sei erst seit gestern hier im Dienst.

„Das hast Du getroffen!“ dachte ich. Oben empfängt mich ein festlich gekleideter Lohndiener mit weißen baumwollenen Handschuhen. „Wohnt hier der Buchhändler — „Jawohl, mein Herr,“ fällt mir der Mann in die Rede, sowie er nur das Wort „Buchhändler“ hört, „bitte nur näher zu treten, die Herren sind schon seit einer Stunde versammelt und bei Tafel.“ Näher treten konnte ich nun in meinem triefenden Zustande nicht so ohne Weiteres, ich bat also, den Hausherrn herauszurufen. Das geschah, und vor mir stand — ein mir ganz fremder Herr, der mich nach meinem Begehr fragte. Ich wurde unendlich verlegen, nannte meinen Namen, bat tausendmal um Entschuldigung wegen der Störung, und fragte nach der Haus-

nummer meines Commissionärs. Nun stellte sich mir der Herr als ein anderer bekannter Leipziger Commissionär vor, bald hatte Frage und Antwort ihm die nöthige Aufklärung über mein Erscheinen gegeben, wonach er in ein helles Gelächter ausbrach. „Sie können jetzt, verehrter Herr," fuhr er in liebenswürdiger Artigkeit fort, „Ihr Abenteuer nicht besser beenden, als wenn Sie bei mir bleiben, und hier das Committenten-Essen, was auch ich heute, wie alle meine Collegen, gebe, mitmachen. Halb vier Uhr ist es schon, mit Kleidern helfe ich aus; Ihnen kann es ja im Grunde genommen einerlei sein, wo Sie speisen, denn, seien wir offen! Sie kennen da so wenig Leute, wie hier, erfüllen nur eine Höflichkeit gegen Ihren Commissionär, und in diesem besonderen Falle glaube ich meinen Collegen, mit dem ich außerdem befreundet, wohl vertreten zu dürfen."

Das war nun sehr artig und gentlemanlike, konnte aber doch von mir nicht acceptirt werden. Ich verabschiedete mich also, wanderte im Regen weiter und fand denn auch bald das mir bezeichnete Haus, an dessen Thüre der Name meines Commissionärs auf einem Metallschilde prangte. Als ich nun aber nach der Zeit sah, war es nahezu 4 Uhr, sodaß ich es nicht mehr über mich gewinnen konnte, zu so später Stunde noch die Gesellschaft zu alarmiren. Mit knurrendem Magen, gründlich ausgewaschen, kehrte ich um, ging in die nächste beste Restauration und aß da, nachdem ich noch frierend eine halbe Stunde auf die Zubereitung gewartet hatte, ein „Beafsteak von Lende". Das war mein Committentenessen, auf welches ich mich so sehr gefreut!

Mir war der Tag verdorben, überhaupt war es bei der Witterung mit meiner Meßstimmung, mit meiner Geduld zu Ende, und ich beschloß, am andern Morgen früh abzureisen; doch ich hatte den Kelch noch nicht ausgekostet.

Kaum habe ich mich im Gasthofe umgezogen, und von den Strapazen einigermaßen erholt, so kommt Gustav vom Committentenessen nach Hause, ist natürlich sehr verwundert, mich hier vorzufinden, weiß dann aber in seiner Weinlaune, nachdem ich ihm mein Mißgeschick geklagt, vor Vergnügen über den

„köstlichen Spaß“ nicht zu bleiben. Ich wähle das Klügste und lache mit, obgleich mir's gar nicht zum Lachen zu Muthe war, mich fror erbärmlich.

Gustav drang in mich, den Theilnehmern am Diner noch heute die Geschichte selbst zu erzählen, wozu die Gelegenheit günstig sei, da man sich für den Abend ein Rendezvous in Aeckerlein's Keller gegeben habe.

Nun war mir in der That am Trinken ganz und gar nichts mehr gelegen; ich fürchtete aber, ehrlich gestanden, den Spott, wenn ich nicht selbst gute Miene zum bösen Spiel machte, und so gab ich dem wiederholten Andrängen Gustav's endlich nach unter der Bedingung frühzeitigen Aufbruches. — Der Mensch denkt und Gott lenkt!

Wir kamen da in sehr fröhliche Gesellschaft, meine Geschichte wurde jubelnd aufgenommen, ich war der Held des Abends.

Nachher machten Zwei eine Wette über irgend etwas, ich wurde als Schiedsmann aufgerufen. Einer verlor natürlich und ließ das Object der Wette, zwei Flaschen Champagner, kommen, an deren Vertilgung der Schiedsmann und die übrigen Zeugen sich betheiligen mußten. Zwei Flaschen langten dann nicht für die ganze Gesellschaft, und wie das so geht, die Zeit verrann, und Einer nach dem Andern sah sich veranlaßt, sich durch ein Fläschchen bei der Gesellschaft zu revanchiren.

Nun kann ich als nüchterner, mäßiger Familienvater überhaupt wenig Wein, Champagner aber gar nicht vertragen, und wenn ich hiervon ein Gläschen zu viel trinke, habe ich tagelang darunter zu leiden. Und ich muß in dieses Gelage gerathen! — Wie spät die Gesellschaft sich getrennt hat, weiß ich nicht, wann und wie und ob ich mit Gustav nach Hause gekommen bin, weiß ich auch nicht, genug, ich erwachte am andern Morgen spät — der Frühzug war längst fort — mit schrecklichen Kopfschmerzen, lag wohl noch eine volle Stunde bewegungslos mit offenen Augen da, dachte über die Schlechtigkeit der Menschen, mich einbegriffen, nach, zahlte meine Rechnung und schlich, ohne von Jemandem Abschied zu nehmen, zum Bahnhof.

Spät Nachmittags kam ich in meinem Städtchen wieder an;

mein braves Weib, telegraphisch von mir benachrichtigt, empfing mich liebevoll und ohne Vorwurf, trotzdem sie sogleich den Regenschirm vermißte und an meinem gedrückten Wesen wohl merkte, daß ich nicht gerade Erfreuliches zu berichten haben würde. Auch auf dem Heimwege, als ich mein Herz gegen sie ausschüttete, blieb sie ganz vergnügt und meinte, ich sei nun hoffentlich für alle Zeit vom Meßbesuch curirt.

Vor unserer Thür begegnete uns der Nachbar; „mein Gott," rief er, „wie elend sehen Sie aus! Ich habe Sie mehrere Tage lang nicht gesehen, Sie sind doch nicht krank gewesen?"

„Seien Sie ohne Sorge, lieber Freund," erwiderte ich, „ich war nicht krank, ich war zu meinem Vergnügen zur Ostermesse in Leipzig." —

Die Bedeutung der Ostermesse von 1867.*)

Es hat gewiß Mancher mit uns der diesjährigen Ostermesse mit Spannung entgegengesehen. Lagen doch verschiedene wichtige Momente vor, die zu der Annahme berechtigten, der Verlauf dieser Messe würde für den Buchhandel epochemachend sein. Nicht nur der geschäftliche Charakter der Messe sollte diesesmal — freiwillig und unfreiwillig — einer Veränderung unterworfen sein, sondern auch der collegiale Verkehr der Meßbesucher unter einander, der nach und nach viel von seinem früheren ersprießlichen Wesen verloren hatte, sollte durch Vermittelung des Börsenvorstandes neue Anregung erhalten.

Als Hauptmoment dieses geselligen Verkehrs muß jedenfalls das gemeinschaftliche festliche Mittagsessen im Schützenhaus bezeichnet werden, dessen Verlauf und Bedeutung wir kurz schildern wollen. Zuvor möge es uns jedoch gestattet sein, die geschäftliche Seite näher zu betonen, da durch deren Neugestaltung auch der gesellige Verkehr gefördert wurde. Soweit diese Neu-

*) Erschienen im Börsenblatt für d. deut. Buchh. Jahrg. 1867. Nr. 121.

gestaltung freiwilliger Natur war, ging sie von dem Vorstande des Börsenvereins (zufolge eines Antrages von Al. Duncker in Berlin) in Uebereinstimmung mit dem Beschlusse der vorjährigen Hauptversammlung aus, wonach die Bestimmung getroffen war, daß die Börse während der Messe nur in den Stunden von früh 8 bis Nachmittag 1 Uhr behufs der Abrechnung geöffnet, Nachmittags dagegen geschlossen sein solle. Dieser Beschluß, der für die Dauer der Abrechnung eine Verlängerung in Aussicht stellte, wurde anfangs von verschiedenen Seiten bekämpft, namentlich stimmten die Leipziger Commissionäre, die an den Abrechnungstagen einen Theil ihrer besten Arbeitskräfte den laufenden Geschäften entziehen müssen, für Beibehaltung der früheren Nachmittagsstunden, um möglichst rasch von dem Besuch der Börse entbunden zu sein; doch traten die geltend gemachten Gründe vor dem Gesammtinteresse des Buchhandels zurück. Inwieweit nun der Börsenvorstand die durch die Verkürzung der Abrechnungsstunden gewonnene Zeit im collegialen Interesse der Meßbesucher verwerthen wollte, ist durch die Veröffentlichungen im Börsenblatt Jedermann bekannt; wir wollen hier deshalb nur noch hinzufügen, daß die getroffenen Einrichtungen den allgemeinsten Beifall gefunden haben und deshalb auch wohl für die Folge beibehalten werden dürften.

Aber der geschäftliche Charakter der diesjährigen Messe hat noch eine andere, unfreiwillige Veränderung erlitten, die zwar nicht so offen zu Tage tritt, jedoch eine viel größere Tragweite hat, als jene erste. Wir meinen die Veränderungen, denen der deutsche Buchhandel durch die Ereignisse des vorigen Jahres, durch die politische Neugestaltung Deutschland's unterworfen wurde. Für den aufmerksamen Beobachter wird die durchaus veränderte Stellung des Sortiments- und Verlagshandels in den neuen preußischen Provinzen sich schon jetzt in ihren Wirkungen zu erkennen geben. Ersterer hat vielleicht hie und da, namentlich in den bisherigen Residenzstädten, etwas von seiner Bedeutung eingebüßt, dagegen öffneten sich ihm auch wiederum neue Absatzquellen, der Geschäftskreis ist bedeutend erweitert, vieles in den Bereich des Sortimenters gezogen, was ihm früher

bei den kleineren Verhältnissen des engeren Vaterlandes durchaus fern lag, kurzum der Intelligenz und Thätigkeit sind neue Bahnen eröffnet. In gleichem, oder besser noch größerem Verhältniß hat sich auch der Spielraum vieler Verleger erweitert; muß ja doch, ganz abgesehen von dem Aufschwunge des Verkehrs in Deutschland selbst, unsere politische Consolidirung dazu beitragen, unserer Litteratur in vielen Zweigen eine erhöhte Bedeutung auch im Auslande zu verschaffen.

Daneben galt es ferner, das in mancher Hinsicht veränderte Verhältniß der süddeutschen und österreichischen Collegen mit dem Norden wieder in Einklang zu bringen, genug, es wirkten allerlei Momente zusammen, der diesjährigen Ostermesse eine Wichtigkeit zu verleihen, wie sie solche seit langem nicht besaß. Angesichts dessen kann es uns, gegenüber den hie und da laut gewordenen Befürchtungen, nur mit Freude und Stolz erfüllen, daß sich allseitig ein Geist documentirte, der uns den Beweis liefert, daß der deutsche Buchhandel über den Parteien steht, daß selbst so tief einschneidende Ereignisse, wie die des Jahres 1866, nicht im Stande sind, nachtheilig auf seine festbegründeten Institutionen einzuwirken, daß unser Stand für alle Verhältnisse eine reiche Lebenskraft in sich birgt. Diese feste Ueberzeugung wird Jeder gewonnen haben, der zur diesjährigen Messe anwesend und zumal Zeuge der gehobenen Stimmung war, welche bei dem Festessen die ganze Versammlung beseelte

Die Betheiligung daran war eine sehr erfreuliche, denn man zählte über 450 Personen und darnach können sich nur wenige der Theilnahme enthalten haben. Als Ehrengäste waren außer den Spitzen der königlichen und städtischen Behörden Leipzigs unter anderen auch der königl. preuß. Stadtcommandant, sowie der Rector der Universität zugegen. Die letztere war namentlich stark unter den Gästen vertreten. Wie vorauszusehen, wurden eine Menge Reden gehalten. Das gegenwärtige Vorstandsmitglied, Hr. Franz Wagner, brachte der Versammlung einen festlichen Gruß mit einem Toast auf das Blühen des Buchhandels entgegen. Hr. Dr. Ed. Brockhaus

hieß die Gäste willkommen, wofür Hr. Kreisdirector von Burgsdorff mit einer treffenden Beleuchtung des civilisatorischen Berufes des deutschen Buchhandels dankte. Hr. Al. Duncker hob in längerer Rede die Verdienste Leipzigs um den Buchhandel hervor und schilderte an sich selbst die Anhänglichkeit des deutschen Buchhändlers an Leipzig. Zugleich sprach er seine Freude darüber aus, daß seine Anregung zu der sich jetzt vollziehenden geselligen Vereinigung einen solchen Erfolg gehabt. Im Namen Leipzig's dankte ihm der Bürgermeister Dr. Koch und wies nach, daß der Buchhandel ein Hauptfactor bei der Einigung Deutschland's sei und bleibe, wie er ja denn auch in sich selbst schon längst ein Vorbild der festgeschlossenen Einheit gezeigt habe. Hr. Jul. Springer sprach über die Bedeutung der deutschen Universitäten für die Blüthe des Buchhandels. In einer Antwort darauf entwarf der Rector magnificus Leipzig's, Geh. Justizrath von Gerber, ein Bild des Buchhandels, den er bezüglich des geistigen Lebens mit dem Herzen verglich, welches das regelmäßig pulsirende Blut nach allen Theilen des Körpers versendet. Seine humoristische Wendung, er wünsche, daß gegen die Regel möglichst wenig von dem ausgesandten Blute zum Herzen zurückkehren möge, wurde unter allgemeiner Heiterkeit sehr beistimmend aufgenommen. Nach ihm besprach Hr. Nolte im Anschluß an die eben erst begangene Gropius-Feier die segensreiche Wirksamkeit des Unterstützungs-Vereins, welchem Hr. Franz Duncker die zündenden Worte hinzufügte, man möge beweisen, daß das deutsche Volk von heute nicht mehr bei Worten stehen bleibe, sondern jederzeit zur That bereit sei, worauf alsdann die Festordner eine ergiebige Sammlung für den genannten Verein veranstalteten. Dies gab Hrn. Dr. Heinrich Brockhaus Gelegenheit, in einem Toast auf die vielseitige und erfolgreiche Thätigkeit der ganzen Familie Duncker hinzuweisen, wobei Redner namentlich des ehrwürdigen Carl Duncker warm gedachte. Mit besonderem Beifall ward die darauf folgende Rede des Hrn. Theod. Liesching entgegengenommen, der die buchhändlerische Stellung Nord- und Süddeutschland's zu einander in sehr ansprechender Weise prä-

cisirte. Ungeheuere Heiterkeit, die sich hie und da in einem wahren Jubel Luft machte, erregte ein Vortrag des Hrn. A. Hofmann aus Berlin, der in dem bekannten Style des Kladderadatsch ein vorher vertheiltes, zum Festmahl gedichtetes Tafellied mit grotesken Randzeichnungen erklärte. In beißend-treffender und dabei doch gemüthlicher Weise wurden darin Seitenhiebe auf buchhändlerische Zustände, hervorragende Firmen und größere buchhändlerische Unternehmungen ausgetheilt, so daß die ganze Versammlung in eine lang anhaltende heitere Stimmung versetzt wurde. Es folgten dann noch einige Toaste von Hrn. O. Holtze, Rector Dr. Dietsch aus Grimma und Realschuldirector Dr. Wagner zu Ehren der Frauen, des Gehilfenstandes und — der lieben Schuljugend, als eines der Hauptabnehmer für den Buchhandel, und endlich ist noch ein beglückwünschendes Telegramm von A. Büchting in Nordhausen zu erwähnen, der durch die Folgen seines Unfalls im vorigen Jahre leider noch immer an das Haus gefesselt ist.

Noch durch manchen andern Toast sollte, wie wir hörten, die Feier des Tages erhöht werden, aber die Wogen des allgemeinen Jubels gingen schon zu hoch, um mit dem Worte noch durchdringen zu können, und erst die späten Abendstunden machten dem herrlichen Fest ein Ende.

Am darauffolgenden Montag nahm sodann die Abrechnung auf der Börse ihren Anfang. Während man anfangs der Meinung war, dieselbe werde sich bei der dafür bestimmten kürzeren Zeit gegen früher etwas ausdehnen, so hat vielmehr der Umstand, daß man alle anderweitigen Angelegenheiten im geselligen Verkehr erledigen konnte, fördernd auf ihre Abwicklung eingewirkt, denn schon am Mittwoch sah die Börse ihre letzten Gäste davonziehen. Aus diesem Grunde traf man denn in den Räumen des Hôtel de Prusse, dem geselligen Vereinigungsorte, Nachmittags und Abends stets eine zahlreiche und lebhafte Gesellschaft, bald mit Eifer geschäftliche Verhältnisse besprechend, bald nur der geselligen Unterhaltung sich hingebend.

Und so wollen wir denn hoffen, daß diese Reform unserer Ostermesse den Grund zu einer zunehmenden Bedeutung der-

selben gelegt haben möge. Wenn die Feier unserer jährlichen Versammlungen auch fernerhin durch die Theilnahme der Gelehrten- und Autorenwelt erhöht bleibt, so erhalten diese eine sehr veredelte Erweiterung; sie werden dann zu einem geistigen Brennpunkte, in welchem sich alle Elemente in gewiß fruchtbringendster Weise berühren können. Möge man diese civilisatorische Bedeutung, die der Messe verliehen werden kann, im Buchhandel nicht unterschätzen, und möge dieses Ziel durch einen möglichst allgemeinen Besuch in der Folgezeit gewissenhaft gefördert werden!

Der Pariser Buchhandel während der Belagerung von 1870—71.*)

Vor einigen Tagen erhielten wir die seit etwa 6 Monaten rückständigen Nummern der „Bibliographie de la France" vom vorigen Jahre und konnten uns bei Durchsicht derselben überzeugen, wie gewaltig der Krieg auch auf den französischen Buchhandel eingewirkt hat. Es wird unsere Leser in weiteren Kreisen gewiß interessiren, zu erfahren, welche Stellung unsere Collegen in Frankreich in dieser Zeit eingenommen haben, und geben wir deshalb nachstehend einige Notizen aus der Bibliographie, in der sich der französische Buchhandel ziemlich getreu abspiegelt.

Was zunächst die Aeußerlichkeiten dieses, seit 1811 allwöchentlich vom „Cercle de la librairie" in Paris herausgegebenen Blattes betrifft, so sind im vorigen Jahre statt 52 nur 42 Nummern erschienen. Vom 10. September bis zum 3. December wurde die Herausgabe unterbrochen, seitdem ist die Bibliographie wieder bis zum 14. Januar wöchentlich erschienen, und dann in Doppelnummern alle 14 Tage ausgegeben. Bis zu Nr. 39 (10. December) ist das frühere schön weiße Papier beibehalten, die Nrn. 40—42 aber sind auf erheblich schlechterem,

*) Erschienen im Börsenblatt für d. deut. Buchh. Jahrg 1871. Nr. 85.

gelblichem Papier gedruckt; von dem bibliographischen Theile des Blattes werden wir später reden, das Feuilleton, die litterarischen Anzeigen enthaltend, welches sonst meistens 32 Seiten gr. 8. und häufig mehr umfaßte, schmolz nach Ausbruch des Krieges bald auf 4 Seiten zusammen, auf denen fast nur Ankündigungen militärischer und medicinischer Werke von den Firmen Dumaine, Plon und Baillière und einigen andern erlassen wurden, bis es bei den folgenden Nummern wegen Mangel an Stoff gänzlich aufhörte. Die zweite Beilage des Blattes, die Chronique, ist zu jeder Nummer erschienen und sehr interessant, und ihr entnehmen wir denn auch die folgenden Notizen.

Wie bei uns, so hat auch der französische Buchhandel eine eigene Hilfsthätigkeit für die Opfer des Krieges und deren Angehörige organisirt und dabei sehr Erhebliches geleistet; der „Cercle de la librairie“, der ungefähr unserm Börsenverein entspricht, eröffnete gleich nach der Kriegserklärung eine Sammlung freiwilliger Geldbeiträge, an der er sich selbst mit 5000 Fr. betheiligt, und zu welcher die Firmen Didot, Michel Lévy, Delalain und Hachette je 1000 Fr. beisteuerten, und die bei sehr allgemeiner Betheiligung im Ganzen bis Anfang December etwa 25,000 Fr. ergab. Wir wollen hier gleich einschalten, daß nach Aufhebung der Belagerung der Londoner Buchhandel in einem am 6. Februar unter Longman's Präsidium abgehaltenen Meeting den Beschluß faßte, den bedrängten Pariser Collegen zu Hilfe zu kommen; zu dem Zweck wurden auch in London bedeutende Summen gezeichnet, beispielsweise von Cassell Petter, Clowes & Sons, Longmans und von der Religions tract Society je 50 Pfund Sterl., im Ganzen bis Anfang April etwa 1400 Pf. St., welche Gabe ein schönes Zeugniß für die Opferwilligkeit des englischen Buchhandels ablegt. Gegen Ende October eröffnete der Cercle außerdem noch eine Subscription zur Anschaffung von Kanonen, welche unter etwa 70 Firmen 4175 Fr. ergab, darunter die Firma Hachette mit 1000 Fr.

Selbstverständlich wurde auch eine Sammlung von Büchern für die Gefangenen und Verwundeten eröffnet, zu der merk-

würdigerweise ein Deutscher, Professor von Holtzendorff in Berlin, die Anregung gegeben zu haben scheint; in Nr. 35 der Chronique vom 27. August findet sich ein Brief des Genannten abgedruckt, in welchem derselbe im Namen des Berliner „Hilfscomités" zu Bücherspenden für die Gefangenen in Deutschland auffordert. Dieser Vorschlag fand vielen Anklang, bei Chaix & Co. wurde eine Sammelstelle eingerichtet, bei welcher nicht nur der Buchhandel reichliche Gaben bot, sondern wo auch das Volk beisteuerte; ein Bankier sandte seine ganze aus 400 Bänden bestehende Bibliothek, Arbeiter und ihre Kinder brachten ihre Schulpreise, die Société des livres utiles spendete 23,250 Broschüren, und so kamen im Ganzen etwa 33,400 einzelne Bände und Broschüren zusammen, wobei wir wiederum Hachette mit 4060 Bänden betheiligt finden.

Man sieht, schon die directen freiwilligen Spenden, haben dem Pariser Buchhandel nicht unerhebliche Verluste gekostet. Andrerseits allerdings hat er auch wieder Vortheile vom Kriege gehabt, die von nachhaltiger segensreicher Wirkung sein werden, wenn der Frieden das im Kriege Geschaffene nicht wieder aufhebt. Auf dem Gebiete der Preßgesetzgebung nämlich haben bedeutende Erleichterungen stattgefunden und die „Regierung der Landesvertheidigung" hat auf diesem Felde die liberalsten Anschauungen zur Geltung gebracht. So hob ein Decret vom 6. September jedwede Besteuerung der Journale und anderer Druckschriften auf; am 11. October wurde die Zeitungs-Caution abgeschafft und konnten sämmtliche bis dahin hinterlegten Cautionen zurückgezogen werden, die Einrichtung der Pflichtexemplare jedoch wurde beibehalten. Ein Gesetz vom 11. September giebt die Gewerbe des Buchhandels und der Buchdruckerei ganz frei; wer sich als solcher etabliren will, hat nur auf dem Ministerium des Innern Anzeige davon zu machen; auch der Colportagehandel wurde gleichzeitig freigegeben. Das sind schwerwiegende Reformen, die, wenn sie Bestand haben, zu einer vollständigen Umgestaltung des französischen Buchhandels und der Presse beitragen können.

Die Tagesneuigkeiten der Chronique bieten jetzt wenig

Interesse mehr, weil sie durch die Zeit überholt sind; bemerkenswerth für uns ist jedoch der am 23. November erfolgte Tod des ausgezeichneten Buchhändlers Pierre Jannet, des Begründers der auch bei uns wohlbekannten Bibliothèque elzévirienne und der Nouvelle Collection Jannet. Die Chronique bringt auch jenes bekannte Schreiben des Rectors der Straßburger Akademie, Zeller, an den Cultusminister Brame, betreffend die Zerstörung der Bibliothek, worauf es dann in der umgehend erfolgten ministeriellen Antwort heißt, die Bibliothek solle sehr bald neuerstehen als ein Zeugniß für „die ewige Infamie des preußischen Generals, der ein solches Attentat gegen die Menschlichkeit und Humanität gewagt habe" . . . . Seltsame Rösselsprünge des Schicksals! Vor kurzem warf dieselbe Regierung, welche das geschrieben, Bomben nach Paris hinein, und wenn diese nicht zufällig eine Bibliothek getroffen haben, so wird man das wohl kaum auf Rechnung des guten Willens der Bombardirenden schreiben dürfen, sondern es wird auch hier wohl einfach heißen: „Ja, Bauer, das ist ganz was Anderes!"

Die Chronique giebt bei der Veranlassung auch eine Geschichte der Straßburger Bibliothek, auf die wir hier nicht näher eingehen können; höchst interessant dagegen ist ein sich in No. 41 u. 42 findender Bericht von Jules Claretie an Jules Ferry, Regierungsmitglied, über die Gründung von Volksbibliotheken in jedem Arondissement von Paris, der unsere ganze Aufmerksamkeit erregt hat, und aus welchem einige Auszüge zu geben wir uns nicht versagen wollen. Der Artikel wirft interessante Streiflichter auf die Geschichte des Volksunterrichts in Frankreich, auch zeigt der Verfasser viel richtige Erkenntniß und den besten Willen, seiner Nation die Wohlthat einer allgemeinen Schulbildung zu verschaffen, die ihm an Deutschland augenscheinlich imponirt; er schießt aber über das Ziel hinaus, indem er in überstürzender Hast gleich im Handumdrehen etwas Fertiges hinstellen will, zu dessen Erreichung Deutschland viele Jahrzehente des angestrengten Fleißes bedurfte. Am Eingange verwahrt sich der Verfasser gegen den etwaigen Vorwurf, daß der Moment (December 1870) zur

Gründung von Volksbibliotheken nicht günstig gewählt sei, denn es sei eine der ersten Aufgaben einer freien republikanischen Regierung, sofort ihr Augenmerk dem Volksunterricht zuzuwenden. Bildung allein gebe einer Nation wahrhafte Kraft, das zeige sich jetzt „sogar an diesem Preußen!“ Nach Jena zu einer Macht letzten Ranges herabgedrückt, habe sich Preußen seitdem in Armee und Volk mächtig gestärkt und zwar hauptsächlich durch seine Schulen und Universitäten, welche ein Heerd des Patriotismus und des Widerstandes gegen die Unterdrückung seien. Hier läßt dann der Verfasser eine gewagte Beweisführung folgen, daß alle öffentlichen Bibliotheken, Nationalmuseen und dergleichen Institute immer einer nationalen Umwälzung ihrer Entstehung zu verdanken haben, das Raisonnement gipfelt in dem Satze: „indem die Revolution zerstört, baut sie auf“. Im weiteren Verlaufe wird auf einen, dem vorliegenden ähnlichen Bericht von Gregoire vom Jahre 1794 und auf einen Beschluß der Constituante aus dem J. 1790 Bezug genommen, wonach alle Stadt- und Landschulen eine Bibliothek haben sollten, die jedem Bürger geöffnet sei. Das erste Kaiserreich jedoch habe diese geistreiche Idee der Revolution unterdrückt und die Entwickelung des Volksunterrichts in jeder Weise gehemmt, Bücher galten derzeit nichts, es traten Armee-Bulletins an Stelle der Encyklopädien. Das habe sich seitdem gerächt, denn während überall in England, Holland und der Schweiz Volksbibliotheken gegründet wurden, sei Frankreich stets zurückgeblieben. Der Verfasser beleuchtet nun die verschiedenen in Frankreich gemachten Versuche von der ersten, von Perdonnet 1830 unter dem Namen L'Association politechnique in Paris gegründeten Volksbibliothek bis zur Société Franklin vom Jahre 1862. Das Bestehende erweise sich heute als gänzlich unzureichend und die Regierung des 4. September müsse schleunigst Bibliotheken einrichten und zwar nach einem System, welches Robert Burns im J. 1790 aufgestellt habe; jedes Arrondissement müsse seine Volksbibliothek haben, das würde Paris zur besseren Zierde gereichen, als alle jetzigen kostbaren Monumente. Nun folgen Details über die Einrichtung selbst, Wahl der Locale, An-

fertigung der Kataloge, Beschaffung der Bücher u. s. w. Das wäre nun soweit alles schön und gut, der Verfasser will aber gleich jetzt schon bei der Belagerung den Nutzen aus diesen Einrichtungen ziehen! „Rasch, rasch damit! Denn hier erholt sich unser Soldat von den Strapazen der Belagerung, hier begeistert er sich an der vaterländischen Geschichte, hier zerstreut er sich durch heitere Lectüre, hier lehren wir ihn, wie er zu leben und zu sterben hat; welcher Vortheil für unsere jetzt müßiggehende Armee, schaffen wir also rasch Bibliotheken u. s. w." Der ganze Plan ist mit echt französischer Lebhaftigkeit entwickelt, der Verfasser möchte die Bücher aus der Erde stampfen und während seine Landsleute in Friedenszeiten zu bequem waren, fleißig an diese schwere Arbeit zu gehen, so verlangt er nun plötzlich mitten im Kriege von ihnen, daß Hals über Kopf Resultate vorliegen. Was aus dem Project geworden, ist uns unbekannt, doch wünschen wir im Interesse der Pariser Bevölkerung, daß die Sache zu ruhiger Zeit ins Leben treten möge.

Was nun die zur Zeit des Krieges erschienene Litteratur selbst angeht, so ist die Quantität derselben allerdings immer noch bedeutend, die Qualität aber mit Ausnahme einiger wissenschaftlichen Neuigkeiten auf dem Gebiete der Medizin und Naturwissenschaften gleich Null. Juridica fehlen gänzlich, ebenso wissenschaftliche Theologie, überhaupt die gediegenen Werke aller Fächer. Die Politik und das gesellschaftliche Elend sind die Angelpunkte, um die sich die ganze Litteratur dreht; dabei tritt eine blinde Wuth und andrerseits ein Cynismus zu Tage, der uns so recht den sittlichen Verfall auch der heutigen französischen Litteratur zeigt. Wo sind die geistigen Capacitäten, die selbst im tiefsten Unglück als Schriftsteller eine würdige Haltung bewahren? Etwa Victor Hugo, der in seinem Hochmuth allem Bestehenden den Vernichtungskrieg erklärt? Wo sind heutzutage Männer, welche es an edler Begeisterung den befähigten Männern der ersten Revolution, wie Rouget de Lisle u. A. gleichthun können? Die heutige Poesie der Revolutionspartei athmet nur nüchternen Egoismus oder hohle Phrasen; wie wirkte Mirabeau zündend durch seine Wahrheiten, und

welches Ansehen genießt dagegen sein rhetorischer Schatten Gambetta! Nicht eine durchschlagende die Volksmassen erhebende litterarische Erscheinung in dieser Zeit, wahrlich, ein schlechtes Zeichen! Jetzt hätten die Lieblingsschriftsteller des Volkes etwas leisten sollen auf ihrem Gebiet, statt dessen finden wir nur eine ganz kümmerliche Ausbeute von Almanachs, Siegeshymnen voll vielen Weihrauchs und mit wenig Gedanken, Gebetbüchern, Kinderschriften, Spottschriften auf Badinguet, Theaterstücke nicht zu vergessen, Schriften über Behandlung der Verwundeten, Gesundheitsregeln, die verschiedenartigsten Pläne Paris zu deblockiren, eine wahre Fluth von Pamphleten und Caricaturen und eine Menge neuerstandener Journale, die sich in seltsamen Titeln wie z. B. Dépêche-Ballon, Ecole de l'homme, Cri du peuple, Garibaldi défenseur des peuples, La mitrailleuse u. s. w. gegenseitig überbieten.

Wäre die Sache nicht zu bitter ernst, man könnte lachen über die Art und Weise, wie die französische Litteratur Stellung zum Kriege genommen hat, aber die Wahrnehmung ist wie gesagt eine traurige, der Ausfall an gediegener französischer Litteratur ist ein bedeutender, und speciell der Buchhandel überall wird hart davon betroffen, am meisten natürlich in Paris selbst. Die dortigen Buchhändler haben bis jetzt den Ausfall zweier sehr wichtiger Absatzquellen erlitten, die Zeit der Geschenke zu Neujahr und den Schulbücherverkauf zwei wichtige Momente im dortigen Geschäft, ganz abgesehen vom Darniederliegen des Handels während der ganzen Zeit. Das Commissionsgeschäft ist vollständig zerrüttet, da alle Verbindungen um Paris zerstört oder erschwert sind, und die neue Umsturzpartei thut das Ihrige, die Rückkehr geordneter Zustände möglichst zu verzögern.

Dem Pariser Buchhandel thut jetzt vor allen Dingen Ruhe noth, sich zu erholen, und die Möglichkeit, mit den Provinzen und dem Auslande wieder in Verbindung zu treten. Was das letztere angeht, so nimmt allerdings der Handelsstand in Frankreich theilweise eine merkwürdige Haltung Deutschland gegenüber an, indessen wenn es wahr ist, daß der ernstgemeinte tiefe Haß, wie die glühende Liebe, stumm ist, so brauchen wir den jetzigen

Versicherungen der Franzosen, wonach sie allen Verkehr mit uns abbrechen wollen, nicht zu viel Gewicht beizulegen. Der Nationalhaß als Waffe in Zeiten offenen Kampfes hat eine gewisse Berechtigung; wird er aber als bleibende Institution in Friedenszeiten aufgestellt, so verstößt er gegen die ewigen Gesetze der Humanität, er isolirt die als Nachbarn auf einander angewiesenen Völker und hemmt die Culturentwickelung, und die Bessergesinnten, die Gebildeten sagen sich in richtiger Würdigung desselben sehr bald von ihm los, um in friedlichem Umgange, in der Beobachtung der durch Verstand und Erfahrung gebotenen Regeln des Verkehrs die Zufriedenheit mit sich selbst wiederzufinden, deren Jedermann bedarf, will er sich in seinem Berufe und als Weltbürger wohlbefinden.

Das ist eine Erscheinung, die uns die Weltgeschichte wiederholt geboten hat, und auch nach der Katastrophe des vorigen Jahres wird sich der Riß zwischen Deutschland und Frankreich in gleicher Weise schließen; wir wünschen es gewiß Alle lebhaft und keiner von uns wird zögern, die Hand der Versöhnung zu bieten oder zu nehmen, und in den Kreisen unseres Berufes ist dies auch zum Theil bereits von beiden Seiten geschehen. Der Buchhandel, man darf es wohl sagen, besteht aus den erwähnten Bessergesinnten, und so geben wir uns der festen Erwartung hin, daß unsere Collegen in Frankreich, sobald es die Verhältnisse gestatten werden, sich wieder mit uns vereinigen zum gemeinsamen Dienste im Interesse der Wissenschaften und des Handels. Es sind ihnen, mit denen wir früher einen so lebhaften Verkehr unterhielten, durch die Wendung des Schicksals tiefe Wunden geschlagen, die wir mitempfinden, denn unsere Interessen sind mit den ihrigen verknüpft; wohlan denn! suchen wir gemeinschaftlich einen Ersatz dafür in der Wiederaufnahme der alten Beziehungen; der Buchhandel soll über den Parteien stehen, er kann als mittelbarer Beherrscher der Presse viel dazu beitragen, die Strömungen der öffentlichen Meinung zu regeln; es ist eine der schönsten Aufgaben des Buchhandels, sich den verwerflichen Ausbrüchen einer thörichten Leidenschaft in der Presse entgegen zu stemmen und nach besten Kräften dafür zu

wirken, daß die Dämme, in welchen sich der große Strom des friedlichen Culturzustandes unaufhaltsam fortbewegt, nicht durchbrochen werden. Dessen wolle man doch ja in Paris eingedenk sein!

Ambroise Firmin Didot.*)

Heute führen wir unsern Lesern das Bild eines Mannes vor, der gegenwärtig vermöge seines Alters und seiner Verdienste unter den Buchhändlern Frankreichs als Nestor den ersten Platz einnimmt. Es ist Ambroise Firmin Didot, geboren in Paris den 20. December 1790, ältester Sohn von Firmin Didot und Neffe des berühmten Pierre Didot, in unserm Jahrhundert der würdige Repräsentant dieser hervorragenden Drucker- und Buchhändlerfamilie, welche schon das ganze vorige Jahrhundert hindurch sich durch einen großartigen Unternehmungsgeist auszeichnete. Für die Entwickelung der Buchdruckerkunst in Frankreich sind die Didots geradezu bahnbrechend zu nennen; schon François Ambroise Didot, geboren 1730 (der Ahnherr der Familie ist François Didot, geboren 1689 zu Paris), vervollkommnete die Schriftschneide- und Schriftgießkunst in hohem Grad und erfand etwa um 1777 die Pressen mit einem Zug. Mehr noch leistete sein Sohn Pierre, geboren 1760, der als Drucker nach dem Ruhm strebte, der Boboni Frankreichs zu werden; seine Ausgabe des Racine (3 Vols. 1801—5) sowie die Folioausgaben des Virgil (1798) und des Horaz (1799) zeugen für seine Leistungen. Sein Bruder Firmin Didot, der Vater Ambroise's, geboren 1764, war ein vorzüglicher Formschneider und Schriftgießer und erfand ein ganz neues Verfahren des Stereotypendrucks, welches er zuerst beim Druck der Callet'schen Loga-

*) Erschienen in der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Nr. 1542 vom 18. Januar 1873. (Mit Portrait.) Didot starb am 22. Februar 1876.

rithmen anwandte.*) Daneben waren alle Didots akademisch gebildete, tüchtige Gelehrte, die beachtenswerthe Schriften sowohl auf verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten wie auf dem speciellen Feld ihres Berufs hinterlassen haben.

Ambroise Firmin Didot verdient vor den übrigen Didots in Deutschland schon deshalb eine besondere Beachtung, weil er die deutsche Gelehrtenwelt zur Ausführung seiner großartigen wissenschaftlichen Unternehmungen mit heranzog, weil der Ruhm, den ihm die Herausgabe von Werken, wie beispielsweise des „Thesaurus graecae linguae", brachte, auch ein Triumph deutscher Wissenschaft ist.

Ambroise Firmin Didot kam von früher Jugend an, während sein Vater selbst ihm seine litterarischen und typographischen Studien vorschrieb, viel in Berührung mit hervorragenden Männern, namentlich mit Boissonade, dem eine Zeit lang sowohl seine, wie seines Bruder's Hyacinthe (geboren 1794) Erziehung anvertraut war; beide Brüder traten später in das von Thurot begründete Institut, wo sie den Unterricht der tüchtigsten Gelehrten genossen; später vervollkommnete Ambroise noch seine Kenntniß der alt- und neugriechischen Sprache unter der Leitung des gelehrten Koraï, dessen Freund er infolge dieses Verkehrs wurde. Ambroise Didot zählte bald zu den hervorragenden Hellenisten seiner Zeit, und Couvier konnte von ihm 1810 in einem Brief sagen, daß ganz Griechenland, wo sich derzeit schon die bald erfolgende Umwälzung vorbereitete, große Hoffnungen auf ihn setze.

Nach Wiederherstellung des europäischen Friedens im Jahr 1814 begab sich Didot nach England, um die dortigen Fortschritte in der Papierfabrikation und dem Druckereiwesen kennen zu lernen; er war der erste, der die von Lord Stanhope verbesserte und nach ihm benannte Druckerpresse in Frankreich einführte. Einem lange gehegten Wunsch zu genügen, begab er sich 1816 mit der französischen Gesandtschaft, bei der er als Attaché angestellt war, nach Konstantinopel, und trat darauf in das Gymnasium von Cydonien (in Kleinasien), um der grie-

*) Siehe Seite 243, Zeile 28–36.

chischen Sprache völlig Meister zu werden, was ihm auch glänzend gelang. Ehe er nach Frankreich zurückkehrte, besuchte er die classischen Länder des Orients und lernte Griechenland, die Türkei, Kleinasien, Syrien, Palästina und Aegypten in den Jahren 1816 und 17 gründlich kennen, was seine über diese Länder veröffentlichte Schrift „Notes d'un voyage dans le Levant en 1816 et 1817" bekundete. Auch entdeckte der junge Reisende auf der Ebene von Troja in jenem Hügel, der für die Citadelle des alten Troja gehalten wird, einige cyklopische oder pelasgische Bauten, welche den Nachforschungen von Choiseul-Gouffier und Chevalier entgangen waren.

Da kam im Jahr 1823 die Erhebung Griechenland's, welche die Aufmerksamkeit und Sympathie von ganz Europa erregte; die Hellenen versuchten das drückende Joch der Osmanen abzuschütteln. Ambroise Didot war der erste, welcher eine Flugschrift, einen Aufruf zu einer Subscription zu Gunsten der bedrängten Griechen in die Welt sandte, welche Schrift als Vorläufer jenes bekannten Pariser Comité's zu betrachten ist, das der griechischen Sache so nachdrücklich Unterstützung von Seiten Europas verschafft hat. Auch Didot gehörte diesem Comité an und wußte im Verein mit Männern wie La Rochefoucauld, Chateaubriand, Choiseul, Dalberg, Ternaux u. a. fünf Jahre hindurch das Interesse für die griechische Erhebung stets rege zu erhalten. Aber er bethätigte seine Sympathien noch in anderer Weise. Griechenland besaß derzeit keine Druckerei, Didot machte der Stadt Hydra eine solche zum Geschenk und sandte seinen Schüler Dobras dahin, der die Leitung der Anstalt übernahm und das „Annuaire de la loi" erscheinen ließ.

Wurden Didot durch seine Thätigkeit nach dieser Richtung auch viele Mühen und Sorgen aufgebürdet, so hinderten ihn diese doch nicht, sich seinen Studien, sowohl auf dem Gebiet der Typographie wie der Wissenschaften, mit dem größten Eifer und Erfolg hinzugeben. Er ließ eine Thucydides-Uebersetzung erscheinen, die heute noch geschätzt wird, gleichwie sein „Essai sur la typographie", eine ganz hervorragende Arbeit, welche von umfassenden Kenntnissen zeugt; er entwickelt darin mit

großer Klarheit die Anfänge der Druckerkunst und sucht seine Meinung in dieser so verschieden ventilirten Streitfrage durch gute Beweisgründe zur Geltung zu bringen. Didot hat für seine Forschungen auf dem Gebiet der Druckerkunst ein so reiches Material zusammengebracht, daß seine Bibliothek, nachdem die von T. O. Weigel in Leipzig leider jüngst in alle Winde zerstreut ist, gegenwärtig als die bedeutendste Privatsammlung von Incunabeln und andern kostbaren Druckschriften zu betrachten ist.

Im Jahr 1827 übernahm Ambroise Didot das väterliche Geschäft zusammen mit seinem Bruder Hyacinthe unter der heute noch bestehenden Firma Firmin Didot Frères; beide verfolgten geschäftlich die Bahn ihrer Vorfahren und haben den berühmten Namen des Hauses jederzeit und in jeder Beziehung auf seiner Höhe erhalten.

Ambroise Firmin Didot hat im Verlauf der Jahre mit seinem Bruder zusammen eine Reihe wichtiger Unternehmen durchgeführt, beispielsweise die „Monuments de l'Egypte et de la Nubie“ von Champollion dem Jüngern, die „Voyage de l'Inde“ von Jacquemont, die „Expédition scientifique des Français en Morée“, eine neue Ausgabe des „Dictionnaire de l'Académie“, das „Dictionnaire français-arabe“ von Bochtor, „La France littéraire“ von Quérard u. a. m. Von besonderer Bedeutung noch ist das „Glossarium mediae et infimae latinitatis“ von Du Cange, welches in alphabetischer Ordnung die Arbeiten der Benedictiner, des Dom Carpentier, Adelung's und des neuen Herausgebers Henschel vereinigt; die größte und verdienstvollste Verlagsunternehmung Ambroise Didot's aber ist die neue Ausgabe des „Thesaurus graecae linguae“, welches Werk unserm Jahrhundert zur Ehre gereicht. Den Grund dazu legte schon der berühmte Henri Estienne; inzwischen waren aber 300 Jahre vergangen, die Wissenschaft hatte bedeutende Fortschritte gemacht, der Text mancher Autoren hatte sich als unrichtig herausgestellt, mancher neue Text war seitdem aufgefunden, und so galt es, den von Estienne nachgelassenen „Trésor“ auf die jetzige Höhe der Wissenschaft zu erheben, eine

umfassende, schwierige Arbeit. Die Hauptschwierigkeit für Ambroise Didot, der, einem Wunsche seines Vaters nachkommend, die Herausgabe dieses Werks speciell in die Hand genommen hatte, bestand darin, eine hinreichende Zahl von Männern zu finden, deren wissenschaftliche Bedeutung der Aufgabe gewachsen war; er trat zu dem Zweck mit Autoritäten der verschiedensten Länder in Verbindung und hatte die Freude, daß die meisten dem im Namen der Wissenschaft an sie ergangenen Aufruf Folge leisteten. So vereinigten sich mit dem Verleger Gelehrte wie Ast, Boissonade, Cramer, Hase, Jacobs, Osann, Rost, Schäfer, Struve, Tafel u. a., und die Gebrüder Dindorf in Leipzig traten mit Hase an die Spitze des Unternehmens, anfänglich in der Redaction unterstützt von Sinner und Fix. Ambroise Didot selbst übernahm die „Prolegomena“ und stellte die Authenticität der von Estienne herrührenden Noten und Zusätze nach dem handschriftlichen Exemplar in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien fest. Das Werk ist in Deutschland so bekannt, daß wir uns Weiteres darüber ersparen können.

Gleiche Bereitwilligkeit bei den Gelehrten fand Didot auch bei der Herausgabe der „Bibliothèque des auteurs grecs“, in welcher der Text, revidirt nach den Manuscripten und ergänzt durch eine große Zahl bis dahin unedirter Fragmente, von einer lateinischen Uebersetzung begleitet ist, welche ebenfalls revidirt und theilweise erneuert wurde. An diese „Bibliothèque grecque“ schlossen sich Commentare derselben, in gleichem Format auch die „Bibliothèque latine-française“, unter Leitung von Nisard, und die „Bibliothèque française“, ebenfalls mit vorzüglichen Noten und kritischen Bemerkungen versehen. Die Bibliothekserien allein umfassen etwa 200 Bände in groß Octavformat.

Neben diesen größern wissenschaftlichen Unternehmungen, bei deren Ausführung die deutsche Gelehrtenwelt nicht zum kleinsten Theil betheiligt ist, haben Didots eine Reihe wohlfeiler Bücher verlegt, welche sowohl die Belehrung der großen Menge wie auch der einzelnen Gesellschaftsclassen ins Auge fassen; bekannt davon ist das „Univers pittoresque“; Gelehrte, Reisende

und Schriftsteller haben diesem Werk den Tribut ihrer Arbeiten, ihrer Entdeckungen und Beobachtungen gezollt, geleitet von dem Wunsche der Verleger, die geschichtlichen und geographischen Wissenschaften zu verallgemeinern. Von den in weitern Kreisen bekannten Verlagsunternehmungen sei hier nur noch hingewiesen auf die „Encyclopédie moderne", die „Nouvelle biographie générale" und auf das „Dictionnaire de la conversation et de la lecture", ein ähnlich angelegtes Werk wie unser deutsches „Conversationslexikon" von Brockhaus.

Ambroise Didot wurde wiederholt zu Ehrenämtern berufen. So erstattete er bei den Ausstellungen von 1844 und 1849 als Mitglied der Jury den Bericht über die auf die Typographie bezüglichen Zweige der Industrie, und 1851 ernannte ihn die internationale Jury zum Berichterstatter über die erste Weltausstellung in London. In diesem Bericht wie in dem schon erwähnten „Essai sur la typographie" giebt Didot den Entwicklungsgang der Druckerkunst und der verwandten Zweige von deren Erfindung an bis auf unsere Tage.

Hier möge gleich noch ein Blick auf die übrigen eigenen Schriften von Ambroise Firmin Didot geworfen werden; man wird daraus am besten auf seine vielseitige und wissenschaftlich gediegene Thätigkeit schließen können. Außer den schon erwähnten „Notes d'un voyage dans le Levant" (1826), gab er die „Fragments sur la Grèce de M. Pouqueville" heraus, dann seine „Traduction de l'Histoire de Thucydide" (4 Vols. 1833), ferner „Dissertations sur Joinville" am Eingang seiner Memoiren (1859), und daneben Abhandlungen über Estienne, Aldus u. a., Auszüge aus der „Nouvelle biographie générale" (1855). Außerdem schrieb er noch kleine Abhandlungen, wie die über „Le missel de Jacques Juvénal des Ursins", ein kostbares Manuscript, welches Didot der Stadt Paris cedirte, nachdem er selbst es für 35,000 Frcs. erworben hatte. Auch über das litterarische Eigenthum hat er Mehreres geschrieben und sich bemüht, Licht in diese dunkle Rechtsfrage zu bringen. Unter seinen neueren Schriften ragen hervor seine 1863 veröffentlichten „Essais typographiques et bibliographiques sur

l'histoire de la gravure sur bois", seine „Réponse à M. Egger sur le prix du papier dans l'antiquité ' u. a. m.

Als Ehrenmitglied des Pariser Stadtraths trug Ambroise Didot 1855 durch seine „Considérations", welche er in der Sitzung vom 25. Januar überreichte, wesentlich dazu bei, daß die von dem Seinepräfecten vorgeschlagene Besteuerung des Papiers abgelehnt wurde; seine Gründe gegen diese Steuer sind ziemlich dieselben Bedenken, welche bei uns schon seit geraumer Zeit, leider immer noch vergeblich, gegen die Zeitungsstempelsteuer geltend gemacht werden. Bemerkenswerth ist übrigens hierbei, daß die heutige freisinnige Regierung in Frankreich sich sofort nach ihrem Regierungsantritt beeilte, die früher mit Didot's Hilfe abgeschlagene Besteuerung des Papiers einzuführen, was denn auch die unausbleibliche, für die allgemeine Volksbildung bedenkliche Folge einer allgemeinen Vertheuerung sämmtlicher Papiererzeugnisse nach sich gezogen hat.

Im Jahre 1855 finden wir Ambroise Didot an der Spitze, als es sich um den Neubau der Sorbonne handelte, und überall begegnet man seiner Thätigkeit und seinem Einfluß, wo es die Förderung gemeinnütziger Zwecke und des Wohl's seiner Mitbürger gilt. Er ist Präsident oder Mitglied vieler industrieller und gelehrter Gesellschaften und steht als Ehrenpräsident an der Spitze seiner Berufsgenossen, des Cercle de la librairie de l'imprimerie et de la papeterie à Paris, auch ist er Imprimeur de l'Institut de France, wie sein Vater es war, und gehört der Ehrenlegion als Offizier an. Vor kurzem wurde Ambroise Didot an Stelle Cherrier's zum Mitglied des Institut de France, und zwar der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres ernannt.

Jetzt in so hohen Jahren haben die beiden Brüder ihre beiden Söhne zur Seite stehen, die ihnen die Last der eigentlichen Geschäfte abgenommen haben; das Haus hat inzwischen solche Ausdehnung gewonnen, daß eine besondere Vertretung einer Interessen in Leipzig und Boston stattfindet.

Schreiber dieses erinnert sich noch mit Vergnügen des wohlthuenden Eindrucks, welchen vor einigen Jahren bei einem

Besuch die Persönlichkeit Ambroise Didot's auf ihn machte. Der alte Herr hat es verstanden, trotz seiner 80 Jahre, sich eine seltene geistige Frische und gewinnende Herzlichkeit zu bewahren; ihm ist das schöne Loos zu Theil geworden, im hohen Alter in den glücklichsten Verhältnissen mit Befriedigung auf eine reichbewegte, stets von Erfolgen begleitete Lebensbahn zurückblicken zu dürfen, und in vollem Maße gebührt ihm die Huldigung, welche ihm Edmund Werdet in seiner vortrefflichen Schrift zollt: „Nous ne faisons que lui rendre la plus stricte justice, en le proclamant l'honneur et la gloire de la typographie française, non seulement de notre époque, mais de notre siècle.“

Alfred Mame et fils in Tours.*)

Jüngst lasen wir irgendwo die treffende Bemerkung, daß große Nationen, wie die englische, französische, deutsche u. a., meistens einen so reichen inneren Fonds, eine so bedeutende eigene Productionskraft besitzen, daß ihre Angehörigen dadurch leicht verleitet werden, die Leistungen anderer Nationen nicht mit dem Interesse und so gewissenhaft pünktlich zu verfolgen, als dies von Bewohnern kleiner Staaten zu geschehen pflegt. Diese müssen allerdings Kosmopoliten sein, müssen sehr aufmerksam der Entwickelung ihrer großen Nachbarn folgen und das hier auf allen Gebieten des menschlichen Wissens neu Auftauchende sich in umfassendstem Maße zu eigen machen suchen, denn ohne dieses würden sie sehr bald hinter dem Bildungsgange der durch größere Hilfsquellen Bevorzugten zurückbleiben. Aber doch wäre zu wünschen, daß auch bei den Angehörigen großer Nationen der Weltbürgersinn im Allgemeinen mehr gepflegt würde, denn durch die bei ihnen oft vorhandene geistige Bequemlichkeit, die meistens in dem Bewußtsein wurzelt, überall in der Welt sich auf die territorialen oder geistigen Errungen-

*) Erschienen im Börsenblatt für d. deut. Buchh. Jahrg. 1869 Nr. 295.

schaften des engeren Vaterlandes stützen zu können, entgeht ihnen ein Gewinn mancher Art, welchen sich zu verschaffen den kleineren Nationen in jeder Beziehung zur Ehre gereicht.

Es läßt sich der Beweis dafür in allen Verhältnissen führen, wir haben es hier nur mit dem Buchhandel zu thun. Wie isolirt steht nicht die große Masse der englischen, französischen, italienischen und amerikanischen Buchhändler dem Auslande gegenüber. Es machen wohl einzelne hervorragende Firmen eine Ausnahme davon, aber im Allgemeinen wird gewiß Jedermann dieser Behauptung beipflichten. Im deutschen Buchhandel findet sich das zwar nicht in dem Maße, wie bei den Genannten; seine vortreffliche Organisation bringt ihn dem Auslande näher, aber doch frage man auch bei uns nur einmal nach, wie weit verbreitet denn wohl die Kenntniß der Litteratur und der buchhändlerischen Verhältnisse des Auslandes zu finden ist?

Und doch kostet es gerade in unserem Stande nur eine geringe Mühe, um sich in beständigem Rapport mit den litterarischen Erscheinungen und den Begebenheiten des ausländischen Buchhandels zu setzen. Die Engländer, Franzosen, Amerikaner, die Italiener, Holländer, Dänen rc. haben ja bekanntlich alle ihre Buchhändlerzeitungen wie wir, einen getreuen Spiegel ihres Wirkens und Schaffens, ihrer Freuden und Leiden, und wer es nur über sich vermag, wer nicht gar zu sehr mit der Zeit geizt, wer im Anfange durch etwaige Schwierigkeiten einer fremden Sprache sich nicht abschrecken läßt und diese beharrlich zu überwinden sucht, dem geht mit der Zeit auch das Verständniß für die fremden Verhältnisse auf, ohne daß er sie aus eigener Anschauung zu kennen braucht, und damit wird er seine Mühe reichlich belohnt sehen. Man bereichert damit nicht nur positiv seine Kenntnisse, sondern erweitert namentlich auch den geschäftlichen Blick, und das kommt Jedermann zu Statten, möge er einen noch so bescheidenen Wirkungskreis haben.

Wennschon nun womöglich alle jene Buchhändlerzeitungen eine solche Berücksichtigung verdienen, so sind es doch gerade auch die Organe der kleineren Nationen, die nicht in letzter Reihe Anspruch darauf machen können, und von diesen wiederum

hat das holländische „Nieuwsblad voor den boekhandel“ uns schon wiederholt zu Betrachtungen angeregt, wie wir sie hier am Eingang ausgesprochen haben. Es zeigt sich in dem Nieuwsblad, namentlich seitdem die Redaction vor ungefähr drei Jahren in sehr tüchtige Hände gelangt ist, ein so lebendiges Interesse für den Gesammtbuchhandel aller Länder, daß diese Zeitung in den weitesten Kreisen gelesen zu werden verdient. Sie bringt nicht nur regelmäßig Notizen aus den hervorragendsten buchhändlerischen und litterarischen Blättern, sondern enthält auch häufig sehr gediegene Originalcorrespondenzen. So finden sich z. B. in den letzten Nummern einige interessante größere Aufsätze, darunter einer über das Etablissement Alfred Mame et fils in Tours, von Louis D. Petit in Amsterdam geschrieben, welcher auch für die Leser unseres Blattes viel Interesse haben dürfte.

In dieser Voraussetzung kommen wir gern dem gegen uns ausgesprochenen Wunsche der Redaction unseres Börsenblattes nach, von dem Artikel über Mame eine deutsche Bearbeitung zu geben.

Gegründet wurde das jetzt so ausgedehnte Geschäft im Jahre 1798 von Amant Mame, einem jungen energischen Manne. Es gelang diesem bald, sein Geschäft aus den bescheidenen Anfängen herauszuarbeiten und ausgedehnte Verbindungen anzuknüpfen; unbekümmert durch die Concurrenz ging er auf dem einmal eingeschlagenen Wege mit eiserner Consequenz fort und sah seinen Fleiß immer mehr und mehr durch Erfolge belohnt. Im Jahre 1830 associirte er sich mit seinem Schwiegersohn und Neffen Ernest Mame, und im Jahre 1833 nahm er noch seinen ältesten Sohn Alfred, den gegenwärtigen Besitzer, in das Geschäft auf. Unter der Leitung dieser drei Männer hat sich das Haus zu einer respectablen Höhe aufgeschwungen.

Als im Jahre 1845 der Gründer starb und Ernest Mame (früher Maire von Tours, jetzt Mitglied des Corps législatif) sich von den Geschäften zurückzog, übernahm Alfred allein das Geschäft, dem er schon zwölf Jahre hindurch seine jugendliche Kraft geweiht hatte. Mit hellem Blick erkannte er die Zukunft,

die sich ihm bot, er sah, daß das Haus noch großer Ausdehnung fähig sei, und so datirt denn vom Jahre 1845 eine vollständige Umwälzung des Geschäftes, welche der jetzige Besitzer vornahm, um auf breiterer Grundlage größere Unternehmungen anzugreifen. Die alten Künstler-Werkstätten wurden in ausgedehnte Ateliers verwandelt, er ersetzte die Handpressen durch eine größere Anzahl von nach den neuesten Methoden construirten Dampf-Schnellpressen, die Lagerräume wurden umgebaut und erweitert, und der immer ansehnlicher werdende Verlag gab ihm Veranlassung zur Einrichtung einer eigenen Buchbinderei. Er erreichte damit das Ziel aller größeren Geschäfte: die ganze Herstellung der Verlagsartikel in der eigenen Hand zu vereinigen. Auf die Buchbinderei verwandte er dabei eine besondere Sorgfalt. Die Räumlichkeiten hierfür wurden mit möglichster Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse der Arbeiter eingerichtet, die kostbarsten Maschinen wurden angeschafft und die tüchtigsten Arbeiter in großer Zahl dafür gewonnen. Der Erfolg zeigte bald, daß gerade diese Abtheilung des Geschäftes den Erwartungen in hohem Maße entsprach.

Im Jahre 1859 nahm Alfred Mame seinen Sohn Paul als Theilhaber auf, und beide leiten noch heute das, wie wir weiter ausführen werden, in seiner Art einzig dastehende Geschäft. Auch von dieser Association datirt eine Erweiterung; ein größeres Grundstück, an das alte grenzend, wurde angekauft, neue Gebäude wurden aufgeführt und mit den alten verschmolzen, und alle die verschiedenen Zweige des Geschäftes wurden in einer Weise erweitert, daß das schon damals über 1000 Köpfe zählende Personal sich überall bequem und frei in den Räumen bewegen konnte. Splendidität in der Ausführung ist der Grundzug aller Mame'schen Unternehmungen und wurde auch stets in den Werkstätten beobachtet; jede neue Erfindung im Gebiete des Maschinenbaues wurde sofort sorgfältig geprüft und, wenn sie zweckmäßig war, für das Geschäft adoptirt, so daß die Besitzer sich stets auf der Höhe ihrer Zeit erhielten, ja häufig ähnlichen Etablissements in der Anwendung neuer Erfindungen um ein Beträchtliches voraus waren.

Nachdem wir so einen kurzen Blick auf die geschichtliche Entwickelung des Geschäftes geworfen, wollen wir uns mit den einzelnen Zweigen desselben etwas näher bekannt machen, die Druckerei und Buchbinderei betrachten, die Räume der Buchhandlung durchwandern, und die von der Firma herausgegebenen Bücher und Prachtwerke flüchtig berühren, um daraus nachzuweisen, daß das Haus Mame et fils in Tours heute mit Recht den Ruf genießt, eins der bedeutendsten buchhändlerischen Geschäfte von Frankreich zu sein.

Die Druckerei besaß, als das Haus Mame zum ersten Male eine Ausstellung, im Jahre 1849, beschickte, derzeit schon 20 Schnellpressen und konnte damals schon täglich den Druck von 200 Ries Papier oder 10 000 Bänden von 10 Druckbogen in Duodez liefern. Augenblicklich besitzt sie 30 Dampfmaschinen französischer Construction, die zusammen, wenn sie alle mit möglichster Schnelligkeit arbeiten, täglich 20 000 Bände à 10 Bogen oder 400 Ries Druck zu liefern vermögen. Bei den bedeutenden Auflagen ist es selbstverständlich, daß mit der Druckerei auch ein Etablissement zum Stereotypiren verbunden ist. Wir nannten vorhin das Mame'sche Geschäft ein in seiner Art einig dastehendes Etablissement, und zwar deshalb, weil es ausschließlich nur für eigene Bedürfnisse arbeitet. Mame et fils wollen nicht wie die kaiserliche Druckerei in Paris und ähnliche Etablissements mit anderen Druckereien concurirren und diesen damit einen Theil ihrer Arbeit entziehen. Mancher französische Verleger würde ihnen gewiß gern die Herstellung seiner Werke anvertrauen, da er sicher ist, eine musterhafte Ausführung zu erhalten, aber das Haus Mame verschmäht es, seine Druckerei für Andere arbeiten zu lassen.

Lange hatte sich schon das Bedürfniß eines xylographischen Ateliers fühlbar gemacht; vor einigen Jahren wurde auch dieses errichtet und der Direction eines namhaften französischen Graveurs, dem bekannten Quartley, übergeben. Viele der Holzschneider, die jetzt für Mame und andere Verleger arbeiten, erhielten in diesem Atelier ihren ersten Unterricht.

Die Buchbinderei besteht aus drei Arbeitssälen und einigen

Räumlichkeiten, wo das nöthige Material (Leinen, Leder, Pappen rc.) lagert. Das hier beschäftigte Personal von über 700 Männern und Frauen arbeitet mit allen Maschinen, die irgendwie die Arbeit beschleunigen, verbessern oder erleichtern können. In zwei Sälen wird gefalzt und geheftet, was ausschließlich Frauen und Mädchen besorgen, im dritten, dem größesten und elegantesten, in dessen Mitte eine Fontaine Kühlung verbreitet, werden die Bücher beschnitten, gebunden, marmorirt, vergoldet, gepreßt, kurzum so fertig gemacht, wie sie dem Publicum zum Kauf angeboten werden. Der „Rapport du Jury international“ von 1867, 7. Classe sagt von dieser Abtheilung: „Wie schnell auch in dieser Buchbinderei gearbeitet wird, so giebt sie doch in sorgfältigster Ausführung anderen nichts nach, ja läßt diese häufig in eleganten Verzierungen weit zurück.“

Ein Blick in den Mame'schen Verlagskatalog zeigt uns, daß, wie verschiedenen Inhaltes auch die Tausende von Büchern sind, doch alle ein Ziel anstreben: Beförderung der Wissenschaften, der Sittlichkeit und des guten Geschmacks. Für jedes Alter und für jeden Stand bietet der Katalog eine reiche Auswahl. Illustrirte Blättchen von 2 Centimes und Prachtwerke von 200 Francs, Schulbücher und Jugendschriften; hübsch illustrirte und gebundene Prämienbücher, Gebet- und Gesangbücher von 15 Centimes bis zu 50 Francs, darunter sogar Gebetbücher für Brautleute, prachtvoll in Elfenbein gebunden für 300 Francs, Quart und Folio-Prachtwerke, die sich ebenso durch die Illustrationen, wie durch Druck und Einband auszeichnen — genug, alle Fächer der Wissenschaft, Litteratur oder des Luxus sind in einer Anzahl von Werken vertreten.

Diese großen Verlagsvorräthe zu bewahren, bedarf es natürlich großer Lagerräume; alle von der Druckerei abgelieferten Bücher, die nicht gleich geheftet oder gebunden werden sollen, werden in einem besonders dafür gebauten und eingerichteten Gebäude abgezählt, verschränkt und verpackt, und dann auf den Lagerräumen aufgestapelt. Die letzteren, ganz mit Ballen besetzt, bilden ordentliche Straßen, und trotz der kolossalen Anzahl von

Ballen, welche den Reserve-Fonds der Buchhandlung ausmachen, ist auf diesen Böden doch überall hinlänglich für Licht, Luft und freien Raum gesorgt.

Jeder Abtheilung des umfassenden Geschäftes steht ein Chef vor, dem verschiedene Unterbeamte zur Seite stehen, um die nöthige Ruhe und Ordnung zu handhaben und Anordnungen zu treffen, welche den Gang der Arbeit regeln und beschleunigen.

Die Ateliers, Werkstätten und Arbeiterwohnungen Mame's stehen alle mit einander in Verbindung und sind von Gärten umschlossen, in welchen den Kindern der Arbeiter außer der Schulzeit ein geräumiger, schöner und gesunder Spielplatz geboten wird.

Im Winter werden sämmtliche Räume des Etablissements durch Luftheizung erwärmt.

Ueber 1200 Arbeiter sind augenblicklich in den verschiedenen Werkstätten angestellt, und eine noch größere Anzahl findet außerdem ihr Brot in den für Mame thätigen Fabriken für Papier, Druckerschwärze, Lettergießereien, Lohgerbereien 2c.

Bei einem Besuche dieses Etablissements wird man namentlich überrascht durch die außergewöhnliche Sorgfalt, welche die Chefs beobachten, um die Gesundheit und das Wohlergehen ihrer Arbeiter zu befördern. Man vergißt, daß man sich inmitten einer engen Stadt befindet, wenn man diese ausgedehnten, gut ventilirten, sauberen, fast elegant zu nennenden Räume durchwandert und danach in die umliegenden Gärten eintritt. Treppen, Corridors, Werkstätten, alles wird mit größester Accuratesse unterhalten; ist es wohl anders möglich, als daß dieser alles durchwehende Geist auch seinen Einfluß auf die Arbeiter selbst ausübt und sie anspornt, ihr ganzes Benehmen und Thun damit in Einklang zu bringen? Der Self-respect, wie der Engländer sagt, wird damit unvermerkt in ihnen geweckt.

Nicht minder anerkennenswerth ist auch das Bestreben der Herren Mame, die Sittlichkeit unter ihren Arbeitern zu fördern; gewiß keine kleine Aufgabe, da die Natur der Etablissements es mit sich bringt, eine große Anzahl von Frauen und Mädchen zu beschäftigen, denen nicht nur der Verkehr mit dem männlichen

Personal in der Anstalt selbst, sondern auch die umliegende Stadt häufig Gelegenheit zu Ausschreitungen bietet, die mit aller Macht bekämpft werden müssen. Strenge Aufsicht, ein gutes Beispiel und gewissenhaftes Anhalten zum gottesfürchtigen Leben sind auch nach dieser Beziehung hin nicht ohne gute Folgen geblieben, denn von den 530 Frauen und Mädchen waren im Laufe eines Jahres nur bei zweien strengere Maßregeln nöthig. Es kommt selten vor, daß einer der Angestellten schimpflich, oder als zur Arbeit untauglich entlassen wird.

Die modernen Strikes werden bei Mame's wohl keinen Eingang finden; die Arbeiter kommen selten in die Lage, eine Lohnerhöhung selbst beantragen zu müssen, da die Besitzer meistens solchen Wünschen zuvorkommen und dadurch ein gutes Einverständniß aufrecht erhalten. Welche Opfer ein solches Vorgehen zuweilen kostet, kann man sich vorstellen, und möge ein Beispiel von vielen beweisen.

Die Krisis von 1848 drohte auch für das gerade damals mitten in der Entwickelung begriffene Etablissement verhängnißvoll zu werden, und es schien keine andere Rettung möglich, als sofortige Schließung aller Werkstätten. Niemand würde es dem Besitzer haben verargen können, wenn er dem allgemeinen Strome der Zeit gefolgt wäre, und diesen Weg zu seiner Hilfe benutzt hätte. Er aber gab den Muth noch nicht auf und versuchte lieber erst, im Geschäft zu retten, was zu retten war, dadurch, daß er andere ihm sehr liebe Güter aufopferte. In der schönsten Gegend der Tourraine besaß er ein prächtiges Landgut, er zögerte nicht, dieses unter dem Preise sofort loszuschlagen, wodurch er sich in den Stand setzte, alle seine Arbeiter im Dienste zu behalten, während die Arbeiter anderer Fabriken brotlos umherliefen.

Die Herren Mame befriedigen aber nicht nur durch einen hohen Lohn allein die Bedürfnisse ihrer Arbeiter, sie errichteten auch eine allgemeine Krankenkasse, zu der jeder Arbeiter nach Verhältniß seines Lohnes wöchentlich eine Kleinigkeit beiträgt, und aus welcher er bei eintretender Krankheit für die versäumte Arbeit schadlos gehalten wird. Auch riefen sie durch ihre Be-

mühungen einen Pensionsfonds in's Leben, der ebenfalls von wöchentlichen Beiträgen unterhalten wird und den Arbeitern im Alter eine reichliche Unterstützung gewährt. In Anbetracht alles dessen fiel denn auch im Jahre 1867 dem Hause der ehrenvolle Preis der Zuerkennung von 10 000 Francs zu, welche der Kaiser Napoleon für diejenigen Etablissements ausgesetzt hatte, „où régnaient à un dégré éminent l'harmonie sociale et le bien-être des ouvriers." — Was die Aufmerksamkeit der betreffenden Jury damals namentlich auf sich zog, war der Umstand, daß die Herren Mame bei jeder Vergrößerung und Ausbreitung ihres Geschäftes auch sofort auf Verbesserung der Arbeiter-verhältnisse bedacht waren, so daß die Geschichte ihres geschäftlichen Wachsthums auf das engste verbunden ist mit ihren Bestrebungen, den Lohn und die Wohlfahrt ihrer Arbeiter zu heben.

Derzeit legten die Herren Mame, im höchsten Grade ausgezeichnet durch die erwähnte Belohnung, den ganzen Betrag von 10 000 Francs in die beiden von ihnen gestifteten Cassen ein. Ist es bei diesen Prinzipien zu verwundern, wenn ein solches Streben an höchster Stelle nicht nur anerkannt wird, sondern wenn auch unter den Arbeitern große Liebe und Verehrung für die Arbeitgeber zu Tage tritt?

Um zum Schluß zu eilen, wollen wir nur noch hinzufügen, daß neben jener Anerkennung das Haus Mame auf allen Industrie-Ausstellungen, die es mit seinen Verlagsartikeln beschickte, Preise hierfür erhielt. Wir erwähnten bereits, daß es zuerst im Jahre 1849 in der Weise vorging, wofür ihm damals die goldene Medaille zufiel.

Auch in jener großen Weltausstellung von 1851 in London wurde die Mame'sche Druckerei zu den berühmtesten von Europa gezählt und mit der goldenen Prize-Medal gekrönt. Im Jahre 1855 erhielt Herr Alfred Mame persönlich auf der Pariser Ausstellung die große Ehrenmedaille, die für die beste Privatdruckerei ausgesetzt war. Ein hierzu gefügtes Diplom trug die Aufschrift: „Pour la supériorité de ses produits typographiques et la très-grande modicité de ses prix."

Als im Jahre 1862 auf der Ausstellung in London dem

Hause wiederum zwei Medaillen für die beste Buchdruckerei und Buchbinderei zuerkannt wurden, bedauerte es die Jury in ihrem Berichte ausdrücklich, daß es nicht in ihrer Macht läge, dem Herrn Mame eine außergewöhnliche Belohnung zu geben, die er in vollem Maße verdient habe. Vor zwei Jahren erhielt er auf der Pariser Ausstellung den einzigen großen Preis der 6. und 7. Classe und wurde dabei zum Offizier der Ehrenlegion ernannt. Auf der kürzlich in Amsterdam beendeten Industrie-Ausstellung wurde Mame das große Ehrendiplom zuerkannt.

Aber auch das Personal theilte diese Ehrenbezeigungen; 1855 wurde einer der Unterchefs durch die Ernennung zum Ritter der Ehrenlegion ausgezeichnet, und an die Arbeiter selbst wurden bis jetzt von der Ehrenlegion sieben Kreuze 1. und 2. Classe und drei ehrenvolle Erwähnungen abgegeben.

So bietet sich uns denn hier das schöne Bild, daß durch ein ehrenhaftes, fleißiges Streben aller Betheiligten Großes geleistet, und daß dem Geschaffenen auch überall die gebührende Anerkennung gezollt wird. Möge das auch von Seiten unserer Leser geschehen!

Hachette & Cie. in Paris.*)

Im vorigen Jahre wurden wir von der Redaktion aufgefordert, der Geschichte des Hauses Alfred Mame et fils in Tours auch die von Hachette folgen zu lassen; die Anregung hierzu gab wiederum ein Aufsatz des Herrn Louis D. Petit in Amsterdam im Nieuwsblad voor den boekhandel (1870. Nr. 62, 63, 67) über Hachette, dessen Lectüre uns selbst viel Vergnügen bereitet hat. Gern nahmen wir die Aufforderung an, und es entstand die hier vorliegende Arbeit, die sich im Wesentlichen auf Petit's Darstellung stützt; der inzwischen ausgebrochene Krieg mußte selbstverständlich die Veröffentlichung nicht zeitgemäß erscheinen lassen, das Manuscript wurde zurückgelegt und hat nun in

*) Erschienen im Börsenblatt für d. deut. Buchh. Jahrg. 1871. Nr. 233.

neuerer Zeit noch eine Ergänzung erfahren, welche die Geschichte des Hauses Hachette während des letzten Krieges betrifft, nebst einigen anderen Zusätzen, die wir aus den gütigen Mittheilungen des Herrn Bréton selbst geschöpft haben.

Die geschichtliche Untersuchung des Entwickelungsganges einer großen Handelsfirma ist in mancher Beziehung lehrreich für Berufsgenossen, namentlich für die jüngere Generation, die noch nicht feste Zwecke und Pläne für's Leben gewonnen hat; und auch der erfahrene Mann unter uns wird gern dem Streben eines hervorragenden Buchhändlers nachgehen und mancherlei Vergleichungspunkte mit eignen Bestrebungen dabei finden. Fassen wir außerdem noch ins Auge, daß wir jetzt täglich neue Geschäfte in Menge entstehen sehen, deren Gründer zum Theil nur sich die nöthigen Berufskenntnisse und Erfahrung durch ein, in der guten alten Schule herkömmliches jahrelanges Arbeiten in andern Geschäften erworben haben, so dürfte die Aufstellung eines nachahmungswürdigen Beispieles wohl keiner weiteren Begründung bedürfen. Hachette hat, wie so Mancher, sein Geschäft mit fremden Mitteln gegründet, hat es aber mit einer seltenen Energie, vermöge seiner umfassenden Kenntnisse und durch einen intelligenten Geschäftsbetrieb, gepaart mit eisernem Fleiße, zu einer Höhe hinaufgearbeitet, die jetzt mit Recht in unseren Berufskreisen Anerkennung verdient, wenn auch er selbst leider nicht mehr dadurch erfreut werden kann.

Louis Christophe François Hachette ward am 5. Mai 1800 in Réthel, einem in den Ardennen gelegenen Orte, geboren; sein Vater war ein kenntnißreicher und ursprünglich sehr bemittelter Mann, der aber durch unvorsichtige Speculationen gänzlich verarmte und sich dadurch gezwungen sah, als Feldapotheker in den Dienst der kaiserlichen Garde zu treten; mit dieser nahm er an den Napoleonischen Feldzügen Theil, kehrte 1817 immer noch gänzlich mittellos zu seiner Familie zurück und mußte sich glücklich schätzen, in einem Pariser Hospital eine ganz untergeordnete Anstellung zu finden, durch welche er

kaum seine eigenen Bedürfnisse erwerben, geschweige denn Frau und Kinder ernähren konnte. Die Angehörigen der Frau hatten sich vor Jahren schon erboten, für diese und die Kinder zu sorgen, die Frau selbst aber wies dies Anerbieten zurück, und zog es vor, durch Handarbeiten das für den Unterhalt der Familie Nöthige zu beschaffen, zu welchem Zwecke sie nach Paris in der Hoffnung übersiedelte, dort irgend eine Beschäftigung zu finden. Ein Unterkommen suchte sie namentlich auch für den ältesten Sohn, unsern Louis, zu jener Zeit noch ein Kind von etwa acht Jahren, welches von der Mutter, bis sie etwas Passendes gefunden haben würde, einstweilen in die neben der Kirche St. Séverin gelegene öffentliche Schule geschickt wurde, in derselben Gemeinde, aus welcher am 9. August 1864 Louis Hachette's Leichnam in pomphaftem Zuge zur Beerdigung nach dem Kirchhofe übergeführt wurde. — Die Gelegenheit, den Knaben in eine bessere Schule zu bringen, fand sich bald; da aber die Mutter nicht im Stande war, das geforderte theure Schulgeld zu erschwingen, so entschloß sich die brave Frau zur Annahme eines geringen und mühsamen Dienstes; sie wurde zweite Nätherin am Lyceum „Louis-le-Grand" (damals Lycée impérial) und verschaffte ihren Kindern dadurch die Wohlthat eines unentgeltlichen, vortrefflichen Schulunterrichts; sowohl Louis, wie auch später der jüngere, Edouard Hachette (er starb im 20. Lebensjahre), wurden als Kostgänger in das Institut aufgenommen.

Hier erwarb sich Louis bald die Achtung und Liebe seiner Mitschüler und schloß mit vielen Freundschaft, die später tüchtige und berühmte Männer wurden und als solche dem Jugendfreunde ihre Schriften in Verlag gaben. Hachette wurde 1819 zur Normalschule zugelassen, erreichte dort bald die erste Classe und rang hier mehrmals bei Examen mit namhaften Concurrenten, wie George Farcy, Louis Quicherat, Géruzez, Bascou u. A., die er jedesmal glänzend überflügelte. Er besaß einen seltenen Drang nach Kenntnissen, verkürzte seine Nachtruhe, um zu lernen, und betrieb beispielsweise im Sommer schon um 4 Uhr Morgens regelmäßig seine Studien, wobei er mit Vorliebe sich

den griechischen Tragödien und den neueren Sprachen, namentlich dem Englischen, zuwandte, sodaß ihm für seinen besonderen Fleiß eine goldene Medaille als Belohnung zuerkannt wurde. Diese Normalschule wurde 1822 von der Regierung geschlossen, und Hachette, der sich nach dem in jener Zeit erfolgten Tode seines Vaters als Haupt der Familie betrachten durfte, begann nun durch Ertheilung von Privatunterricht für den Lebensunterhalt seiner Angehörigen zu sorgen. Seine Verwandten mütterlicherseits stellten ihm ein kleines Capital zur Verfügung, mit dem er eine eigene Schule gründen wollte; er konnte hierzu aber nicht die nöthige Einwilligung der Behörden erlangen — vielleicht zu seinem Glück, denn schwerlich hätte Hachette als Schulvorsteher der Wissenschaft so große Dienste leisten können, wie er als Buchhändler es gethan hat. Nach dem Scheitern dieses Versuches, einen Beruf zu ergreifen, wandte sich Hachette dem Buchhandel zu und begründete 1826 in diesem Fache seine Selbständigkeit in den allerbescheidensten Anfängen, indem er mit dem ihm von seinem Onkel vorgestreckten Gelde ein kleines, unbedeutendes Geschäft kaufte, welches ein gewisser Brédif im Erdgeschoß eines Eckhauses der Rue Pierre-Sarrazin betrieb. Brédif hatte nur einen Verlagsartikel „Les Catilinaires“, übersetzt von Burnouf, die Sortimentsvorräthe waren ganz unbedeutend und die Kundschaft war sehr klein; trotzdem führte das Geschäft die stolze Firma „Librairie classique“, ein Umstand, der den im Buchhandel ganz unbewanderten Hachette irre führte und ihn einen sehr unvortheilhaften Kauf abschließen ließ. Er entdeckte die Täuschung und den Schaden erst als Besitzer, ging dann aber frischen Muthes an's Werk und faßte als wohlunterrichteter Mann und früherer Lehrer den Buchhandel von vornherein von höheren Gesichtspunkten auf, als sie häufig bei Buchhändlern maßgebend zu sein pflegen, die oft in einem engen Kreise sich bewegen und die höheren Aufgaben des Buchhandels zu erkennen und zu erfassen nicht immer Geschick oder Lust haben. Der Verleger namentlich kann großen Einfluß ausüben auf die Entwickelung des Sinnes für Litteratur, Kunst und Wissenschaft im Volke,

er kann die allgemeine Bildung fördern, und so auch betrachtete Hachette die Aufgabe seines neugewählten Lebensberufes; die Gründung einer Schule war ihm untersagt: „Je serai professeur à ma manière“, rief er aus, und wählte sich dem entsprechend ein Motto „sic quoque docebo“ — ein Spruch, dem er sein ganzes Leben hindurch treu geblieben ist.

Indessen, sein Plan, gute Schulbücher zu verlegen, war leichter erdacht als auszuführen; mit größter Mühe nur setzte er seine ersten Verlagsunternehmungen ins Werk, zuerst einige untergeordnete Elementar-Schulbücher, dann griechische, lateinische und französische Classiker mit Anmerkungen und Erläuterungen, ferner Grammatiken und Wörterbücher und dergleichen.

Seine ausdauernde Willenskraft aber und das Geschick, tüchtige Autoren zu finden, denen er die Ausführung seiner Pläne mit Erfolg übertrug, überwanden endlich die Schwierigkeiten des ersten Anfangs, und nicht lange dauerte es, so begannen die Hachette'schen Schulbücher einen merkbaren Einfluß auf das in den Schulen gebräuchliche Unterrichtsmaterial auszuüben. Der Absatz nahm größere Dimensionen an, damit wuchs aber auch die Arbeitslast für den Unternehmer; Hachette sah sich deshalb nach einer zuverlässigen Hilfe um, die er nicht besser finden zu können glaubte, als daß er sich 1827 mit Fräulein Barbédienne, der Schwester eines früheren Schulfreundes verheirathete. Er gewann in ihr nicht nur eine Stütze für sein Hauswesen und die liebevollste Gattin, sondern seine junge Frau war ihm auch den Tag über im Geschäft der fleißigste Gehilfe, den er nur hätte finden können, sie stand ihm wacker zur Seite und war in geschäftlichen Angelegenheiten seine rechte Hand, — ein Verhältniß, wie es in Frankreich vielfach Sitte ist, das uns aber bis jetzt (zum Nachtheile mancher Frau, die sich gewiß gern in dieser Weise nützlich machen könnte und würde), fast gänzlich fremd ist.

Da brach die Revolution im Jahre 30 aus, und die Straße, in welcher Hachette wohnte, war mehrmals der Schauplatz blutiger Kämpfe, an denen auch er sich betheiligte, getrieben von seinem glühenden Gefühl für jede große gerechte Sache, als

welche er die Umwälzung seiner Zeit betrachtete; man sah ihn am 27. Juli unter den Belagerern des Gefängnisses „de'l'Abbaie", wo er mit den Bewohnern seines Stadtviertels im heftigen Gewehrfeuer den königlichen Truppen gegenüber muthig aushielt, und am folgenden Tage betheiligte er sich mit an der Belagerung der Caserne de Babylone, sich hierbei ebenfalls rühmlich auszeichnend. Dieses active Eingreifen in die Ereignisse stellte er zwar bald ein, um seine geschäftliche Thätigkeit wieder aufzunehmen, hier aber warteten seiner nicht minder schwierige Kämpfe, wenn auch anderer Art, indem der allgemeine Nothstand, den eine so bewegte Zeit immer für die Gewerbtreibenden zur Folge zu haben pflegt, seine junge Verlagshandlung ganz besonders schwer bedrückte. Er verlor jedoch den Muth nicht, und umging mit vielem Geschick die sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten, ja wußte sich die Zeitverhältnisse in mancher Weise nutzbar zu machen, sodaß er nicht nur nicht genöthigt war, seine Zuflucht zu den Darlehen zu nehmen, mit welchen derzeit die Regierung dem Handelsstande beisprang, sondern daß er statt dessen nur durch eigenen Credit und verdoppelte Anstrengungen den Erfolg hatte, nach gar nicht langer Zeit als ein hervorragender Industrieller zu gelten.

Neben dem Geschäft hatte sich inzwischen auch seine Familie erweitert; seine Schwester, die schon nach einjähriger Ehe Wittwe geworden war, nahm er zu sich, und auch sie wirkte, im Hauswesen wie im Geschäft, thätig mit; daneben trugen drei Kinder wesentlich zur Vermehrung eines häuslichen Glückes bei, das sich immer freundlicher gestaltete, als plötzlich 1832 die Cholera ausbrach und Hachette durch sie mit schweren Schicksalsschlägen heimgesucht wurde. Er verlor seine Frau durch den Tod, nachdem sie ihm Tags zuvor das vierte Kind geschenkt hatte; ein harter Verlust, der an Bitterkeit noch dadurch verschärft wurde, daß die ansteckende Krankheit fast gleichzeitig zwei seiner Kinder mit hinwegraffte, so daß sich der unglückliche Vater plötzlich mit einem Mädchen von 2½ Jahren und dem eben geborenen Knaben allein sah. Sein fester Charakter ließ ihn das Verhängniß mit würdiger Fassung tragen, während seine Mutter

und Schwester wetteiferten in der liebevollsten Fürsorge sowohl für ihn, wie namentlich für den neugeborenen Knaben Alfred, den sie denn auch glücklich am Leben erhielten. Er ist heute einer der Besitzer des Hauses.

In treuer Hingabe an seinen Beruf und in fleißiger Arbeit suchte und fand Hachette Ableitung von dem tiefen Kummer, der ihn eine Zeit lang beherrschte; auch wandte er seine Aufmerksamkeit dem öffentlichen Leben wieder zu und bemühte sich unter anderem sehr, das Gesetz vom 28. Juni 1838, soweit es das Unterrichtswesen betraf, zur wirksamen Geltung zu bringen. In einer der von ihm veröffentlichten Schriften findet sich eine darauf bezügliche Stelle, wo er sagt: „En 1834 l'instruction primaire n'existait pour ainsi dire pas en France. Il n'y avait ni maisons d'école, ni maîtres, ni livres. Les maisons d'école normales ne sortent pas de terre au commandement; les écoles normales ne s'organisent pas en un jour. Les livres seuls peuvent se produire rapidement.“

Als früherer Pädagoge erkannte Hachette ganz richtig das Grundübel seiner Nation und hat sein Leben lang sich bemüht, dem abzuhelfen, d. h. den Bildungsgrad im Volke auf eine höhere Stufe zu bringen; derzeit ging er in einer ganz praktischen Weise dabei zu Werke, er stellte im Verein mit Firmin-Didot und Pitois-Levrault der Regierung eine große Anzahl Elementarbücher gratis zur Verfügung, die wiederum den Schulen unentgeltlich überwiesen wurden; auch gründete er im Jahre 1832 zusammen mit den genannten Verlegern, denen sich noch Jules Renouard anschloß, die Zeitschrift „Manuel général de l'instruction primaire“, die später in seinen alleinigen Besitz überging und heute noch erscheint. Diese Zeitschrift trug ursprünglich einen amtlichen Charakter, den Hachette in der erwähnten Schrift folgendermaßen erklärt: „La publication du manuel général avait à son début une raison d'être dans la situation des comités locaux et des comités d'arrondissements qui, au moment de leur formation, avaient besoin de direction, et dans la nécessité de donner une forte impulsion à l'instruction primaire. Die Herausgabe dieses

Manuel hat Hachette übrigens wenig pecuniären Vortheil*) und fast nur Sorgen und Mühen gebracht, hie und da allerdings auch angenehme und ehrenvolle Verbindungen, dagegen aber hat sie unzweifelhaft viel zur Ausbreitung und Verbesserung des Elementar-Unterrichts in Frankreich beigetragen.

In anderen Unternehmungen sah Hachette seine Bemühungen pecuniär besser belohnt, sein Geschäft breitete sich mehr und mehr aus, seine Mittel wuchsen, und als er sich im Jahre 1836 zum zweiten Male verheirathete, brachte ihm seine Frau, Wittwe Auzat, mit einer zwölfjährigen Tochter aus erster Ehe auch noch ein ansehnliches Vermögen zu. Von diesem Zeitpunkt an hat Hachette das Glück dauernd an sich gefesselt, das Ansehen seines Hauses stieg von Tag zu Tag, er besaß wieder die glücklichste Häuslichkeit und hatte die Freude, daß ihm im folgenden Jahre noch ein Sohn, Georges geboren wurde, der heute, gleich seinem älteren Bruder Alfred, ebenfalls Mitbesitzer der Firma ist. Seit 1836 war das Geschäft so gewachsen, daß die bis dahin benutzten Räumlichkeiten zu ebener Erde nicht mehr ausreichten; es wurde noch eine Etage dazu genommen, einige Jahre später aber wurde das Ganze nach einem besonders für die Buchhandlung gebauten und eingerichteten Hause am jetzigen Boulevard St. Germain Nr. 77. verlegt. Hier nun haben die geschäftlichen Unternehmungen und Verbindungen einen solchen Umfang, und hat die Firma in Folge dessen eine solche Bedeutung gewonnen, daß sich heute kaum eine andere Buchhandlung mit ihr messen kann. Wir haben die Söhne Louis Hachette's bereits als heutige Mitbesitzer erwähnt, es nehmen an der Firma aber noch andere Männer Theil, die im Laufe der Zeit nach und nach eingetreten sind.

Louis Hachette hatte, als er noch einen harten Kampf um's Dasein führte, in der Familie eines Mannes Unterricht ertheilt, der ihn später, als er seine Buchhandlung begründete, mit Geldmitteln kräftig unterstützte; Hachette wollte sich dem Manne,

*) Der Gewinn betrug zur Zeit, als dem Blatte der offizielle Charakter entzogen wurde, nach Ausweis der Bücher 889 frs. 84 cts.

dem er so zu Dank verpflichtet war, nach Kräften erkenntlich zeigen und bethätigte dies dadurch, daß er den Neffen seines Wohlthäters als Zögling in's Geschäft aufnahm, ihn später zum Compagnon machte und ihm schließlich im Jahre 1844 seine Tochter Zelima Auzat zur Frau gab; dieser Mann ist Louis Bréton, der älteste Socius der Firma Hachette, die bei seinem Eintritt in L. Hachette & Co. geändert wurde.

Diese engere Verbindung zwischen den beiden Männern fällt in die Zeit einer zweiten schweren Krisis, welche das Haus durchzumachen hatte; das Jahr 1848 hatte alle jene schrecklichen gesellschaftlichen Umwälzungen hervorgerufen, an denen die Geschichte der Stadt Paris leider nur zu reich ist, und die jetzt erst wieder unter unsern Augen sich wiederholt haben; jeder Bürger ließ sich auch derzeit in die Nationalgarde einreihen und bekämpfte das plünderungslustige, Barricaden bauende Proletariat. Louis Hachette war wiederum in den Reihen der Ordnungsmänner zu finden und zeichnete sich namentlich in einem Gefecht gegen die Aufrührer bei der Brücke Saint-Michel aus, bei welcher Gelegenheit einer seiner Freunde, Masson, an seiner Seite erschossen wurde. Hachette betheiligte sich noch weiterhin bei verschiedenen andern Kämpfen, fand aber nebenbei immer die Zeit, sein Geschäft im Gange zu erhalten. Dabei hatte er sein Augenmerk besonders auf die brotlos gewordenen und doch gutgesinnten Arbeiter geworfen, die unter den Zeitumständen ganz besonders schwer zu leiden hatten. Er hatte den Muth, in der Zeit der größten Stockung von Handel und Verkehr, während nahezu alle Handwerker und Fabriken feierten, jene Arbeiter an sich zu ziehen und mit ihrer Hilfe buchhändlerische Unternehmungen vorzubereiten, welche so umfassend waren, daß vier Schnellpressen Monate lang ununterbrochen dadurch in Thätigkeit gehalten wurden. Er gewann durch diese aufopfernde Handlungsweise eine namhafte Zahl ganz vortrefflicher Arbeiter und eine natürliche Folge davon war, daß nach Wiederherstellung der Ordnung die übrigen Druckereien fühlbaren Mangel an guten Arbeitern hatten, weil diese gern in der schlechten Zeit Arbeit bei Hachette genommen hatten und ihn nun

aus Dankbarkeit auch nicht verlassen wollten. Seine Druckerei hatte dadurch in jeder Beziehung gewonnen, die vorbereiteten Unternehmungen schlugen fast sämmtlich glücklich ein, und so konnte das Haus bald die Verluste, die das Revolutionsjahr auch ihm nicht erspart hatte, verschmerzen; ja es hob sich sogar weit über die frühere Blüthe dadurch, daß der mit Hachette's Tochter Louise verheirathete Emile Templier zu jener Zeit von Louis Hachette als zweiter Socius in die Firma aufgenommen wurde. Templier ist ein äußerst rühriger, thätiger Mann, der mit besonderer Vorliebe und mit bedeutendem Erfolge, die schönwissenschaftliche Litteratur, die illustrirten und die größern Prachtwerke des Hachette'schen Verlages gefördert hat.

Es stellte sich bald heraus, daß durch das Hinzutreten und mächtige Wachsen dieser neuen Richtung in der Verlagsthätigkeit die Arbeitskraft dreier Chefs für die Leitung der Geschäfte nicht mehr ausreichend war, und so wurden denn die schon erwähnten Söhne Hachette's, Alfred (1861) und Georges (1863), als vierter und fünfter Gesellschafter aufgenommen, wobei jedoch der Vater stets die obere Leitung sämmtlicher Angelegenheiten des Hauses in seiner Hand behielt. Louis Hachette bewahrte seine unermüdliche Thätigkeit bis zu seinem Ende und griff überall mit Rath und That erfolgreich ein; er starb nach einer kurzen Krankheit am 31. Juli 1864 und konnte in der Ueberzeugung scheiden, daß er seine menschlichen Pflichten hier auf Erden getreulich erfüllt habe.

Die vier Theilhaber setzten nach Hachette's Tode die umfangreichen Geschäfte in der bisherigen Weise fort und nahmen endlich im Februar 1870 Hrn. R. Fouret, Bréton's Schwiegersohn, und wenige Wochen darauf den Sohn Templier's als fünften und sechsten Theilhaber auf, wonach die Firma in die heutige geändert wurde, in: Hachette & Co.

Die Ereignisse nach dieser Zeit stehen noch frisch in unserer Erinnerung, und hat die Firma Hachette unter den gewaltigen Ereignissen unserer Tage eine dritte Krisis durchmachen müssen, welche nur von einem so gut fundirten Hause in der Weise hat getragen werden können, als dies seitens der Besitzer ge

schehen ist. Wir selbst stehen in geschäftlich näherer Beziehung zu diesen und haben deshalb mit besonderem Interesse die verschiedenen Wandlungen verfolgt, welche der Pariser Buchhandel, und mit ihm Hachette, in der Zeit der zweimaligen Belagerung durchgemacht hat. Die Verbindungen mit dem Auslande hatten selbstverständlich vollständig aufgehört, und um nur einigermaßen die Verbindung mit dem französischen Buchhandel in den von der Occupation verschont gebliebenen Provinzen aufrecht zu halten, gründete das Haus in Lyon und Tours für die Dauer des Krieges Zweiggeschäfte, wohin ein Theil der Verlagsvorräthe geworfen und von einigen wenigen Gehilfen expedirt wurde. Während vor Ausbruch des Krieges nach eigner Aussage der Besitzer ungefähr dreitausend Menschen verschiedener Berufsclassen ihr Brot bei den von dem Geschäft unternommenen Arbeiten fanden*), so war während der Belagerung fast die Thätigkeit sämmtlicher Betriebszweige eingestellt, und es mag daraus hervorgehen, wie sehr nicht nur Hachette, sondern der Pariser Buchhandel überhaupt, der fast durchweg in gleicher Lage sich befand, in seinen Interessen geschädigt ist. Wenn wir hier noch hinzufügen, daß die Firma Hachette trotzdem bei verschiedenen Gelegenheiten sich an nationalen Sammlungen mit ganz namhaften Summen betheiligt hat und beispielsweise für die Gefangenen in Deutschland über 4000 Bände ihres Verlages gratis an ein bezügliches Comité abgegeben hat**), so geschieht es, um mit Anerkennung zu constatiren, daß die jetzigen Besitzer auch nach dieser Richtung hin dem Geiste des verstorbenen Gründers treu geblieben sind.

Gegenüber der vielverbreiteten merkwürdigen Auffassung internationaler Handelsbeziehungen, die der französische Handelsstand Deutschland gegenüber blicken läßt, hat es den deutschen Buchhandel angenehm berührt, daß Hachette sofort nach dem

---

*) An den illustrirten Werken arbeiteten allein 130 Zeichner und 200 Graveurs, und hatte die Firma im Jahre 1867 schon etwa 4000 Bände, von ungefähr 800 verschiedenen Autoren, verlegt.

**) Diese Daten entlehnen wir der Bibliographie de la France.

Friedensschlusse, sobald es die Verkehrsverhältnisse nur gestatteten, die Verbindung mit Deutschland wieder aufgenommen hat, um sich wie früher mit den deutschen Collegen zum gemeinsamen Dienste im Interesse der Wissenschaft und des Handels zu vereinigen. —

Zum Schlusse mögen uns noch über die hauptsächlichsten Unternehmungen der Firma Hachette einige kurze Bemerkungen gestattet sein, die zur Ergänzung des vorher Gesagten dienen werden.

Der vollständige Verlagskatalog besteht aus sechs Theilen, von denen der erste in 80 Seiten diejenigen Werke enthält, welche sich auf den Unterricht und die Erziehung erstrecken, dasjenige Gebiet, welches der Gründer des Geschäftes in den Jahren 1826--52 fortwährend mit Vorliebe cultivirt hat; noch 1852 begann er eine Folge von Publicationen unter dem Titel „Littérature générale et connaissances utiles", welche der zweite Theil des Kataloges auf 64 Seiten verzeichnet. Der dritte Theil enthält ein alphabetisches Register der beiden ersten Theile, der vierte enthält eine Zusammenstellung verschiedener Verlagsartikel „reliés pour les distributions de prix"*), der fünfte enthält den gesammten Commissionsverlag, und der sechste endlich bietet in sehr übersichtlicher Anordnung das „matériel nécessaire pour l'enseignement pratique des sciences". Diese sechs Kataloge werden alljährlich durch Supplemente ergänzt, und außerdem erscheinen von Zeit zu Zeit kleinere Kataloge, Uebersichten von Werken „à l'usage des bibliothèques populaires, à l'usage des salles d'asile" u. s. w.

Wie schon erwähnt, beschäftigte sich Hachette in der ersten Zeit vornehmlich mit der Herausgabe von Schulbüchern und erst später begann er die allgemeine Litteratur in's Auge zu fassen. So unternahm er im Jahre 1852 die bekannte „Bibliothèque des chemins de fer" und wußte gleichzeitig bei den verschiedenen Eisenbahndirectionen in Frankreich ein Privilegium

*) Die Preisvertheilung ist bekanntlich in den französischen Schulen viel gebräuchlicher als bei uns, und bildet für den Buchhandel einen sehr wichtigen Factor.

zu erwerben, kraft dessen ihm das alleinige Recht zustand, in den Wartezimmern der Stationen Verkaufsstellen von Büchern zu etabliren, auf welchen von ihm Angestellte für seine Rechnung Bücher an die Reisenden verkauften, sowohl Werke seines eignen Verlages, wie auch anderer Verleger. Der Gedanke war damals neu und die Directionen nahmen keinen Anstand, ihm das Privilegium zu ertheilen; kaum aber war dieser neue Zweig seines Geschäftes von Hachette organisirt und ins Leben getreten, so brach von allen Seiten ein Sturm gegen den Unternehmer los. Die übrigen Buchhändler griffen, nicht mit Unrecht, eine derartige Monopolisirung heftig an, verlangten freie Concurrenz und suchten den Beweis zu führen, daß Hachette ein solches Recht gesetzlich gar nicht zustehe, da es nur zum Nachtheile des gesammten übrigen Buchhandels ausgeübt werden könne.

Der Verleger Napoléon Chaix namentlich richtete ganz besonders heftige Angriffe gegen Hachette und veröffentlichte eine Broschüre, in der er seinem Grolle gehörig Luft machte; er hatte wohl besonderen Grund dazu, denn seit vielen Jahren schon ließ er an den Bahnhöfen einen in seinem Verlage erschienenen Fahrplan, den „Indicateur officiel“ verkaufen, und als nun Hachette mit seiner Unternehmung sehr bald glänzende Erfolge erzielte*), so begriff Chaix sehr wohl, daß er ähnliche Geschäfte selbst hätte machen können, und daß ihm außerdem für seinen Indicateur eine sehr unangenehme Concurrenz erwachsen sei. Statt sich nun aber mit Hachette zu vergleichen oder eine Verbindung mit demselben anzustreben, die ihm selbst nur hätte nützlich werden können, trat er mit der erwähnten Schrift gegen ihn auf, welche zur Folge hatte, daß die „Commission du colportage“ in Paris eine Commission ernannte, welche den Fall untersuchen und, wenn möglich, Hachette das Monopol entreißen sollte. Die Angelegenheit hat derzeit großes Aufsehen im französischen Buchhandel gemacht, es erschienen verschiedene Streitschriften, die von Hachette alle er-

*) Im J. 1853 schon betrug der Umsatz der Hachette'schen Eisenbahnbuchhandlungen 65,536 frs.

widert sind; dieser war aber schließlich doch mächtiger als seine Gegner, die Sache verlief im Sande, es blieb beim Alten, und die übrigen Verleger sahen endlich ein, daß es am vortheilhaftesten für sie sei, gute Miene zum bösen Spiele zu machen und durch Förderung des Hachette'schen Unternehmens ihr eignes Interesse zu wahren, denn wie gesagt, er verkaufte auch neben seinem eigenen Verlage den der übrigen Buchhändler.

Welchen Umfang dieses Eisenbahngeschäft bald erreichte, läßt sich daraus ermessen, daß im Jahre 1861 für 196,950 frs. Bücher auf diese Weise verkauft wurden*); etwa 350 Frauen, Angehörige von Eisenbahnbeamten, waren für den Verkauf angestellt, eine Einrichtung, welche die Bahndirectionen zur Bedingung gemacht hatten, um ihre Beamten an dem Nutzen zu betheiligen; 15% von dem Erlös erhielten die Frauen als Gewinn, 10% zog die Direction, und der übrige Betrag wurde an Hachette abgeführt. Auf die „Bibliothèque des chemins de fer“ folgte die „Bibliothèque variée“, die zur Zeit über 600 Bände umfaßt; sie zählt die berühmtesten französischen Schriftsteller der Neuzeit, wie Guizot, Lamartine, Victor Hugo, Sainte-Beuve, About, Jules Simon, Georges Sand u. A. m. zu ihren Mitarbeitern und enthält daneben vortreffliche Uebersetzungen ausländischer Classiker, Reisebeschreibungen, Memoiren u. dergl. Die „Bibliothèque rose“ und die „Bibliothèque des romans étrangers“ entstanden bald darauf und ziemlich gleichzeitig auch die prächtige Ausgabe der französischen Classiker unter dem Collectivtitel „Les grands écrivains de la France“, unter Adolphe Régnier's Redaction herausgegeben; diese letzte Sammlung enthält u. a. die vollständigen Werke von La Bruyère, Malherbe, Racine, Corneille und La Rochefoucauld. In diese Zeit fällt auch die Gründung des weltbekannten „Journal pour tous“, welches heute etwa 120,000 Abonnenten zählt, ferner „Le tour du monde“, welch' letzteres glänzende Unternehmen gleich beim Erscheinen überall einen seltenen Erfolg hatte, und das den Unternehmern einen ganz namhaften Gewinn abwirft

*) Der Umsatz des Verlagsgeschäftes im Jahre 1870 betrug 253,490 frs.

durch den Verkauf der Clichés, die in alle Länder Europas gehen und zur Illustration ähnlicher Zeitschriften benutzt werden.

Von den encyklopädischen Unternehmungen sei hier nur das hervorragendste erwähnt: „Littré's dictionnaire de la langue française“ und „Sonnet's dictionnaire des mathématiques appliquées“; es sind nahezu 20 verschiedene Wörterbücher im Hachette'schen Verlage entweder schon erschienen oder in Vorbereitung, und schätzen die Unternehmer selbst das in diese Werke gesteckte Capital auf etwa 150,000 frs.

Es würde zu weit führen, die übrigen Verlagsartikel hier einer gleichen Besprechung zu unterziehen; wir wollen nur noch die besondere Aufmerksamkeit auf die Prachtausgaben, die Reisehandbücher, und auf ein Werk hinlenken, das sich zur Zeit noch in Vorbereitung befindet, und welches eines der kostbarsten Prachtwerke unserer Zeit zu werden verspricht.

Die Hachette'schen Reisehandbücher — bekannt als „Guides Joannes“ —, von Adolphe Joanne redigirt, umfassen etwa 100 Bände, von denen ungefähr 80 die verschiedenen Gegenden Frankreichs behandeln; die übrigen enthalten die anderen Länder Europas nebst Algier, Egypten, Syrien, Palästina und der asiatischen Türkei, in verschiedenen Ausgaben, 8.-, 12.- und 32.-Format. Ein geräumiges Local im Hachette'schen Hause ist ausschließlich Hrn. Joanne und sechs Mitarbeitern eingeräumt, welche die Reisehandbücher redigiren und für deren Zwecke alle nöthigen Hilfsmittel, wie Globen, Karten, Pläne, Bücher und Photographien aufgestellt sind. Die „Guides Joannes“ haben sich überall, namentlich in Frankreich, verdiente Geltung verschafft; es wäre nur zu wünschen, daß einige der bereits vor Jahren erschienenen Bearbeitungen außerfranzösischer Länder in neuen Auflagen erschienen, um sie brauchbar zu erhalten.

Die Prachtwerke hat besonders Templier gefördert, wie schon erwähnt; ihm sind die Folio-Ausgaben von Dante's „L'énfer“, ferner „Atala“, „Don Quichotte“ und „Elaine“, sämmtlich von G. Doré illustrirt, (deren Herstellungskosten sich zusammen auf circa 500,000 frs. belaufen) zu verdanken; er

hat die prächtige Ausgabe von Lafontaine's Fabeln und von Dante's „Purgatoire“ und dessen „Paradis“ ins Leben gerufen, Unternehmungen, die in gleichem Styl angelegt sind, wie die bei Mame erschienene berühmte Doré'sche Bibel, welche ihre Entstehung dem Umstande verdanken soll, daß Mame den Hachette'schen Unternehmungen gegenüber der Welt auch einmal zeigen wollte, was er auf diesem Gebiete zu leisten im Stande sei. Zu den Prachtwerken darf man füglich auch die „Bibliothèque des merveilles“ rechnen, eine Serie reich mit Illustrationen ausgestatteter Octavbände, die mit der ausgesprochenen Absicht ins Leben gerufen wurden, die Wissenschaft zu verallgemeinern; für diesen Zweck ist denn auch, trotz der in jeder Beziehung ausgezeichneten Ausstattung, der Preis sehr billig gestellt (1 fr. der Band), und die Sammlung hat in Folge dessen eine ungewöhnliche Verbreitung und viele Freunde gefunden.

Was nun zum Schluß die neue Unternehmung betrifft, so ist dieselbe seit 1860 etwa in Vorbereitung und giebt die Verlagshandlung selbst an, daß sie bis jetzt etwa 600,000 frs. in die Herstellungskosten gesteckt habe; man darf also wohl erwarten, daß hier ein Werk ersten Ranges geboten werden wird. Der Titel lautet „Les Saints Evangiles“ mit Zeichnungen von Bida; der Künstler hat dafür wiederholt Reisen nach dem Orient unternommen, um die Motive seiner Bilder an Ort und Stelle aufzunehmen; die Platten selbst (in gr. Folio) sind bereits gestochen und muß die ganze Ausstattung nach dem, was die Verlagshandlung in einem vorliegenden Prospecte sagt, eine ungemein brillante sein; es werden jede Seite des Buches reiche Ornamente, ebenfalls in Stich oder Radirung ausgeführt, zieren, sämmtliche Lettern für den Druck werden neu gezeichnet und geschnitten, das Papier wird nichts zu wünschen übrig lassen u. s. w.

Wir schließen hier mit dem Wunsche, daß es uns gelungen sein möge, dem freundlichen Leser ein anschauliches Bild von der umfassenden Thätigkeit der Firma Hachette & Co. in Paris gegeben zu haben.

Untersuchung einer „neuen Ausgabe“.*)

Der uns befreundete H. Tiedeman in Amsterdam, dessen vortreffliche Arbeit über die Zeitungsstempelsteuer**) wir im vorigen Jahre den Lesern des Börsenblattes zugänglich gemacht haben, bittet uns, ihm behilflich zu sein, das deutsche Publicum auf das in Frankreich stark grassirende Unwesen der fingirten neuen Ausgaben hinzuweisen. Tiedemann hat dabei einen ganz speciellen Fall aus jüngster Zeit besonders im Auge, und da auch die deutsche Gelehrtenwelt regen Antheil an dem in Frage stehenden Werke nimmt, so leisten wir der Aufforderung gern Folge, da nur durch eine möglichst allgemeine Verbreitung der Thatsachen dem bedenklichen Vorgehen bei dieser Unternehmung noch bei Zeiten Schranken gesetzt werden können. Tiedeman verbreitet sich sehr ausführlich über die Angelegenheit in Nr. 30 des Nieuwsblad voor den boekhandel und entnehmen wir dieser Quelle das Folgende:

Manche Verleger haben die üble Gewohnheit, die Jahreszahl des Erscheinens eines Buches auf dem Titel zu vergessen; sie gehen wahrscheinlich von der naiven Ansicht aus, das Publicum damit in den Glauben an die ewige Jugend ihrer Verlagsartikel einwiegen zu können, jedenfalls bietet diese Methode den Vortheil für sie, daß eine neue Ausgabe, die 1850 wirklich neu war, auch 1870 noch als solche auf den Markt gebracht werden kann, ohne daß es den Verleger einen Heller kostet.

Namentlich in Frankreich war das früher ein allgemein beliebtes System, die heftigen Angriffe aber eines Quérard, Brunet, namentlich aber Nodier's haben viel geändert, das Publicum läßt sich jetzt nicht mehr so leicht ein X für ein U machen, und ein Buch ohne Jahreszahl ist dadurch allein heute schon sehr verdächtig.

Durch die erwähnten Männer in die Enge getrieben, sahen sich die französischen Verleger gezwungen, nicht etwa den breiten

*) Erschienen im Börsenblatt für d. deut. Buchh. Jahrg. 1870. Nr. 146.
**) Siehe den Artikel S. 287 ff.

Weg der Ehrlichkeit einzuschlagen, sondern andere Künste zu versuchen, die denn auch wieder eine Zeit lang sich insofern bewährten, als mancher Arglose auch in diese neue Falle ging. Man nahm ein ganz anderes System an. Das Fortlassen der Jahreszahlen wurde als veraltet und schlecht verworfen, man war plötzlich ehrlich und druckte so viele Jahreszahlen unter den Verlagsort, wie das Publicum nur wünschte. Irren wir nicht, so war Garnier einer der ersten dieser Methode; in den Jahren 1843—46*) verlegte er Bescherelle's dictionnaire national, ein Werk, welches derzeit für ausgezeichnet galt und auch mit Recht. Es hatte einen solchen Erfolg, daß die Auflagen wie türkischer Weizen aus der Erde schossen, 1861 war man schon bis zur neuvième édition gediehen, jetzt haben wir mindestens schon 15 Auflagen hinter uns, und man kann ziemlich sicher annehmen, daß man das Werk stets mit der neuesten, jetzt laufenden Jahreszahl auf den Titel gedruckt kauft. Aber je schöner der Traum, um so häßlicher das Erwachen! Man überzeugt sich bei näherer Untersuchung bald, daß die angebliche Auflage von 1870 identisch ist mit der von 1843—46. Jahr aus Jahr ein klebte Garnier seinen neuen Titel vor das bei dem ersten Erscheinen stereotypirte Buch und täuschte damit lange das große Publicum, bis dieses in dem „Intermédiaire des chercheurs et curieux" 1864, S. 14 auf die Täuschung aufmerksam gemacht wurde, wodurch denn auch Garnier sich veranlaßt sah, einige allerdings sehr störende Anachronismen auszumerzen. Denn störend mußte es für einen Franzosen doch jedenfalls sein, in der „nouvelle édition de 1863" gedruckt zu lesen von einem „Prince-Napoléon, actuellement prisonnier à Ham", wörtlich ist nämlich in der Ausgabe von 1863 unter dem Schlagwort Ham zu lesen: „Ham possède un célèbre château fort qui sert de prison d'état, où ont été détenus, entre autres prisonniers, les quatres ministres de Charles X après les journées de Juillet 1830, et où est en ce moment le prince Louis Napoléon, depuis 1840." Solche „Druckfehler" sind doch gewiß für einen Verleger, der sich mit den

*) Siehe Lorenz' Catalogue général de la librairie française.

„nöthigen neuen Auflagen“ die „unendlichste Mühe und Sorgfalt“ giebt, recht ärgerlich und man muß die Geduld der Franzosen bewundern, die von 1852 an bis 1864 so viele „nouvelles éditions“ lasen, ohne ein Wort darüber zu verlieren.

Uebrigens braucht man auch heute noch nicht um einen Beweis verlegen zu sein dafür, daß das Geschlecht derartiger Verleger noch nicht ganz ausgestorben ist, ja es liegt sogar jetzt wieder ein ganz eclatanter Fall vor, wo eine bekannte Pariser Firma alte Waare für neue anpreist und versendet. Wir würden keine Worte verlieren, wenn es sich hier um ein „Mois de Marie“, oder um ein anderes derartiges Buch handelte, wovon jährlich unzählbare nouvelles éditions erscheinen, ohne mit Recht auf diese Bezeichnung Anspruch machen zu können; es handelt sich hier um ein sehr wichtiges, weit und breit gekanntes, ja berühmtes Buch, um die „Biographie universelle“ von Michaud, und da ist es Pflicht, vor der Mystification zu warnen.

Im Jahre 1810 faßte Michaud, welcher libraire und zugleich imprimeur de l'empereur war, den Entschluß, unter Mitwirkung von Gelehrten und Schriftstellern ein neues biographisches Wörterbuch herauszugeben, wovon in demselben Jahre die erste Lieferung erschien. Die Fortsetzung des auf kolossale Dimensionen berechneten Werkes wurde, trotz aller politischen Ereignisse, von Michaud eifrig und beharrlich betrieben und gelangte mit dem 52. Bande im Jahre 1828 zum Schluß und zwar in einer so würdigen Weise, daß Brunet (Manuel I. S. 948) von dem Werke, an dem, beiläufig bemerkt, über 300 namhafte Mitarbeiter sich betheiligt hatten, sagte: „sans être un livre parfait“ sei die Biographie universelle, doch „le meilleur ouvrage de ce genre“. 1832—1833 gab Michaud eine Fortsetzung dazu unter dem Titel „partie mythologique“, welche in ihren drei Theilen den Anfang einer großen Reihe von Supplementen bildete, die bis 1853 die ganze Sammlung auf 83 Theile brachten, und denen, wenn wir nicht irren, nach Michaud's Tode (1857) noch Theil 84 und 85 folgten, womit die Publication, die bis zum Buchstaben V gediehen ist, einstweilen eingestellt wurde.

Inzwischen entschloß sich die Firma Thoisnier-Desplaces, einem allgemein vorhandenen Wunsche entgegenzukommen und dem Publicum eine ganz neue Ausgabe von Michaud's Biographie zu bieten; diese sollte den ursprünglichen Text der Biographie universelle reproduciren, ergänzt durch alle Artikel der Supplemente und außerdem bereichert durch die Lebensbeschreibungen aller berühmten Leute, welche seit dem Erscheinen der beiden Werke (Hauptwerk und Supplement) gestorben waren. Die Zusagen der Verlagshandlung wurden auch prompt erfüllt, 1842 erschien der erste, 1865 der letzte Band des damit wirklich vollendeten Unternehmens. Die Journale wetteiferten mit einander, bei Gelegenheit der Ausgabe des letzten Bandes allen Betheiligten, Verleger, Redacteuren, Drucker und Anderen, reiches Lob zu spenden, und wirklich lag damals ein Werk von hoher wissenschaftlicher Bedeutung vor; das einzige Bedenken, welches sich mit Recht geltend machen ließ, war, daß die ersten Theile im Laufe der Jahre bereits wieder veraltet, und daß der wirklich exorbitante Preis für die Verbreitung in weiteren Kreisen sehr hinderlich war, denn während ein sehr compreß gedruckter Band der ausgezeichneten „Nouvelle Biographie générale“ bei Didot Frères nur 4 Frcs. kostet, mußte man für jeden Band der neuen Michaud'schen Ausgabe dreimal soviel, 12 Frcs., zahlen, so daß dies letztere Werk complet in 45 Bänden die runde Summe von 540 Frcs. kostet. Diesen beiden Uebelständen gegenüber war der Wunsch ein gerechtfertigter und zeitgemäßer, daß doch von dem Werke eine neue umgearbeitete Ausgabe zu einem billigeren Preise erscheinen möge, und angenehm wurden wir deshalb überrascht, als wir im Feuilleton des Journal de l'imprimerie et de la librairie vom 19. Februar d. J. eine Anzeige der Hrn. Libraires-éditeurs Ch. Delagrave & Co. in Paris fanden, die in Aussicht stellten: „une nouvelle édition de la Biographie universelle Michaud, refondue en 45 volumes grand in-8. chacun d'environ 700 pages, corrigée et complétée d'environ 20,000 articles nouveaux . . . il paraitra un volume par mois . . . . . . prix du volume: 8 fr. 50 c.“ Hier wurde ja der lange gehegte Wunsch erfüllt! Aus der

Anzeige konnte man schließen, Delagrave & Co. hätten das Verlagsrecht von der Veuve Desplaces erworben und wünschten nun eine neue Ausgabe zu herabgesetztem Preise zu veranstalten; man hatte keinen Grund, den Worten der bekannten Firma gegenüber Argwohn zu schöpfen, zumal in der erwähnten Ankündigung noch ausdrücklich bemerkt war: l'ouvrage est déjà tout entier, composé et cliché, prêt par conséquent pour l'impression.“ Mußte man nach dieser Ankündigung nicht annehmen, der Text sei berichtigt und ergänzt und das ganze umgearbeitete Werk liege druckfertig vor?

Und doch handelt es sich auch bei diesem bedeutenden Unternehmen wieder um eine arge Mystification!

Wir haben uns ein paar Bände kommen lassen, haben aber für unsere verausgabten 17 Frcs. nur das Vergnügen, unsere traurigen Erfahrungen bereichert zu sehen. Die Versprechungen von „nouvelle édition“, von „corrigée“, von „complétée“, von „prêt pour l'impression“ kann man parador nennen, wenn man milde urtheilen will, sie verdienen aber eine andere Bezeichnung, wenn man die näheren Umstände in Betracht zieht, worauf hin sie geäußert sind. Die „nouvelle édition“ von Delagrave & Co. ist nicht mehr und nicht weniger als die „nouvelle édition“, die 1842 — also vor 28 Jahren — als solche von der Verlagshandlung Thoisnier-Desplaces angekündigt wurde; Delagrave & Co. haben an dieser Ausgabe kein Jota geändert. Es stehen noch dieselben Kommas und Druckfehler, nur Titel und Umschlag sind durch neue ersetzt, und die Zusätze, welche auf dem Titel jetzt von den Herausgebern gemacht sind, gestalten die Sache nur noch bedenklicher, denn was geschieht? Auf dem „sous-titre“ der Thoisnier-Desplaces'schen Ausgabe war zu lesen, nouvelle édition, revue, corrigée et considérablement augmentée d'articles omis ou nouveaux; die Hrn. Delagrave & Co. haben nicht nur diese für sie doch schon sehr bedenklichen Worte auf ihrem neuen Titel adoptirt, sondern sie flechten auch noch zwischen den Worten corrigée und considérablement augmentée ein „continuée jusqu'à nos jours“, während sie dagegen durch das Fortlassen der Jahres-

zahl 1870 unten bei der Firma dafür Sorge tragen, dem erwähnten jusqu'à nos jours den Stempel der Ewigkeit aufzudrücken.

Um nicht dem Vorwurfe der Flüchtigkeit des Urtheils uns auszusetzen, wollen wir einige Beispiele anführen, woraus deutlich hervorgeht, daß die vorliegenden Bände nur auf der Höhe der Zeit von 1842 stehen. Namen wie Arago, Achard u. A. finden sich nicht, doch könnte diese Lücke durch ein böses Uebersehen entstanden sein, dem indessen nicht etwa ein oder zwei Männer, sondern alle, die das Unglück hatten nach dem Jahre 1842 zu sterben, zum Schlachtopfer gefallen sind. Das Folgende dürfte schwieriger zu erklären sein. Bei dem Artikel André Marie Empère (1836 gestorben) wurden wir angenehm überrascht durch die Notiz, que cet article se compose d'extraits presque textuels, de l'éloge, encore inédit ..... par M. F. Arago". Man lernt doch immer etwas Neues; in unserer Einfalt glaubten wir, daß diese noch nicht veröffentlichte „éloge" bereits vor einigen Jahren erschienen, und unter anderem auch in Arago's Werken, die 1854—62 in Paris erschienen, enthalten sei. Am Schlusse der Biographie, bei Aufzählung der Werke Ampères finden wir zu unserem Leidwesen, daß der zweite Theil seines ausgezeichneten „Essai sur la philosophie" noch nicht erschienen ist; der Biograph weiß es viel besser, wie die Bibliographen, die uns weiß machen wollen, der erwähnte 2. Theil sei zuerst 1843 und später 1857 nochmals erschienen. Wir gehen weiter, wollen aber doch im Vorbeigehen constatiren, daß der Sohn von André Marie, nämlich der bekannte Jean Jacques (1864 gestorben) auch vergessen ist. Bei dem Artikel Antonelli (Léonard) wird uns gerathen, den fünften Band der „précieuse collection", die „recemment" unter dem Titel erschien „Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état" zu Rathe zu ziehen; diese „unlängst" erschienenen Denkschriften sind aber in den Jahren 1831—37 veröffentlicht! In dem Artikel über Christian Augustus von Augustenburg, 1768—1810, wird gesagt, daß er zum Nachfolger erhielt Bernadotte, aujourd'hui (1870) „roi" (!). Solche

kolossale Schnitzer finden sich in Menge in den beiden ersten Theilen, es würde uns aber zu weit führen, hier noch mehrere zu citiren, denn die erwähnten kennzeichnen hinlänglich die „nouvelle édition continuée jusqu'à nos jours".

Der holländische Buchhandel seit Coster.

(Ein Vortrag.*)

Wenn ich hier auf Veranlassung des Vorstandes unseres Vereins es unternehme, Ihnen in kurzen Zügen den niederländischen Buchhandel zu veranschaulichen, so sollte ich eigentlich, bevor wir uns mit den heutigen Zuständen desselben beschäftigen, eine Schilderung früherer Zeit vorherschicken, um damit einen Hintergrund zu gewinnen, auf dem sich das Bild unserer Tage verständlicher abhebt.

Ich will versuchen, Ihnen aus den wenigen, mir zu Gebote stehenden Quellen einige charakteristische Züge aus jener früherer Zeit zu geben, ziehe jedoch für heute nur den modernen Buchhandel

*) Gehalten im Winter 1866 in dem „Verein der Buchhandlungsgehilfen" in Leipzig. Im Buchhandel erschienen unter gleichem Titel, gr. 8^0 (32 Seiten) Leipzig, 1867, J. J. Weber. In den 25 Jahren, welche seitdem vergangen sind, hat sich Vieles im heutigen holländischen Buchhandel geändert, insbesondere sind die Verkehrsverhältnisse in Amsterdam durch das 1871 ins Leben gerufene „Bestelhuis" (siehe dieses weiter unten) total verändert. Ich bringe trotzdem den Vortrag hier unverändert zum Abdruck, da die historischen Parthien desselben auch heute noch gelten können, und verweise im Uebrigen auf das vortreffliche Werk von **A. C. Kruseman:** Bouwstoffen voor een geschiedenis van den Nederlandschen boekhandel, gedurende de halve eeuw 1830—1880. (uitgegeven door de Vereeniging ter bevordering van de belangen des boekhandels. Ten vordeele van het „ondersteuningsfonds". 2 Deelen. (Deel 1: XXXVIII, 864 bladzeiden, Deel 2: 873 blz.) Lex. 8^0 Amsterdam, 1886—1887, P. N. van Kampen en Zoon. In diesem ausgezeichneten Buche ist die Neuzeit in erschöpfendster Weise dargestellt, ein Werk, an dem sich unsere „historische Commission" ein Muster nehmen könnte.

— seit Erfindung der Buchdruckerkunst — in den Bereich meiner Betrachtungen, da ja doch eigentlich erst von dieser Zeit an unser Stand eine umfassende culturhistorische Bedeutung gewonnen hat. Bekanntlich macht Holland Anspruch darauf, die Wiege der Buchdruckerkunst und des Buchhandels zu sein; es sei hier in Bezug darauf kurz erwähnt, daß man auf dem Rathhause in Haarlem als Beweis der früheren, als der Mainzer Erfindung die ältesten Coster'schen Drucke: den „spiegel onzer behoudenis“, die sogenannten „Donatus'schen Schulbücher“, und einige andere aufbewahrt, das erste Werk angeblich aus dem Jahre 1423. Hierauf gestützt wird Gutenberg beschuldigt, dem Coster — oder wie sein richtiger Name ist: Laurens Janszoon (er war Küster, holländisch coster, in Haarlem) — die Lettern, mit denen dieser druckte, als Geselle, während er bei ihm arbeitete, entwendet zu haben, und damit nach Mainz geflüchtet zu sein, wo er dann eine eigene Druckerei nach dem Muster der ihm bekannten Coster'schen gründete und die holländischen Lettern nachahmte. Nun ergiebt aber eine Typenvergleichung der in der Staatsbibliothek in München neben einander befindlichen ersten Drucke von Coster's speculum humanae salvationis und Gutenberg's erster Bibel durchaus keine Uebereinstimmung der Typen. Der holländischen Behauptung fehlt der Beweis. Thatsache dagegen ist, und daran muß man sich bei der Entscheidung von Fragen aus der damaligen, noch in manches Dunkel gehüllten Zeit halten, daß das erste mit beweglichen Lettern gedruckte, mit Jahreszahl und Druckort versehene Buch aus Gutenberg's Officin herrührt, nämlich das „psalterium“ aus d. J. 1457.

Möglich ist nun zwar der Fall wohl, daß die oben erwähnten Coster'schen Drucke älter sind, und einzelne Autoritäten, wie z. B. Ottley und Ebert, sprechen sich auch darüber zu Gunsten der Holländer aus. Aber auch die vorerwähnte Gutenberg'sche Bibel in München soll ja aus dem J. 1450 herrühren. Halten wir uns deshalb nur an den zuerst datirten Druck, der überdies noch die Untersuchungen der allerneuesten Zeit aus vielen andern Momenten bis zur Evidenz dargethan

haben, daß Gutenberg der erste Drucker war, und weder Haarlem noch Straßburg (welche Stadt ja bekanntlich auch Ansprüche geltend machen will) die Ehre der Erfindung zukommt.

Abgesehen von Coster also finden wir die ersten holländischen Firmen gegen Ende des 15. Jahrhunderts und zwar errichtete Dierik Martens zu Aalst in Flandern im Jahre 1473 die erste Buchdruckerei. Als ein Freund des Erasmus von Rotterdam nahm er in seinem Verlage eine streng classische Richtung an, und druckte unter Anderem zuerst die Iliade und die Grammatik des Lascaris, wie er denn überhaupt einer der Ersten war, der größere griechische Werke vollständig gedruckt auf den Markt brachte. Er war von 1473—1534 in Aalst, Antwerpen, und Löwen abwechselnd thätig.

Gleich nach ihm, im J. 1474, eröffnete Johann von Westphalen in Löwen sein Geschäft, dessen erste und bekannteste Ausgaben: Cicero, de claris oratoribus (1475), Juvenalis et Persii satyrae (1475) und Virgilii opera (1476) ihm derzeit bald Geltung verschafften.

Dann folgte Utrecht, wo in demselben Jahre (1474) Nicolaus Ketelaer und Gerhard de Leempt die historia ecclesiastica von Eusebius verlegten, und im Jahre 1479 Johann Veldener, ein in allen Künsten der Typographie und der mit ihr verwandten Fächer wohlerfahrener Buchdrucker, auftrat.

Brügge hat aus dem 15. Jahrhundert nur eine Firma aufzuweisen: Colard Mansion, der zugleich Gelehrter war, was aus einem von ihm im J. 1484 verlegten Werke hervorgeht: die Metamorphosen des Ovid, erklärt von Thomas Waleys und aus dem Lateinischen ins Französische übersetzt von Colard Mansion.

Delft hat die Ehre, aus der Officin von Jac. van der Meer und Maurits Yemantzoon 1477 die erste Bibel in holländischer Sprache hervorgebracht zu haben, die übrigens nicht vollständig war, denn es fehlen an ihr das ganze Neue Testament und die Psalmen. In kurzen Zwischenräumen folgten dann die Städte Gouda, Zwolle, Nymwegen und Amsterdam, welch' letztere merkwürdigerweise trotz der unmittelbaren Nähe von Haarlem erst im Anfange des 16. Jahrhunderts die erste Druckerei gründete.

Der Buchhandel, der bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts noch nicht von der Buchdruckerei getrennt aufzutreten pflegte, zählte damals gewöhnlich mit zu der Malerzunft, hie und da auch zu einer andern Innung, z. B. in Amsterdam, wo man die Buchdrucker, Buchhändler und Buchbinder zu der Zunft der Glaser, Goldsticker und Koffermacher rechnete, oder wie es die Verordnung noch umfassender ausdrückt: zu denen, „die sich durch den Pinsel, die Bürste oder das Färben ernähren."

Eigene Gerechtsame wurden dem Buchhandel erst im 17. Jahrhundert verliehen, ohne daß er jedoch damit in den Rang des Handelsstandes erhoben wäre; er wurde vielmehr immer noch als Handwerker-Innung angesehen, wofür sich in den städtischen Verordnungen mancher Belag findet. So mußte vorschriftsmäßig jeder Lehrling 12 Jahre alt sein, auch schrieb das Gesetz vor, daß er vier Jahre bei einem Meister gelernt, und weitere zwei Jahre in dem Fache gearbeitet habe. Eine lange Gehilfenzeit war früher, und ist auch heute nicht in Holland üblich. Der Holländer liebt es, sich möglichst rasch selbstständig zu machen, wobei indessen leider häufig nicht genug Gewicht darauf gelegt wird, ob der Betreffende sich auch wohl die zur erfolgreichen Leitung eines eigenen Geschäftes nöthigen Erfahrungen und Kenntnisse erworben hat.

Wir sehen heute noch, wie es auch früher wohl der Fall war, daß diese allzu frühe Selbstständigkeit Manchen zwingt, neben dem Buchhandel allerlei Nebenbeschäftigung zu treiben, weil er nicht gelernt hat, den Hauptgeschäftszweig, der dadurch oft Nebensache wird, genügend auszubeuten.

Wollte in früheren Zeiten der Gehilfe sich etabliren, so mußte er zunftmäßig sein Probestück machen, ähnlich wie jetzt noch in Preußen*) nur durch die Ansprüche unterschieden. In Rotterdam z. B. mußte ein solcher Meister-Aspirant im Jahre 1699 neben andern Leistungen auch

1) eine Bibel in Folio in Juchtenleder,

2) ein Buch in Folio in gepreßtes Pergament, und

*) 1866 geschrieben.

3) ein dito in 4° mit Kupfern in gewöhnliches Pergament sauber einbinden. Dieselbe Verordnung warnt schon damals den neu creirten Meister vor der Unehrlichkeit, mehr Exemplare von einem Werke zu drucken, als bestimmt seien.

Ein späterer Erlaß aus dem Jahre 1720 giebt uns einigen Aufschluß über den, dem Buchhändler derzeit gewährten Spielraum. Danach durfte er Bücher drucken, einbinden und verkaufen, und daneben Handel treiben mit Papier, Schreibfedern, Tinte und Siegellack. Für den Fall, daß er eine öffentliche Bücherauction abhielt, wurden die Befugnisse etwas erweitert. Vorausgesetzt, daß Alles in seinem gedruckten Kataloge ausführlich angegeben war, durfte er alsdann neben den Büchern versteigern: mathemathische, musikalische, physikalische und anatomische Instrumente, gedruckte Bilder, Münzen und Medaillen, und endlich noch eine Flinte, ein paar Pistolen, einen Degen, Stock und eine Uhr, jedoch nur, wenn ihm diese Gegenstände selbst eigenthümlich zugehörten, und auch dann nur in je einem Exemplare. Mehr davon zu verkaufen, war verboten, andere Artikel waren ganz ausgeschlossen.

Alle diese Bestimmungen weisen deutlich auf den handwerksmäßigen Betrieb hin, dem damals die große Menge der Buchhändler sich ergeben hatte. Daneben jedoch machen wir auch, namentlich im 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts, die erfreuliche Wahrnehmung, daß sich eine nicht unbedeutende Anzahl von Männern rühmlich vor der Menge auszeichnet.

Es waren das zum Theil gelehrte Geschäftsmänner, die im Besitze oft sehr bedeutender wissenschaftlicher Kenntnisse in kluger Berechnung diese mit der Ausübung der Buchdruckerei und des Buchhandels verbanden; welche den, namentlich unter der Herrschaft der Burgunder sich im Volke entwickelnden Wohlstand und die daraus sich ergebende Liebe zu den Wissenschaften und Künsten, in kühnen, großartigen Unternehmungen zu benutzen verstanden, und auf dieser soliden Grundlage eine Blüthezeit des holländischen Buchhandels schufen, die allerdings nur auf jene vereinzelt dastehenden Männer sich stützt, deren Preßerzeugnisse jedoch damals schon einen Weltruf genossen, und heute

noch einen ehrenvollen Platz in der europäischen Litteraturgeschichte einnehmen.

Ich erwähnte vorhin, daß, nachdem die Typographie seit Coster über 20 Jahre lang unausgeübt gewesen war, Dierik Martens sie zuerst wieder ins Leben rief, und ihr, nach dem Vorgange von Deutschland und Italien, eine vaterländische Selbstständigkeit verlieh. Zu der soeben geschilderten Bedeutung aber gelangte der Buchhandel zuerst in Deventer, wo einer der berühmtesten holländischen Drucker, Richard Paffroet, sein Geschäft im Jahre 1477 mit der Herausgabe von Petri Berthorii moralizationes biblie, fol., eröffnete. Bis zum Jahre 1500 lieferte er eine Menge ausgezeichneter Druckwerke, unter denen die Ausgaben (1490) der ältesten christlichen Schriften von Prudentius und Juvencus besondere Beachtung verdienen. In Deventer wurde außerdem der Buchhandel wesentlich von dem Orden der Brüder vom gemeinsamen Leben, dieser vortrefflichen, von Geert Grote geschaffenen philosophischen Schule, zu welcher Männer wie Thomas a Kempis und Alexander Hegius gehörten, gestützt und gehoben.

Den Ruf über die Grenzen des Landes hinaus aber verschaffte dem Buchhandel die Stadt Antwerpen, die zwar später als die übrigen Orte ihre Pressen errichtete, jedoch sehr bald allen andern den Rang ablief. Zuerst war es Gerhard Leeuw, der sich 1484 dort niederließ, nachdem er zuvor von 1477—83 in Gouda ansässig gewesen war, wo er (1477) das erste Buch in holländischer Sprache druckte: „alle die epistelen en evangelien van den gheheelen jaere“ fol., dem er im Jahre 1478 die bekannte Goud'sche Chronijkje und 1480 den Dialogus creaturarum, eine Fabelsammlung in lateinischer Sprache, folgen ließ. So Verdienstliches Leeuw indessen auch geleistet hat, so reicht seine Thätigkeit doch nicht im Entferntesten an die von Christoph Plantin, der in den Jahren 1555—1589 sein Geschäft in Antwerpen zu der großartigsten buchhändlerischen Schöpfung der damaligen Zeit erhob.

Plantin war ein Franzose aus Montlouis gebürtig. Er erlernte in Paris die Typographie, unternahm weite Reisen ins

Ausland, um seine schon vorher bedeutenden wissenschaftlichen, namentlich seine Sprachkenntnisse zu bereichern, und ließ sich dann in Antwerpen nieder. Seine Officin erlangte bald einen Weltruf, da er der Einzige war, welcher damals Werke in allen in Europa bekannten Sprachen drucken konnte. Die Chronik berichtet uns, daß er einige 20 Pressen beschäftigt, und an seine Arbeitern einen Lohn von über 100 Ducaten täglich ausgezahlt habe. Er unterhielt mit Deutschland, Italien, Spanien, Frankreich und England einen regen geschäftlichen Verkehr und wußte seinen Verlagsartikeln überall dort Eingang zu verschaffen. Als im Laufe der Zeit Antwerpen durch die Spanier unter Herzog Alba bedroht wurde, zog er mit einem Theile seiner Pressen und Arbeitern nach Leyden und übergab die Leitung des Antwerpener Hauses seinem Schwiegersohn, dem gelehrten Franz Rapheleng. Später aber kehrte er selbst wieder nach Antwerpen zurück. Bei seinem im Jahre 1589 erfolgten Tode hinterließ er drei verschiedene Geschäfte in Leyden, Antwerpen und Paris, die von seinen drei Schwiegersöhnen Rapheleng, Jan van Morst und Gilles Beys noch eine Zeitlang fortgeführt, aber nicht auf der alten Höhe erhalten wurden.

Plantin folgte streng der damaligen Richtung und verlegte hauptsächlich nur wissenschaftliche Werke, auf dem Gebiete des Rechts, der Philologie, Geschichte und Mathematik, von denen heute noch am meisten die in Antwerpen 1569—72 erschienene große Polyglottenbibel von Alcala, 8 Bde. gr. Folio, geschätzt wird. Daneben zeichnen sich namentlich seine Ausgaben alter Classiker durch Correctheit und typographische Schönheit aus. Sein Signet kennzeichnet den Mann: eine Hand mit einem Compaß und der Inschrift: Labore et constantia.

Auf ihn folgte in Leyden die Familie der Elzevire*), unter denen die Typographie und der Buchhandel in den Niederlanden die höchste Stufe überhaupt erreichten, und die für Holland eine ähnliche Bedeutung haben, wie für Italien das Geschlecht der Aldus und Giunta's, für Frankreich das der Etienne's.

Selten wohl hat eine Buchhändlerfamilie so lange als solche sich erhalten und dabei so viele tüchtige Männer hervor-

*) Siehe den Artikel S. 281 ff.

gebracht, denn in dem Zeitraume von 1595—1680 zählen wir nicht weniger als sieben Elzevire, die sich einen bedeutenden Namen gemacht haben: zwei Ludwigs, Isaak, Bonaventura (der bekannteste von allen), Abraham, Daniel und Peter. Sie haben uns einen wahren Schatz herrlicher Druckwerke hinterlassen, meistens Ausgaben in 12mo und 16mo, einige auch in 8°, 4° und Folio, unter welchen die 12° Ausgaben der lateinischen Classiker, einzelne Theile der Bibel, wie das Neue Testament und der Psalter, nebst den 42 Bändchen der rerum publicarum, 16mo, heute noch Ansehen genießen. Der Stamm des Hauses war in Leyden, wurde aber von dem zweiten Ludwig im Jahre 1640 nach Amsterdam verlegt und von dessen Sohne Daniel, dem letzten der Elzevire, der ausgezeichnete Drucke lieferte, an Adrian Moetziens im Jahre 1681 verkauft, mit dem dann das Geschäft im Jahre 1700, also nachdem es über hundert Jahre bestanden hatte, erlosch. Ein Zweiggeschäft wurde von Peter Elzevir in Utrecht gegründet, welches in den Jahren 1668—72 gleichen Ruf, wie das Amsterdamer Haus, genoß, sich aber nicht lange hielt.

Die Familie der Elzevire stand im hohen Ansehen im ganzen Lande und hat namentlich auch von Seiten der Regierung einen außergewöhnlichen Schutz und besondere Freiheiten genossen. Um so mehr fällt es auf, daß sie bei manchen Werken, wie z. B. der Utopia des Thomas Morus und anderen, ihre Firma verleugnet; sie mag dazu wohl aus religiösen, politischen oder Familienrücksichten veranlaßt gewesen sein.

Noch zu ihrer Zeit tauchte im 17. Jahrhundert in Amsterdam eine andere Familie auf, die sich ebenfalls große Verdienste um den niederländischen Buchhandel erworben hat, die der Blaeu's. Janszoon Blaeu, der Gründer der Firma (auch unter dem Namen Jansonius Blavius, auch Coelius bekannt), war ein Freund des gelehrten Tycho Brahe, mit dem er sich in das Studium der mathematischen Wissenschaften, namentlich der Astronomie vertiefte; daneben erwarb er sich tüchtige Kenntnisse in der Länder- und Völkerkunde und der Geschichte. Darauf gestützt gab er dann jenen prachtvollen Amsterdamer Atlas in zwölf Foliobänden heraus, ein für die damaligen Verhältnisse

gewaltiges Unternehmen, womit er seinem Namen ein ehrenvolles Andenken für alle Zeiten gesichert hat. Daneben erschien 1649 sein Novum theatrum urbium Belgicae regiae in zwei Foliobänden mit vielen Karten und Kupfern, auch verdient eine nicht mindere Anerkennung der von ihm 1627 herausgegebene Zeespiegel, 3 Thle. in 1 Bd., Fol.

An die Plantins, Elzevire und Blaeu's schließen sich in würdiger Reihenfolge auch noch Abraham Wolfgang in Amsterdam, bekannt unter dem angenommenen Namen Quaerendo, der in den Jahren 1662—93 thätig war und unter Anderm auch eine schöne Ausgabe von Corneille, in fünf Bänden, brachte. Ebenso Wettstein in Amsterdam, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, dessen Drucke sich namentlich durch gediegene Ausstattung auszeichnen. Ferner van der Aa und Luchtmans in Leyden, ersterer auf theologischem, letzterer mehr auf dem altclassischen Gebiet der Griechen und Römer thätig. Aus dem letztgenannten Verlage haben heute noch die bekannten Ausgaben „cum notis variorum“, die zum größten Theile von Heinsius, Grävius, Gronovius und Burman besorgt wurden, einen gewissen Werth. Das Luchtmans'sche Geschäft ging mit einem großen Theile der Verlagswerke an die heutige Firma Brill in Leyden über, die den alten Traditionen des Hauses treu geblieben ist und deshalb augenblicklich als eine der angesehensten Buchhandlungen in den Niederlanden gilt.

Ich schließe diese Reihe buchhändlerischer Koryphäen mit J. van der Mey in Leyden, dessen Name zugleich durch einen Streit vermehrte Bedeutung erhalten hat. Als nämlich Didot in Paris im Jahre 1795 mit den, bekanntlich stereotypirten, logarithmisch-trigonometrischen Tafeln von Callet auftrat und diese Manier des Druckes als eine neue, von ihm ausgehende Erfindung bekannt machte*), stellte es sich heraus, daß van der Mey in Leyden schon hundert Jahre früher eine holländische Bibel in 4° mit gegossenen Platten gedruckt hatte, welch' letztere sich noch im Anfange dieses Jahrhunderts im Besitz der Firma Luchtmans befunden haben sollen. Mey hat seiner Zeit nur

*) Siehe Seite 198.

diesen einen Versuch gemacht und wandte die Stereotypie nie wieder an, weil sich die Kosten für ihn zu hoch beliefen. Es beschäftigte sich aus demselben Grunde auch Niemand nach ihm damit, und so vergingen circa hundert Jahre, in welcher Zeit die Erfindung vollständig der Vergessenheit anheimgefallen war, bis dann Didot die Ehre derselben in Anspruch nahm, was ihm natürlich jetzt, wo die Stereotypie eine so große Bedeutung gewonnen hat, von Seiten der Holländer nicht zugestanden wird.

Diesen soeben hier genannten Männern verdankt der niederländische Buchhandel des 16.—18. Jahrhunderts insofern seinen großartigen Aufschwung, als sie mit kundiger Hand ihr Schiff, das von den socialen Bewegungen getragen wurde, steuerten. Diese epochemachenden Bewegungen gingen von der Reformation aus, mit ihrer Einführung in den Niederlanden erhielt das Volk die wahre, d. h. geistige Freiheit, die eine bis dahin ungekannte Blüthe der Wissenschaften zur Folge hatte; selbst die Revolution unter Philipp II., während welcher Zeit wir (1555—72) eine wahre Fluth politischer Schriften in Holland auftauchen sehen, schadete der Wissenschaft nicht, im Gegentheil erstarkte dieselbe erst recht in diesem Kampfe und erhielt durch ihn einen nationalen Schwung. Und als nun im 17. Jahrhundert Männer wie Hooft, Vondel, Cats, Kamphuyzen, Huygens, Heinsius, Brokhuyzen und andere erstanden und die Städte Leyden, Groningen, Utrecht, Harderwijk und Franeker ein sehr reges akademisches Leben entfalteten, da konnte unter solchen Umständen wohl eine Blüthe des Buchhandels nicht ausbleiben. Ein Haupthebel desselben war schon derzeit die unbeschränkte Preßfreiheit, dieses Grundgesetz echter Volksfreiheit, deren sich das Land von jeher zu erfreuen gehabt hat und welche es nur ein einziges Mal, unter der Franzosenherrschaft im Anfange dieses Jahrhunderts, und auch da nur vorübergehend, einbüßte. Diese Preßfreiheit kam auch anderen Ländern zu Gute, namentlich war Holland im 17. Jahrhundert die Zufluchtsstätte aller in dem benachbarten Frankreich von der Regierung, Geistlichkeit und Sittenpolizei beanstandeten oder verfolgten Schriften. Wir finden eine Menge derartiger Werke in französischer Sprache,

die unter wahrer, oder angenommener Firma in Amsterdam und dem Haag gedruckt, und von da aus weiter verbreitet wurden.

Die verheerenden Kämpfe zu Ende des 17. und im 18. Jahrhundert haben leider der Wissenschaft, und mit ihr dem Buchhandel in Holland das gewonnene Terrain theilweise wieder entrissen. Wie die Selbstständigkeit der Nation durch den spanischen Krieg litt, und die französische Emigration nach Aufhebung des Edicts von Nantes demoralisirend auf die Bevölkerung einwirkte, wie die Nation durch die verschiedenartigsten, hartnäckigen Parteiumtriebe mehr und mehr ihrem Verfalle entgegenging, in demselben Maße zersetzte sich auch der Buchhandel und verkümmerte, wie die Blume, die auf unfruchtbarem, durchwühltem Boden ihr Dasein nur mühsam fristet. Als deshalb die große Katastrophe von 1795, die ganz Europa erschütterte auch Holland und den holländischen Buchhandel mit dem Druck der Fremdherrschaft belastete, da besaß der letztere schon nicht mehr Widerstandsfähigkeit genug, um den Stoß aushalten zu können. Er hat sich davon bis heute noch nicht ganz wieder erholt.

Unter den Napoleoniden lag Kunst, Wissenschaft und Industrie vollständig darnieder und begann erst nach der Vertreibung des Gewaltherrschers sich einigermaßen wieder zu beleben. Der erste Act, womit der Buchhandel sich an diesem Wiedererwachen betheiligte, war die Regelung des Eigenthumsrechtes zwischen Autor und Verleger im Jahre 1817. Während dasselbe früher ganz unbestimmt war, wurde es jetzt auf das Leben des Verfassers und 20 Jahre nach seinem Tode fixirt. Damit gewann der vaterländische Buchhandel in den Niederlanden zuerst wieder System und Halt, es wurden von der Zeit an überhaupt feste, geordnete Zustände und namentlich eine Concentration, ähnlich der des deutschen Buchhandels, angestrebt, die denn auch den Stand 1830 bereits so weit gekräftigt hatte, daß er die belgische Krisis überwinden konnte. Trotzdem durch diese der Wirkungskreis bedeutend geschmälert ist, so schreitet der heutige Buchhandel in den Niederlanden in seiner Entwickelung doch vorwärts, und wenn er sich auch augenblicklich eine mehr typographische Aufgabe gestellt zu haben scheint, und die wissenschaft-

liche Bedeutung der heutigen Litteratur verhältnißmäßig gar nicht mit der der früheren Jahrhunderte zu vergleichen ist, so muß doch constatirt werden, daß von verschiedenen Seiten rühmliche Anstrengungen gemacht werden, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen, und das ist immerhin eine Wahrnehmung, die wir nur freudig begrüßen können.

Augenblicklich*) zählt man in den Niederlanden 918 Buchhandlungen in 172 verschiedenen Orten, wovon die sechs Hauptstädte allerdings allein schon über 400 stellen. So Amsterdam (mit 265,000 Einwohnern) 178 Buchhandlungen, s'Gravenhage (86,000 Einw.) 51, Rotterdam (115,000 Einw.) 60, Utrecht (57,000 Einw.) 49, Leyden (38,000 Einw.) 28, und Groningen (37,000 Einw.) 38.

Auf den ersten Blick wird Ihnen die Zahl der Buchhandlungen viel zu hoch im Verhältniß zur Einwohnerzahl erscheinen, doch wollen Sie Sich des früher Gesagten erinnern, daß nämlich eine Menge dieser Firmen den Buchhandel nur nebenbei betreiben. Ein für wenige Gulden gelöstes Patent giebt Jedermann das Recht, mit Büchern zu handeln und in die buchhändlerischen Listen aufgenommen zu werden. Ein Nachweis von Kenntnissen wird bei der unbeschränkten Gewerbefreiheit nicht verlangt. Von diesen 918 Firmen aber betreiben nur 30 zugleich mit dem Buchhandel, oder allein, den Kunsthandel, und ebenso nur 30 den Musikalienhandel, was wohl darin seinen Grund hat, daß zu einem erfolgreichen Betriebe dieser Branchen schon mehr oder weniger Fachkenntnisse gehören.

Die größeren, intelligent geleiteten Geschäfte stehen zum Theil mit dem Auslande in directer Verbindung und werden Ihnen daher bekannt sein; ich erinnere beispielsweise nur an die beiden Müller und Sülpke in Amsterdam, Kemink & Zoon in Utrecht, Brill in Leyden, Nyhoff im Haag, Bädeker in Rotterdam. Diese Firmen bringen viele Verlagsartikel in außerholländischer Sprache, wodurch sie ihr Absatzfeld über die Grenzen

*) 1866 geschrieben.

des Landes hin ausdehnen. Die rein holländischen Verleger, unter denen augenblicklich Kruseman in Haarlem wohl der bedeutendste ist, beschränken sich eo ipso auf den Debit im Inlande und sind deshalb im Auslande wenig oder gar nicht bekannt.

Auf hoher Stufe steht gegenwärtig der Antiquariatsbuchhandel, der namentlich in Frederik Müller in Amsterdam*) und Martinus Nyhoff im Haag sehr würdige Repräsentanten hat, die auf wissenschaftlicher Grundlage dem Antiquariat, dieser hohen Schule des Buchhandels, nicht nur in Holland selbst Geltung verschaffen, sondern auch im Auslande sich einen rühmlichen Namen erworben haben. Die günstige Lage der Niederlande so recht mitten im Verkehr von England, Frankreich, Belgien und Deutschland erleichtert das dortige Antiquariatsgeschäft, indem dadurch z. B. Vortheile in der Schnelligkeit, den geringen Spesen und dergleichen entstehen; auch nähert gerade dieser Geschäftszweig sich noch am meisten dem Welthandel und wird deshalb mit Vorliebe und Glück in Holland betrieben.

Am meisten zurück ist augenblicklich das Musikaliengeschäft, sowohl Sortiment wie Verlag, obgleich gerade diese Branche in Holland noch einer sehr großen Entwickelung fähig ist, denn in dem letzten Jahrzehnt ist in auffälliger Weise der Sinn für Musik, der früher ziemlich unentwickelt war, ich will nicht sagen bereits ausgebildet, aber doch angeregt, ohne daß bisher dieser Zeitströmung von Seiten des Musikalienhändlers in rationeller Weise Rechnung getragen wäre.

So finden wir z. B. in einer Stadt wie Amsterdam, mit beinahe 270,000 Einwohnern, worunter circa 6000 Deutsche, nur 4—6 nennenswerthe, wohlassortirte Musikalienhändler, an deren Spitze die Firmen Theune & Co. und Roothaan & Co. stehen. Unter den Musikalienverlegern stehen Desfossez & Co. und Weygand & Co. im Haag obenan, die auch überseeische Zweiggeschäfte unterhalten. Das Musikalien-Verlagsgeschäft leistet namentlich Bedeutendes in dem Nachdruck ausländischer,

*) Am 4. Januar 1881 im Alter von 63 Jahren gestorben.

theurer Originalausgaben und erzielt damit im In- und Auslande einen großen Absatz. Da Holland sich den meisten Ländern gegenüber durch einen litterarischen Vertrag nicht gebunden hat, so kann man derartigen Manipulationen in Holland selbst gesetzlich nicht entgegentreten, kommen diese Nachdrucke aber über die Grenze, so verfallen sie natürlich dem diesseits geltenden Gesetze.

Ein Gleiches gilt auch von dem Bücher-Nachdruck, der allerdings nicht in dem Maaße ausgeübt wird, wie der der Musikalien, immerhin aber doch manchen Verleger ganz empfindlich schädigt. So wird z. B. der Hoffmann & Campe'schen Ausgabe von Heine's Werken aller Boden durch den Nijgh-Binger'schen Nachdruck entzogen, der bedeutend wohlfeiler ist. Nicht genug aber mit dem Nachdruck des eigenen Landes, man importirt auch die Nachdrucke anderer Länder, namentlich Amerika's. So sind z. B. die in Philadelphia erschienenen Ausgaben von Goethe, Schiller, Börne, Freiligrath und Anderen in Holland sehr bekannt und gesucht, und wenn auch Cotta und andere Verleger hie und da den Preis ihrer rechtmäßigen Ausgaben für Holland herabsetzen, um dem Nachdruck die Spitze zu bieten, so ändert das doch den Kern des Unwesens nicht, und direct oder indirect haben viele ausländische, namentlich aber deutsche Musikalienverleger beständige Verluste dort zu erleiden.*)

Im Kunsthandel nimmt das Haus François Buffa & Zoon in Amsterdam den ersten Rang ein, mit dem die im Haag von Goupil & Comp. in Paris errichtete Filiale rivalisirt. Der niederländische Kunsthandel steht im Allgemeinen auf einer respectablen Stufe, entwickelt einen feinen Geschmack und ein gediegenes Kunstverständniß und begegnet damit gleichen Eigenschaften im Publicum bei einer nicht unbedeutenden Zahl begüterter Liebhaber und Kenner, welche den altholländischen Kunsttraditionen nicht nur in den vielen und reichen Museen des Landes huldigen, sondern dieselben auch im Privatleben noch beständig cultiviren.

Bevor wir uns nun eingehender mit dem neuern eigent-

*) Hierüber siehe weiter unten den Artikel über die Litterarconvention mit den Niederlanden.

lichen Buchhandel beschäftigen, sei noch kurz dessen Basis erwähnt. An Buchdruckereien zählt Holland augenblicklich 313, deren bedeutendste die Firma Joh. Enschedé & Zonen in Haarlem ist, die namentlich die Stereotypie in größerem Maaßstabe betreibt und auch eine Javanische Druckerei besitzt. Neben ihr zeichnet sich Brill in Leyden durch einen besondern Reichthum an Schriften für orientalische Sprachen aus. Im Ganzen genommen muß man der heutigen Typographie der Niederlande das Zeugniß geben, daß sie Vorzügliches leistet und unter den technischen, zum Buchhandel gehörenden Geschäftszweigen als der am meisten entwickelte bezeichnet werden darf. In der Lithographie dagegen steht Holland zur Zeit den übrigen Ländern weit nach, und hat es unter den 69 Steindruckereien keine einzige zu einem Rufe über die Grenzen hinaus gebracht. Rühmend jedoch kann man, da wir hier einmal bei den verschiedenen Druckarten stehen, der Kartographie gedenken. Darin wird Gutes geleistet und kann z. B. die von dem Kriegsministerium herausgegebene Generalstabskarte der Niederlande sehr gut mit den besten Publicationen anderer Länder auf diesem Gebiete sich messen.

So werfen wir denn einen Blick auf die Organisation des heutigen Buchhandels, in Bezug auf welchen ich vorhin bemerkte, daß derselbe seit Anfang dieses Jahrhunderts ein Streben nach Concentration deutlich habe erkennen lassen.

Die ersten Anfänge des buchhändlerischen Vereinswesens in den Niederlanden haben wir übrigens noch früher zu suchen; sie fallen in das Jahr 1710, um welche Zeit 14 der bedeutendsten Häuser aus den Hauptstädten in Berücksichtigung des schon damals bemerklichen Rückschrittes einen Verband schlossen, um sich dadurch einen gegenseitigen Stützpunkt zu schaffen, der den von außen her dem Buchhandel drohenden Umständen womöglich das Gleichgewicht halten könne. Der Verein erwies sich bald als machtlos, hat aber als Vorläufer des heutigen Genossenschaftswesens immerhin ein Interesse zu beanspruchen, weshalb ich auch nicht unterlassen will, Ihnen aus den Statuten einige bemerkenswerthe Paragraphen mitzutheilen.

Im Eingange werden die Preise der Bücher behandelt, und zwar sollen Werke in lateinischer Sprache 10% höher als Bücher in anderen Sprachen, dagegen auf schlechtem Papier, und nachlässig gedruckte, auch die mit schlechten Kupfern ausgestatteten Werke billiger, als die gutausgestatteten verkauft werden. Im § 3 verpflichten sich die Mitglieder, kein Buch zu verkaufen, das dem Verlage eines dem Verein Angehörigen nachgedruckt ist, außerdem gestattet der folgende Paragraph noch das Wiedervergeltungsrecht gegen einen solchen Nachdrucker nach der biblischen Maxime: Auge um Auge, und Zahn um Zahn, das heißt in diesem Falle: druckst du mir nach, druck' ich dir nach. Dagegen heißt es in § 7, daß der Verein davon in Kenntniß gesetzt werden möge, wenn ein Mitglied ein ausländisches Buch nachdrucken wolle, damit dies allerseits bekannt gemacht werden könne, und keine unvortheilhafte Concurrenz entstehe. Ferner suchte man sich in Paragraph 9 u. 10 gegen Verlagsunternehmungen des Auslandes zu schützen, wenn sie den inländischen Verlag bedrohten. Ein seltsamer Passus aber findet sich in einer darauf folgenden Verordnung.

Danach hatte nämlich der dem Verein angehörige Verleger nicht das Recht, die Preise seiner Bücher selbst zu bestimmen. Es müssen derzeit wohl Extravaganzen in Bezug hierauf vorgekommen sein, sodaß sich der Verein veranlaßt sah, in den verschiedenen Vereinsstädten eine Anzahl von Männern besonders anzustellen, deren Amt es war, ein neu erschienenes Buch nach seinem wissenschaftlichen und materiellen Werthe unparteiisch zu taxiren und den dafür festgesetzten Preis dann öffentlich bekannt zu machen. Der Verleger hatte dann das Recht, im ersten Monat das Buch ausschließlich und allein zu verkaufen, erst nach Ablauf dieser Frist war er verbunden, es andern Buchhändlern auf Bestellung zu liefern.

Paragraph 12 schützt die inländische Presse durch die Bestimmung, daß alle im Auslande für Rechnung holländischer Verleger gedruckte Bücher vogelfrei sein sollen und von Jedermann nachgedruckt werden können. Die übrigen Paragraphen beschäftigen sich mehr mit Verwaltungsangelegenheiten.

Dieses Schutz- und Trutzbündniß wirft einiges Licht auf die Lückenhaftigkeit der damaligen Preßgesetzgebung, oder besser gesagt, zeigt uns, daß eine solche derzeit wohl kaum existirte, weil sonst der Buchhandel nicht hätte veranlaßt sein können, derartige Repressalien zu ergreifen.

Mit der Zeit haben sich nun zwar auch diese Zustände geändert, eine böse Klippe aber ist in Holland heute noch die Nachdrucksfrage und namentlich auch das Uebersetzungsrecht, welch' letzteres häufig zu Collisionen unter den Verlegern führt. Man hat sich zwar bemüht, auf dem Wege friedlichen Uebereinkommen's möglichst System in das Uebersetzungswesen zu bringen, ist eventuell jedoch vor Gericht meistens machtlos, da der Staat, wie schon erwähnt, wenig oder gar keine litterarische Verträge mit dem Auslande abgeschlossen, und also weder Veranlassung, noch Befugniß hat, sich in derartige Privathändel, die des Rechtsbodens ermangeln, zu mischen.

Sehen wir uns, um die Sache näher zu erläutern, den heutigen holländischen Buchhändlerverband, die „vereeniging ter bevordering van de belangen des boekhandels“, etwas genauer an. Der Verein besteht seit 50 Jahren und zählt augenblicklich*) etwa 350 Mitglieder. In seiner Bedeutung für Holland kommt er etwa unserem „Börsenvereine der deutschen Buchhändler“ gleich. Außerdem existiren noch, beiläufig bemerkt, sechs kleinere Localvereine in Amsterdam, Rotterdam, s'Gravenhage, Groningen, Haarlem und Utrecht (20—40 Mitglieder), die aber weiter kein Interesse für uns bieten. Wir haben es hier nur mit der „vereeniging“ zu thun, namentlich mit der aus ihr hervorgegangenen „commissie tot regeling van het vertalingsregt“ (Commission zur Regelung des Uebersetzungsrechtes). Welcher Schwerpunkt für den holländischen Buchhandel hierin liegt, leuchtet ein, wenn man bedenkt, daß ungefähr 25% der gesammten litterarischen Erscheinungen Uebersetzungen sind. Es lag unter diesen Umständen nahe, daß der Buchhandel in Ermangelung einschlägiger Gesetze sich selbst solche schuf, zu deren Beobachtung der Beitritt zu dem Verein verpflichtet.

*) 1866 geschrieben.

Jedes zu übersetzende Buch muß im Original vorliegen und mit drei Gulden Einschreibegebühr an die genannte Commission in Amsterdam, die aus drei Buchhändlern besteht, eingesandt werden. Diese führt eine genaue Rolle über diese Anmeldungen und veröffentlicht dieselben allwöchentlich in dem Nieuwsblad voor den boekhandel, dem holländ. Börsenblatt. Wer zuerst anmeldet, erhält das alleinige Recht der Uebersetzung auf 10 Jahre. Wenn Jemand zwölf Monate nach der Anmeldung die Uebersetzung nicht erscheinen läßt, erlischt sein Vorrecht und kann die Unternehmung alsdann von Anderen aufgenommen werden. Von dem Schutze des Vereines können auch Nichtmitglieder Gebrauch machen, solange sie ihrerseits dessen Gesetze respectiren. Unbedingt sind für Jedermann freigegeben: ausländische Dichtungen und Brochüren unter vier Bogen.

Der Schutz des Vereins besteht darin, daß kein Vereinsmitglied eine zweite Uebersetzung bringen darf, auch ist ein solches verpflichtet, falls etwa andere Uebersetzungen bei Nichtmitgliedern erscheinen sollten, diese nicht zu vertreiben, dagegen der Ausgabe des Vereinsmitgliedes allen möglichen Vorschub zu leisten. Außerdem vergütete die Vereinskasse jeden, einem Mitgliede durch die Uebersetzungen von Nichtmitgliedern zugefügten, nachweisbaren Schaden in baarem Gelde, welcher Vortheil auch denjenigen Nichtmitgliedern, die sich unter den Schutz des Vereines stellen, in beschränktem Maße zu Theil wird.

Man sieht, die Grundlage ist gut und wohl geeignet, gerechte Ansprüche zu befriedigen; man läßt der Speculation vor Erscheinen freien Spielraum, eine einmal angefaßte Unternehmung aber wird geschützt. Leider bleibt jedoch dieser Schutz immer mehr oder weniger illusorisch, da ja die größere Hälfte der Buchhändler dem Vereine gar nicht angehört, also auch keine Verpflichtung hat, Rücksichten gegen dessen Mitglieder zu beobachten. Man muß zwar zugeben, daß dies in der Regel trotzdem geschieht, es kommen aber doch auch manche Fälle vor, wo von einem besonders absatzfähigen ausländischen Buche mehrere Uebersetzungen zu gleicher Zeit in Holland erscheinen, und wenn dann die Ausgabe eines Nichtmitgliedes wohlfeiler und besser ist, als

die sogenannte gesetzliche, da stehen sich die Mitglieder in diesem Falle selbst im Lichte, wenn sie dagegen auftreten.

Zu welchen Conflicten dieser, auf die Dauer unhaltbare Zustand führen kann, liegt auf der Hand. Die ganze Einrichtung ist nur ein Nothbehelf und wird dem Buchhandel nicht eher Gewähr leisten können, als bis das Gesetz die Sache in die Hand nimmt.

Glücklicherweise ist die Thätigkeit auf diesem Felde, wenn auch seine hauptsächlichste, doch nicht die einzige des Vereins. Er hat noch andere Aufgaben, und darin auch bessere Erfolge aufzuweisen. Diese Aufgaben bestehen in der Vertheidigung des einheimischen Verlagsrechtes durch die im Verein repräsentirte Vereinigung materieller und sittlicher Kräfte, in der Beförderung eines ordnungsmäßigen Geschäftsverkehrs, und in dem Anknüpfen von Verbindungen mit der Landesregierung, oder andern Behörden, wo das Interesse des Gesammtbuchhandels, oder des Vereins solches erheischt. Um dies Interesse gehörig wahrnehmen zu können, unterhält der Verein in den verschiedenen Provinzen des Landes im Ganzen zehn Correspondenten, die in beständiger Verbindung mit dem Vorstande in Amsterdam stehen.

Als Gegenleistung hat jedes Mitglied außer einem jährlichen Beitrage von 8 Gulden von jedem neuerscheinenden Verlagsartikel, dessen Preis nicht unter 1 Gulden ist, ein Pflicht-Exemplar unentgeltlich an den Verein zu liefern, der dann diese im Laufe des Jahres eingegangenen Bücher in der Hauptversammlung, die ordnungsmäßig im August stattfindet, öffentlich an den Meistbietenden zum Besten der Vereinscasse versteigert. In diesen Hauptversammlungen, die einen ähnlichen Charakter wie die deutsche Cantateversammlung tragen, werden von dem Vorstande auch noch geschäftliche Differenzen unter den Vereinsmitgliedern ausgeglichen und haben sich diese dem Ausspruche des Schiedsrichters, ohne Recurs an die Staatsgerichte, zu unterwerfen, was auch in den meisten Fällen freiwillig geschieht. In ähnlicher Weise, wie der Verein die Versteigerung einzelner Exemplare öffentlich an den Meistbietenden vornimmt, geschieht dies auch zuweilen von Seiten des Verlegers mit ganzen

Partien, Auflageresten, oder dem Verlagsrecht allein ohne Vorräthe, jedoch nicht nur bei Werken, die er gern los sein möchte, sondern häufig bei sehr couranten Artikeln.

Der Verleger begnügt sich in solchem Falle mit dem Absatz von ein oder zwei Auflagen, und geht dann nicht zu einem Neudruck über, sondern benützt den günstigen Moment, wo der Verlagsartikel und die damit verbundenen Rechte durch die erwiesene Gangbarkeit erhöhten Werth haben, zu einem Extrageschäft, indem er zu möglichst hohem Preise seine Rechte einem Andern abtritt. Er sichert sich dadurch frühzeitig, und mit einem Schlage, eine Summe, die vielleicht dem Nettoverdienst einer neuen Auflage gleichkommt, spart die Mühe und Arbeit, die mit dem Neudruck verbunden ist und kann Zeit und Geld in anderer Unternehmung verwerthen. Ob es gerathen ist, auf diese Weise die Chancen für alle Zeiten aus der Hand zu geben, gerade in dem Augenblicke, wo sich dem Buche eine Zukunft zu eröffnen scheint, ist sehr die Frage. Bei einem größeren Wirkungskreise möchte die Manipulation im Princip unbedingt zu verwerfen sein; bei dem territorial und sprachlich kleinen Holland allerdings, wo sich der Absatz ziemlich leicht berechnen läßt, liegt die Sache anders.

Eine zweite Eigenthümlichkeit des holländischen Verlagshandels sind die gemeinschaftlichen Unternehmungen. Zuweilen nämlich, wenn die Kosten die Kräfte des Einzelnen übersteigen, treten mehrere selbstständige Firmen zusammen, nehmen aber dann, und dadurch unterscheidet sich die Manipulation von der deutschen Association, für diese Unternehmung nicht eine neue, gemeinschaftliche Firma an, sondern alle theilnehmenden Firmen stehen nebeneinander als Verleger auf dem Titel des Buches. In der Regel übernimmt nun zwar eine Firma den Debit, es sind jedoch schon Fälle vorgekommen, wo ein Associé den ersten, der andere den zweiten Band ausliefert, während Beide als Verleger auf dem Titel stehen. Das kann natürlich leicht zu Irrungen führen, sowohl zwischen Sortimentern und Verlegern, als unter den betreffenden Verlegern selbst.

Im Uebrigen stimmt die Usance des holländischen Verlags-

handels ziemlich mit der deutschen überein, z. B. in der Jahresrechnung, dem à Cond.-Versenden der Novitäten u. A. Die Abrechnung dagegen ist von der unsrigen so durchaus verschieden, daß sie wohl eine besondere Erwähnung verdient.

Ein allgemein angenommener fester Termin und bestimmter Ort der Zahlung besteht nicht; die Functionen der Commissionaire erstrecken sich ebenfalls nicht auf die Abrechnung, wie wir nachher noch bei Beleuchtung des Commissionsgeschäftes näher sehen werden. Der Regel nach soll zwischen Verleger und Sortimenter im Januar das Conto geordnet werden, es kommt aber auch vor, daß letzterer erst im Juli oder August remittirt. Ein „zur Disposition stellen", wie bei uns, ist nicht gebräuchlich, man schickt alles Unverkaufte zurück und fügt ein Verzeichniß derjenigen Artikel bei, die man auf's Neue in Kommission zu erhalten wünscht.

Ueber den sich alsdann ergebenden Saldo wird meistens im April bis Mai durch Anweisungen auf den Debitor disponirt, die der Verleger verschiedenen, mit diesem Incasso sich befassenden Banquiers oder Geldinstituten zu übergeben pflegt. Diese berechnen nun aber für den Discont einen nicht unbedeutenden Procentsatz, und da es außerdem häufig vorkommt, daß der Debitor eine solche Anweisung erst zwei-, dreimal wegen Differenzen, oder augenblicklichem Mangel an Cassa zurückgehen läßt, wofür der Banquier jedesmal Courtage ansetzt, so stellen sich die mit dem Incasso durch Anweisungen verbundenen Unkosten so hoch, daß viele Verleger es vorziehen, persönlich, oder repräsentirt durch einen Bevollmächtigten eine sogenannte „Abrechnungsreise" durch das Land zu machen. Da wird dann jeder Geschäftsmann, mit dem der Verleger in Verbindung steht, besucht; der Reisende führt sein Abrechnungsbuch mit sich, die Conti's werden verglichen, Differenzen, wenn irgend möglich, auf der Stelle erledigt und der schuldige Saldo sodann ausgezahlt.

Diese Art der Abrechnung wird ihrer Sicherheit wegen zur Zeit noch von den meisten Verlegern beobachtet, und wer zu geringfügige Geschäfte macht, um die Reise-Spesen tragen zu können, der überträgt seine Abrechnung gegen Entschädigung

einem größeren Hause, welches dann auf der Tour mit für ihn rechnet.

Ist in dieser Weise das vorjährige Conto glatt abgeschlossen, so sucht man gegenseitig neue Geschäfte einzuleiten, zu welchem Zwecke der Reisende häufig ein Exemplar der neueren Verlagsartikel in natura bei sich führt. Für Bestellungen, die bei Gelegenheit der Abrechnungsreise gemacht werden, gelten meistens günstigere Bezugs-Bedingungen, z. B. 5 % Extra-Rabatt; außer dieser Zeit werden vom Verleger durchschnittlich 15 bis 25 % Rabatt gegeben nebst Freiexemplaren, die aber zuweilen auch schon beim Bezuge einer kleinen Anzahl dem Sortimenter in der Berechnung zu Gute kommen. Wird z. B. auf 12 : 1 Freiexemplar gegeben, so zieht der Verleger bei 6 Exemplaren den Betrag für ½, bei 3 für ¼ Feiexemplar an der Summe der Factur ab.

Oft gelten auch für feste, vor Erscheinen gemachte Bestellungen günstigere Bedingungen, als nach Erscheinen, auch existiren Subscriptions- und Ladenpreise; Baarpreise aber, sowie überhaupt eine Expedition gegen unmittelbare Nachnahme des Betrages auf Buchhändlerwege kennt man nicht. Dagegen disponirt der holländische Verleger häufig bei Lieferungswerken von fünf zu fünf, ja sogar hie und da bei einzelnen Lieferungen über den hierfür schuldigen Betrag durch die oben erwähnten Anweisungen, sodaß auf diese Weise eine Art von Baarconto neben der Jahresrechnung fortläuft.

Bedenken Sie nun die ziemlich bedeutenden, dem Verleger aus dieser Abrechnungsweise entstehenden Unkosten, ferner die durchweg solide, wenn auch nicht immer elegante Ausstattung im Druck und Papier, ferner die vielen Verluste durch Fallissements, denen man in einem Lande mit so unbedingter Gewerbefreiheit, wie sie Holland besitzt, mehr als anderswo ausgesetzt ist; berücksichtigen Sie dabei noch das kleine Absatzfeld für Bücher in holländischer Sprache, und Sie werden es sich leicht erklären können, weshalb die holländischen Bücher verhältnißmäßig einen höheren Preis haben, als die englischen, französischen und deutschen, trotzdem, daß in keinem der erwähnten Länder so geringe Honorare gezahlt werden, wie in Holland.

Vom buchhändlerischen Standpunkte aus erklärt sich diese letzte Thatsache durch das Vorhergesagte von selbst, dieselbe findet ihre Begründung aber auch mit in den allgemeinen socialen Verhältnissen. Von jeher hat in Holland der Handelsstand den ersten Platz in der Gesellschaft behauptet, er ist der Lebensnerv der Nation und beherrscht direct oder indirect alle Verhältnisse. Daher kommt es, daß in den Niederlanden das Verdienst des Gelehrten, oder sagen wir lieber des Schriftstellers, nicht so hoch, wie bei anderen Nationen, geschätzt wird, und daß ein Autor es dort durch seine Feder zu Reichthum gebracht hätte, dürfte kaum jemals vorgekommen sein.

Betrachten wir jetzt, bevor wir uns mit dem Sortimentshandel beschäftigen, die vermittelnde Thätigkeit des Commissionairs, die allerdings noch zu unorganisirt ist, um unsere Aufmerksamkeit lange in Anspruch nehmen zu können.

Amsterdam ist das holländische Leipzig, die Axe, um welche sich der niederländische Buchhandel dreht. Hier hat jede Firma ihren Commissionair oder Correspondenten, wie man ihn dort nennt. Die bedeutendsten unter diesen sind augenblicklich C. L. Brinkman, J. Noordendorp, J. H. Scheltema und Schalekamp, van de Grampel & Bakker.*) Das Verhältniß zwischen Commissionair und Committent ähnelt wenig dem deutschen, wo zwischen Beiden gewöhnlich eine gewisse Art von Freundschaft zu herrschen pflegt, die sich auf verschiedene Weise äußert; dort stehen sich beide Theile kalt gegenüber, und geht die Freundschaft nicht weiter, als sie eben zwischen Geschäftsleuten allgemein üblich ist.

Cassa erhält der Commissionair nicht, ich erwähnte vorhin schon, daß Baar-Expeditionen nicht üblich sind, und werden etwaige Verpflichtungen des Sortimenters stets durch directe Zahlungen abgewickelt, ebenso wie der Verleger seine Gelder stets direct einzieht. Die Thätigkeit des Commissionairs beschränkt sich lediglich auf die Expedition, er ist für den Buchhändler, was der Spediteur für den Kaufmann ist. Da eine

*) Die Geschäftsverbindungen dieser Commissionaire sind später sämmtlich von dem 1871 gegründeten „Bestelhuis" übernommen.

Bestellanstalt, wie die Leipziger und Berliner, in Amsterdam wohl seit Jahren schon projectirt, aber immer noch nicht zur Ausführung gekommen ist,*) so müssen die Markthelfer der Commissionaire täglich ein- oder zweimal einen Umgang durch die ganze Stadt machen, um die eingegangenen Briefe und Pakete den betreffenden Commissionairen in's Haus zu tragen. Eine so bequeme, offene Zettelcorrespondenz, wie in Deutschland, ist dort nicht gebräuchlich, Alles wird couvertirt. Das Austragen einerseits, und andererseits die Annahme, das Verpacken und Absenden (meistens täglich oder wenigstens zwei- bis dreimal wöchentlich) an die Committenten macht die einzige Thätigkeit des Commissionair's aus, wofür er eine kaum nennenswerthe Vergütung erhält. Die größeren Commissionaire machen übrigens ihr Hauptgeschäft mit den Sortimentern dadurch, daß sie denselben Sortiment mit einigen Procent Aufschlag liefern, da viele Verleger sehr schwierig im Creditgeben sich zeigen. Die Committenten sind zur Annahme dieser Vermittlung event. gezwungen, da ein Baarbezug, wie gesagt, nicht existirt.

Im Winter wird zuweilen selbst diese geringe Thätigkeit des Commissionair's noch lahm gelegt. Bekanntlich machen die Wasserwege in Holland, namentlich in den nördlichen Districten Groningen, Friesland und nach den Inseln zu, noch ein Hauptverkehrsmittel aus, oft sogar das einzige, und wenn dann Frost und Schneefall eintritt, so müssen oft monatelang alle Sendungen hin und her unterbleiben, da die Kosten der Beförderung dann sofort enorm steigen. Man ist übrigens sehr bemüht, diesen Uebelstand zu heben, überallhin werden Eisenbahnen in Angriff genommen, sodaß wenigstens alle Orte auf dem Festlande in kurzer Zeit ohne einen Mehraufwand von Kosten zu jeder Jahreszeit zu erreichen sein werden. Ist es dahin erst gekommen, und tritt dann auch die Bestellanstalt in Amsterdam in's Leben, so wird der jetzt noch sehr schwerfällige Geschäftsgang bald verschwinden und das Commissionsgeschäft einen bedeutenden Aufschwung nehmen, denn bei dem allgemein gefühlten Bedürfniß

*) Jetzt im „Bestelhuis“ vorhanden.

und bei dem, jedem Holländer eigenen Sinn für Ordnung und Regelmäßigkeit werden durchgreifende Aenderungen nach dieser Richtung hin auf wenig oder gar keine Schwierigkeiten stoßen. Die Holländer sind in dieser Hinsicht viel praktischer und bereitwilliger als die Franzosen und Engländer, denen sie selbst heute, wo sie theilweise noch mit der Macht ihnen überlegener Elemente zu kämpfen haben, in der äußeren Organisation des Buchhandels schon voraus sind.

Der niederländische Sortimentsbuchhandel stimmt in seinem äußern Betriebe vielfach mit dem deutschen überein, dort wie hier dieselben, mehr oder weniger fruchtlosen Anstrengungen, das Geschäft durch Novitätenversenden, Ankündigungen, Journalzirkel und dergl. künstlich zu forciren. Bemerkenswerth jedoch ist, daß das Rabattgeben an Privatleute nur selten in Anwendung gebracht wird, ja bei ausländischen Büchern wird der Preis meistens noch erhöht. Dahingegen findet man seltener ein gutassortirtes, mehrere Jahrzehnte umfassendes Lager, der Debit beschränkt sich meistens auf die Litteratur der allerneuesten Zeit.

Die äußere Einrichtung der Buchhandlungen gleicht oft dem englischen stationer, der seinen Schwerpunkt in dem leicht zu betreibenden Schreibmaterialienhandel sucht, daneben noch allerlei Quincaillerien vertreibt, und den Buchhandel nur, wenn das Bedürfniß, resp. die Nachfrage an ihn herantritt, ausübt. Eine rühmliche Ausnahme hiervon machen die sogenannten „Importeurs“, d. h. diejenigen Sortimenter, die sich mit der Lieferung ausländischer Bücher an den holländischen Buchhandel befassen. Bei ihnen findet man stets ein sehr reichhaltiges, allen gerechten Anforderungen genügendes Lager der betreffenden Litteratur.

So weit dies Deutschland betrifft, sind Ihnen die Firmen bekannt, ich nenne nur als die bedeutendsten darunter Joh. Müller und J. C. A. Sülpke in Amsterdam, Adolf Bädeker in Rotterdam, Kemink & Zoon in Utrecht und E. J. Brill in Leyden. Französisches Sortiment liefern hauptsächlich L. van Bakkenes & Co. und Caarelsen & Co. in Amsterdam nebst Gebr. Belinfante im

Haag, englische Litteratur die Herren W. H. Kirberger in Amsterdam und mehrere Rotterdamer Häuser, unter denen sich H. A. Kramers, Otto Petri (Bädeker) und Wed. Krap & van Duym auszeichnen. Die Litteratur der übrigen Länder wird von einigen größern Häusern in London, Paris und Leipzig bezogen, R. C. Meier in Amsterdam allenfalls hat noch directe Verbindung mit Italien, neben der mit Frankreich.

Diese Importeurs sind die Matadore des holländischen Buchhandels, da ihr bedeutender Absatz sich über das ganze Land hin erstreckt, während die übrigen Sortimenter in Folge der großen Concurrenz meistens auf ein Geschäft am Platze beschränkt sind. Der Bedarf eines jeden dieser letzteren an ausländischer Litteratur, selbst wenn er sich, wie es bei größern Handlungen wohl vorkommt, auf einige Tausend Gulden jährlich beläuft, reicht natürlich zu einer directen Verbindung mit dem Auslande nicht aus, und so fließen denn diese vielen kleinen und großen Aufträge der Einzelnen in den wenigen Händen der Importeurs zusammen, hier einen ganz bedeutenden Umsatz repräsentirend. Der Bedarf der mit Deutschland direct arbeitenden Häuser ist hier in Leipzig allgemein als ein bedeutender bekannt; ebenso verhält es sich mit der Litteratur der übrigen Länder, da in Holland die neueren Sprachen sehr fleißig cultivirt, und die litterarischen Erscheinungen des Auslandes in den Niederlanden überall stark begehrt werden. Bringt man nun auch die bedeutenden, mit dem Import-Geschäft verbundenen Spesen in Anschlag nebst den aus dem Incasso erwachsenen Unkosten und Verlusten, die der Importeur in gleichem Maaße wie der Verleger zu tragen hat, so ergiebt sich bei dem namhaften Umsatze doch immer noch ein sehr erheblicher Gewinn.

Diese für einen kenntnißreichen, thätigen und bemittelten Sortimenter überaus günstigen Verhältnisse finden sich in ganz ähnlicher Weise, wie in Holland, auch in England, Frankreich, Rußland, Dänemark, Italien und anderen Ländern vor, sind jedoch in Deutschland noch viel zu wenig bekannt, es ließe sich sonst nicht erklären, weshalb nicht mehr Deutsche, die in diesem Falle vor den Ausländern stets den Vorzug eines kräftigeren

Rückhaltes am eigenen Vaterlande haben werden, den Vertrieb der Litteratur ihrer Muttersprache im Auslande selbst in die Hand nehmen.

Man klagt oft über die Concurrenz bei uns, und auch nicht mit Unrecht, denn namentlich der Sortimentsbetrieb wird mit jedem Jahre unerquicklicher; aber weshalb wenden sich denn unsere jungen Capitalisten im Buchhandel nicht häufiger dem Auslande zu, statt bei uns die Zahl der Firmen noch zu vermehren und mit ungestümen Manipulationen gegen ihr eignes und Anderer Interesse zu handeln? Draußen würden sie nicht diese übermäßige Arbeitskraft aufzuwenden haben und trotzdem bessere Resultate erzielen, das beweisen uns die deutschen Buchhändler in Paris, London, Petersburg und Turin, die sich fast sämmtlich zu großer Bedeutung aufgeschwungen haben, da es erfahrungsmäßig einem Deutschen, der mit soliden Kenntnissen und Capital im Auslande auftritt, meistens sehr bald gelingt, bei den eingeborenen Fachgenossen, in welcher Branche auch, eine geachtete Stellung einzunehmen. Zu denjenigen Ländern, die der deutsche Sortimentsbuchhändler noch mit gegründeter Aussicht auf Erfolg aufsuchen kann, rechne ich namentlich auch die skandinavischen Länder, nebst Spanien und Italien. Dahin möge man seine Blicke richten, wenn man bei einiger Unternehmungslust den Spielraum in Deutschland für schon zu ausgebeutet hält.

Der holländische Sortimentshandel zeichnet sich durch besondere Organisation oder Manipulationen vor dem unsrigen, wie schon gesagt, nicht aus, es möge allenfalls noch erwähnt werden, daß er im Ganzen genommen mit einem Kundenkreise zu thun hat, der viel begüterter ist, als dies in andern Ländern dem Buchhandel gegenüber der Fall zu sein pflegt. Der holländische Reichthum in der Bevölkerung möchte wohl kaum durch den englischen übertroffen werden. Eine Folge davon ist, daß es in vielen Familien noch Sitte ist, eine eigne Hausbibliothek zu besitzen; von Leihbibliotheken wird noch nicht in dem Umfange Gebrauch gemacht, als in andern Ländern, mehr schon in periodischer Lectüre in Lesezirkeln. Auch

existiren eine Menge Lesegesellschaften, deren Bedarf bedeutend ist, ohne daß er deshalb dem Sortimentsbuchhandel im Absatze wesentlich Eintrag thäte. Oeffentliche Bibliotheken besitzt jede größere Stadt, ausgezeichnet darunter sind die in Leyden und im Haag befindlichen, alle sind vom Staat oder den städtischen Behörden ziemlich reich dotirt.

Wir nähern uns damit den Producten des Buchhandels selbst, und wollen deshalb einmal einen Blick auf die neueste holländische Litteratur werfen, da sich auch in ihr manche, Sie gewiß interessirende, eigenthümliche Erscheinung offenbart.

Die litterarische Production in Holland ist, wie überall fast, seit Anfang dieses Jahrhunderts in einer fortwährenden Steigerung begriffen, besonders deutlich tritt dies in den letzten zwei Decennien hervor, wo die Zunahme gegen früher beinahe den vierten Theil mehr ausmacht. Die Gesammtzahl der im letzten Jahre (1865) erschienenen Bücher und Zeitschriften betrug 2081, gegen 1531 im Jahre 1848. Die Erscheinungen mehren sich aber nicht gleichmäßig in allen Fächern, einzelne Wissenschaften behaupten eine merkwürdige Stabilität, während andere rapide Fortschritte machen. Die Statistik giebt uns auch über diese litterarischen Strömungen genauen Aufschluß. So sind sich die medicinischen und juristischen Erscheinungen in den letzten zwanzig Jahren fast ganz gleich geblieben, die jährliche Zahl schwankt zwischen 80—90, resp. 180—200, und entspricht hier die Production offenbar nur dem täglichen Bedürfnisse, welches sich nicht fortentwickelt hat. Ganz anders aber gestaltet sich das Verhältniß auf theologischem Gebiete, denn während 1848 nur 265 theologische Bücher erschienen, brachte uns das vorige Jahr deren 511, also fast 100 % mehr!

Kein Land entfaltet aber auch auf religiösem Gebiete eine solche Rührigkeit, als Holland. Von jeher eine Freistätte des Glaubens, haben augenblicklich dort die verschiedenartigsten Secten ungehindert Spielraum, es sind alle Religionsübungen erlaubt, wenn sie nur nicht die öffentliche Ruhe stören. Dadurch wird natürlich die Polemik, aber auch die edlere geistige Speculation in einer seltenen Weise angeregt, und äußert sich rück-

wirkend auf die Litteratur. Zu bedauern ist dabei nur, daß gerade auf diesem, alle Völker gleich lebhaft interessirenden Gebiete, den holländischen Erscheinungen durch die Sprache so enge Grenzen gesetzt sind, dieselben würden sonst gewiß einen fühlbaren Einfluß auf die religiöse Entwickelung der übrigen Staaten ausüben.

Von ähnlicher Bedeutung sind die Publicationen auf volkswirthschaftlichem Gebiete, und verdienten es die vortrefflichen Schriften von Männern wie de Man, Smidt, Vissering, de Bruyn Kops, van Voorthuyzen, Asser und Andern in vollem Maße, durch Uebersetzungen auch andern Nationen zugänglich gemacht zu werden.

Die naturwissenschaftlichen Erscheinungen sind schon mehr im Auslande bekannt, da sich manche Autoren, wie z. B. Blume, Siebold, Bleeker, häufig der französischen, deutschen oder englischen Sprache in ihren Schriften bedienen. In dieser Wissenschaft, namentlich in der den tropischen Ländern gewidmeten Litteratur, hat Holland vor den meisten Ländern den Vorzug, auf Autopsie gegründete Quellenstudien auf den Markt zu bringen, wozu die überseeischen Besitzungen die Möglichkeit bieten; die naturwissenschaftlichen Erscheinungen der Niederlande sind schon deshalb sehr gesucht.

Die Philologie bildet heute noch, wie früher, eine der glänzendsten Seiten der holländischen Litteratur, hat sich aber jetzt, im Gegensatz zu frühern Zeiten, wo man sich viel mit den alten Griechen und Römern beschäftigte, mehr den orientalischen Sprachen zugewandt.

In den bis jetzt erwähnten Fächern tritt die holländische Litteratur ziemlich unabhängig und selbstständig auf, wennschon Manche behaupten wollen, daß dieselbe überhaupt von jeher mehr nachgeahmt, als selbst erfunden habe, was ich indessen von den genannten Wissenschaften nicht so ganz gelten lassen möchte. In der Belletristik dagegen stimme ich dem bei. Der niederländische Geist hat stets in den strengen Wissenschaften nur seine besten Blüthen getrieben, weniger in der freien Poesie und der damit verwandten Litteratur. Diese hat nie eine be-

deutende Rolle in der europäischen Litteraturgeschichte gespielt hat nie den provinziellen Charakter verleugnet und stets viel von andern Völkern nachgeahmt oder benutzt. So offenbart sich auf diesem Felde auch heute nur eine sehr geringe selbstschöpferische Thätigkeit und machen die Uebersetzungen einen ganz bedeutenden Bestandtheil davon aus.

Es wird Sie vielleicht interessiren zu erfahren, inwieweit Deutschland im Allgemeinen bei den Uebersetzungen in die holländische Sprache betheiligt ist. Nehmen wir als Grundlage dabei einmal das Jahr 1864 an, so finden wir unter den circa 2000 Gesammtpublicationen 514 Uebersetzungen aus fremden Sprachen, also 25 %, und zwar aus der deutschen 246, der englischen 142, der französischen 133, der dänischen und italienischen je 2. Von diesen 246 deutschen Werken nun gehören 72 der Romanlitteratur, 46 der Theologie, 32 der Medicin, 21 den Naturwissenschaften und 13 der Geographie und Geschichte an; der Rest zersplittert sich auf die verschiedenartigsten Materien.

Sie ersehen daraus, daß in Holland unsere Litteratur sehr aufmerksam verfolgt und benutzt wird, ja diese Benutzung documentirt sich auch noch in anderer Weise, indem nämlich in den Schulen sehr häufig nach deutschen Originallehrbüchern die alten Sprachen, mathematische Wissenschaften, Geschichte, Geographie und Anderes gelehrt wird. Daneben sind die großen Classiker-Collectionen von Teubner, Weidmann, Tauchnitz u. A. fest eingebürgert, so daß man wohl nicht zu viel behauptet, wenn man den Consum der pädagogischen deutschen Litteratur in Holland dem in der Landessprache gleichschätzt, abgesehen natürlich von dem Elementarunterricht, der lediglich auf vaterländischen Lehrbüchern basirt.

Befremdend ist es dabei, daß andererseits Deutschland dieser so regen Theilnahme Hollands gegenüber sich so vollständig passiv in Bezug auf die jenseitige Litteratur verhält. Man sollte annehmen, daß aus den mancherlei Berührungspunkten sich doch eine gewisse Wechselwirkung ergeben müßte, dem ist aber leider nicht so. Ja, die niederländische Litteratur findet noch nicht einmal in unsern litteraturgeschichtlichen

Werken die eingehende Berücksichtigung, worauf sie unbedingt Anspruch zu machen berechtigt ist, da sie doch so vielfach die Brücke zwischen der romanischen und deutschen Litteratur bildet, und eigentlich bis ins 17. Jahrhundert noch unmittelbar in den Kreis der letztern hineingehört. Es ist deshalb wohl zu wünschen, daß sich bei uns die Mittel mehren möchten, mit der holländischen Litteratur Bekanntschaft zu machen; die verdiente Berücksichtigung wird sich daraus dann schon von selbst ergeben.

Zum Schluß möchte ich Ihre Aufmerksamkeit noch für den niederländisch-indischen Buchhandel in Anspruch nehmen, um damit das Bild des gesammten holländischen Buchhandels abzurunden.

Der Buchhandel in niederländisch-Indien, der dort seit etwa zwanzig Jahren erst eine selbstständige Existenz gefunden hat, wird augenblicklich durch 16 Firmen repräsentirt, wovon 13 auf der Insel Java, 1 auf Celebes (in Makassar), 1 auf Borneo (in Bandjermassing) und 1 auf Sumatra (in Padang) sich befinden. Von den 13 Geschäften auf Java sind 5 in Batavia, 3 in Samarang, 4 in Soerabaya und 1 in Soerakrata. Die bedeutendsten darunter sind H. M. van Dorp und Lange & Comp., Beide in Batavia.

Das indische Klima sowohl, als auch die socialen Zustände sind dem Buchhandel von vornherein ungünstig. Die unstäte Beweglichkeit der dortigen Europäer macht es fast unmöglich, eine Bibliothek anzulegen, geschweige denn auf die Dauer beizubehalten. Die ärgsten Feinde einer solchen aber sind Feuchtigkeit, Staub und die unzähligen Variationen des Ungeziefers, welches hier mehr als sonstwo die Bücher durchwühlt und zernagt. Diesen letzten Feind auf die Dauer, und mit Erfolg, zu bekämpfen, dazu gehört wirklich schon ein außergewöhnlicher Eifer und minutiöse Sorgfalt.

Trotzdem wird in Indien sehr viel gelesen, denn die Lectüre ist eine Lebensfrage für den dortigen Europäer; ohne dieselbe würde die erschlaffende Monotonie des indischen Lebens gar nicht zu ertragen sein. Leider hat diese jedoch einen verderblichen Einfluß auf die Richtung der Lectüre ausgeübt,

indem man sich fast ausschließlich auf die piquante Tageslitteratur, auf den Roman par excellence und auf Zeitschriften und Journale beschränkt, die in Lesecirkeln und gesellschaftlichen Vereinen durch den ganzen Archipelagus hin beständig circuliren.

Der regelmäßige Pulsschlag des indischen Lebens, die alle 14 Tage von Europa eintreffende „overlandmail", befördert diese Sucht nach periodischer Lectüre, und diese letztere beschäftigt denn auch den holländischen Buchhandel dort am meisten neben einem mäßigen Absatz von Werken praktisch-wissenschaftlicher Art, und Lehr- und Handbüchern, die bei der Ausübung von Amtsgeschäften unentbehrlich, oder wenigstens nützlich sind.

Ein offenes Ladengeschäft, wie man es in Europa zu finden gewohnt ist, kennt man in Indien nicht, ebenso ist der Buchhandel, der doch in Europa in den kleinsten Orten seine Vertreter hat, drüben auf die wenigen vorgenannten Hauptstädte eng beschränkt, denn um Geschäfte mit Kunden im Innern des Landes zu machen, dazu ist sowohl die Manier der Versendung, wie des spätern Incasso's viel zu kostbar und auch zu unsicher. Aus demselben Grunde ist auch unter den dortigen Buchhändlern selbst die Commissions-Sendung, die in Deutschland und Holland den Haupthebel abgiebt, durchaus unzulässig. Zeit und Arbeitskraft haben zu viel Werth, um sie damit zu zersplittern, dazu kommt noch der Uebelstand, daß die Bücher bei mehrmaliger Versendung durch das verderbliche Klima leicht unbrauchbar gemacht werden.

Der Buchhändler dort muß sich also schon auf den Verkauf besonders gangbarer Bücher beschränken; ein größeres Lager ist schwer durchführbar. Ein solches haben denn auch die wenigen Häuser, die hie und da einen Versuch damit machten, sehr bald wieder fallen lassen, und befolgt man jetzt allgemein das Princip, nur für feste Rechnung vorher bestellte Bücher kommen zu lassen. Das Risico bei der Versendung trägt stets der Empfänger.

Eine bedeutende Concurrenz hat der indische Buchhandel an einzelnen großen Häusern in London, Paris und Amsterdam, die sich mit dem Export europäischer Bücher dahin befassen.

Denn, wie das ja überall der Fall ist, so auch drüben: der Bücherkäufer nimmt eine Erhöhung der durch unsere Kataloge uns angeblich vorgeschriebenen, d. h. octroyirten Ladenpreise stets sehr übel auf, wenn solche auch, in dem vorliegenden Falle z. B., aus den triftigsten Gründen gerechtfertigt ist. So werden denn die bei weitem meisten Bestellungen auf Bücher und Zeitschriften direct nach Europa gerichtet, wo man die Ladenpreise einzuhalten pflegt. Dagegen fallen natürlich die ganzen Kosten der Versendung dem Besteller zur Last, und daß dadurch die frühere Differenz oft mehr als ungünstig für den Empfänger ausgeglichen wird, liegt auf der Hand. Das wird aber seltsamerweise weniger in Anschlag gebracht, als wenn der indische Buchhändler gleich von vornherein diese Unkosten mit auf den Ladenpreis schlägt.

Die meisten Bücher- und Zeitschriften-Sendungen gehen heutzutage mit der overlandmail von Southampton oder Marseille durchs Mittelmeer, über Kairo, Aden, Ceylon bis Batavia in 30—35 Tagen. Dies ist die kürzeste Frist, die bis jetzt erreicht wurde. Größere Sendungen gehen meistens per Segelschiff um das Cap in 70—90 Tagen bis Batavia. Die Kosten des letzteren Weges sind natürlich bedeutend geringer, als die der overlandmail.

Diesen, dem indischen Buchhandel so ungünstigen Verhältnissen ist es denn auch zuzuschreiben, daß derselbe meistens nur nebenbei betrieben wird. Gewöhnlich treibt der Besitzer noch einen Handel mit den verschiedenartigsten europäischen Waaren der ihn gewöhnlich bald zum reichen Manne macht; wenigstens, wechseln die Inhaber der Buchhandlungen häufig und ziehen sich meistens als sehr begüterte Leute in das europäische Privatleben zurück.

Die dortigen Europäer suchen, um Bücher zu kaufen, weniger das Geschäftslocal des Buchhändlers auf, als vielmehr mit Vorliebe das öffentliche Auctionslocal. Bücherauctionen sind nämlich an der Tagesordnung, oder vielmehr eine beliebte Abendbeschäftigung, denn meistens finden sie Abends bei Beleuchtung statt. Ich deutete vorhin schon den häufigen Orts-

wechsel der Europäer an; Kaufleute, Beamte, und Militairpersonen werden von der Regierung sehr häufig, und oft Tagereisen weit versetzt. Diese übergeben dann ihre Bücher gewöhnlich dem nächsten Buchhändler, der mehrere dieser Bibliotheken zusammen unter den am Platze befindlichen Europäern meistbietend versteigert. So wandern die Bücher oft unaufhörlich von einer Hand in die andere, der Verkäufer macht aber selten ein Geschäft dabei, denn die auf einer solchen Auction lastenden bedeutenden Unkosten reduciren den Bruttoertrag ganz gewaltig.

Günstiger als der Buchhandel sind die Buchdruckereien situirt. Die meisten arbeiten mit Schnellpressen, und ihre Erzeugnisse können mit den europäischen oft wetteifern. Hauptsächlich werden sie durch Accidenzarbeiten für das Gouvernement und den Handel beschäftigt, daneben auch durch den regelmäßigen Druck der Zeitschriften und Tagesblätter.

Der Druck von Büchern von einigem Umfang ergiebt meistens ein schlechtes Resultat, da die Kosten zu hoch sind gegenüber der kleinen Zahl von Käufern. Einige courante Werke, die in weitern Kreisen praktisch brauchbar sind, machen eine Ausnahme hiervon; im Uebrigen verdanken die Bücher meistens ihre Entstehung den gelehrten, und andern Gesellschaften in den größern Städten. Niederländisch-Indien kann sich in dieser Beziehung gar nicht mit dem benachbarten Britisch-Indien messen, wo der Buchhandel und die Presse, allerdings unter viel günstigern Verhältnissen, bereits eine große Bedeutung, selbst für Europa, erlangt haben.

Der Arbeitslohn europäischer Buchdrucker auf Java, namentlich tüchtiger Setzer, übertrifft den in Europa geltenden wohl um das 10—20fache. Einzelne Officinen behelfen sich zwar mit Eingeborenen oder Chinesen, deren Fähigkeiten jedoch nicht ausreichen, sobald es sich irgendwie um Kunstsinn oder Geschmack handelt.

Die Journalistik hat sich in Indien verhältnißmäßig gut entwickelt. Das erste Blatt: „de Java'sche Courant“ wurde 1810 in Batavia begründet; seitdem erschienen im Ganzen 21 verschiedene Zeitungen, von denen augenblicklich

noch 16 existiren, worunter zwei in malaiischer, und eins in javanischer Sprache. Die meisten erscheinen wöchentlich, einige täglich, das gelesenste Blatt wird in 1200 Auflage gedruckt. Diese Zeitschriften kommen nur selten nach Europa herüber, da sie doch nur ein Echo unserer Presse sind, und daneben Nachrichten bringen, die ein ausschließlich locales, und deshalb für uns kein Interesse haben.

Wie nun die östlichen Länder überhaupt für alle Berufsarten der europäischen Gesellschaft noch eine große Zukunft versprechen, so giebt es auch für den Buchhandel dort noch eine herrliche und lohnende Aufgabe zu erfüllen, sobald die Möglichkeit geboten ist, auf raschem, sicherem und wohlfeilem Wege die europäische Litteratur im fernen Orient systematisch zu verbreiten.

Bis dahin aber möchte ich Ihre Unternehmungslust doch erst in letzter Reihe auf Indien hinlenken.

Sollte es mir dagegen gelungen sein, Sie zu einer weitern Beschäftigung mit dem benachbarten Holland anzuregen, so würde mein Zweck erreicht sein, und können Sie alsdann auch selbst die Lücken ergänzen, die Sie wohl hie und da in meinen Mittheilungen bemerkt haben werden. Die mir gegönnte Zeit zwang mich, mich auf kurze Andeutungen zu beschränken. Ich bitte Sie, dies bei der Beurtheilung meines Vortrages, den ich hiermit schließe, zu berücksichtigen.

Eine holländische Stimme über die Erfindung der Buchdruckerkunst.*)

Bei dem neu erwachten Interesse an der Erforschung der Buchdruckerkunst, das besonders durch „Weigel und Zestermann, Anfänge der Buchdruckerkunst“ hervorgerufen wurde, machen wir unsere Leser auf ein bisher gänzlich unbekannt gebliebenes, höchst merkwürdiges Zeugniß aufmerksam, das sich in der in Amster-

*) Erschienen im Serapeum. Zeitschrift für Bibliothekswissenschaft. XXVII. Jahrg. 1866. Nr. 15.

dam erscheinenden Holländischen Zeitschrift De Navorscher*) befindet. Wir geben dasselbe in deutscher Uebersetzung in Nachfolgendem.

Seit 1856 wartet der „Navorscher" noch stets auf die Beantwortung dreier sehr bescheidener und doch sehr wichtiger Fragen eines Ungenannten, der sich in Nr. 43 (VI. Theil pag. 41) den Titel eines „Freundes der Wahrheit" gab. Es scheint fast, als könne man hier zu Lande keine einzige kritische Frage in Bezug auf Laurens Jansz. Coster thun, ohne sich dem Verdachte der Schändung eines Heiligthums auszusetzen, es sei denn, daß man der Frage das kennbare Bestreben anmerken kann, Coster's Ruhm zu erhöhen, oder die Ansprüche Haarlem's, als Wiege der Buchdruckerkunst, zu befestigen.

Es erregt somit einiges Bedenken bei mir selbst, wenn ich das Nachstehende meinen Mitforschern unter die Augen bringe in der Hoffnung, sie möchten meine Zweifel und Bedenken auflösen, oder wenigstens mir dieselben nicht übel auslegen. Auf welche Weise solche, nachdem sie lange bei mir geschlummert hatten, aufs Neue durch die Bemerkung eines Nordholländers aus dem 15. Jahrhundert erwachten, werde ich gleich mittheilen; doch möchte ich zuvor eine kurze Uebersicht der Resultate meiner frühern und jetzigen Untersuchungen geben, bei welchen ich die bekannten Werke von Coster's Freunden und Fürsprechern so viel als möglich benutzte.

Zuerst will ich die den ältesten Druckproben entlehnten Beweise hie nur ganz flüchtig berühren. Ich gestehe gern zu: 1) daß der holländische Ursprung der Druckproben, die man zu Haarlem's Gunsten beibringt, unzweifelhaft ist, da die dabei benutzten Lettern die eigenthümliche Form jener Schrift haben, die damals bei uns in Gebrauch war; 2) daß diese Druckproben roher und unvollkommener sind, als jene deutschen Ursprung's. Eben so will ich gern daraus folgern, daß schon sehr früh, noch bevor die Druckwerke mit bestimmten Jahres-

*) De Navorscher. Zestiende jaargang 1866. No. 5 pag. 129—131. Amsterdam, C. M. van Gogh.

zahlen auf dem Titel oder Umschlag erschienen, hier zu Lande Druckereien, eine oder mehrere, bestanden, — ob aber diese Druckerei in Haarlem bestand, ob Laurens Janszoon Coster ihr vorstand, und ob aus der Rohheit unserer Druckproben folgt, daß diese älter sind, als die deutschen . . . . das Alles sind Vermuthungen, wofür uns, nach meinem Dafürhalten, der unumstößliche Beweis fehlt. Deshalb richtete ich nun mein Augenmerk auf die historischen Zeugnisse der Chroniken u. s. w.

Möge hier in aller Kürze das Resultat dieser Forschungen Platz finden:

1. Von dem Jahre der Erfindung an (1423?) bis zu 1499 existirt kein einziges derartiges Zeugniß zu Gunsten Haarlem's oder Coster's.

2. Von 1499 bis 1561 finden sich zwei Zeugnisse, beide von Ausländern, Nr. 1 Ulrich Zell in der Cölner Chronik (1499) und Mariangelus Accursius (wahrscheinlich 1530 oder daherum). Ulrich Zell schreibt: Item wie wail de kunst is vonden tzo Mentz als vurss up die wyse als dan nu gemeinlich gebruickt wird, so is doch die eyrste vurbildung vonden in Holland uyss den Donaten, die daeselfst vur der tzyt gedruckt sin.

Accursius behauptet, Johannes Faust, Bürger zu Mainz, erdachte zuerst die Kunst, mit ehernen Lettern zu drucken, wofür er später bleierne Lettern erfand, und hat sein Sohn Petrus Scheffer viel zur Vervollkommnung dieser Kunst beigetragen. Zu allererst wurde hier 1450 ein Donatus und ein Confessionalia gedruckt. Gewiß gab ihm Veranlassung hierzu ein Donatus, der vor dieser Zeit in Holland von einer gravirten Platte abgedruckt war.

Hier wird von beiden Berichterstattern Mainz genannt als diejenige Stadt, wo zuerst mit beweglichen Lettern (up die wyse als dan nu gemeinlich gebruickt wird) gedruckt wurde, die erste Veranlassung dazu aber in einer Erfindung holländischen Ursprungs gesucht, wobei man in derselben Weise druckte, als es jetzt mit den sogen. Stereotypplatten geschieht. Keiner von Beiden nennt aber Haarlem oder Coster.

3. Im Jahre 1561 wird zum ersten Male Haarlem genannt, als die Stadt, wo die Erfindung der Buchdruckerkunst mit beweglichen Lettern stattgefunden. Diese Erwähnung geht von dem Bürgermeister von Haarlem, Mr. Jan van Zuren, in einem Tractat aus, wovon wir, obschon die Schrift selbst verloren ging, doch aus der Widmung (die erhalten geblieben ist) den Inhalt einigermaßen kennen. Dazumal zweifelte in seinem Kreise Niemand an der Wahrheit dieser Behauptung. Zu diesem Kreise nun gehörten Dirk Volkertz Coornhert, der 1563 ein Zeugniß zu Gunsten Haarlem's abgab, dann Nicolaas Gale, Adriaan Thomaesz., Thomasz Thomasz. und Mr. Quiryn Dirksz, welche vier letzten Junius in seiner Batavia seine Gewährsleute nennt. Deshalb konnten dann auch L. Guicciardini (1567), Abr. Ortelius (1570—74) und G. Braunius (1572—75) mit Recht versichern, daß derzeit in Haarlem (und sonst in Holland) eine allgemeine Ueberlieferung existirte und von verschiedenen Schriftstellern constatirt sei, daß in Haarlem die Buchdruckerkunst erfunden wäre. In Bezug auf die Einzelheiten der Erfindung ist zu bemerken: van Zuren giebt an, die Kunst sei lange Zeit heimlich ausgeübt zu Haarlem in einem Hause, welches noch ums Jahr 1561 bestand — daß sie beständig verbessert wurde — daß sie später durch einen gewissen Fremdling ins Ausland gebracht, und endlich in Mainz allgemein bekannt geworden sei. Coornhert fügt hinzu, daß „sehr alte ehrwürdige Grauköpfe ihm nicht nur das Geschlecht des Erfinders, sondern auch seinen Vor- und Zunamen oft genannt haben", ohne daß er sich übrigens näher hierüber ausläßt. Braunius endlich berichtet noch, daß der Erfinder starb, bevor er seine Kunst bekannt gemacht hatte, daß sein Knecht sich sofort darauf nach Mainz begab, und die neue Kunst dort veröffentlichte, weshalb er von den Mainzern mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen wurde. Alles Uebrige, der Name des Erfinders, die Art der Erfindung selbst, die ersten Verbesserungen, der Diebstahl des Gesellen u. s. w., wovon frühere Autoren gar nichts vermelden, Alles das kommt zuerst in der bekannten Erzählung der Batavia vor, von Junius wahrscheinlich 1567 geschrieben.

Nun will ich gern anerkennen: 1) Daß als die Quelle der Haarlemer Tradition, obschon sie sich in den Büchern erst ums Jahr 1561 findet, das Zeugniß eines Mannes betrachtet werden kann, der in Laurens Janßoon Coster's Diensten stand und viele Einzelheiten genau kennen konnte, nämlich Cornelius der Buchbinder, gestorben 1522. 2) Daß die Familien-Ueberlieferung der Gebrüder Thomaeß. und ihr Besitz der Kannen, die aus den ältesten Druck-Lettern gegossen sein sollen, zu Gunsten der Erzählung von Cornelis sprechen; und 3) daß zu den Vorfahren dieser Brüder, wie aus offiziellen Actenstücken hervorgeht, ein gewisser Laurens Janßoon gehörte, geb. 1370, gestorben 1439, derzeit Schatzmeister und Gerichtsschöppe in Haarlem — das Alles will ich anerkennen, für mich selbst aber hat diese Reihe von Beweisen doch nicht die überzeugende, die Frage ein für allemal beendende Kraft, die man ihr häufig beilegen will.

Vergingen doch seit 1423 volle 138 Jahre, bevor man Haarlem als die Stadt der Erfindung nannte, und dann wurde ihr diese Ehre zuerst von Männern zuerkannt, deren Unparteilichkeit gewiß nicht über allen Zweifel erhaben ist. Sogar der bewußte Cornelis, der, um Zeuge sein zu können, ein Alter von beinahe 100 Jahren erreicht haben muß, war schon über 40 Jahre todt, ehe sein Zeugniß in Büchern festgestellt wurde. Vor dieser Zeit, also über ein Jahrhundert lang, wird Mainz als die Stadt der Erfindung genannt, und nur von Seiten Zell's und Accursius' Holland (doch nicht ausdrücklich Haarlem) der Ursprung von Donaten zugeschrieben, welche älter als das älteste Mainzer Druckwerk, aber nicht mit beweglichen Lettern gedruckt waren.

Das ist, meine ich, der Stand der Sache. Ich glaube nicht, mich der nöthigen Unparteilichkeit bei Darlegung der Verhältnisse entzogen zu haben.

Bis jetzt, ich bekenne es, tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß, wenn auch die Zeugnisse für Haarlem erst 138 Jahre nach der Erfindung auftauchten, und wenn auch die hochdeutschen Chroniken aus älterer Zeit ihnen widersprechen, daß

man den Chroniken nicht unbedingt trauen dürfe, weil ja möglicherweise die Schreiber sich durch Nationalstolz hätten verleiten lassen können, der Wahrheit zu nahe zu treten. Es war mir, ebenso wie dem Dr. A. de Vries (Supplem. catalogi bibl. Harl. p. 118) nicht unwahrscheinlich, daß sie einander nachgeschrieben hatten, und daß vielleicht die von Joh. Pryssius in seiner Ausgabe von Werner Rolevinck 1488 hinzugefügte Note die Ursache des Irrthums war. Wohl konnte ich, in Widerspruch mit dem, was Dr. de Vries an derselben Stelle über eine andere Notiz Rolevinck's selbst sagt: Manifestum est his verbis non agi de inventione typographiae — die Anmerkung: impressores librorum multiplicantur in terra, ortum suae artis habentes in Maguntina — nicht anders verstehen und übersetzen, als: „die Buchdrucker, deren Kunst in Mainz ihren Ursprung hatte, nehmen überall an Zahl zu," — aber doch finde ich mit ihm es bemerkenswerth, daß sowohl der Anfertiger einer sehr alten Handschrift von Rolevinck, als auch der bekannte Veldenaer diese Anmerkung weggelassen hatten. Es scheint also wohl, daß man es derzeit in Holland besser wußte.

So dachte ich bis vor einigen Wochen. Doch was geschieht? Aus dem Gemeinde-Archiv von Alkmaar kommen mir zwei Papierhandschriften in Quartformat unter die Hände, beide von derselben Hand mit kleinen deutschen Buchstaben in zwei Columnen, wunderschön, mit den gewöhnlichen Abkürzungen geschrieben; beide Lateinisch, — die eine (worüber ich hier schweigen kann) bis 1518, und die zweite bis 1516. Diese zweite enthält vom Anfang bis zu pag. 292. 1. col. die Chronik Jan Gerbrandsz. van Leiden, des bekannten Haarlemer Carmeliters, jedoch in der ältern Fassung, nicht in der späteren, von Swertius herausgegebenen. Uebrigens endigt sowohl die ältere, als auch die spätere mit 1417; Alles was nach diesem Jahre in der Alkmaarer Handschrift folgt, also fol. 292. 1. Columne bis fol. 312. 1. Columne, von 1417—1514 ist das Werk eines „continuator". Wie dieser continuator hieß, geht nicht daraus hervor, wohl aber ist es unzweifelhaft festgestellt durch allerhand kleine Einzelheiten, Sterbefälle und

Privatpersonen angehende Bemerkungen, die allemal Bezug auf Alkmaar, Kennemerland und Haarlem haben, daß er entweder in Alkmaar oder Haarlem wohnte und sehr wahrscheinlich Mönch war. Die ausführliche und anschauliche Weise, womit er eine Begebenheit erzählt, die am 30. April 1458 in Haarlem stattfand, läßt fast nicht daran zweifeln, daß er Augenzeuge davon war; und da er seine Chronik 1514 plötzlich abbricht, so liegt die Vermuthung auf der Hand, daß er wenige Jahre später gestorben ist. Annähernd möchte ich sein Geburtsjahr als 1444 und sein Sterbejahr als 1520 bezeichnen. Wir haben es hier also mit einem Zeitgenossen zu thun, vielleicht gar mit einem Stadtgenossen von Cornelis dem Buchbinder; und jetzt, was sagt dieser Nordholländer, dieser Bekannte von Coster's Zeitgenossen über die Erfindung der Buchdruckerkunst? — Auf fol. 299 seiner Handschrift lese ich: „Anno domini 1440 ars imprimendi libros in Maguncia ortum habuit et Joannes Fust eiusdem artis primus omnium indubitatus inuentor fuit; d. h. die Buchdruckerkunst wurde im Jahre 1440 in Mainz erfunden, und Johannes Fust war unzweifelhaft der Erfinder dieser Kunst.

Ich gestehe offen, so lange nur deutsche Chroniken solch ein Zeugniß gaben und Holländer im 15. Jahrhundert beim Copiren dieser Chroniken diese Zeugnisse fortließen, da glaubte ich an schlechte Absicht oder Unwissenheit von Seiten der Deutschen; jetzt aber, wo selbst ein Holländer aus dem 15. Jahrhundert, der mit seinem indubitatus andeutet, daß ihm die Meinungsverschiedenheit in dieser Frage wohl bekannt ist, ganz entschieden, und zwar innerhalb Haarlem's Mauern selbst, Mainz die Palme zuerkennt, — was jetzt? soll unser Vaterland den Streit aufgeben? gewiß nicht! aber man gebe mir Waffen, die älter sind als die van Zuren'sche Ueberlieferung, nöthigenfalls eben so alt als meine Alkmaarer Handschrift, oder lieber noch näher an 1423. Wer verschafft mir diese?

Constanter.

De Keulsche Kroniek en de „Costerlegende" van Dr. A. van der Linde.*)

Daß sich Holland nicht so ohne Weiteres durch die „Costerlegende" van der Linde's bestimmen lassen würde, den seit Jahrhunderten mühsam vertheidigten, wenn auch stark erschütterten Anspruch auf die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst aufzugeben, war vorauszusehen, und wir hatten eine Erwiderung an van der Linde eigentlich schon lange erwartet. Entweder aber sind unsere Nachbarn des langen Haders müde — wie sehr sind wir es! — oder van der Linde's Beweisführung, daß die Costerfabel „ein nationaler Scandal" sei, stützt sich eben auf zu viele Wahrheiten, als daß die Costerianer sich hätten veranlaßt sehen sollen, den für Holland jetzt fast unhaltbar ge-

---

*) Erschienen im Börsenblatt für d. deutsch. Buchh., Jahrg. 1871 Nr. 211.
Unter obigem Titel veröffentlichte P. van Meurs (Harlem 1870, Kruseman, gr. 8°. 65 Seiten) eine Schrift, die ich in dem vorliegenden Artikel einer Kritik unterwarf. Meurs wendet sich gegen das Werk von Dr. A. van der Linde (De Harlemsche Coster-legende wetenschappelijk onderzocht. 2. omgewerkte uitgave. 'sHage, 1870, Mart. Nyhoff), welches bei Erscheinen viel Aufsehen in Holland erregte. Van der Linde, ein hervorragender holländischer Gelehrter, hatte sich durch seine vorher veröffentlichten bibliographischen Studien (über Balthazar Bekker 1869, Spinoza 1871, David Joris 1867, Bibliografie van Haarlem 1867) einen hochgeachteten Namen erworben. In der „Coster-legende" aber wies er wissenschaftlich unwiderlegbar nach, daß der Mann, dem die Stadt Haarlem ein Denkmal als „Erfinder der Buchdruckerkunst" errichtet hat, ein Denkmal, welches heute noch auf dem Marktplatze dort steht, daß dieser Mann — niemals gelebt hat! Er bezeichnete auf Grund seiner Forschungen die Ansprüche Haarlem's auf den Ruhm der Erfindung als einen „nationalen Scandal". Natürlich erregte er damit einen Sturm der Entrüstung. Er wurde von allen Seiten heftig angegriffen, und verlegte bald darauf seinen Aufenthalt nach Wiesbaden. Dort veröffentlichte er, im Anschluß an seine in holländischer Sprache geschriebenen Coster-legende, ein deutsches Werk: „Quellenforschung zur Geschichte der Typographie" (Wiesbaden 1874, Feller & Gecks), welches endgültig unanfechtbare Beweise dafür beibringt, daß Guttenberg und nicht der gefabelte holländische Coster die Buchdruckerkunst erfunden hat. Damit hat endlich der so lange geführte Streit um die Ehre der Erfindung seine Erledigung zu Ungunsten der Holländer gefunden.

wordenen Boden der Guttenberg-Coster-Polemik in dem vorliegenden Falle nochmals zu betreten.

„Weil sonst Niemand den Handschuh aufnahm", so tritt nun van Meurs mit der oben citirten Schrift für seinen Wohnort Haarlem ein; er fühlt sich indessen von vornherein etwas unsicher und kann das Legendenhafte der holländischen Ansprüche nicht in Abrede stellen, denn er sagt gleich anfangs: ebensowenig, wie die Schweiz sich durch die historische Kritik in ihrem Tell-Cultus stören lassen dürfe, ebensowenig dürfe in Holland an der „Volksüberlieferung", daß Haarlem die Wiege der Buchdruckerkunst sei, gerüttelt werden. Wie bei allen Costerfreunden, so dreht sich auch bei van Meurs die Frage hauptsächlich um die bekannte Zell'sche Erklärung in der Kölnischen Chronik vom Jahre 1499, wonach die Kunst in Holland erfunden worden sein soll; dieser Ausspruch wird festgehalten, aber wie überall, so auch in der vorliegenden Schrift nicht bewiesen, eine Schrift, die weitere Gesichtspunkte nicht aufstellt, auch nicht aufstellen will, sondern die es sich hauptsächlich angelegen sein läßt, van der Linde's Glaubwürdigkeit zu erschüttern und zu untersuchen, „ob er (v. d. L.) nicht mit dem Texte der von ihm citirten Schriftsteller solange gespielt und gepfuscht habe, bis der unter einem Berge von Sophismen begrabene Leser das Gegentheil von dem darin findet, was eine unbefangene ehrliche Exegese darin hätte finden sollen." Die Bemühungen nach dieser Seite sind dem Verfasser allerdings durch seinen Gegner erleichtert, der sich in der Costerlegende zuweilen in argen Widerspruch mit seinen früheren Behauptungen gesetzt hat; wenn beispielsweise van der Linde im „Spectator" von 1866 selbst sagt: „es gehört eine besondere exegetische Geschicklichkeit dazu, in dem Berichte der Kölnischen Chronik etwas anderes zu finden, als den Beweis, daß die Buchdruckerkunst vor Mainz in Holland erfunden war," und wenn er jetzt nach vier Jahren in derselben Zeitschrift beweist, der erwähnte Bericht der Kölnischen Chronik habe mit der Erfindung der eigentlichen Buchdruckerkunst, soweit sie Holland betreffe, gar nichts zu schaffen — so wirft das allerdings ein sonderbares Licht auf seine schrift-

stellerische Zuverlässigkeit. Van Meurs verwahrt sich gegen van der Linde's Verdrehungen des Textes der Chronik, wodurch Zell andere Gedanken untergelegt würden, als sie an besagter Stelle zu finden seien, wo es u. a. heißt: „dat de Donaten aldaar (in Holland) zelfs nog eerder zyn gedrukt dan te Mentz“; van der Linde hat nun zu beweisen gesucht, daß es sich hier um xylographische Donaten aus Flandern handeln müsse, während van Meurs für den Buchdruck in Holland streitet. Letzterer sucht auch die Zell'sche Erzählung zu motiviren, indem er ausführt, sie sei gegen Peter Schöffer gerichtet gewesen, der vierzig Jahre hindurch auf seinen Büchertiteln sich selbst als den Erfinder der Kunst bezeichnet habe; da nun weder Peter Schöffer, noch sein Sohn Johannes der Zell'schen Behauptung widersprochen hätten, so folgert van Meurs daraus die Richtigkeit der Angabe zu Gunsten Hollands. Die Folgerung könnte allenfalls acceptirt werden, wenn zugleich bewiesen würde, daß Schöffer überhaupt Kenntniß von den paar Worten in der Chronik gehabt hat, und zweitens, daß er in der That darauf nicht geantwortet habe; aber wer will das heute untersuchen? Bis dahin müssen solche Trugschlüsse als unzulässig zurückgewiesen werden. Was ist von holländischer Seite nicht schon alles aus dieser Zell'schen Erzählung herausgelesen worden! Immer und immer wieder wird als einziger Beweis die „Kölnische Chronik“ vorgebracht und als unumstößliches Evangelium gepriesen, während doch schon anerkannt zuverlässige gelehrte Forscher wie Marchand und Fournier nachgewiesen haben, wie diese Chronik von manchen anderen Dingen unzuverlässig, ja mitunter sogar fabulirend erzählt. Deutschland hat in dieser Frage einen zu festen Boden, um Vermuthungen und Behauptungen, für die der sichtbare Beweis nicht beigebracht wird, acceptiren zu können; wir können und werden die Segel nicht eher streichen, als bis man unserem Psalterium von 1457, das bis heute als das erste mit dem Namen des Druckers, des Druckortes und mit der Jahreszahl versehene Buch bekannt ist, einen früher datirten holländischen Druck, sei es ein Donatus oder was sonst, gegenüberstellt, der Beweis allein ist stichhaltig und unumstößlich.

Es ist eine unfruchtbare Polemik, wenn Herr van Meurs, bei Erörterung der Frage, ob die undatirten holländischen Donaten als die ältesten Erzeugnisse der Buchdruckerkunst angesehen werden können, als ehrlicher Mann bekennen muß, „daß sich allerdings aus typographischen Documenten die Erfindung der Kunst in Holland nicht beweisen lasse," und wenn er trotzdem, wie früher Holtrop, Enschedé, Meerman u. A., sich bemüht, die aufgefundenen Fragmente der holländischen Donaten, „die unzweifelhaft die Spuren der primitiven Kunst tragen und die keinem der bekannten Drucker zugeschrieben werden können," mit der Kölner Chronik in Verbindung zu bringen, und in ihnen die ersten Druckwerke zu constatiren.

Dieser schwachen Zell'schen Behauptung — deren Richtigkeit zudem aus dem übrigen Charakter der Chronik angezweifelt werden kann — stehen doch eine Menge viel gewichtigerer Momente gegenüber, die sehr zu Ungunsten der holländischen Priorität sprechen; es ist z. B. doch gewiß auffällig, daß in Holland selbst während des ganzen ersten Jahrhunderts nach Bekanntwerden der neuen Kunst Niemand die so offen zur Schau getragenen Ansprüche Deutschlands auf die Ehre der Erfindung angegriffen hat, ja daß im Gegentheil einer der größten holländischen Gelehrten aus jener Zeit, Erasmus von Rotterdam, in einem 1530 in Leyden gedruckten Buche (in der Anmerkung zum fünften Briefe des heiligen Hieronymus) in Bezug auf Mainz ausdrücklich sagt: „Dieser Stadt sind alle, welche den Wissenschaften obliegen, großen Dank schuldig, wegen jener herrlichen und fast göttlichen Erfindung, mit zinnernen Buchstaben Bücher zu drucken, welche dort in's Leben getreten ist." Wie nimmt sich diese Erklärung der des unbekannten Zell gegenüber aus? Niemand hat, wie gesagt, derzeit daran gedacht, also wohl keinen Grund dazu gehabt, diesen Ausspruch und daneben die deutschen Ansprüche zu bekämpfen; erst um's Jahr 1628 wurden auf Petrus Scriverus Anregung die bekannte Junius'sche Sage, die Zell'sche Erzählung &c. zu Behauptungen und Ansprüchen benutzt, für welche bis heute die tüchtigsten Gelehrten und Forscher den entscheidenden Beweis

schuldig geblieben sind. Aber wir haben mit zähen Gegnern zu thun, die alles Mögliche aufbieten, um den Rückzug zu vermeiden.

So kommt van Meurs auch auf den Ausspruch Guicciardini's zu Gunsten Haarlem's zurück, indem er ausführt, wie bemerkenswerth es sei, daß Haarlem's Buchdrucker so frühzeitig schon in Italien die Buchdruckerkunst ausübten (Petrus de Haarlem in Vicenza 1477, Henricus de Haarlem in Bologna 1488, Gerardus de Haarlem in Florenz 1498), „sieben Jahre früher, soviel bekannt, als das erste mit Jahreszahl versehene Buch in Haarlem erschien," und wie denn Guicciardini (geb. 1523 in Florenz) der erste Ausländer gewesen sei, der von Haarlem als dem Orte der Erfindung gesprochen habe; es sei sehr wahrscheinlich, daß der italienische Schriftsteller von den in Italien lebenden Holländern gut unterrichtet worden sei ꝛc.

Es würde zu weit führen, hier nochmals auf alle diese, schon so oft von anderer Seite widerlegten Punkte der holländischen Beweisführung einzugehen; wir wollen nur noch des Endresultates der Untersuchungen des Herrn van Meurs gedenken, das sich wie die Polemik aller Costerianer in dem Satze zuspitzt: „Die Erklärung in der Kölner Chronik ist das älteste und wichtigste Document für die Erfindung der Buchdruckerkunst in Holland. Will man sie nicht acceptiren — wohlan, so gibt es fortan nur noch eine dünkelhafte Geschichte (!), man häufe dann nur ruhig eine falsche Behauptung auf die andere, und man wird immer noch Leute finden, die Vergnügen und Bewunderung daran haben. Ohne die Kölnische Chronik wäre die Sache Haarlem's schon lange verloren als eine Frage des blinden Glaubens (!!), mit der Hand auf dieser Chronik aber kann man ruhig behaupten: aus Holland und den Donaten ist unleugbar der Anfang der Buchdruckerkunst abzuleiten!"

Nun, wir möchten, mit der Hand auf Erasmus von Rotterdam, fragen, ob sich nicht, bei dem Mangel anderer haltbarer Beweise, gerade dieses Festhalten an der Kölnischen Chronik in Holland zu einer „blinden Glaubensfrage", und deshalb zu einer „verlorenen" gestaltet haben sollte?

Die Elzeviere.*)

In Brüssel ist soeben ein Buch erschienen: „Les Elzevier. Histoire et annales typographiques par Alphonse Willems. Av. d. planches noires et color. et un facsimilé. gr. in-8. CCLX et 608 pag. Bruxelles, van Trigt“, welches als ein Beitrag zur Geschichte des Buchhandels freudig willkommen zu heißen ist, ja, ein wohlunterrichteter Kritiker (dem ich in dieser Darstellung folge, weil das Buch selbst mir leider noch nicht zugänglich geworden ist) in einer der letzten Nummern des Nieuwsblad voor den nederl. boekhandel geht noch weiter, er erklärt das Willems'sche Buch geradezu für „den bedeutendsten Beitrag zur Geschichte des holländischen Buchhandels und der anverwandten Fächer, welcher bis jetzt erschienen“. Das will viel sagen! In Holland fand bekanntlich die Buchdruckerkunst und der Buchhandel gleich nach Guttenberg und Coster die erste Heimstätte; beide Geschäftszweige wurden dort sehr bald zu einer Blüthe entwickelt, welche die Bewunderung der Zeitgenossen und den Dank der Nachwelt hervorgerufen hat, und welche auch in unserer Zeit noch stets eine unbestrittene Würdigung findet. Noch heute strahlen in hellem Glanze die Verdienste der vor allen hervorragenden Geschlechter der Plantins, der Blaeus, der Elzeviere, welche Jahrhunderte hindurch so Bedeutendes für die geistige Entwickelung der Völker geleistet haben. Neben den vorzüglichen Staatsmännern und Kriegshelden waren es im 16.—18. Jahrhundert in Holland gerade die gelehrten Buchdrucker und Buchhändler, welche die Macht und das Ansehen ihres Volkes weit über die Grenzen ihres kleinen Landes hinaustrugen, welche die von der Reformation ausgestrahlte Begeisterung für die Freiheit des Denkens, den Drang nach Bildung, nach Verallgemeinerung der Wissenschaften unausgesetzt durch ihre Preßerzeugnisse nährten und damit ihre Namen neben denen der politischen

*) Erschienen im Börsenblatt für d. deut. Buchh. Jahrg. 1880 Nr. 123.

Helden in die Weltgeschichte eingetragen haben. Auch äußerlich wußten dieselben, unter ihnen in erster Linie die Elzeviere, ihre Bücher so mustergültig auszustatten, daß viele davon schon deshalb heute noch sehr gesucht sind und mit schwerem Gelde aufgewogen werden. Man war in Holland stets mit Recht stolz auf diese Blüthezeit des Buchhandels, und verschiedene Monographien, gute Fundgruben für die Geschichte des Buchhandels, legen Zeugniß davon ab. Wenn nun in Holland selbst das soeben erschienene Willems'sche Werk von competenter Seite so hoch gestellt wird, so glaube ich den Lesern des Börsenblattes einen Dienst zu leisten, wenn ich auch bei uns die Aufmerksamkeit sofort darauf hinlenke und zu diesem Zwecke den Inhalt des Buches, gestützt auf jenen Artikel im Nieuwsblad, kurz skizzire.

Die Einleitung enthält eine ausführliche Abhandlung über die Quellen der Darstellung. Als solche kommen namentlich die Verlags- und Lager-Kataloge der Elzeviere und die Frankfurter Meß-Kataloge in Betracht, dann die verschiedenen Biographien der Elzeviere aus dem 18. und 19. Jahrhundert, endlich ein umfangreicher Briefwechsel und Geschäftsdocumente aus dem 17. und 18. Jahrhundert, theils gedruckt, theils handschriftlich in den verschiedensten Bibliotheken vorhanden. Die Universitätsbibliothek in Leyden und das Plantin-Museum in Antwerpen haben hierzu vor allen andern ein reichhaltiges Material geliefert.

Der erste Theil des Werkes behandelt ausschließlich die Geschichte der Elzeviere. Es wird eine Darstellung ihres Wirkungskreises in Leyden, s'Gravenhage, Amsterdam, Utrecht und im Auslande gegeben, eine für die Geschichte des Buchhandels hochinteressante Abhandlung. Wir ersehen daraus, wie ein Elzevier gegen Ende des 16. Jahrhunderts, durch Religionsstreitigkeiten aus seiner Vaterstadt Löwen vertrieben, sich als einfacher Buchbinder in Leyden niederließ und dort nach hartem Kampf und vieler Anstrengung der Begründer jener ausgedehnten Buchhandlung wurde, welche Zweiggeschäfte in den genannten Städten hatte, lebhafte Verbindung mit den Gelehrten des In-

und Auslandes unterhielt und Succursalen in Frankreich, England, Deutschland, Italien, Dänemark und Schweden gründete. Bemerkenswerth ist in diesem ersten Theile unter anderem das Capitel über die öffentlichen Bücherauctionen, welche die Elzeviere in Leyden abzuhalten pflegten. Willems citirt von diesen 16 Kataloge aus den Jahren 1604—1662. Der Eingangs erwähnte Kritiker des Nieuwsblads nennt bei dieser Gelegenheit als den ältesten ihm bekannten Auctionskatalog in Holland, vielleicht in Europa, den der Bibliothek Ph. van Marnix aus St. Aldegonde vom Jahre 1599, wiederabgedruckt in den theologischen Schriften von Marnix durch van Toorenenbergen nach dem einzigen bekannten Exemplar in der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften in Amsterdam. Nach ebendemselben soll die erste Auction in Deutschland um's Jahr 1670 in Dresden abgehalten sein.

Die zweite Abtheilung des ersten Theiles ist für die Geschichte des Buchhandels von nicht geringerem Interesse. Wir werden darin mit der Schriftgießerei der Elzeviere bekannt gemacht, auch mit ihrem berühmten Letternschneider Christoffel van Dyck, durch Willems zum ersten Male öffentlich genannt; ferner mit ihren Druckerzeichen und den Bücherverzierungen (fleurons en culs de lampe), deren sie sich bedienten; mit dem Papier und den angewandten Formaten; auch mit den Pseudonymen, unter welchen die Elzeviere ihre Bücher häufig erscheinen ließen, den Correctoren und dergleichen mehr. Schließlich wird die Geschichte des berühmten Duodezformates mitgetheilt, welches so vielen Beifall fand, und mit welchem, als feststehendem Typus, der Name Elzevier stets in Verbindung geblieben ist. Viel Anziehendes und Neues wird hier geboten, infolge einer großen Belesenheit des Verfassers, durch pikante Einzelheiten, litteraturgeschichtliche Anekdoten u. s. w. geschmückt, sodaß das Ganze sich fortwährend anregend und interessant liest.

Die dritte Abtheilung des ersten Theiles enthält die ausführlichen Lebensbeschreibungen der 14 Mitglieder der Familie Elzevier, welche den Buchhandel betrieben haben; wir erhalten einen vollständig erschöpfenden Einblick in deren Leben und

Handelsunternehmungen, wir begleiten sie auf ihren Reisen und verfolgen ihre Beziehungen zur Gelehrtenwelt. Auch damals schon erforderte ein gewissenhafter Betrieb des Buchhandels ein volles Einsetzen aller geistigen und körperlichen Kräfte; auch damals schon hatte er manche Sorgen und Enttäuschungen und Mißhelligkeiten im Gefolge; wiederholt begegnen wir Zerwürfnissen zwischen den Elzevieren als Verlegern und ihren Autoren. Alle die von Willems nach dieser Richtung hin aus dem Briefwechsel der Elzeviere und Gelehrten im 17. Jahrhundert mitgetheilten Einzelheiten sind höchst belehrend, mitunter auch recht spaßhaft. Als die bedeutendsten heben sich aus den verschiedenen Biographien der erste Louis, und sein sechster Sohn Bonaventura, der tüchtige Leydener Buchdrucker, ab; ferner die Amsterdamer Elzeviere Louis und Daniel, welche das Geschäft auf die höchste Stufe der Entwickelung führten, welche überhaupt bis dahin im niederländischen Buchhandel erreicht wurde. Bei dem Letztgenannten war vorübergehend der bekannte Heinrich Wetstein aus Basel thätig, welcher später selbst eine so hervorragende Stellung im Buchhandel eingenommen hat.

Der zweite Theil des Werkes, für sich allein über 400 Seiten stark, ist der Bibliographie gewidmet. Hier findet sich eine ausführliche Beschreibung aller Bücher, von denen mit Sicherheit behauptet werden kann, daß sie von den Elzevieren gedruckt sind. Ausgeschlossen hiervon sind die Dissertationen und Thesen, deren erste bekannte aus dem Jahre 1620 datirt; in den Jahren 1654—1712 haben die Elzeviere nachweislich nicht weniger als 2737 solcher Dissertationen in 4.-Format gedruckt. Willems hat für diesen Theil seiner Arbeit in den letzten 12 Jahren weder Mühe noch Kosten gescheut, um durch Einsicht der Bücher selbst, durch Vergleichen der Typen 2c. sich eine zuverlässige Kenntniß anzueignen; das Resultat seiner mühevollen Studien ist in dieser Bibliographie niedergelegt. Da die Elzeviere auch für andere Verleger druckten und viele Buchdrucker, angeregt durch den großen Erfolg, welchen die Elzevier-Drucke hatten, deren Typen und Bücher-Verzierungen nachahmten, so bietet die Prüfung der Echtheit eines Elzevier-Druckes

häufig große Schwierigkeiten, es gehört eine genaue Kenntniß, verbunden mit Scharfsinn, dazu, einen guten unechten von einem echten Druck zu unterscheiden. Willems gebührt die Ehre, die hierauf bezüglichen Unterscheidungsmerkmale zum ersten Male wissenschaftlich begründet zu haben. Er beschreibt in chronologischer Folge 1610 Bücher, welche von den verschiedenen Elzevieren gedruckt sind, und zwar giebt er nicht nur die Titel derselben an, sondern auch das Format, die Seitenzahlen, und fügt eine Menge Bemerkungen hinzu, welche sich auf den Druck, das Papier, die Druckerzeichen und Verzierungen beziehen, auf die Unterschiede zwischen den einzelnen bekannten Exemplaren; bei hervorragenden Leistungen giebt er auch die innere und äußere Geschichte des Buches, die Gründe, weshalb es den Elzevieren zuzuschreiben ist, die Preise, welche auf verschiedenen Auctionen dafür gezahlt wurden, endlich noch von berühmten Exemplaren die Größe in Millimetern. Es wird, im Allgemeinen mit Recht, behauptet, Bücherkataloge seien eine sehr trockene Lectüre; dagegen kann versichert werden, daß diese Bibliographie nicht nur von Bibliographen und Bibliophilen, sondern auch von Litteraturfreunden im Allgemeinen, wie von Gelehrten mit Vergnügen gelesen werden wird; sie ist im höchsten Grade anziehend, und wird Neues bieten für Jeden, welcher ein Interesse hat an der Geschichte der Litteratur und der Wissenschaften in Europa aus dem Zeitraume des 17. Jahrhunderts. Es ist wohl kaum nöthig, das praktische Interesse besonders zu betonen, welches diese Bibliographie für uns Buchhändler hat; an ihrer Hand wird es uns fortan ein Leichtes sein, einen echten Elzevier von einem unechten zu unterscheiden und den wahren Werth dieser herrlichen Ausgaben kennen zu lernen, welche stets vom Publicum gesucht und gewürdigt bleiben werden.

Der dritte Theil hat wieder für die Geschichte des Buchhandels ein besonderes Interesse; er führt den Titel: Annexes de la collection Elzevirienne. Es wurde bereits angedeutet, daß eine Anzahl anderer Buchdrucker dem Beispiel der Elzeviere folgte und ihre Ausgaben in jenem 12.-Format

erscheinen ließ, welchem die Elzeviere ihren Ruhm verdankten. Viele unter ihnen gingen mit Talent zu Werke und brachten es so weit, daß ihre Drucke wirklich mit denen der Elzeviere wetteifern konnten, ja häufig für letztere gehalten wurden. Die Folge hiervon war, daß auch solche Drucke gesucht wurden, und daß viele Elzeviersammler nicht eher ruhten, bis sie auch dem Pseudo=Elzevier einen Platz in ihrer Bibliothek verschafft hatten. Dieser dritte Theil nun beschäftigt sich mit solchen Druckern resp. Verlegern, soweit sie in den Niederlanden ihre Thätigkeit ausübten. Der Reihe nach erhalten wir eine kurze Darstellung des Lebens und Wirkens von J. Maire, A. Commelin, F. de Heger, Ph. de Croy, S. Mathijs, F. Hacke, J. Abrahams und W. Christiaans in Leyden; J. Blaeu, J. Janssen, J. van Waesberge, A. Wolfgang und J. de Jonge in Amsterdam; J. und D. Steucker im Haag, W. van der Hoeve in Gouda; F. Foppens und E. H. Fricx in Brüssel, nebst einer Bibliographie von circa 600 ihrer Ausgaben in 12.=Format, mit derselben kritischen Sorgfalt bearbeitet, wie die Bibliographie der Elzeviere. Auch in diesem Theile der Arbeit stoßen wir wieder auf eine Menge interessanter Einzelnheiten, sowohl die Verleger als auch die Bücher betreffend. Beispielsweise veröffentlichten diese Verleger noch mehr als die Elzeviere ihre Bücher pseudonym, sodaß die Bestimmung ihrer Ausgaben eine ganz besonders schwierige Aufgabe ist. Man muß der Geduld, der Belesenheit und dem Scharfsinne des Verfassers die höchste Anerkennung zollen, er hat vermittelst dieser Eigenschaften die ihm entgegenstehenden großen Schwierigkeiten glücklich überwunden und es uns ermöglicht, auch von der Wirksamkeit des damaligen holländischen Buchhandels außerhalb der Elzeviere ein interessantes Bild zu gewinnen.

Ein alphabetisches Register aller beschriebenen Bücher beschließt das Werk, das in seiner typographischen Ausstattung des Gegenstandes, den es behandelt, durchaus würdig erscheint; es ist ein Meisterwerk aus der Druckerei der bekannten Firma von Annoot Braeckman in Gent.

Die Zeitungsstempelsteuer, mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in Holland.*)

Seit einiger Zeit hat sich bei uns in Deutschland ein erneuertes Streben bemerkbar gemacht, die in vielen Punkten nicht mehr zeitgemäße Preßgesetzgebung unserer heutigen Anschauung entsprechend umzugestalten. Die Bewegung des Jahres 1866 hat auch auf diesem Gebiete die alten, längst erkannten Schäden auf's neue zur Sprache gebracht, und wenn wir heute auch noch keiner Aenderung derselben uns erfreuen, so berechtigen uns doch die darüber im Reichstage und dem preußischen Abgeordnetenhause geführten Debatten, und namentlich das jetzige einmüthige Zusammengehen der Regierung mit den Sachverständigen des Buch- rc. Handels zu den besten Erwartungen. Wir stehen heute vor dem ersten Schritt, der auf einem der Preßgesetzgebung nahe verwandten Gebiete gethan werden soll: es gilt zunächst ein neues Gesetz für den Norddeutschen Bund betreffend das Urheberrecht an Werken der Litteratur, Kunst rc. zu schaffen, und wir dürfen nach der Art, wie die Vorarbeiten dazu angegriffen sind, erwarten, daß der Reichstag diese Aufgabe befriedigend lösen wird.

Hoffentlich wird danach auch Preußen selbst in seiner eigenen Preßgesetzgebung reorganisirend vorgehen. Schon ist ja neuerdings von den Abgeordneten Duncker und Eberty beim Abgeordnetenhause ein Antrag, die Aufhebung der Beschränkung der Preßfreiheit betreffend, eingebracht und zur Berathung angenommen, der in seinen fünf Paragraphen einige Cardinalfragen zur Sprache bringt. Bei der Debatte im Abgeordnetenhause werden unzweifelhaft noch andere Seiten der preußischen

*) Erschienen im Börsenblatt für d. deut. Buchh. Jahrg. 1869. Nr. 25. 27 u. 31. Wenn auch die Zeitungsstempelsteuer seitdem sowohl in Holland, wie bei uns in Deutschland (Preßgesetz vom 7. Mai 1874) gefallen ist, so haben die damaligen Zustände doch unzweifelhaft ein großes Interesse für die Geschichte der Preßgesetzgebung, ein Umstand, der wohl den Wiederabdruck des Artikels an dieser Stelle ausreichend begründet.

Gesetzgebung scharf beleuchtet werden, die Zeitungssteuer, welche jetzt noch wie ein Alp auf der gesammten preußischen Tagespresse lastet und jede freie Entwicklung, jeden Aufschwung derselben unmöglich macht. Es beweist uns die Bemerkung des Finanzminister's von der Heydt im Abgeordnetenhause bei Gelegenheit seiner Generaldebatte über das Budget für 1869: er würde sich freuen, wenn er in die Lage käme, auf die Zeitungsstempelsteuer zu verzichten, es könne dies jedoch vor der Hand nicht geschehen; jedoch habe die Regierung die Absicht, sowohl auf die Zeitungsstempelsteuer, wie auf die an Stelle derselben vorgeschlagene Inseratensteuer zu verzichten, sobald die Finanzen es gestatteten — es beweist uns diese Bemerkung, wie gesagt, daß die Regierung die Aufhebung dieser mißliebigen Steuer beschlossen hat, und daß die Ausführung nur noch eine Frage der Zeit ist.

Es kann nur nützlich sein, die Zeitungsstempelsteuer zu beleuchten. Denn wir stehen jetzt inmitten der Ereignisse und haben alles scharf im Auge zu behalten, um es bei günstiger Gelegenheit wohlgerüstet zur Hand zu haben und sofort zu verwerthen. Und so wird es die Leser dieses Blattes wohl interessiren, von einer tüchtigen Arbeit auf diesem Felde Kenntniß zu erhalten, die Viele, welche sich für die Stempelsteuerfrage interessiren, einen bedeutenden Schritt dem Verständniß näher bringen dürfte. Sie findet sich in den November- und December-Nummern des Nieuwsblad voor den boekhandel und ist inzwischen auch als selbständige Broschüre erschienen (Het Koerantenzegel. Amsterdam, Funke).

Holland befindet sich in einer ähnlich mißlichen Lage wie Preußen: auch dort lastet eine Stempelsteuer auf den Zeitungen, nur wirkt sie dort noch viel verderblicher als bei uns, da bei dem kleineren staatlichen und sprachlichen Wirkungskreise, den die holländische Tagespresse überhaupt nur haben kann, eine so tief einschneidende Beschränkung, wie die Stempelsteuer, die Journalistik jedweder Bedeutung gänzlich beraubt hat.

Dieser betrübenden Erkenntniß gegenüber führt denn auch der erwähnte holländische Artikel eine scharfe Sprache, die wohl

nicht überall sich auch auf unsere Verhältnisse anwenden läßt, aus der wir aber doch eine Nutzanwendung ziehen können, indem sie uns ein Bild des Zustandes aufrollt, wohin die Zeitungsstempelsteuer unter Umständen führen kann. Vieles dagegen trifft genau auch bei uns den Nagel auf den Kopf, und da der Verfasser nicht nur bei den Verhältnissen seines Landes stehen bleibt, sondern die Presse von England, Frankreich, Deutschland und andern Ländern mit einer Besprechung unterwirft, so kann die Arbeit umsomehr Anspruch auf Beachtung auch bei uns erheben. Wir geben deshalb in Folgendem den wesentlichen Inhalt derselben wieder.

Zunächst ergiebt sich aus der Geschichte der Stempelsteuer, daß Holland, welches die erste politische Zeitung entstehen sah — die erste holländische Zeitung erschien nach Hatin in Antwerpen 1605 — auch zuerst den Gedanken faßte, die zahlreichen, vom damaligen Publicum so sehr begehrten Flugschriften für die pecuniären öffentlichen Mittel des Staates zu verwerthen. Im Jahre 1674 — eine Periode der größesten Steuerbelastung in Holland — wurde ein Erlaß der Regierung veröffentlicht „nae de welcke in de Lande van Hollandt ende West-Frieslandt, sal werden geheven den impost op eenige gedruckte soo Inlandtsche als Uytlandsche Papieren, Geheven, t'zedert den Jare 1674, ende vervolgens“.

Als erste Probe einer Besteuerung der Zeitungen ist dieser Erlaß nicht nur historisch interessant, sondern er hat auch vom social-ökonomischen Standpunkte aus Werth. In Artikel I. wird bestimmt, daß nach dem Erscheinen dieses Erlasses von jedem „courant, Gazette, Post of Nieuw-tydinge, niet verbode blaeuwe (blaue) Boeckxkens, ende diergelyke, in Hollandt gedruckt, het zy in de Nederlandtsche ofte (oder) Uytbeemsche Tale maer (nur) een half Vel (Bogen) aen beyde zyden op de ordinaris wyse vol, ofte ook minder gedruckt zynde, of groter zynde, meer nae advenant, als mede (wie auch) van alle Staets Resulutien . . . . . sal worden betaelt vier penningen door den Drucker die de selve uytleveret, ende van die van buyten omme te venten ofte voor geldt of

geldswaerde uyt te geven, souden mogen worden ingebragt, acht penningen door den Inbrenger ofte Verveyler (Verkäufer); op poene (Strafe) van hondert guldens yder courante u. s. w." Weiter heißt es, daß in keinem Falle die Strafe höher als 1000 fl. auf einmal sein soll.

Artikel II. bestimmt, daß Buchhändler und „debiteurs van Novelles", die in andern Ländern wohnen, diese Steuer entrichten müssen, wenn sie, „um sie zu feilschen", oder für Geld oder Geldeswerth auszugeben, Zeitschriften oder Flugschriften nach Holland und Westfriesland einführen. Privatleute dagegen sind, wie aus demselben Artikel hervorgeht, von dieser Steuer befreit, wenn ihre Sendungen nie mehr als zwei Zeitungen von „yeder soorte" enthalten.

Hier haben wir also den Anfang der Zeitungs-Besteuerung. Natürlich war sie derzeit noch mangelhaft in der Auffassung, wahrscheinlich auch in der Ausführung, aber die Idee war doch angeregt, wie man den menschlichen Gedanken mit Vortheil für den Staat und augenscheinlich ohne Nachtheil für die industrielle Freiheit knebeln könne. Sobald nur die Aufmerksamkeit erst einmal auf die Besteuerung der Erzeugnisse des menschlichen Geistes hingelenkt war, so blieb die mehr oder weniger praktische Anwendung der Idee nur eine Frage der Zeit. Welcher Art die Wirkung dieses ursprünglichen Gesetzes war, darüber fehlt uns jeder Anhalt. Es ist indessen wohl anzunehmen, daß dadurch das Einkommen der „Laude Hollandt ende Vrieslandt" eher vermehrt als vermindert sei, denn schon im Jahre 1691 ward diese Steuer erheblich vermehrt.

Es geschah derzeit „wegens de zware lasten, die by den jegenwoordigen oorlogh gedragen moeten werden" — so heißt es in den „waerschouwinge" (Warnungen) — und um „des gemeene Lands Finantiën zoo veel mogelyck te styven (stützen)", daß man sich entschloß zum „Introduceren van eenen Impost (Steuer) op Coffy, Thee, Chocolate en andere Drancken en het verdubbelen van den impost op de gedruckte Papieren".

Sonderbar, diese Vermischung von Thee- und Zeitungssteuer! Um so sonderbarer, als wir dieser Vermischung noch jetzt

nach Verlauf von fast zwei Jahrhunderten wieder begegnen. Uebrigens hat sich das Verhältniß des Thee's gegenüber den Zeitungen jetzt doch gebessert. Früher besteuerte man den Thee nur, wenn es galt, die Kosten eines Krieges zu erschwingen, nur dann stand er auf einer Stufe mit den Zeitungen, jetzt werden beide in Friedenszeiten von gleichem Werthe für den Staat erachtet.

Diese Verdoppelung der Zeitungssteuer scheint ein günstiges Resultat ergeben zu haben, denn sie wurde so ziemlich während eines halben Jahrhunderts gehandhabt. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts jedoch wurden Reformen für wünschenswerth erachtet, theils wegen der zunehmenden Anzahl von Zeitungen — welche eine strenge Beaufsichtigung erheischten —, theils weil die mangelhafte Gesetzgebung, betreffend die Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers, nicht ohne eine Regelung länger so fortbestehen konnte. Es wurde den Niederlanden also im Jahre 1750 am 14. März ein neuer Erlaß der Regierung verkündet, nach welchem vermittelst einer „Collecte“ die Steuer auf inländische sowohl, wie auf ausländische, besonders angegebene „gedruckte Papieren“ erhoben werden sollte.

Diese Bestimmungen, viel umfassender als die von 1674, zeigen uns einen merkwürdigen Schritt auf diesem Gebiete der Gesetzgebung.

Artikel I. enthält: An den Hüter oder Collecteur soll von jeder Zeitschrift u. s. w., ferner von allen Blättchen oder Büchelchen (boekjes), die entweder monatlich oder wöchentlich, oder für einige Tage in der Woche oder in irgend einem andern Zeitraume, fortan in niederländischer oder fremder Sprache erscheinen, soweit deren Druck für den Handel nicht verboten ist, Folgendes bezahlt werden: von den in dieser Provinz gedruckten für jeden halben Bogen, einerlei ob ganz oder theilweise gedruckt, ein Pfennig (penning), für die von auswärts aber, um sie für Geld oder Geldeswerth hier feil zu halten, eingeführten, das Doppelte des oben Vermeldeten bei einer Strafe von hundert Gulden für jede Zeitung.

Auch die Bestimmung, daß die Strafe in keinem Falle

mehr als 1000 Gulden betragen darf, findet sich als Anhang zu diesem Artikel wieder vor.

Artikel II. befreit außer den in demselben Artikel des früheren „Erlasses" genannten Personen auch noch die in lateinischer, griechischer oder hebräischer Sprache erscheinenden Blätter von der Verpflichtung des Stempels. Es geschah dies auf Veranlassung des Rectors und der Deputirten der Universität zu Leyden.

Artikel III. gebietet den Druckern u. s. w. ihren richtigen Namen dem Hüter des Gesetzes (gaarder) zur Kenntniß zu bringen; Uebertretungen dieses Artikels werden mit einer Strafe von 400 Gulden belegt.

Zur Zahlung derselben Strafe werden Diejenigen verurtheilt (Art. V.), die am Ende des von ihnen Gedruckten ihren Namen und Wohnort nicht nennen. Außerdem kann in diesem Falle ohne weitere Autorisation von den „officieren van den lande" die Beschlagnahme verfügt werden.

In Artikel IV. und VI. wird die Eincassirung der Steuer geregelt, während Artikel VII. und Folge sich gegen Betrug und Bestechung richten. Dieser Regierungserlaß hatte in Holland bis zur Franzosenzeit gesetzliche Kraft.

Es liegt nicht im Bereiche dieser Abhandlung, die infolge der französischen Revolution und des Kaiserreichs entstandenen Veränderungen hier, wenn auch nur kurz zu besprechen. Für die Kenntniß der früheren Gesetzgebung auf diesem Gebiete scheint uns die gegebene kurze Andeutung der Regierungs-Erlasse genügend.

Wir wenden uns also nunmehr zu einer Besprechung des noch in Holland bestehenden Gesetzes von 1843.

Bevor wir es jedoch unternehmen zu untersuchen, ob das Stempelgesetz (mit speciellem Bezug auf Zeitungen und was hiermit unmittelbar in Verbindung steht) eine den Forderungen des heutigen Staatshaushaltes entsprechende Steuer genannt werden kann oder nicht, wollen wir uns mit der holländischen Gesetzgebung auf diesem Gebiete, wie sie heute in Kraft ist, etwas näher bekannt machen. Wir nehmen dabei den Text des

Gesetzes vom 3. October 1843 zu Hilfe und theilen einige Stellen daraus mit, soweit sie in den Bereich dieser Abhandlung gehören, so z. B. den II. Titel: von dem Stempel der Patente, ausländischen Pässen und Annoncen in den Zeitungen.

„18. Einem Stempelzwang von 25 Cents (circa 4 Sgr.) ist unterworfen: jede Anzeige, Bekanntmachung oder Ankündigung, welche in einem im Inlande gedruckten und verlegten, dafür bestimmten Blatte oder einer Zeitung abgedruckt wird, und zwar für jedesmaligen Abdruck, unter Berücksichtigung der in Artikel 27. Lit. b. angegebenen Befreiungen davon". Diese unter dem III. Titel vorkommenden Befreiungen beziehen sich auf:

1. solche von öffentlichen Autoritäten und Einrichtungen ausgehende Anzeigen, Bekanntmachungen und Ankündigungen, welche sich nicht auf Verkäufe, Wohnungswechsel und Verpachtungen beziehen;
2. solche, welche ausschließlich einen Aufruf an die Mildthätigkeit oder eine Mittheilung über empfangene Gaben bezwecken;
3. diejenigen, welche sich auf einen gerichtlichen Verkauf beweglicher und unbeweglicher Güter behufs Erhebung der directen Steuern beziehen;
4. die Programme der Genossenschaften zur Beförderung von Kunst, Wissenschaft und Industrie.

Ferner finden wir in der IV. Abtheilung von der Stempelsteuer für Drucksachen: „22. Die Stempelsteuer für nachgenannte Drucksachen wird wie folgt bestimmt: Für einen Druckbogen, welcher eine Oberfläche von weniger als 15 niederländischen □ palm*) (Décimètre) hat, auf 1 Cent.

*) Holland hat schon seit 1821 das französische metrische System (mit holländischer Benennung für Maße und Gewichte angenommen. Danach entspricht ein palm dem französischen palme oder décimètre. Des leichteren Verständnisses wegen werden wir uns fortan statt des holländischen Maaßes der entsprechenden französischen Bezeichnung bedienen. Von den holländischen Cents gehen circa 6 auf den Silbergroschen, 1 Cent also = 2 preuß. Pf.

Von	15	bis zu	20 □	Décimètres	auf	1½	Cts.	(3 Pf.);
„	20	„ „	25 □	„	„	2	„	(4 Pf.);
„	25	„ „	30 □	„	„	2½	„	(5 Pf.);
„	30	„ „	35 □	„	„	3	„	(6 Pf.);
„	35	„ „	40 □	„	„	3½	„	(7 Pf.);
„	40	„ „	45 □	„	„	4	„	(8 Pf.);

und weiter in der Steigerung und Erhöhung um je ½ Cent für jeden auch unvollständigen Raum von 10 niederländischen □ Décimètres.

„23. Dieser, in dem letztgenannten Artikel festgestellten Stempelsteuer sind unterworfen alle nachstehend angegebenen gedruckten, gravirten, lithographirten oder auf irgend eine andere Weise angefertigten Schriften, mit alleiniger Ausnahme der geschriebenen, als da sind: Alle Tageblätter, Zeitungen und Zeitschriften, Anzeigeblätter, periodische Schriften, Kataloge oder Notizen über Bücher, Kunstwerke, Meubles und andere Güter, Preisverzeichnisse, Prospecte, Ankündigungen und Berichte, welche herausgegeben, zum Lesen aufgelegt, angeschlagen, umhergereicht oder verbreitet oder in irgend einer andern Weise in Umlauf gesetzt werden, welcher Art, Bestimmung, und welchen Inhalts auch sie immerhin seien, selbst in der Form von Briefen oder Circularen, sowie ferner alle Adressen von Wohnung oder Wohnort.

„Alles dieses mit Ausnahme der Befreiungen davon, die wir hier folgen lassen. Von der Stempelsteuer sind befreit:

1. Alle Druckschriften, bei denen das Papier keine größere Oberfläche hat, als zwei niederländische □ Décimètres.

4. Die Berichte in Briefform, sofern sich auf dem Briefe die Adresse der Person befindet, für welche der Bericht ausdrücklich bestimmt ist.

5. Die Kataloge der Buchhändler, wenn darin ein vorhandener Vorrath von Büchern vermerkt ist, desgleichen solche von Leihbibliotheken; alles nur insoweit, als die vermeldeten Bücher nicht in öffentlicher Versteigerung dem Meistbietenden zugeschlagen werden sollen.

6. Musikalien.

7. Bücher, Prospecte.

8. Zeitschriften, welche Kunst und Wissenschaften betreffen, nur einmal im Monat erscheinen und wenigstens zwei Druckbogen enthalten."

Dies sind die aus dem Gesetze von 1843 für uns bemerkenswerthen Punkte, die wir kennen müssen, bevor wir ein Urtheil aussprechen können über die Frage: muß die Zeitungsstempelsteuer abgeschafft werden oder nicht.

Dies Gesetz trat durch die königliche Verfügung vom 13. März 1844 in Kraft. Ein in der Sitzungsperiode der Generalstaaten von 1850—51 gemachter Versuch einer Revision gelang ebenso wenig, als der von der Regierung in der Sitzung von 1863—64 geprüfte Vorschlag der vollständigen Abschaffung. Auch das im Sommer 1868 abgetretene Ministerium van Zuylen hatte eine Revision des Gesetzes von 1843 angekündigt.

Vergleicht man nun die holländische Gesetzgebung, wie sie jetzt seit 1843 in Kraft ist, mit der anderer Länder, so gewinnt man sehr bald die Ueberzeugung, daß kein Land auf Erden beschränkendere, drückendere Bestimmungen in Bezug auf Zeitungsstempel besitzt, als das freie Königreich der Niederlande. Wir wollen diese Behauptung beweisen.

Von einem Druckbogen in der Größe von 29 □ Décimètres wird in Belgien, England, Polen, den Vereinigten Staaten, Spanien, der Schweiz, Rußland, Bremen, Hamburg, Brasilien und Italien kein Stempel erhoben, in Frankreich nach dem neuen Gesetz von 1868: in den Departements Seine und Oise 5 Centimes, in den übrigen Theilen des Kaiserreiches 2 Centimes (außerdem kann sich dort das Format ohne Erhöhung der Steuer bis zu 72 □ Décimètres vergrößern);

in Oesterreich einen Neukreuzer, einerlei bei welchem Format;

in Schweden (Maximum 40 □ Décimètres) 2,1 öre (100 öre = $11\frac{1}{4}$ Sgr.);

in Preußen (423,95 □ Zoll) 1,06 Pf.

in Holland $3\frac{1}{2}$ Cents (7 Pf.) oder $1\frac{1}{2}$ Cents (3 Pf.) per Exemplar von jeder Nummer mehr als das Maximum, $2\frac{5}{10}$ Cents (5 Pf.) mehr als das Minimum des neuen franzö-

sischen Gesetzes; beinahe das Dreifache des österreichischen oder schwedischen und beinahe das Siebenfache des preußischen Zeitungsstempels.

Auch in Bezug auf die Besteuerung der Inserate zeigt sich in Holland der abnorme Zustand, den wir soeben bei Besteuerung der Zeitungen nachgewiesen haben.

Für ein Inserat bis zu sieben Zeilen, die Zeile zu circa 50 Buchstaben gerechnet, ist an den Staat zu entrichten: in Belgien, Frankreich, England, Polen, den Vereinigten Staaten, Spanien, Schweiz, Rußland, Brasilien, Italien, Schweden und Preußen nichts;

in Oesterreich 15 Neukreuzer;

in Hamburg 3½ Schilling Courant;

in Bremen 5¼ Grote;

in Holland 35 Cents (circa 6 Sgr.), also 4 Cents (8 Pf.) mehr als in Oesterreich und fast 2½ mal soviel als in Bremen und Hamburg.

In jeder Hinsicht ist auf dem Gebiete der Stempelsteuer Holland die am weitesten zurückgebliebene Nation. Selbst Spanien, Rußland und Brasilien sind ihm darin überlegen! Sehr gerechtfertigt ist also das so entschieden geäußerte Begehren der Holländer, sobald als möglich diese „Besteuerung der Kenntnisse“ (tax on knowledge), wie sie sehr richtig getauft ist, ganz abzuschaffen.

Zeigen wir nun mit Hilfe der Statistik, welchen Rang auf dem allgemeinen Markte der Weltbildung, soweit Zeitungen Zeugniß dafür ablegen können, Holland einnimmt.

Namen der Staaten:	Bevölkerung:	Zahl der Zeitungen:	Kommt eine Zeitung auf:	
Frankreich	37,000,000	1,640	22,560	Einwohner
England	28,000,000	1,700	16,470	„
Preußen (im Jahre 1866)	18,000,000	700	25,714	„
Italien	27,000,000	500	54,000	„
Oesterreich	38,000,000	365	104,109	„
Schweiz	2,500,000	300	8,333	„

Namen der Staaten:	Bevölkerung.	Zahl der Zeitungen:	Kommt eine Zeitung auf:	
Belgien	4,709,000	275	17,090	Einwohner
Niederlande	3,500,000	159	22,011	"
Rußland	66,000,000	200	330,000	"
Spanien	15,000,000	200	75,000	"
Schweden u. Norwegen	5,200,000	150	34,666	"
Dänemark	2,000,000	100	20,000	"
Türkei (annähernd) .	30,000,000	100	300,000	"
Vereinigte Staaten v. Nord-Amerika (annähernd).	32,000,000	4,000	8,000	"

Diese in dem ausgezeichneten Werke Hatin's*) zum Theil enthaltenen (von uns nach neueren Daten, soweit dies möglich war, berichtigten) statistischen Angaben zeigen uns, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika unter allen Ländern am besten mit Zeitungen versehen sind. Nach ihnen kommt zunächst die Schweiz, dann England, Belgien, Dänemark, Holland, Frankreich, Preußen, Schweden und Norwegen, Italien, Spanien, Oesterreich, Türkei und zuletzt Rußland.

Hier finden wir also Holland trotz der erschwerenden Zustände schon in der sechsten Classe, wobei man nicht unberücksichtigt lassen darf, daß von allen Staaten Holland im Verhältniß am meisten wöchentliche und andere, nicht täglich erscheinende Zeitungen besitzt, so daß ein Vergleich der Niederlande mit den übrigen Staaten, in der eigentlichen Tagespresse, für erstere verhältnißmäßig ungünstig ausfallen muß.

Um einen Ueberblick darüber zu gewinnen, wie die Tagespresse seit ungefähr 40 Jahren zugenommen hat, und um zu

*) Wir empfehlen Jedem sich dafür Interessirenden die ausgezeichneten Werke von Eugène Hatin über diesen Gegenstand:

Histoire politique et littéraire de la presse en France, avec une introduction historique sur les origines du journal et la bibliographie générale des journaux depuis leur origine. 8 Vols. in-8. 1859—61, Poulet-Malassis et de Broise. 48 fr.

Les gazettes de Hollande et la presse claudestine aux XVII. et XVIII. siècles In-8. 1865, Pincebourde. 6 fr.

sehen, wo sich das stärkste Wachsthum derselben zeigt, wollen wir hier noch eine Stelle aus den interessanten, im März 1828 in der Revue encyclopédique enthaltenen Berichten von Adrien Balbi mittheilen. Derzeit waren die Verhältnisse der Tagespresse folgendermaßen:

	Einwohnerzahl:	Zahl der Zeitungen:	Kommt eine Zeitung auf:
Frankreich	32,000,000	490	65,306 Einwohner
England	23,400,000	483	48,447 „
Schweiz	1,980,000	30	66,000 „
Oesterreich	32,000,000	80	400,000 „
Preußen	12,464,000	288	43,277 „
Dänemark	1,950,000	80	24,375 „
Schweden u. Norwegen	3,866,000	81	47,728 „
Spanien.	13,900,000	16	868,750 „
Rußland.	56,515,000	17	3,324,411 „
Niederlande, derzeit vereinigt mit Belgien	6,143,000	159	40,953 „
Vereinigte Staaten	12,870,000	852	15,105 „

Aus dieser Tabelle ergibt sich folgende Vermehrung seit 1826

in Frankreich	um 1150	Zeitungen	oder 234	Procent
England	„ 1217	„	„ 252	„
Schweiz	„ 270	„	„ 900	„
Oesterreich	„ 285	„	„ 356	„
Preußen	„ 412	„	„ 143	„
Dänemark	„ 20	„	„ 25	„
Schweden u. Norwegen	„ 69	„	„ 86	„
Spanien	„ 184	„	„ 1150	„
Rußland	„ 183	„	„ 1076	„
Niederlande:				
a) Belgien	„ 208	„	„ 310	„
b) Holland	„ 76	„	„ 91	„
Vereinigte Staaten .	„ 3148	„	„ 369	„

Nach dieser Statistik hat Spanien die größesten Fortschritte in der Journalistik gemacht, dann folgt Rußland, die Schweiz u. s. w.; sehr deutlich und treffend fällt der Unterschied zwischen Belgien und Holland ins Auge, in dem steuerfreien Belgien wächst die Anzahl der Zeitungen um 310 Procent — in Holland, wo die alte Stempelsteuer nicht nur beibehalten, sondern noch erhöht ward, beträgt die Zunahme nur 91 Procent! Doch wir wollen die Folgen des Gesetzes von 1843 für Holland noch näher ins Auge fassen.

Das Gesetz von 1843, beengend von vornherein durch seine Tendenz, mußte natürlich auf die Tagespresse namentlich einen sehr beschränkenden Einfluß ausüben. Haben wir soeben nachgewiesen, daß die letztere der ausländischen im Fortschritt nachsteht, so werden wir ferner jetzt sehen, daß die holländischen Zeitungen auch die theuersten und schlechtesten sind, welche überhaupt in Europa gedruckt werden.

Beginnen wir mit England, dem Lande der Freiheit, dem Lande des Ueberflusses an billigen und guten Büchern, Zeitschriften und politischen Journalen. Welchen Aufschwung nahm dort die Tagespresse, als am 20. Februar 1855 die Zeitungssteuer für immer abgeschafft wurde. Der Star, Standard und Daily Telegraph, drei der größesten und am weitesten verbreiteten Zeitungen von Europa, wurden hinter einander in's Leben gerufen, um zu blühen und die Concurrenz so zu steigern, daß sie durch Wohlfeilheit, verbunden mit der nöthigen Gediegenheit, jenen den Namen The Times führenden Koloß, die fashionable Zeitung The Daily News und andere mächtige Organe der öffentlichen Meinung zwangen, ihre Preise herabzusetzen.

Augenblicklich zählen dort die penny papers zu den bestunterrichteten Zeitungen, die überhaupt existiren. Sie besitzen Special-Correspondenten in allen Theilen der Welt, ein Privilegium, welches lange Zeit die Times für sich allein in Anspruch nahmen; sie scheuen keine Kosten, wie hoch auch, um ihre Leser über die Tagesfragen und Ereignisse auf der Höhe zu halten. Kann es unter solchen Umständen verwundern, daß z. B. The

Standard in durchschnittlich 125,000 Exemplaren täglich über die Erde verbreitet wird?

In England hat wahrlich die billige Tagespresse den Höhepunkt der Wohlfeilheit erreicht.

Wo sonst wohl findet man Zeitungen, die — täglich erscheinend — nur einen halben Groschen kosten, wie deren jetzt verschiedene in London nicht nur existiren, sondern auch blühen. Ja, neben diesen penny und half-penny papers sind sogar noch die sogenannten dear journals im Vergleich mit den holländischen Hauptorganen gewiß billig zu nennen. Die Times kosten zwar 2½ Sgr. jede Nummer, was erhält man aber auch für diesen Preis! Es liegt uns die Nummer vom 29. März 1866 vor. Sie besteht aus 16 Seiten des größesten Formates (jede Seite in 6 Columnen eingetheilt), so daß der gesammte Inhalt für einen starken Octavband genügen würde. Das Papier ist von bester Qualität, der Druck deutlich und meistens fehlerfrei. Wir lesen das Blatt täglich, finden aber äußerst selten typographische Schnitzer, selbst der geringsten Art nicht. Es ist bekannt, daß für die betreffenden Setzer strenge Strafen für Irrthümer festgesetzt sind; — der sub-editor versicherte uns persönlich, daß sie auch unerbittlich gehandhabt werden — aber ist es nicht trotzdem ein Räthsel, daß ein solcher Massendruck, täglich in wenigen Stunden zusammengestellt, in so musterhafter Ordnung fehlerfrei in die Welt hinauswandert?

Acht — die Hälfte also — dieser 16 Seiten werden von Annoncen eingenommen, welche zu gewöhnlichen Zeiten theilweise auch in den andern acht zu finden sind, an lebhaften Tagen aber (während der Parlamentssitzungen) in diese nicht zugelassen werden.

Am 29. März 1866 war das House of Commons wegen der Osterfeiertage nicht versammelt; sonst ist gerade die Weise, wie die Arbeiten des Parlaments geschildert oder besser gesagt: photographirt werden — man darf es wohl so nennen — der größeste Triumph der englischen Presse im Allgemeinen und der Times im Besonderen. Zwei oder drei besondere cabs stehen während des Abends und der Nacht zur Disposition dieses

Blattes; sie jagen abwechselnd von Westminster nach Printing-House Square und zurück, bis endlich der letzte Stenograph mit dem letzten Berichte — meistens gegen 2 Uhr, häufig gegen 3 Uhr Morgens — das Redactionsbureau erreicht. Dort ist inzwischen auch geschafft worden, ja, zuweilen wird der erste Theil eines zwei Stunden langen speech der Herren Bright oder Disraeli bereits gesetzt, ehe der letzte Theil ausgesprochen ist.

Um halb sechs schon wird mit der Ausgabe und Versendung begonnen, so daß ein „early riser", wenn er politikgierig ist, schon gegen 7 Uhr beim Frühstück lesen kann, was Bright oder Disraeli wenige Stunden vorher dem Volke verkündet haben. In der erwähnten Nummer findet sich nun zwar kein parliamentary report oder summary, doch darf sie in anderer Hinsicht sehr reichhaltig genannt werden. Neben vier ausgezeichneten Leitartikeln über Bright, Canada, die Wahlen in Nottingham und Irland, enthält sie Privatcorrespondenzen aus Amerika, Frankreich, Oesterreich, Preußen, Ungarn, Italien, Belgien, Calcutta und China, ein Court Circular, eine Uebersicht der Fonds, ein langes Verzeichniß gehandelter Effecten, die Naval and military Intelligence, die Berichte der Spring-Assizes in den Home, Norfolk, Nothern und Midland circuits, Berichte der verschiedenen police-courts in London, endlich noch unzählige Notizen und Auszüge aus anderen Blättern, eine Kritik über Macaulay's gesammelte Werke, Irish domestic life, die abbessinischen Gefangenen u. s. w. Man stelle sich vor, welche Sorgen, welche Talente, welche Mühen erforderlich waren, diese wunderliche olla podrida zusammen zu stellen, man bedenke, daß eine derartige Compilation — aus tausend gediegenen Quellen schöpfend — das ganze Jahr hindurch sechsmal in jeder Woche erscheinen muß.

Gewiß haben englische Thatkraft und englischer Eifer das Ihrige dazu beigetragen, um dies schöne Resultat herbeizuführen; daß aber Fleiß und Thatkraft überhaupt sich auf diesem Gebiete geltend machen können, das ist unzweifelhaft in erster Reihe der Aufhebung der Zeitungssteuer zu danken.

An wöchentlichen Zeitungen ist England ebenso reich, als

an täglich erscheinenden. Wir wollen hier nur an die geistreiche Saturday Review, an den gediegenen Spectator, an das gut unterrichtete und gelehrte Athenaeum erinnern, um unsere Behauptung mit Beweisen zu unterstützen.

In Frankreich, wo eine Zeitungssteuer noch immer existirt, wenn auch nicht so drückend, wie in Holland, kann aus diesem Grunde die Tagespresse nicht auf gleicher Höhe wie in England stehen. Die gelesensten Blätter sind dort nicht die politischen, sondern die rein litterarischen. Auch die belletristischen Blätter, welche sich mit den Staatswissenschaften beschäftigen, wie z. B. der Figaro, thun dies in der eigenthümlichen französischen, d. h. ungleichen Weise.

Zu den besten Pariser politischen Organen sind die Temps, das Journal des Débats und Siècle zu zählen, die, wenn sie auch nicht ausschließlich sich der Besprechung der Tagesfragen widmen, doch durchweg wenigstens einen Leitartikel täglich bringen. Temps und Journal des Débats haben verschiedene eigene Correspondenten im Auslande; Siècle, welches als bestimmt anti-kirchliches Organ auftritt, ist in dieser Hinsicht schlechter versehen. Das Journal des Débats kostet 25 Centimes die Nummer, Siècle, Figaro und Temps jedes 15 Cents. Dieser letztere ist der gewöhnliche Preis für ein großes Blatt in Paris. Einzelne Journale jedoch, wie die Epoque und der Courrier Français haben mit England in der Wohlfeilheit concurriren wollen und geben ihre Nummer für 10 Cents. Wie unendlich weit aber bleiben sie zurück hinter dem Standpunkte des Star, Standard und Daily Telegraph.

Sollen wir noch beweisen, daß die belgischen Journale, seit sie frei sind, wenig zu wünschen übrig lassen? Wer kennt nicht die Indépendance Belge, den Précurseur u. a.? Das erstere, freisinnige Organ namentlich wird überall als ein Blatt von vortrefflichem Gehalte gelesen und gewürdigt. Es bringt keine Leitartikel, dagegen eine tägliche Uebersicht der vorkommenden Ereignisse, welche mit Talent uns stets auf der Höhe aller Tagesfragen hält. Nur zuweilen, wenn der Angriff eines Blattes anderer Richtung es erheischt, bespricht dies die Indé-

pendance in einem besondern Artikel, der jedoch erst auf die Uebersicht folgt. In Betreff der Correspondenzen muß man sagen, daß die Indépendance den englischen Blättern sehr nahe, wenn nicht sogar gleichkommt. Jedermann weiß, welche Menge von Briefen sie z. B. aus Paris erhält. In diesem Punkte ist sie sogar den Times überlegen, wogegen sie denselben in den überseeischen Berichten weit nachsteht.

Die deutschen Blätter sind besser eingerichtet und unterrichtet, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Nur ihr Papier ist — mit einzelnen Ausnahmen — schlecht und der Druck läßt durch die Bank viel zu wünschen übrig. Dem letzteren wäre leicht abzuhelfen, wenn man sich in Deutschland zu den lateinischen Buchstaben entschließen könnte. Wo diese schon benutzt werden, da läßt sich gegen die typographische Ausführung wenig sagen. Unzweifelhaft würde auch das Papier durch Aufhebung der Zeitungssteuer in Oesterreich und Preußen sich verbessern.

In Sachsen, wo keine Steuer erhoben wird, sind das Dresdener Journal und die Constitutionelle Zeitung in Bezug auf Druck und Papier zu den besten deutschen Journalen zu zählen.

Zu diesen gehört zunächst die Kölnische Zeitung, die ausgezeichnet, und wohl am schnellsten von allen deutschen Blättern sich bedienen läßt. Neben ihr ist immer noch die Augsburger Allgemeine Zeitung zu nennen, die ihren Ruhm zwar etwas überlebt hat, übrigens aber, was ihre Correspondenzen aus allen Städten der Erde, ihre zuweilen ausgezeichneten Aufsätze über Politik, Kunst und Litteratur angeht, immer noch mit obenan auf der Liste der deutschen journalistischen Autoritäten steht.

Zu den tüchtigsten Zeitungen zählen ferner die Berliner National-Zeitung, die Volkszeitung ebendaselbst, das Organ der Demokraten und der Schulze-Delitzsch-Partei, und, um von den vielen übrigen tüchtigen Blättern nur noch eines zu nennen: die Wiener Presse, Repräsentantin der Fortschrittspartei in Oesterreich.

Alle diese Zeitungen besitzen (mit Ausnahme der Volkszeitung, deren Wohlfeilheit das nicht wohl zuläßt) sowohl in,

wie außerhalb Deutschlands zahlreiche Correspondenten und Berichterstatter. Auch bringen sie häufig sehr ausführliche Mittheilungen über Kunst und Wissenschaften in einem dafür bestimmten Feuilleton, eine aus Frankreich stammende Einrichtung, die jetzt überall in Deutschland adoptirt ist, in England und Holland dagegen noch keinen rechten Anklang findet. Leitartikel bringen die deutschen Zeitungen meistens, doch nicht so regelmäßig und in so großem Maßstabe, als es in England geschieht.

Weiter wollen wir nicht gehen, nicht nur weil uns zu einer eingehenderen Besprechung der italienischen, spanischen und russischen Zeitungen Erfahrungen und Material fehlen, sondern auch, weil die hier gegebene kurze Kritik der Zeitungen von England, Frankreich und Deutschland für unsern heutigen Zweck uns genügend erscheint.

Und wie erscheint nun neben England, Frankreich, Deutschland und Belgien die holländische Tagespresse?

Dort existiren eigentlich nur vier nennenswerthe Blätter: Das Allgemeene handelsblad, der Haarlemsche Courant, das Dagblad van Zuid-Holland en s' Gravenhage und der Nieuwe Rotterdamsche Courant. Vergleicht man diese mit den Hauptorganen des Auslandes, so ergiebt sich eine ganz unhaltbare Parallele. Betrachten wir z. B. einmal die Leitartikel.

Die Times, Standard, Daily Telegraph und Star geben meistens vier Leitartikel täglich, nicht nur über Politik, sondern auch über Gegenstände gewerblicher &c. Art. Die andern Blätter bringen meistens nur einen. Uebersichten bietet jede Zeitung. In Frankreich geben einige Blätter dann und wann Leitartikel, doch nie mehr als einen täglich, die ausschließlich die in- oder ausländische Politik behandeln. Die meisten beschränken sich auf Uebersichten.

Ebenso in Belgien mit geringer Ausnahme, die wir bereits erwähnt. Auch in Deutschland bringen die Hauptorgane meistens Leitartikel, mindestens eine regelmäßige Rundschau. In Holland geben der Nieuwe Rotterdamsche Courant, das Handelsblad und das Dagblad von Zeit zu Zeit einen sehr spärlichen Leitartikel, das Dagblad zuweilen auch über das Ausland, wogegen

das Handelsblad und der Nieuwe Rotterdamsche Courant sich stets auf das Inland beschränken. Die zwei letzten Blätter veröffentlichen täglich eine Uebersicht der draußen geschehenen Ereignisse, der Haarlemsche Courant beschränkt seinen Wirkungskreis auf ein Résumé aus in- und ausländischen Zeitungen, ohne ein eigenes Urtheil darüber zu fällen.

Trauriger noch ist es mit den Correspondenzen bestellt. In England haben die Times und Standard eigene Correspondenten in Paris, Brüssel, Wien, Berlin, Pest, Kopenhagen, St. Petersburg, Constantinopel, Athen, Florenz, Rom, Neapel, Madrid, Lissabon, New-York, Washington, Calcutta, Hongkong, Melbourne u. s. w. Daneben senden sie noch bei außergewöhnlichen Ereignissen besondere Berichterstatter aus, wie bei den Feldzügen in der Krimm, in Böhmen und in Abyssinien.

Star und Daily Telegraph haben zwar nicht alle diese Correspondenzen, aber die meisten doch auch.

In Frankreich unterhalten Temps, Journal des Débats und der officielle Moniteur, der inzwischen die bekannte Umgestaltung erfahren, die meisten Berichterstatter im Auslande. Die beiden ersten beschränken sich dabei auf Europa, der Moniteur dagegen erhält directe Briefe selbst aus China, Japan und Südamerika und von andern Orten außerhalb Europas. In Deutschland besitzen die Kölnische Zeitung, die Augsburger Allgemeine Zeitung, die Wiener Presse und die Nationalzeitung Correspondenten in fast allen Hauptstädten Europas. Außerdem steht die erste mit Amerika, die zweite mit Amerika, China und Japan in regelmäßiger directer Verbindung. Die belgische Indépendance läßt sich in Europa auf demselben Fuße repräsentiren, als die Times. In überseeischen Berichten ist sie, wie schon erwähnt, zurückgeblieben. Diesem Blatte nahezukommen bemüht sich der Précurseur, ohne es jedoch zu erreichen.

In Holland ist es um ausländische Correspondenten traurig bestellt. Kein Blatt unterhält z. B. in London einen Berichterstatter. Nur in Belgien, Frankreich und Deutschland haben die genannten Blätter regelmäßige directe Verbindungen.

Zuweilen erhält das Handelsblad oder der Nieuwe Rotter-

damsche Courant einen Brief aus Amerika oder Japan, doch dieser unregelmäßige und höchst unbedeutende Briefwechsel kann kaum als solcher gelten, namentlich nicht, wenn man berücksichtigt, daß selbst die regelmäßigen „Special=Correspondenzen“ solchen der Times, Temps und Kölnischen Zeitung gegenüber höchst unbedeutend zu nennen sind. So findet man beispielsweise Italien, Spanien, Schweiz, Rußland, Dänemark, Türkei u. a. nur ganz oberflächlich in holländischen Blättern behandelt, eine besondere Rubrik für sie giebt es dort nicht. Dann kommt die Schweiz einmal unter Frankreich und dann wieder unter Frankfurt vor, Rußland unter Berlin u. s. w.

Aber auch die inländischen Berichte und Mittheilungen werden in gleicher Weise vernachlässigt! Alle größeren Blätter in England haben in den Hauptstädten des Landes eigene Berichterstatter. In Ermangelung derselben werden sie durch irgend eine Telegraphengesellschaft ersetzt. Wie wir vorher gesehen, werden die Parlamentsberichte von eigenen Stenographen aufgenommen und besonders eilig im Druck gefördert. In England wird noch besonderes Gewicht auf das Gerichtswesen gelegt, weshalb denn auch jedes Blatt von nur einiger Bedeutung Berichterstatter bei den verschiedenen Courts und Polizeibureaus unterhält. Diese Berichte erscheinen ausführlich täglich.

In Frankreich kommen die gewöhnlichen Provinzialberichte unter die faits divers. Nur besonders wichtige Angelegenheiten erhalten besondere Titel. Angesichts des durch das Gesetz bestimmten Verbotes der comptes rendus des Corps-législatif und des Sénat beschränken sich die Zeitungen auf einen Abdruck des im Moniteur Enthaltenen, wodurch eine ganz unzeitgemäße Verzögerung entsteht. Berichte über Rechtsfälle finden sich dann und wann sehr detaillirt in den französischen Blättern, ohne daß dabei die englische Regelmäßigkeit befolgt wird.

Die Indépendance und der Précurseur sind durchweg vollständig auf der Höhe dessen, was in Belgien überhaupt und im Parlamente vorkommt. Bei besonderen Ereignissen senden beide sofort Special=Correspondenten nach dem betreffenden Ort. Aus den Gerichtsverhandlungen theilen beide täglich in kurzen Auszügen

das Interessanteste mit und außerdem empfängt die Indépendance von Zeit zu Zeit aus Paris eine chronique judiciaire.

In Deutschland erhalten die vorher genannten Blätter aus allen Hauptstädten Deutschlands täglich Briefe; die Kölnische Zeitung z. B. aus Berlin, Wien, München u. s. w., die Wiener Presse aus München, Krakau, Berlin u. s. w., die Berliner Presse ebenso. Die Verhandlungen der verschiedenen Kammern und Parlamente werden je nach der Art des verhandelten Gegenstandes ungleichmäßig berichtet, stets aber ungemein rasch; in letzter Hinsicht zeichnen sich namentlich die Berliner Blätter und die Kölnische Zeitung aus, welch' letztere die preußischen Kammerverhandlungen beinahe gleichzeitig mit den Berliner Zeitungen veröffentlicht. Die Wiener Presse liefert auch sehr gute Berichte über die Verhandlungen der österreichischen Delegirten und des Reichsrathes. In Rechtssachen läßt die deutsche Tagespresse nur zuweilen ihre Stimme hören. Am besten unterrichtet in dieser Beziehung sind wohl die Wiener und Berliner Blätter, die fast jeden Tag — sei es auch noch so kurz — über die Gerichtsverhandlungen berichten.

Die inländischen Berichte in Holland sind meistens gut, erfolgen aber unverantwortlich langsam. Die Verhandlungen der General-Staaten z. B. bringen nur das Dagblad und der Haarlemsche Courant noch an demselben Abend, das Handelsblad dagegen erst am folgenden Abend. Die Berichte selbst stehen in der Vollständigkeit den englischen und deutschen weit nach.

Von Rechtsangelegenheiten liest man in Holland selten oder nie, von bezüglichen, regelmäßigen Berichten ist keine Rede, die unregelmäßigen, die dem Publicum geboten werden, sind gewöhnlich ungenügend.

Wir haben in dem Vorhergehenden wohl hinlänglich Vergleiche angestellt, um zu dem Resultate zu kommen, daß die niederländische Tagespresse eine der hilfsbedürftigsten, wenn nicht die hilfsbedürftigste von Europa ist. Wir wollen gar nicht von Kunst und Wissenschaft reden, die doch eigentlich in jeder Zeitung, welche auf Bedeutung Anspruch macht, repräsentirt sein sollten; wir reden nicht von den in den deutschen, englischen und franzö-

sischen Blättern enthaltenen ausführlichen Kritiken litterarischer Neuigkeiten, die in Holland mit wenigen Zeilen abgefertigt werden, wir erwähnen nicht ihre Artikel über Verkehr, Handel, Industrie, Landbau u. s. w., womit die Leser in Holland gar nicht oder kärglich bedacht werden, von alledem wollen wir im Augenblicke gar nicht reden, sondern einmal annehmen, das seien Nebensachen. Wir verweisen nur auf die oben angeführten Thatsachen, die unseres Erachtens deutlich zeigen, daß Holland auf dem Gebiete der Journalistik eine der letzten Nationen in Europa ist.

Aus der folgenden Tabelle nun geht hervor, daß die holländischen Hauptorgane auch, was den Preis betrifft, nicht mit den übrigen Ländern concurriren können, daß sie nicht nur sehr unvollkommen, sondern auch sehr kostspielig sind.

Name der Zeitung:	Abonnementspreis:	Preis der einzelnen Nummer:
Times	3 Lst. 18 sh. od. 26 Thlr. — Sgr.	3 pence od. 2½ Sgr.
Standard / Daily-News / Daily-Telegraph	à 1 „ 6 „ „ 8 „ 20 „	1 penny „ 10 Pf.
Echo	— „ 13 „ „ 4 „ 10 „	½ „ „ 5 „
Temps	64 frs. „ 17 „ 2 „	15 cents. „ 1¼ Sgr.
Journal des Débats	80 „ „ 21 „ 10 „	25 „ „ 2 „
Siècle	64 „ „ 17 „ 2 „	15 „ „ 1¼ „
Figaro	64 „ „ 17 „ 2 „	15 „ „ 1¼ „
Epoque	52 „ „ 13 „ 26 „	10 „ „ 10 Pf.
Courrier français	52 „ „ 13 „ 26 „	10 „ „ 10 „
Indépendance belge	44 „ „ 11 „ 22 „	20 „ „ 1¾ Sgr.
Précurseur	52 „ „ 13 „ 26 „	20 „ „ 1¾ „
Nationalzeitung	9 „ — „	
Kölnische Zeitung	11 „ 10 „	
Augsb. Allgem. Ztg.	16 fl. s. W. „ 9 „ 2 „	
Wiener Presse	24 fl. ö. W. „ 16 „ — „	
Handelsblad	36 fl. holl. „ 20 „ 12 „	12 „ „ 2 „
Nieuwe Rotterd. Courant	37 „ „ „ 21 „ — „	10 „ „ 1¾ „
Haarlemsche Courant	30 „ „ „ 17 „ — „	10 „ „ 1¾ „
Dagblad van Zuid-Holland	37 „ „ „ 21 „ — „	12½ „ „ 2 „

Der Durchschnittspreis der Zeitungen in Holland ist also nach dieser Tabelle 19 Thlr. 25 Sgr. oder 8½ Thlr. mehr als der Durchschnittspreis in England, oder 2 Thlr. 8 Sgr. mehr als in Frankreich, oder 6 Thlr. 7 Sgr. mehr als in Belgien, und 8 Thlr. 15 Sgr. mehr als in Deutschland.

Was ist nun natürlicher, als, wenn man das Gute und Billige entbehrt, daß man sich an das Ausland hält. Doch leider ist Holland auch diese Zuflucht durch ein Gesetz abgeschnitten, zwar nicht in der Theorie, aber doch in praxi. Das Gesetz belastet nämlich die ausländischen Zeitungen, welche besser und billiger als die inländischen sind, so enorm, daß es dem Holländer dadurch geradezu unmöglich gemacht wird, darauf zu abonniren.

Nehmen wir die Zahlen wieder vor: „Apportez des chiffres, toujours des chiffres, rien que de chiffres!“ und sehen wir uns einen Passus an in Belinfante's ausgezeichneter Abhandlung: „Methodieke verzameling . . . . . omtrent het zegelregt“, worin uns der Einfluß der Zeitungssteuer auf den Preis der hauptsächlichsten ausländischen Journale gezeigt wird.

Name der Zeitung:	Erscheinen:	Preis jährlich in Holland:	Darin einbegriffen an Zeitungssteuer:	Preis jährlich ohne Zeitungssteuer:	Erhöhung des Preises durch die Steuer:
Times	6 mal wöchentlich	168 fl.	64 fl. 60 c.	103 fl. 40 c.	$62\frac{1}{2}$ Procent.
Globe	„ „	130 „	25 „ 84 „	104 „ 16 „	25 „
Punch	1 mal wöchentlich	18 „	3 „ 24 „	14 „ 76 „	22 „
Indépendance belge	täglich	68 „	30 „ 14 „	37 „ 86 „	79^{3} „
Journal des Débats	„	84 „	30 „ 14 „	53 „ 86 „	56 „
Gazette des Tribunaux	6 mal wöchentlich	75 „	25 „ 84 „	49 „ 16 „	52^{8} „
Charivari	täglich	69 „	15 „ 8 „	53 „ 92 „	28 „
Augsb. Allgem. Zeitung	„	68 „	30 „ 14 „	37 „ 86 „	79^{5} „
Kölnische Zeitung	„	60 „	32 „ 54 „	27 „ 46 „	118^{3} „
Frankfurter Journal	„	64 „	22 „ 62 „	41 „ 38 „	54^{5} „
Revue des deux Mondes	2 mal monatlich	34 „	14 „ — „	20 „ — „	40 „

Ebenso verderblich als die Wirkung des Gesetzes von 1843 auf den Preis der in- und ausländischen Zeitungen in Holland

ist, ebenso nachtheilig scheint sie auch für die inländischen Annoncen zu sein. Die holländischen Inserate sind ebenso theuer, als die dortigen Zeitungen, theurer, als irgendwo sonst. Keine Sophismen können die Zahlen widerlegen, die wir hier als Beweis für unsere Behauptung folgen lassen.

Preise der Inserate in den verschiedenen Ländern von Europa.

Name der Zeitung:	Preis pro Zeile:	Besondere Bemerkungen:
Times	12 pence od. 10 Sgr.	
Church and State Review	6 „ „ 5 „	
Law Journal	10 „ „ 8½ „	Vier Zeilen kosten 3 sh. 6 p. oder 1 Thlr. 5 Sgr. jede Zeile mehr 5 Sgr.
Sun	4 „ „ 3½ „	
Athenaeum	9 „ „ 7½ „	Dies gilt nur für trade advertisements. Gesellschaften bezahlen 5 Sgr. pro Zeile.
Temps	1 franc „ 8 „	
Journal des Débats	1½ „ „ 12 „	Dieselbe Annonce 10 mal aufgenommen zahlt nur à 75 centimes.
Figaro	1 „ „ 8 „	
Siècle	2 „ „ 16 „	
Journal d'affiches	25 cent. „ 2 „	
Nationalzeitung	2 „	
Kölnische Zeitung	2½ „	Annahme von Chiffre-Briefen 5 Sgr.
Augsb. Allg. Ztg.	12 kr. 3½ „	für das Hauptblatt; 9 kr. für das Beiblatt.
Wiener Presse	14½ Neukr. „ 3 „	Medizinische Annoncen 15 Neukr.; Lotterie-Annoncen 16 Neukr.
Indépendance belge	30 cent. „ 2½ „	
Précurseur	25 „ „ 2 „	
Handelsblad	30 cents „ 5 „	Im Handelsblad kosten 7 Zeilen 1 Thlr.; im N. R. C. 6 Zeilen 22 Sgr.; im H. C. 6 Zeilen 25 Sgr.; und im D. 7 Zeilen 1 Thlr. (ohne die Stempelsteuer).
Nieuwe Rotterd. Courant	33 „ „ 5½ „	
Haarleemsche Courant	31 „ „ 5⅙ „	
Dagblad v. Zuid-Holland	33 „ „ 5½ „	

Der Durchschnittspreis einer Annonce in Holland ist also 5¹/₂ Sgr. pro Zeile oder 2²/₃ Sgr. mehr als in Deutschland, und 3 Sgr. mehr als in Belgien. Was den Durchschnittspreis der englischen und französischen Annoncen betrifft, so ist dieser (7 Sgr. und 9¹/₂ Sgr.) allerdings absolut höher; wenn man jedoch bedenkt, daß der Werth einer Bekanntmachung eigentlich nur in der mehr oder weniger großen Verbreitung des Blattes liegt, in welchem sie enthalten ist, und ferner, daß die englischen und französischen Blätter einen ganz außerordentlich großen Leserkreis besitzen, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß der Unterschied illusorisch ist.

Was könnte wohl deutlicher für die Abschaffung der Zeitungsstempelsteuer reden, als diese betrübenden Thatsachen!

„Unser Publicum", sagte einst einer der tüchtigsten Journalisten in Holland (siehe den Arnhemschen Courant vom 8. April 1861) — „kennt noch gar nicht das Wesen, die Macht, die Kraft der Tagespresse, und diese Unkenntniß hat dem Vorurtheil gegen Journalisten und Journalistik in die Hand gearbeitet. Immer noch sieht man in der neumodischen Zeitung den altväterischen Anzeiger. Der Journalist ist und bleibt in der hartnäckigen Vorstellung immer noch der ‚Scribent', eine Art phantastische Person in schäbigem, fadenscheinigem Rock und stark im Verdachte des Bier-Spiritismus, der in einer kleinen, dunklen, feuchten Dachkammer sich damit beschäftigt, für ein paar Groschen ‚die Zeitung zu machen'. Daß ein politisches Organ in unserer Zeit eine großartige industrielle Unternehmung ist, welche viel Capital, viel Sachkenntniß und eine gewisse Kühnheit, gepaart mit Solidität voraussetzt, das begreift man nicht. Ebenso wenig will es einleuchten, daß der Journalist, um seiner Aufgabe gewachsen zu sein, ein tüchtig studirter Mann sein müsse, der seine ganze Kraft zusammen zu nehmen hat, um den Anforderungen eines großen Journals zu genügen. Der Chefredacteur eines großen selbsturtheilenden Blattes hat allein mit der Oberaufsicht mehr zu thun, als mancher hochgestellte Staatsbeamte."

Wir stimmen durchaus mit dieser Ansicht überein, der

Schreiber hat unsere eigensten Gedanken damit ausgesprochen. So lange man in Holland noch den Journalisten betrachtet als „einen Menschen, der heute Artikel schreibt, um sie morgen zu widerlegen", so lange man sich noch der Ansicht Trévoux's „que le caractère du nouvelliste conduit au ridicule" zuneigt, so lange giebt es nur ein Mittel, den Standpunkt dieser Pariahs der Gesellschaft zu veredeln.

Man muß die Tagespresse ganz frei machen, man muß sie aus den sie erniedrigenden Banden erlösen, man muß, mit andern Worten, die Zeitungssteuer abschaffen. Ehe das nicht geschieht, wird sich der traurige Zustand nicht ändern. Der Journalist muß rehabilitirt werden durch die Verbesserung seines Journals. Dem Redacteur eines äußerlich gut ausgestatteten, innerlich gut unterrichteten, freisinnigen Blattes wird man die Achtung nicht versagen können, die jetzt noch dem Redacteur des „Anzeigers" vorenthalten wird.

Aber neben diesem moralischen Grunde für die Aufhebung der Zeitungssteuer existiren noch andere, sehr gewichtige Gründe, die wir hier nicht übersehen dürfen.

Fragen wir uns selbst: hat diese Zeitungsstempelsteuer, mit deren Aufhebung man sich jetzt beschäftigt, wohl jemals ein Recht des Bestehens gehabt? Wir glauben nein. Die Existenz einer Steuer kann einzig und allein durch ihre Nothwendigkeit gerechtfertigt werden und dieser gesetzlichen Grundlage entbehrt die „Besteuerung der Kenntnisse" durchaus. Man weiß nicht einmal, zu welcher Art Steuer man sie eigentlich rechnen soll. Wird das Format oder der Consum besteuert? Es heißt das letztere, doch mit Unrecht, denn wäre es der Fall, so müßte man doch, um consequent zu bleiben, überhaupt alle Bücher, Zeitschriften ꝛc. besteuern. Die Besteuerung einzelner Tages- und Wochenblätter ist eine unerträgliche Anomalie, denn es wird in diesem Falle ein Unterschied zwischen der einen und der andern Form der Gedankenäußerung gemacht, ein Unterschied, den die Grundgesetze nicht kennen.

Die meisten Gegner der Aufhebung möchten die Steuer gern beibehalten als eine Art von Zügel, um damit die Zügel-

losigkeit der Blätter zu zwingen. Man fürchtet die Freiheit und plagt sich mit Hirngespinsten, die durch die Praxis das Recht der Existenz verloren haben. Die Erfahrung lehrt z. B., daß unsittliche Zeitungen in einem Lande, wo die Presse geknebelt ist, bestehen bleiben, wohingegen sie bald zu Grunde gehen in Ländern, wo die Preßfreiheit ungehindert blüht. Eine freie Journalistik giebt der öffentlichen Meinung eine sittliche Kraft, die unwiderstehlich wirkt.

Mag immerhin anfangs die Zahl der unbedeutenden und schlechten Blätter sich vermehren: schließlich wird, wie es in England der Fall ist, die große, gute, billige Tagespresse jenen den Zugang zu den gebildeten Volksclassen für immer verschließen.

Und läßt sich nun etwa die Besteuerung der Annoncen als eine Industriesteuer vertheidigen? In erster Reihe sind nicht einmal Alle über die Art dieser Steuer einig: nennen sie doch Viele nicht eine Besteuerung der Industrie, sondern des Verbrauches, gerade wie die Zeitungssteuer selbst.

Hr. van Lee weist in seiner ausgezeichneten Schrift über die Zeitungssteuer das Unrichtige beider Ansichten nach. Eine Verbrauchssteuer, sagt er mit Garnier, wird von den Producenten oder Kaufleuten gefordert, die sie von den Consumenten zurückerhalten.

„Und wenn dem so ist, wer vergütet sie alsdann Demjenigen, der die Annoncensteuer bezahlt: dem Ankündiger, der die eine oder andere Waare anzeigt, ohne einen Käufer dafür zu finden? Wer ersetzt sie dem Manne, der durch eine Annonce sein verlorenes Taschenbuch, seinen Hund oder Regenschirm zurückzuerlangen sucht? Etwa der Finder? Aber davon ganz abgesehen, wofür wird denn Annoncensteuer erhoben? Nicht von einem Industriezweige oder von einer Handelsunternehmung, sondern von dem Mittel, um zu einer solchen Unternehmung zu gelangen, von einem Verlangen nach Etwas, von einem Angebot von Etwas, die beide nicht allein und eventuell dem Verkäufer oder anderen Interessenten Gewinn bringen können, sondern welche dem Annoncirenden jedenfalls gleich von vornherein Geld kosten. Und nun zeige man mir doch ein Beispiel

irgend einer andern Steuer auf ähnlicher Grundlage! Eine Industriebesteuerung! aber von wem bezahlt? Von dem Herausgeber der Zeitung, der damit kostenlos den Dienst eines Steuereinnehmers versieht, oder von dem Gewerbtreibenden, der gerade wie der Verleger seinen Gewerbeschein besitzt? Und ist es dem Gesetzgeber z. B. jemals eingefallen, den Kaufmann, den Makler außer seinem Gewerbeschein noch das Recht bezahlen zu lassen, **mündlich** seine Waare Jemandem anzubieten?"

Danach muß uns — so meinen wir — die Besteuerung der Inserate ebenso als ein Unding erscheinen, als die Besteuerung der Zeitungen selbst. Beide haben keine Berechtigung des Bestehens und die Staatsökonomie hat sie als ein ungesetzliches Erzeugniß einer unrechtmäßigen Gesetzgebung auszustoßen.

Eine wesentliche Verbesserung wird durch die Aufhebung dieser unrechtmäßigen Steuer herbeigeführt werden. Die bis jetzt unmögliche Concurrenz wird endlich ihre wohlthätige Wirkung äußern, neue Organe werden entstehen, neues Blut wird das alte im Staatskörper verjüngen und die Tagespresse wird endlich, erlöst von den Fesseln, einen neuen Zeitabschnitt beginnen — die Zeit der allgemeinsten Volksbildung!

Während man eine Reihe von Jahren bereits diese Volksbildung ermuthigte durch Eröffnung zahlreicher guter Schulen, durch die Errichtung kostbarer Museen, durch die Pflege öffentlicher Bibliotheken u. s. w., hielt man einen ihrer wichtigsten Factoren immer noch in einer Art von demüthigender Sclaverei gefangen.

Durch die Aufhebung der Zeitungssteuer wird die Nation in Bezug auf allgemeine Volksbildung erst in ihr volles Recht eintreten, denn ebenso wie sie Anspruch auf wohlfeilen Unterricht und auf wohlfeile Bücher hat, ebenso muß ihr Recht auf eine billige Tagespresse anerkannt werden.

Der Mann des Volkes, der sich bis jetzt den Genuß einer guten, billigen Zeitung versagen muß, kommt dann endlich in den Besitz des Führers, der ihm den Weg zum Fortschritt, zur geistigen Freiheit zeigt.

Er nimmt Antheil an der Geschichte des Tages, die sich in

seiner eignen Geschichte auflöst, er entspricht damit erst seinem Berufe als gebildeter Mensch und als freier Staatsbürger.

Wie man es auch betrachten möge: in jeder Hinsicht ist die Aufhebung der Zeitungssteuer wünschenswerth, nothwendig, unentbehrlich. Vereinige man sich deshalb, um an maßgebender Stelle dahin zu wirken, daß die Stimmen, die sich bis jetzt vereinzelt haben hören lassen, durch die Unterstützung des ganzen Volkes eine unwiderstehliche Kraft und Macht gewinnen, die uns zu dem gewünschten guten Resultate führen müssen.

Möge man immerhin den Tabak, den Thee und andere Luxusartikel besteuern, gebt uns dafür nur die Presse frei!

Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, um eine uns Alle drückende Steuer aufzuheben; geschieht es jetzt nicht, wer weiß, wie lange wir dann noch warten müssen, bis wieder einmal ein Finanzminister bereit ist, dem Volke sich nach dieser Seite hin zu Concessionen bereit zu zeigen.

Möge also die öffentliche Meinung im umfassendsten Maßstabe dem Gedanken Ausdruck verleihen, welchen der Abgeordnete Michaelis im Parlamente unter allgemeinem Beifall offen aussprach:

„Der Zeitungsstempel ist eines freien Staates unwürdig!“

Das „Bestellhaus“ für den niederländischen Buchhandel in Amsterdam.*)

Das Amsterdamer „Bestellhaus“ ist eine originelle zeitgemäße buchhändlerische Einrichtung, die meines Wissens nur im niederländischen Buchhandel, sonst bei keiner andern Nation sich findet; das Institut datirt erst aus dem Jahre 1871, hat aber von

*) Erschienen im Börsenblatt für d. deut. Buchh. Jahrg. 1879. Nr. 5. Bearbeitet nach einem Artikel in der Zeitung „Het Nieuws van den dag“ Amsterdam. Jahrg. 1877. Nr. vom 5. November.

Beginn an einen so durchschlagenden Erfolg gehabt, daß die Direction in ihrem letzten Jahresbericht vom 8. Juli v. J. mit Recht sagen konnte, der finanzielle Stand des Unternehmens sei ein so blühender, daß man der Zukunft ruhig entgegensehen könne. Ich glaube, daß es die Leser des Börsenblattes wohl interessiren dürfte, Näheres darüber zu erfahren; ähnlich, wie in den Niederlanden, liegen ja auch die buchhändlerischen Verhältnisse bei uns, und eine Betrachtung der Reformbestrebungen in den Niederlanden kann deshalb unter Umständen ganz nützlich für uns sein.

Im niederländischen Buchhandel wird geklagt wie bei uns: das Rechnungswesen soll umgestaltet werden, der Verkehr zwischen Verleger und Sortimenter ist ein schwerfälliger in Betreff der Abrechnung und des langen Credits; der Sortimenter hat mit den Postanstalten eine scharfe Concurrenz zu bestehen, da dieselben sich an manchen Orten auf billigen Büchervertrieb legen; auch das Rabattgeben fängt an, Mode zu werden, und an Denunciationen seitens angeblich Geschädigter fehlt es in der niederländischen Buchhändlerzeitung so wenig, wie in unserm Börsenblatt. Namentlich aber lag dort das Commissionsgeschäft bis zum Jahre 1870 sehr im Argen, und gab fortwährend Grund zu Klagen der verschiedensten Art. Amsterdam hat für den niederländischen Buchhandel die Bedeutung, wie Leipzig für den deutschen. Bis 1870 hatte jeder niederländische Buchhändler in Amsterdam seinen Commissionär, eine Centralstelle aber, wie die Bestellanstalten für Scripturen in Leipzig und Berlin, hatte dieser Mittelpunkt nicht. Da nun Amsterdam eine sehr ausgedehnte Stadt ist, und die Commissionäre in den verschiedensten Stadttheilen wohnen, so nahm die Besorgung der verschiedenen Packete und Scripturen viel Zeit und Arbeitskraft in Anspruch, entbehrte auch der nöthigen Sicherheit, und rief deshalb fortwährend Klagen hervor.

Seit Jahren war man sich darüber klar geworden: so geht es nicht länger, es muß etwas geschehen, aber das Was und das Wie schien schwer zu finden. Es tauchten unter den Amsterdamern Pläne auf, eine Art von Bestellanstalt für

Rechnung Einzelner zu errichten, doch zerschlugen sich solche allemal, und erst als die Vereenigung ter bevordering van de belangen des boekhandels (der unserm Börsenverein ähnliche allgemeine niederländische Buchhändler-Verband) sich der Sache annahm, kam thatkräftiges Leben in die allgemeinen Bestrebungen.

Charakteristisch ist nun das Vorgehen der niederländischen Corporation. Gegenüber den verschiedenen zu Tage getretenen Mängeln im Buchhandel wurde nicht dem unerreichbaren Ideal nachgestrebt, gleich mit einem Schlage Alles zu reformiren, sondern man beschränkte sich in bescheidener Weise darauf, den Hebel an einer Stelle anzusetzen. Das Interesse und die Kraft Aller wurde auf den einen wunden Punkt: Reform des Commissionsgeschäftes hingelenkt, und diese Concentration hatte glänzenden Erfolg.

Von der Vereeniging wurde unter dem Titel „Bestelhuis van den nederlandschen boekhandel" eine Handelsgesellschaft gegründet, die nicht für Gewinn, sondern nur für Deckung der Kosten arbeiten soll, also möglichste Billigkeit für ihre Leistungen zu gewähren vermag. Dies Bestellhaus sollte den gesammten buchhändlerischen Verkehr in Amsterdam vermitteln. Zur Deckung der Kosten (50,000 Gulden Gründungscapital, wozu später noch eine Anleihe von 32,000 Gulden hinzutrat) wurden Antheilsscheine à 250 Gulden, für deren Verzinsung mit 5 % die Vereeniging die Garantie übernahm, ausgegeben, welche einen raschen Absatz im niederländischen Buchhandel fanden.

Ein aus Amsterdamer Herren vorläufig zusammengetretener Vorstand ward von der ersten zusammenberufenen Generalversammlung von Inhabern der Antheilsscheine bestätigt, und ging nun weiter vor. Zunächst wurden die größeren Amsterdamer Commissionäre dafür entschädigt, daß sie ihren Betrieb zu Gunsten des Bestellhauses einstellten. Es muß hier eingeschaltet werden, daß das Commissionsgeschäft in den Niederlanden nie in der Weise, wie in Leipzig, als ausschließlicher Geschäftszweig betrieben wurde, sondern immer in Verbindung mit Sortiment oder Verlag, wie es bei uns in Berlin zu geschehen

pflegt. Die Amsterdamer Commissionäre gefährdeten also durch Abgabe der Commissionen keineswegs ihre geschäftliche Existenz. Ganz glatt ist dieses Uebergangsstadium natürlich nicht verlaufen, aber die zwingende Macht der Verhältnisse hat sehr bald einige widerstrebende Elemente in die richtigen Bahnen gelenkt.

Alsdann ging die Gesellschaft an die Erwerbung eines Grundstückes. Das erste Haus erwies sich bald als zu klein, das jetzige aber, welches nachdem in der Spuistraat erworben wurde, genügt vorläufig mit seinen fünf, für den Zweck besonders ausgebauten Stockwerken den vorliegenden Bedürfnissen. Im Erdgeschosse liegen die Packräumlichkeiten, wo alle Neuigkeiten und Packete angenommen, und in Fächer vertheilt werden. Diese Fächer sind nach den Orten geordnet, und in den Orten hat soviel als möglich jeder Buchhändler sein eigenes, mit seinem Namen versehenes Fach. Jedes Packet wird bei der Annahme gewogen, und das Gewicht auf den Namen des Einsenders gebucht; dasselbe geschieht bei der Absendung der verschiedenen zu einem Ballen vereinigten Packete auf den Namen des Empfängers. Auf diese Weise ermittelt die Verwaltung für jeden einzelnen Committenten Gewicht und Umfang der behandelten Güter; das Gesammtgewicht dieser Güter betrug im Jahre 1876 über 1½ Million Kilogramm. Rechnet man, dem Werthe ungefähr entsprechend, das Kilogramm Bücher in den Niederlanden zu 8 Gulden (gleich 14 Mark), so hat das Bestellhaus in Amsterdam im Jahre 1876 einen litterarischen Verkehr von etwa 12 Millionen Gulden, oder 21 Millionen Mark Werth vermittelt. (Gegen Brandschaden ist das Institut für 30,000 Gulden versichert.) Diese hohe Werthziffer der Litteratur kann vielleicht manchem niederländischen Autor das Peinliche des Gedankens mildern, daß seine geistigen Erzeugnisse gleich nach ihrer Geburt vom Buchhandel auf die materielle Wagschale gelegt werden.

Im ersten Stock befindet sich, außer der Wohnung des Castellans, das Comptoir der Firma Schalekamp, van de Grampel & Bakker, ein bedeutendes Haus, welches schon als Commissionsgeschäft früher ein großartiges Auslieferungslager

für den niederländischen Buchhandel unterhielt, ähnlich dem von Volckmar in Leipzig, doch nicht nur auf eingebundene Bücher beschränkt, und dieses, nachdem das Commissionsgeschäft (für beiläufig 10,000 Gulden) an das Bestellhaus abgetreten ist, in letzteres verlegt hat und hier (gegen eine Miethsentschädigung von jährlich 1500 Gulden) weiterbetreibt. Im ersten Stock ist ferner der ansehnlichen Bibliothek des Amsterdamer Buchhandlungsgehilfen-Vereins ein Gemach gastfrei eingeräumt, und schließlich befindet sich hier das Vorstandszimmer der jetzt 60 Jahre bestehenden Vereeniging ter bevordering van de belangen des boekhandels mit dem Archiv und der Bibliothek derselben. Die drei übrigen Stockwerke sind sämmtlich im Dienste der Firma Schalekamp, van de Grampel & Bakker, auf deren Auslieferungslager beinahe jedes in den Niederlanden erscheinende Buch stets in größerer Anzahl vorräthig gehalten wird. Der Vortheil der Verbindung dieses Auslieferungslagers mit dem Bestellhause wird Jedermann einleuchten; bis zum letzten Augenblicke kann jede Bestellung auf ein Buch für den abgehenden Ballen noch ausgeführt werden.

Das Bestellhaus zählt jetzt ungefähr 700 Mitglieder, die je nach Bedarf wöchentlich oder monatlich die für sie bestimmten Güter zugesandt erhalten. Um einen ungefähren Begriff von den nach einem vereinbarten feststehenden Tarif berechneten Kosten für den Einzelnen zu erhalten, sei als Beispiel hier angeführt, daß ein Mitglied des Bestellhauses, welches in dem von Amsterdam ziemlich entfernten Gröningen oder Mastricht wohnt und dreimal wöchentlich einen Ballen erhält, und zwar im Gesammtgewicht von 2000 Kilogramm im Jahre, dafür die geringe Gebühr von 40 Gulden oder 70 Mark bezahlt, natürlich ohne Frachtunkosten. So leistet dieses Institut das denkbar Wünschenswerthe in Bezug auf Zeitersparniß (Schnelligkeit in der Vermittelung der Scripturen und Packete, Verpackung und Expedition) wie Kostenersparniß sowohl an Personen, wie Material; ferner im Vermeiden des Verlorengehens der Packete, Schonung der Packete durch Vermeidung des wiederholten Verladens, auch Ausbildung eines stabilen, tüchtig geschulten unteren Dienstpersonals u. A. m., dies Alles aber natürlich nur dann,

wenn es von der wohlwollenden Fürsorge aller Interessenten getragen wird. Das ist in den Niederlanden der Fall. Einerseits haben, wie schon erwähnt, die Amsterdamer Commissionaire ihren Betrieb gegen billige Entschädigung zu Gunsten dieses Instituts eingestellt, andererseits hat fast der ganze Buchhandel außerhalb Amsterdam, mit wenigen Ausnahmen, dem Bestellhause in Amsterdam die Besorgung seiner Commissionen übertragen. So wird also von außerhalb Alles, was für den niederländischen Buchhandel bestimmt ist, an das Bestellhaus eingesandt, und von hieraus geht wiederum Alles, was der niederländische Buchhandel zu erhalten hat, in einzelnen Sendungen aus. Die in Amsterdam wohnenden Firmen erhalten gegen angemessene Vergütung durch Boten der Anstalt das Ihrige täglich einmal oder mehrere Male zugesandt, oder lassen es abholen.

Eine Hauptsache nun sei hier betont, die den ganzen Verkehr in dieser Weise sehr erleichtert: Baarpackete und Zahlungen vermittelt das Institut nicht. Die Einrichtung der Baarpackete und Zahlungen durch den Commissionair ist in den Niederlanden unbekannt, ebenso die gemeinsame jährliche Abrechnung. Der Geldverkehr wickelt sich noch heute ganz unabhängig vom Commissionsgeschäft in einer recht schwerfälligen Weise ab, deren Beschreibung über den Zweck dieser Zeilen hinausgehen würde, und deshalb unterbleibt.*) Man macht allerdings in jüngster Zeit von verschiedenen Seiten Anstrengungen, das deutsche Baarsystem im niederländischen Buchhandel einzuführen, die Mehrzahl scheint aber nicht darauf eingehen zu wollen. Zu erwähnen ist dabei, daß seitens der Reformer der sehr wohl ausführbare Vorschlag gemacht wird, auch den Geldverkehr durch das Bestellhaus in Amsterdam zu vermitteln. Es sei mir gestattet, den niederländischen Collegen gegenüber an dieser Stelle den Wunsch auszusprechen, daß sie von dem, bei uns jetzt viele Sortimenter so sehr drückenden, Baarpacket-Unwesen noch recht lange verschont bleiben mögen, dagegen sollten sie sich die Wohlthat eines gemeinsamen ein- oder mehr-

*) Hierüber siehe S. 255 ff.

maligen Abrechnungstermines im Jahre an einem bestimmten Zahlungsorte recht bald zu verschaffen suchen, sie werden sich in beiden Fällen wohl befinden!

Das Amsterdamer Bestellhaus steht unter der Aufsicht einer von den Inhabern der Antheilsscheine ernannten Commission von sechs Personen, welche einen geschäftsführenden Director ernennt und jährlich in Uebereinstimmung mit der Generalversammlung der Vereeniging den Lauf der Geschäfte regelt. Das untere Personal, das aus einigen zwanzig Markthelfern besteht, hat seit dem 15. October 1877 seine eigene Krankencasse, welche gegen einen wöchentlichen kleinen Beitrag in Behinderungsfällen den Mitgliedern eine nicht zu unterschätzende Hilfe gewährt.

Ziehen wir ein Facit aus dem Gesagten, so darf das Bestellhaus für den Buchhandel in Amsterdam, in Anbetracht der Erleichterungen und Ersparnisse, welche es allen Betheiligten gewährt, als ein gelungenes Beispiel der Selbsthilfe bezeichnet werden, zugleich aber auch als ein bemerkenswerthes Beispiel von Eintracht, Energie und Selbstverleugnung, welche zusammen von den verschiedensten Seiten praktisch haben bethätigt werden müssen, um die vorhandenen Sonder-Interessen dem Gesammt-Interesse unterzuordnen, resp. zu opfern.

Ich glaube, wir könnten uns in Deutschland wohl ein Beispiel hieran nehmen: Leipzig, Berlin und Stuttgart, auch andere Großstädte, könnten ein solches Bestellhaus wohl gebrauchen, in Leipzig und Berlin sind die Grundlagen dafür vorhanden, man braucht sie — mutatis mutandis — nur auszubauen.

Die Litterar-Convention mit den Niederlanden.

Die Anregung zum Abschluß eines Vertrages zum gegenseitigen Schutze des Urheberrechtes an Schriftwerken 2c. zwischen dem deutschen Reiche und dem Königreiche der Niederlande ist von Deutschland ausgegangen, ohne daß es bisher gelungen wäre, die Zustimmung der holländischen Volksvertretung zu dem

Gesetzentwurfe, welcher zwischen den beiden Regierungen vereinbart war, zu erlangen. Da durch die ablehnende Haltung der holländischen Zweiten Kammer gegenwärtig ein Stillstand in den Verhandlungen eingetreten ist, so gebe ich in Nachstehendem einen Ueberblick über den bisherigen Verlauf der Angelegenheit, welche unzweifelhaft wieder aufgenommen und zu Ende geführt werden muß.

Schon seit längerer Zeit machte sich in den Kreisen deutscher Schriftsteller, Componisten und Verleger der Mangel einer Litterar-Convention mit den Niederlanden unangenehm fühlbar. Besonders der Musikalien-Nachdruck wird ganz systematisch und in sehr umfassender Weise in Holland ausgeführt. Eine Nachdruck-Firma, die correspondance musicale im Haag, hat allein viele Hunderte der besten Compositionen unserer hervorragendsten, jetzt noch lebenden Componisten nachgedruckt und mit diesen Nachdruck-Ausgaben Holland, sowie diejenigen übrigen Länder, mit denen Deutschland einen Litterar-Vertrag nicht abgeschlossen hat, zum Schaden der deutschen Originalausgaben überschwemmt.

Der Bücher-Nachdruck tritt in Holland allerdings verhältnißmäßig seltener auf, doch läßt sich eine ganze Reihe deutscher Bücher*) aus neuester Zeit nennen, deren Nachdruck allein Veranlassung genug bietet, eine Aenderung des jetzigen rechtlosen Zustandes anzustreben.

Neben dem Nachdruck sind es aber namentlich die vielen **Uebersetzungen** deutscher Originalwerke, welche in Holland

*) Schiller's und Goethe's Werke sind Beide noch vor ihrem Freiwerden nachgedruckt. Ebenso Körner's und Bürger's Gedichte, Freiligrath's und Geibel's Gedichte, Hamerling's Werke, Heine's Werke, Hefele's Conciliengeschichte, Döllinger's Reformation, Jörg's Geschichte des Protestantismus, Schmid's historischer Katechismus, Hefele's Kardinal Ximenes, Mooren, Nachrichten über Thomas v. Kempen, Hirscher, Leben Mariä, Hahn-Hahn, Liebhaber des Kreuzes, deren Büchlein vom guten Hirten und deren von Babylon nach Jerusalem, Florencourt, meine Bekehrung, Schleininger, Bildung des Predigers, Marx, Verbreitung der Reformation, Staudenmaier, Wesen der katholischen Kirche, Holzwarth, Abfall der Niederlande. Auch Schnorr's Bilderbibel ist auf dem Wege des lithographischen Ueberdruckes vollständig nachgedruckt.

jahraus, jahrein erscheinen, die unsere Interessen in ganz erheblichem Maße schädigen. Kaum ist in Deutschland ein namhafter Autor auf irgend einem Litteraturgebiete mit einer Novität auf dem Büchermarkte erschienen, so folgt ihm auch sogleich wie sein Schatten eine holländische Uebersetzung auf dem Fuße. Es liegt auf der Hand, daß der Absatz der deutschen Originalausgaben dadurch sehr beeinträchtigt wird, wenn auch die Holländer das Gegentheil behaupten, daß nämlich durch ihre Uebersetzungen erst die Aufmerksamkeit auf das Original hingelenkt, und damit dessen Absatzgebiet erweitert werde. Dies muß entschieden bestritten werden, wenigstens ist der Schaden größer, als der Vortheil, aber dieser pecuniäre Gesichtspunkt ist nicht der alleinige, der uns den Abschluß einer Litterar-Convention wünschenswerth erscheinen lassen muß. Mitunter wird die Uebersetzung unter dem Namen des Autors in einer so verstümmelten, den holländischen Verhältnissen angepaßten Gestalt auf den Büchermarkt gebracht, daß der deutsche Autor, wenn ihm ein Dispositionsrecht zustände, nimmermehr seinen Namen zu dieser Publication hergeben würde.

Diese beiden Interessen, die litterarische Ehre des deutschen Autors und sein pecuniäres Interesse neben dem des Verlegers, waren und werden noch heute in Holland vielfach beeinträchtigt und haben eine allgemeine Verstimmung in den betheiligten Kreisen bei uns hervorgerufen. Das veranlaßte den früheren Vorsteher des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, Herrn Julius Springer, der Sache näher zu treten; er ließ sich von mir, der ich durch meinen mehrjährigen Aufenthalt im holländischen Buchhandel Kenntniß der dortigen Verhältnisse erlangt hatte, eine Denkschrift ausarbeiten und übergab diese im Januar 1872 den Akten des Börsenvereins. Bald darauf brach ein offener Conflict zwischen den Autoren und Verlegern in Deutschland und Holland aus. Ende 1873 brachte nämlich ein holländischer Verleger genau im Anschluß an die damals letzte, die 72. Ausgabe von Emanuel Geibel's Gedichten einen Nachdruck in deutscher Sprache als 73. Ausgabe auf den holländischen und auch wohl internationalen Büchermarkt, und

kurz darauf verfiel auch Ferdinand Freiligrath mit seinen Dichtungen dem directen Nachdruck in deutscher Sprache in Holland.

Das gab den beiden genannten Dichtern Veranlassung zu einem öffentlichen Proteste, und auch der mitbetroffene Verleger, die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart, war darauf bedacht, eine Verbesserung dieses geradezu unerträglichen Zustandes herbeizuführen.

Meine Denkschrift wurde unter Zustimmung des Börsenvereins-Vorstandes Seitens der Cotta'schen Buchhandlung durch den Druck weiteren Kreisen zugänglich gemacht, Freiligrath, Geibel und Edm. Hoefer appellirten an die deutschen Autoren und Verleger, und als Resultat ergab sich aus dieser Bewegung eine Petition an den deutschen Reichstag behufs Anbahnung eines Litterar-Vertrages mit den Niederlanden, welche von etwa 300 namhaften Autoren und Verlegern unterzeichnet, und in deren Auftrage von mir unter Befürwortung des Professor Gneist im Februar 1874 dem Reichstags-Büreau übergeben wurde. Die Petitions-Commission, deren Berichterstatter in dieser Sache damals Professor von Schulte war, nahm einstimmig den Antrag an: „Der Reichstag wolle beschließen, dem Herrn Reichskanzler die Petition zur Berücksichtigung zu überweisen." Das geschah.

Um das Interesse für die Sache, welche sich voraussichtlich nicht sofort regeln ließ, beständig rege zu erhalten, habe ich dieselbe Petition später dann noch dreimal, am 3. November 1874, am 20. October 1876 und am 5. Februar 1878 dem Reichstage eingereicht und hierauf zuletzt den Bescheid vom Büreau des Reichstages erhalten „daß nach der Erklärung des zu der Berathung zugezogenen Herrn Regierungs-Commissarius die Verhandlungen mit der niederländischen Regierung einen günstigen Fortgang genommen haben, wenngleich dieselben zu einem Abschluß noch nicht gelangt sind."

Unter der Hand erfuhr ich, daß der von unserer Regierung ausgearbeitete Vertrags-Entwurf im Haag auf wesentliche Bedenken nicht gestoßen sei, doch hätte die Verfolgung der Sache

mit Rücksicht auf die in Aussicht genommene Reform der einschlagenden niederländischen Gesetzgebung bisher auf sich beruhen bleiben müssen.

Diese Reform der einschlagenden niederländischen Gesetzgebung mußte allerdings vorhergehen, bevor die holländische Regierung den diesseits erbetenen Schutz des Urheberrechtes in Holland in ausreichendem Maße gewähren konnte. Bis dahin galt dort das Preßgesetz vom 25. Januar 1817, welches derartig mangelhaft war, daß beispielsweise die holländischen Colonien ungestraft dem Mutterlande, und umgekehrt, einfach nachdrucken konnten. In litterarischen und buchhändlerischen Kreisen in Holland war man seit dreißig Jahren schon darauf bedacht, dieses mangelhafte Gesetz durch ein neues zu ersetzen, und es ließ sich nicht in Abrede stellen, daß die holländische Regierung guten Grund hatte, das Eingehen einer Litterar-Convention mit Deutschland solange abzulehnen, bis das erwartete neue holländische Gesetz zum Schutze des Urheberrechtes perfect geworden sei.

Das neue holländische Preßgesetz ward am 28. Juni 1881 veröffentlicht, trat in Kraft am 1. Januar 1882, und in loyaler Weise wurden nun Seitens der holländischen Regierung die Verhandlungen fortgeführt. Dagegen sprachen schon damals viele Anzeichen dafür, daß man dem Zustandekommen der Convention in den Kreisen der Schriftsteller und des Buch- und Musikalienhandels Schwierigkeiten bereiten würde. Das ganze bisherige Verhalten der direct betheiligten Kreise in Angelegenheiten des geistigen Eigenthums ließ erwarten, daß Deutschland gegenüber der äußerste Widerstand versucht werden würde.

Holland ist bekanntlich der Berner Convention nicht beigetreten, es hat bis jetzt nur drei Verträge zum Schutze des geistigen Eigenthums mit anderen Staaten abgeschlossen: den ersten mit Frankreich im Jahre 1855 (mit Zusatzvertrag von 1860), gezwungenermaßen, weil Frankreich damals keinen Handels- und Schiffahrtsvertrag mit den Niederlanden abschließen wollte ohne Litterar-Convention; den zweiten mit Belgien im December 1858 und einen dritten mit Spanien

am 27. Juni 1863. In den Beilagen meiner vorerwähnten Denkschrift habe ich die Verhandlungen zusammengestellt, welche in Angelegenheiten dieser Verträge seinerzeit in den holländischen Generalstaaten, im Schooße des Buchhändlerverbandes und zwischen Ministerium und Buchhandel stattgefunden haben. Aus diesen Verhandlungen ließ sich für uns folgern, daß der holländische Buchhandel sich zu Allem bereit erklären würde, wenn ihm nur das Recht zugestanden sei, ohne Beschränkung aus dem Deutschen übersetzen zu dürfen. Das aber durfte von unserer Seite nicht zugestanden werden, kein Vertrag ohne Uebersetzungsrecht!

Man konnte aber noch weitere Folgerungen ziehen aus dem Verhalten des holländischen Buchhandels seit dem Vorgehen der Cotta'schen Buchhandlung im Verein mit Geibel, Freiligrath und Hoefer. Die Petition an den deutschen Reichstag nebst meiner von der Cotta'schen Buchhandlung verbreiteten Denkschrift haben viel böses Blut gemacht. Es hat an der schärfsten Befehdung hier wie dort nicht gefehlt; auf beiden Seiten sind dabei Fehler gemacht. In Deutschland wurde irrthümlicherweise die Uebersetzung meistens dem Nachdruck gleichgestellt, und hat sich mancher unserer geschädigten Autoren zu den maßlosesten Aeußerungen des Unmuthes hinreißen lassen, dabei ganz außer Acht lassend, daß man in Holland heute noch unter dem Schutze des Gesetzes gerade so ungehindert nachdrucken und übersetzen darf, wie es auch bei uns vor nicht gar langer Zeit noch geschehen konnte und auch geschah, daß man also kein Recht hat, unsere Nachbarn als eine „Räuberzunft mit Diebessatzungen, unter Oberaufsicht eines Banditenhäuptlings stehend, der die Beute vertheilt" (Magazin für die Litteratur des Auslandes 1881 Nr. 26) zu bezeichnen.

Auf holländischer Seite wiederum suchte man den Nachweis zu führen, daß die Nachdrucker Nicht-Holländer, meistens eingewanderte Deutsche seien, daß also das odium des litterarischen Diebstahls auf das Anklage erhebende Deutschland zurückfalle, dabei außer Acht lassend, daß es ganz gleichgültig ist, wer nachdruckt, und daß der Kern der Sache ist, daß ohne Litterar-

Convention Jedermann in Holland deutsche Bücher nachdrucken kann. Die Fehde hatte sich auf beiden Seiten auf ein falsches Gebiet verirrt, doch ging aus allen Aeußerungen auf holländischer Seite hervor, daß man das Uebersetzungsrecht nicht aufgeben zu können glaubte. Der holländische Buchhandel kämpfte allerdings in diesem Punkte für wichtige Interessen; die kleine Nation von wenigen Millionen ist reich, hat einen verhältnißmäßig großen Bedarf an Litteratur, producirt aber begreiflicherweise nicht genügend selbst und ist gewohnt, ohne Beschränkung die geistigen Schätze England's, Frankreich's, namentlich aber des stammverwandten Deutschland's sich anzueignen. Man hält es dort noch für undenkbar, sich in dieser Freiheit selbst Schranken auferlegen zu können, und doch ist das Land durchweg so wohlhabend, daß sowohl Buchhandel wie Publikum ohne Gefahr es übernehmen können, den von deutscher Seite geforderten Tribut an den geistigen Urheber zu zahlen. Eben weil im Grunde genommen die Streitfrage nur eine pecuniäre ist, darf man hoffen, daß mit der Zeit die den deutschen Wünschen durchaus geneigte holländische Regierung die Bedenken des dortigen Buchhandels überwinden, daß aber auch die deutsche Regierung daran festhalten wird, trotz etwaiger Einwendungen keine Convention mit den Niederlanden ohne das Uebersetzungsrecht abzuschließen.

Nach dieser einleitenden Betrachtung möchte ich einige Worte sagen über das neue holländische Preßgesetz, unter dessen Schutze im glücklichen Falle des Abschlusses der Convention auch wir stehen werden. Nachher wollen wir uns noch mit dem von unserm Reichstage und der holländischen Regierung angenommenen Entwurfe beschäftigen.

Das holländische Gesetz vom 28. Juni 1881 zur Regelung des Autorrechtes unterscheidet sich von unserm Gesetz vom 11. Juni 1870 hauptsächlich in Bezug auf die Dauer des gewährten Schutzes. Bei uns gilt die Schutzfrist für die Lebensdauer des Urhebers und 30 Jahre nach dem Tode desselben, in Holland 50 Jahre nach dem ersten Erscheinen der Druckschrift, und, wenn der Verfasser diesen Termin überlebt, für ihn lebenslänglich. Bemerkenswerth ist aus der Verhandlung der zweiten

Kammer der Generalstaaten am 2. Juni 1881 in welcher der Antrag gestellt war, die Schutzdauer auf 30 Jahre herabzusetzen, daß der Justizminister die längere Schutzfrist „mit Rücksicht auf die Verträge, welche mit dem Auslande abzuschließen seien“ nicht verkürzt zu sehen wünschte. Das holländische Justizministerium hat also wohl, wie die deutsche Regierung, den Abschluß des Vertrages scharf ins Auge gefaßt.

Ein weiterer Unterschied zwischen beiden Gesetzen ist der, daß in Holland alle Druckschriften, welche einen Schutz genießen wollen, eingetragen werden müssen, während bei uns nur die anonym erschienenen Druckwerke der Eintragung unterliegen. Artikel 10 des holländischen Gesetzes bestimmt: „das Urheberrecht ꝛc. erlischt, wenn nicht der Urheber ꝛc. 2 auf dem Titelblatt, oder in Ermangelung desselben auf dem Umschlage eigenhändig gezeichnete Exemplare **binnen Monatsfrist** nach der Herausgabe an das Justizministerium einsendet. Der Einsendung ist eine vom Drucker unterzeichnete Erklärung beizufügen, woraus ersichtlich ist, daß das Werk in seiner innerhalb des Reiches befindlichen Druckerei gedruckt ist. Das Verzeichniß solcher beim Ministerium eingegangenen Druckschriften wird allmonatlich im Nederlandtschen Staatscourant veröffentlicht. Die Eintragung selbst findet unentgeltlich statt, ebenso empfängt der Verleger ꝛc. seine Bescheinigung, und nur für spätere Auszüge aus dem Register sind Copialgebühren zu erlegen. Bei uns in Leipzig kostet bekanntlich sowohl die Eintragung, wie die Empfangsbestätigung, überhaupt jede schriftliche Auskunft Mk. 1,50.

Hierher gehört auch die holländische Bestimmung, daß das Urheberrecht an einem vor Inkrafttreten des Gesetzes (1/1. 82) durch den Druck veröffentlichtem Werke nur durch Einreichung von 2 Exemplaren beim Justizministerium in der vorgeschriebenen Form erreicht werden kann, und zwar nur binnen Jahresfrist nach dem Inkrafttreten, also bis zum 1. Januar 1883, doch kann ein so erworbenes Urheberrecht nicht gegen Werke geltend gemacht werden, welche vor dem Inkrafttreten des Gesetzes schon angefangen oder beendet waren, und welche damals erlaubt waren (Nachdruck oder Uebersetzung).

In Bezug auf Uebersetzungen bestimmt Artikel 5:

Das Recht zur Veröffentlichung von Uebersetzungen gehört dem Urheber wenn er bei der ursprünglichen Ausgabe das Uebersetzungsrecht sich auf dem Titelblatte, oder in Ermangelung desselben auf dem Umschlage ausdrücklich vorbehalten, und binnen 3 Jahren nach der ursprünglichen Herausgabe seine Uebersetzung durch den Druck veröffentlicht hat.

Die Entschädigungen und Strafen für Contraventionen laufen in beiden Ländern ziemlich auf dasselbe hinaus; wer Urheberrecht verletzt, kann in beiden Ländern, unbeschadet der civilrechtlichen Entschädigung, in Geldstrafe bis zu höchstens 2000 Gulden, eventuell 3000 Mk. genommen werden. Wer aber Nachdruck verbreitet, kann in Holland nur mit Geldstrafe bis zu höchstens 600 fl. bestraft worden, dagegen wird in Deutschland der Verbreiter dem Urheber des Nachdrucks gleichgestellt. In beiden Ländern findet Strafverfolgung nur auf Antrag des Geschädigten statt.

Ein Unterschied besteht noch in dem Verbleib der von Rechtswegen eingezogenen Exemplare. Holland überweist dieselben von Amtswegen unentgeltlich dem Geschädigten, wenn er sich zur Empfangnahme 8 Tage nach rechtskräftigem Erkenntniß meldet, sonst werden die Exemplare vernichtet. In Deutschland steht es dem Beschädigten frei, die Nachdrucks-Exemplare gegen die Herstellungskosten zu übernehmen. In beiden Ländern kann im Privatbesitz befindlicher Nachdruck nicht mit Beschlag belegt werden.

Man sieht, daß die holländische Gesetzgebung sich in allen wesentlichen Punkten von der deutschen nicht weit entfernt, und daß die Rechte unserer Autoren 2c. sofern diese die vorgeschriebenen Formalitäten pünktlich erfüllen, nach Abschluß der Convention unter sicherm Schutze stehen werden. —

Wenden wir uns nun zu dem bis jetzt unerledigten Entwurfe der beabsichtigten Litterar-Convention, so läßt sich im Großen und Ganzen nichts gegen denselben einwenden. In der Hauptsache hat man den „Entwurf eines Vertrages zum Schutze des Urheberrechtes 2c.“ zu Grunde gelegt, welcher von der, durch

den Börsenvereins-Vorstand in Heidelberg vom 4.—6. September 1871 versammelten Berathungs-Commission ausgearbeitet wurde. Diesem Entwurfe ist bekanntlich der preußisch-französische Litterar-Vertrag von 1862, sowie das Reichsgesetz vom 11. Juni 1870 zu Grunde gelegt; von seiten des Buchhandels, aus dessem Schooße er hervorgegangen, dürfte also wohl Niemand etwas dagegen einzuwenden haben. Die Zusätze, welche gemacht sind, können nur als eine Verbesserung des Heidelberger Entwurf's angesehen werden, indem damit den besonderen vorliegenden Umständen Rechnung getragen wird.

Dieser Entwurf wurde von den Vertretern der beiderseitigen Regierungen am 13. Mai 1884 im Haag unterzeichnet, am 13. Juni desselben Jahres dem deutschen Reichstage vorgelegt, und in dritter Lesung von diesem — ohne jede Debatte — am 19. Juni 1884 angenommen. Im Haag wurde der Entwurf erst im September 1884 der Zweiten Kammer zur Berathung vorgelegt, man hat aber nicht gewagt, ihn im plenum zu berathen, er wurde einer Commission überwiesen, welche in ihrem Bericht vom 1. Juli 1885 dem Hause die Nicht-Annahme in der vorliegenden Form empfohlen hat.

Denn sofort nachdem die Vorlage der Zweiten Kammer zugegangen war, erhoben sich im Lande alle Stimmen dagegen. Die verschiedenen Buchhändler-Vereine (Vereeniging ter bevordering van de belangen des boekh. — Nederlandsch uitgeversbond — B Collegie Eendracht — Rothaan und Genossen — Noordhoff und Smit) sandten Adressen an die Kammer, in welchen Ablehnung der Vorlage gefordert wurde. Und die gesammte Tagespresse, wie die wissenschaftliche, war einig darin, daß mit der Annahme dieser Convention das Todesurtheil für die holländische Buch-Industrie gefällt sein würde. Es gab nur wenige Männer, welche sich für ihre entgegengesetzte Meinung öffentlich zu kompromittiren wagten, und diese wenigen wurden überall sofort von der Presse mundtodt gemacht. Was Wunder, daß unter solchen Umständen die Mitglieder der Zweiten Kammer derartig eingeschüchtert wurden, daß sie sich auf eine Verhandlung über die Vorlage gar nicht einließen.

Wie viele der Abgeordneten besitzen überhaupt eine solche Sachkenntniß in der Frage, daß sie sich ein eigenes Urtheil bilden können? Die Opposition verquickte außerdem die sachliche Frage mit der Politik, sprach von einer Vergewaltigung durch Deutschland, appellirte an den Patriotismus, und hatte damit leichtes Spiel bei der urtheilslosen Menge. Genug, die Sache blieb hängen; die Verhandlungen sind nicht abgebrochen, der Entwurf ist nicht officiell abgelehnt — das wagte man doch nicht den berechtigten Forderungen des mächtigen Nachbars gegenüber — aber man hüllt sich jetzt bereits seit 6 Jahren in ein diplomatisches Schweigen, das sehr beredt ist. Uns bleibt vorläufig nichts anderes übrig, als ruhig zu warten, bis eine günstige Gelegenheit es ermöglicht, die Sache wieder aufzunehmen.

Mich hat dieser Verlauf nicht überrascht, ich habe schon im Jahre 1872 am Ende meiner mehr erwähnten Denkschrift darauf hingewiesen: „daß man deutscherseits nicht auf ein Entgegenkommen, auf ein freiwilliges Nachgeben in Holland rechnen dürfe . . . . . es wird eine passende Gelegenheit benutzt werden müssen, wo die Holländer in der Lage wären, auf einem andern Felde von Deutschland eine Concession sich machen zu lassen, alsdann könnte von unserer Seite der Abschluß der Litterar-Convention als Gegenleistung zur Bedingung gemacht werden“. Man hat mich in Holland damals bei Erscheinen meiner Denkschrift dieser Aeußerung wegen angegriffen, und bestritten, daß es in einer idealen Sache eines materiellen Druckes bei den Holländern bedürfe. Als aber Ernst gemacht wurde, da hat sich gezeigt, daß ich vollkommen das Richtige getroffen hatte.

Trösten wir uns einstweilen in Geduld, und erinnern wir uns, wie schwer es auch bei uns gewesen ist, die widerstrebenden Elemente zu einer Anerkennung der Rechte auf geistiges Eigenthum zu zwingen. Schließlich werden die, fast von allen Culturstaaten jetzt schon anerkannten Rechtsgrundsätze im litterarischen Verkehr sich auch in Holland ohne Zweifel Geltung verschaffen. Bis dahin werde ich mein Akten-Material

in Sachen der Litterar-Convention mit den Niederlanden ruhig weiter vervollständigen. Ich habe jetzt schon eine ganz interessante darauf bezügliche Collection von 340 Nummern, wohlgeordnet, die ich nächstens der Bibliothek unseres Börsenvereins als einen Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des litterarischen Rechts überweisen werde.

Reisen.

Ueber den „Kleinen Belt“ im Winter.*)

Im Jahre 1859 zog ich von Göttingen nach Kiel, um hier meine Fachkenntnisse zu erweitern, und meiner Reiselust zu genügen. Ueber ein Jahr lang hat mich die schöne Stadt gehalten, und ich habe es nie bereut. Wenn man als Jüngling mit vollen Segeln auf das Meer des Lebens hinausfährt, leicht empfänglich für alles Schöne und Edele; wenn man noch nicht trübe Lebenserfahrungen hat machen müssen, und nur von Allem und Jedem das Beste vorauszusetzen und zu glauben bereit ist; wenn man in dieser goldenen Jugendzeit unter so geraden, offenen, ehrlichen Menschen, wie die Holsteiner es sind, sich bewegen kann, da wird man so recht seines Lebensfrühlinges froh. Dazu die wunderbaren Naturschönheiten des Kieler Hafens, der ewig wechselnde Reiz des Wellenspieles der See, der einer Hafenstadt eigene anregende Verkehr mit seefahrenden Leuten aller Nationen, ein angenehmer Freundeskreis und behaglicher Familienverkehr — das Alles hat auf mich einen so tiefen, angenehmen Eindruck gemacht, daß ich jene Zeit stets als den Glanzpunkt meiner Jugenderinnerungen betrachten werde.

Mit besonderer Vorliebe beschäftigte ich mich mit Allem, was mit der See zusammenhing, die ich dort zum erstenmal kennen lernte. Wie oft entlieh ich mir von einem der dänischen oder schwedischen Schooner die Jolle, in welcher ich dann im Hafen umherruderte; oder ich segelte bei frischer Brise mit einem

---

*) Erschienen im Feuilleton der „Elberfelder Zeitung“ Jahrg. 1862. Nr. 118. 119. 122.

der Bootsführer nach Ellerbeck oder Fredericksort, der dänischen Strandbatterie; auch auf Wasserschuhen befuhr ich den Hafen, oder betrachtete die weite Bucht von der Bellevue-Terrasse aus. Mit dem Hafenmeister hatte ich Freundschaft geschlossen, und begleitete ihn zuweilen auf Dienstausflügen, die er in einem flinken Lustkutter bis nach der Probstei, oder der Insel Fehmarn unternahm. Es gewährte mir stets ein ganz besonderes Vergnügen, die wetterfesten Seeleute bei der Ausübung ihres Berufes zu beobachten, und zu bewundern, welche unermüdliche Ausdauer, welche Gewandtheit und Körperkraft, welche unfehlbare Kenntniß von Wind und Wetter den Männern eigen war. Man hatte mir oft davon erzählt, wie schwierig im Winter der Verkehr zwischen den Inseln jener zerrissenen Küste aufrecht zu erhalten, und wie interessant eine Reise in der Winterszeit dort sei. So benutzte ich denn eine Gelegenheit, mich selbst davon zu überzeugen, und zwar auf einer Tour im Winter 1859 von Alsen nach Fühnen.

Wer die in neuerer Zeit ausgeführten Nordpolexpeditionen verfolgt und gesehen hat, welche ungeheure Schwierigkeiten dabei mit Hülfe der Dampfkraft überwunden sind, dem mag es allerdings wohl räthselhaft erscheinen, daß die Verbindung über den kleinen Belt bei starken, kräftig gebauten eisernen Dampfschiffen jemals unmöglich sein kann. Und doch würden es eintretende Umstände selbst einem Great-Eastern, trotz seiner 2600 Pferdekräfte, unmöglich machen, den Belt zu passiren. Die Communication zwischen jenen Inseln ist zu gewissen Zeiten nur vermittelst sogenannter Eisboote zu ermöglichen, die allerdings dem Zwecke vollkommen entsprechen, deren Handhabung indessen immer mit Gefahr verbunden bleibt.

Es sind Segelboote, die man auch, vermöge des dafür berechneten Kieles, auf das Eis ziehen und hier, in der Weise unserer Schlitten, weiter schieben kann, wobei die Mannschaft zu beiden Seiten das Boot im Gleichgewicht halten, also zugleich schieben und balanciren muß. Gewöhnlich spannt sich noch Einer davor, der durch Ziehen vermittelst eines Taues den Uebrigen die Arbeit erleichtert, ja bei günstigem Winde werden

auch Segel ausgesetzt, die das Boot schnell vorwärts treiben und wo dann die Leute, nebenher trabend, nur balanciren und lenken. Hierin besitzen sie eine große Fertigkeit, so daß nur selten einmal ein Boot durch Fahrlässigkeit seitwärts überschlägt.

Die Seeleute haben recht, wenn sie sagen, daß die Schraube und das Rad erst noch erfunden werden müssen, die im Stande wären, ein Schiff zu allen Zeiten über die Belte zu bringen. An ein Hinwegräumen der Hindernisse ist nicht zu denken, man muß sie liegen lassen und umgehen, und das eben können die Eisboote, aber nie ein Dampfschiff.

So lange das Eis, wenn auch schon fest, so doch nur 4—5 Zoll dick ist, so lange kann ein eisernes Schiff sich wohl noch Bahn brechen, obschon nur langsam. Ist dagegen das Fahrwasser voll Grundeis (zerbröckelte, breiartige Eismasse) so ist es sehr schwierig, mit einer Dampfmaschine darin zu arbeiten, denn die Röhren der Speisepumpen und Condensatoren verstopfen sich mit solchem Grundeis, wodurch die Fahrt sehr bald in Stockung geräth. Die Unmöglichkeit der Dampfschifffahrt aber tritt mit dem Augenblicke ein, in welchem sich das Eis in Bewegung setzt. Da muß man die gewaltige Kraft des Elements bewundern. Große Flächen rennen mit donnerartigem Krachen gegen einander, ihre Kanten steigen senkrecht aus dem Wasser empor, stürzen wieder prasselnd zusammen und übereinander, so daß sich Ablagerungen, gleich Schieferformationen, bilden, und so treiben diese scharfkantigen Kolosse muthig dahin, Alles vernichtend, was ihnen in den Weg kommt, bis sie ihren Meister an einem noch größeren Berge finden, den sie durch ihren Fall wiederum vergrößern. Wenn dann alle Eisflächen, so weit das Auge reicht, in Bewegung sind, oder später, wenn diese Massen von wieder eintretendem Froste erstarrt still stehen und sich in phantastischen Formen festsetzen, alles Lebende jeden Augenblick mit Vernichtung bedrohend, da ist ein Dampfschiff machtlos, aber das Eisboot in seinem wahren Element.

Die Hauptsache bleibt allerdings immer, tüchtige Bootsleute zu haben, denn die einzige Sicherheit gewährt nur eine

geschickte Führung durch dies Labyrinth, das Boot selbst gewährt wenig oder gar keine.

Ich hatte das Glück, einen sehr tüchtigen Führer zu finden, Boege war sein Name. Er war sowohl seiner seemännischen Brauchbarkeit, als auch seines originellen Wesens halber sehr beliebt und von den Behörden sowohl für die Postzüge, als auch von den Kaufherren zur Führung ihrer Karawanen sehr gesucht. In Augustenhof (an der nördlichen Spitze von Alsen gelegen) stieg ich ab und gewann dort noch einen Freund für meine Fahrt. Mit ihm schlenderte ich zum Strande hinab, uns ein Boot mit Mannschaft zu sichern. Dort waren die Bootsführer versammelt, unter ihnen Boege, der uns als der brauchbarste empfohlen war.

Wir näherten uns ihm und konnten in seiner Person so recht den Typus eines echten holsteinischen Seemannes bewundern. Ein wahrer Kernbursche! Groß, stark und breitschultrig, mit verwettertem rothen Gesicht, aus dem unverkennbar die Gutmüthigkeit leuchtet, d. h. so gut sie es unter der ziemlich dicken Lage von „Mangel an Reinlichkeit" vermag. Seine Toilette ist sehr einfach aber praktisch: ein dickes gestricktes, isländisches Wams, oben darauf der wasserdichte Südwester, unten daran gigantische Wasserstiefeln, inwendig mit Stroh gefüttert und so hoch wie möglich heraufgezogen. Aber was hat er eigentlich, weßhalb hebt er abwechselnd ein Bein nach dem andern hinten hoch empor? Ah so! er mag blos die Stiefeln nicht ausziehen und läßt deßhalb das eingedrungene Wasser auf diese einfache Manier ausströmen, weil es doch sonst ein bischen „fußkalt" werden könnte, wie er sich ausdrückt. Da er noch nicht engagirt ist, so ist unser Vertrag bald geschlossen und wir lassen uns von ihm zu seinem Boote führen. Ein solches Fahrzeug ist ziemlich groß, beinahe 30 Fuß lang, stark und scharf gebaut, sehr tief gehend und mit einem auffallend hohen Kiel. Dieser setzt die Mannschaft in den Stand, wenn das Boot aus offenem Wasser aufs Eis gezogen und dort vorwärts geschoben werden muß, zwischen nicht gar zu hohen Eisstücken hindurch zu schlüpfen, ohne das Boot darüber hinweg heben zu müssen.

Das geht auch so lange ganz gut, bis Hindernisse kommen, die beseitigt werden müssen. „Aber Boege, das muß doch ein saures Leben sein, nicht wahr?“ „Das passirt schon, Sie sollten nur sehen, wie die armen Kerls, die Passagiere, bei Westen-Wind oft vor Kälte pfeifen. Heute geht's noch.“ „Zum T— mit Euren Passagieren! hätt' ich bald gesagt; die sind ja in Pelze gehüllt, daß kaum die Nasenspitze heraus guckt. Nein, ich meinte eigentlich, daß es für Euch sehr anstrengend sein müßte!“ „Ach so — so war's gemeint, danke für gütige Nachfrage, aber das wüßte ich doch eigentlich nicht. Unsereins kann sich schon sachte durch Arbeit warm halten. Da soll man rudern, da einen Durchgang brechen, da wackeln, da heben, kurzum, 's giebt immer vollauf zu thun.“ „Was nennt Ihr denn wackeln?“ „Paßt auf! Wenn wir die Schollen von der einen Seite auf die andere schwingen, um Luft zu schaffen, so stellen sich ein paar Mann auf die eine Kante und wippen durch ihr Gewicht die Wand so lange auf und nieder, bis es einen tüchtigen Schwung giebt. Das erleichtert die Arbeit.“ „Sagt, helfen Euch denn aber die Passagiere nicht dabei?“ „Ja, zuweilen, wenn sie aus dem Boot heraus müssen, damit es leichter wird, da zieht oder hebt wohl 'mal Einer mit, der Gesellschaft wegen. Wenn's aber Noth an Mann geht, da muß jede Seele und Hand ans Boot, da sind wir Alle gleich, als ob wir im Himmel wären; die Frauenzimmer ausgenommen.“ So plaudern wir noch Einiges mit ihm und warten auf die Post von Norburg, die neue Gäste bringen soll, wodurch wir hoffentlich genügend stark an Personenzahl werden, um die Tour unternehmen zu können. Es thun sich nämlich immer mehrere Gesellschaften zusammen, um die Arbeit zu einer in pecuniärer Hinsicht möglichst lohnenden für die Mannschaft zu machen. Sieh da, dort kommen die Wagen, alle stark bereift und mit weißgefrornen Fenstern. Unter den drei Wagen amüsirt uns namentlich der letzte. Er ist ganz mit Pelzwerk und dazu gehörigen Menschen vollgepropft, und die herausgezogenen Ballen wollen kein Ende nehmen. Laßt uns einen solchen doch einmal näher betrachten, es hält schwer, ihn zu classificiren. Das Ganze sieht aus, wie

eine Kugel, oben guckt ein stark gekrümmter, röthlich schimmernder Schnabel heraus. Der Ballen redet dänisch, oder flucht vielmehr über enge Plätze, kalte Beine ꝛc. Laßt uns diese Beine doch einmal revidiren, ob wir daran nicht den übrigen Inhalt erkennen können. Richtig! Moses ging trocknen Fußes durch das rothe Meer, sein Nachkomme will dieselbe Kunst im kleinen Belt probiren. Er fragt mit ängstlicher Hast umher, ob die Reisegelegenheit heute wohl günstig ist. Es ist das vierte mal, daß er bis hierher gefahren und dann wieder umgekehrt ist, weil es „ein bischen wehte“, wie Voege uns belehrte. „Ja wohl, heute geht's!“ — und schnell wandert seine und der Uebrigen Bagage in die Boote, während die Reisenden diesem Geschäft zusehen. Einige mit der entschlossenen Ruhe der Verzweiflung, wie Leute, die ihr Testament gemacht haben, weil sie wissen, daß nun doch bald Alles aus sein wird; Andere geben mit krampfhafter Lebendigkeit Anordnungen und Befehle, während wieder Andere mit einer Wichtigkeit und einem Ernst über ihr mageres Bündel wachen, als wären mindestens Juwelen darin. Der erfahrene Eisbootsgast untersucht mit ruhiger Besonnenheit sein Gepäck, seinen Proviant und Tabak, diesen herrlichen Tröster in der Noth, den er schon aus Rücksicht auf seine gefährdete liebe Nase nie ausgehen läßt.

Wir klettern an Bord, und unser Voege sucht uns, in Anbetracht unserer jungen Freundschaft, die anscheinend besten Passagiere zu Bootsgefährten aus. Da rollt er auch jene schon erwähnte mosaische Kugel herbei, gefolgt von einem jungen Manne, der ein Aristokrat von reinstem Wasser zu sein scheint. Aber es ist nicht Alles Gold, was glänzt. Wir haben es mit einem englisirten Kopenhagener Handlungsreisenden zu thun, der mit einer vornehmen Nachlässigkeit der Gesellschaft die Ehre anthut, mit ihr zu reisen. Ein Prinz von Geblüt wird mit weniger Arroganz auftreten, als dieser Probenreiter es that. Wo es unterwegs anging, stieg er aus, weil er an unserer Gesellschaft Anstoß nehmen zu müssen glaubte. Aber Hochmuth kommt vor dem Fall. Als seekundiger Kopenhagener, und namentlich als Däne den Deutschen gegenüber, glaubte der Kerl

immer, vorauf marschiren und der ganzen Gesellschaft den Weg zeigen zu müssen. Man kümmerte sich wenig um ihn, bis wir Alle durch ein erbärmliches Geschrei vorn erschreckt wurden. Er war eingebrochen und hatte es nur Voege's rascher Hülfe zu verdanken, daß er mit dem Leben davon kam. Nun hielt er sich, durchnäßt wie ein Pudel, immer dicht neben dem Boote, mußte allerlei spöttische Bemerkungen anhören, und seine vornehme äußere Haltung war völlig geschwunden.

„In die Boote, in die Boote!“ und nach dem Strande hinunter drängt die Gesellschaft. Da hört man kein Lebewohl und sieht man keine Abschiedsthräne, das ist schon vorher besorgt, und Einer nach dem Andern werden die Passagiere von der Mannschaft über die Planke geleitet. Jetzt sind alle an Bord, und die Boote setzen sich in Bewegung, jedes mit fünf Matrosen, außer den Passagieren, bemannt. Parallel mit der Küste läuft hier ein Riff, da ist das Eis zerstückelt und die Karawane geht bald auseinander, da jede Mannschaft vorläufig für ihr eignes Boot arbeitet, ohne sich an die Uebrigen zu kehren. Ein Mann sitzt über dem Vordersteven und läßt die Beine über Bord hängen, um mit den schweren, eisenbeschlagenen Stiefeln hinderliches Eis entzwei zu stampfen, oder Stücke bei Seite zu schieben. Die Andern stoßen seitwärts mit den Riemen oder Bootshaken vom Eise ab, und so geht's mit Halloh, Hurrah und Singsang vorwärts, einem Streifen offenen Wassers dort am Ende des Riffs entgegen. Alles ist heiter, wie auf einer Lustfahrt. Wir haben ja auch einen ganzen Tag vor uns, schönes Wetter dazu, das genügt, unsere Matrosen zum fröhlichen Singen zu veranlassen. Hoijoh! unser Boot erreicht zuerst den klaren, grünen Wasserspiegel, rasch fliegt das Segel, sieh, wie wir dem festen Eise gegenüber zustreben. Jetzt kommen die Andern. Segel los! geschwind, jede Minute ist auf diesen Fahrten von Bedeutung, da man nicht wissen kann, wie das Wetter bleibt.

Dahin geht die Regatta mit der frischen Brise im herrlichen und doch so eiskalten Sonnenschein. O weh! die Freude ist aus; das war nur ein schmales Bassin, nun kann der Kampf

ernstlich beginnen. Eine kleine Strecke dringen die Boote noch in das Eis ein, die Führer stampfen und hauen mächtig, aber zuletzt bleibt das Eis fest und die Boote müssen nun emporgehoben werden. Die Mannschaften thun sich jetzt zusammen, um erst einmal ein Boot in Gang zu bringen. Das glückt aber nicht gleich, das Eis will es nicht tragen, und wenn man es halb hinaufgezogen, so bricht das Eis und Alles, Boot und Mannschaft, plumpst wieder hinein. Die Männer arbeiten sich fluchend und doch dabei lachend aus dem Wasser am Bord herauf, den sie der Sicherheit halber nie los lassen, und so rücken sie, wenn auch langsam, doch immer um eine halbe Bootslänge vor, bis festeres Eis kommt. Nun greifen auch einige Passagiere mit zu, endlich glückt es, man ist oben, Riemen und Bootshaken werden wieder angestemmt und mit einem „Hurrah!" der ganzen Gesellschaft avancirt das Boot in raschem Zuge. Aber das Eis ist hier noch immer nicht fest genug. Der Kiel schneidet nochmals tief ein, und es kostet schwere Arbeit und Mühe, ihn wieder flott zu machen. So vergehen drei Stunden, bis alle Boote durch gemeinsame Anstrengung aufs Eis gebracht sind. Endlich sind wir fertig und nun zieht die Karawane langsam einher — die Hälfte der Leute zu Fuß — über die weißgrüne, meilenlange Fläche nach Bogden auf Fünen, unserm Ziele, zu.

Jetzt wird in dieser, dann in jener Richtung ausgebogen, wie die Eisklötze es verlangen, und nun kommt ein lang sich hinziehender Eiskamm, da müssen wir hinüber. Der Zug stockt und die krystallenen Blöcke müssen erst kunstgerecht vorbereitet werden, um die Boote hinüber bringen zu können. Weiter haben wir einen Engpaß zwischen zwei steilen Wänden zu nehmen, und dann kommt Grundeis. Wie die Boote gleich sinken! Die Passagiere eilen hastig an Bord und nun beginnt für die Mannschaft das Schwerste: die Boote durch diesen dicken Brei hindurch zu arbeiten, der weder den Füßen und Stangen festen Halt bietet, noch den Riemen freien Spielraum gestattet.

Dann wieder auf festes Eis, und so die Kreuz und die Quere wiederholen sich alle die erzählten Hindernisse, aber mit

frischem Muthe arbeitet die Mannschaft rastlos vorwärts, als ob ihre Muskeln von Stahl wären. Zwischendurch wird eine Mahlzeit gehalten und namentlich wird der Flasche oft zugesprochen, denn ist sie schon für die Passagiere eine Erquickung, so ist eine gehörige Ration Rum dem Matrosen geradezu Bedürfniß, ohne welche er sich diese Arbeit gar nicht denken kann. Die Passagiere wetteifern dann aber auch im Bewirthen, und das trägt wohl mit dazu bei, daß der alle Gefahren verachtende Humor die Leute nie verläßt.

Nach achtstündiger beschwerlicher Fahrt nähern wir uns endlich Fünen. Wir sind doch Alle froh, daß es vorbei ist, denn der beständig über die Fläche streichende einschneidende Wind macht mehr oder weniger steif und starr vor Kälte. Nur unsere brave Mannschaft ist hochgeröthet vor Anstrengung und — Wohlbehagen. Jetzt noch einmal „alle Mann hoch“ frisch angegriffen, und in sausendem Galopp werden die Boote gegen das Land gefahren und in einer Linie unter jubelndem „Hojoh“ auf den Strand aufgerannt. Doch was kriecht denn dort aus jenem Boote? Das sind ja dänische Soldaten in langen rothen Wachtmänteln! Wie kommen wir denn so unerwartet zu denen, die hat doch vorher Niemand gesehen. Eins, zwei, drei, vier. Ist das Boot etwa ein modernes Trojaner-Pferd, das sich jetzt, wo wir in Feindes Land sind, seiner heimlichen Insassen entledigt und uns diese über den Hals schickt? Sie kommen näher, man faßt sie scharf ins Auge, doch die Spannung löst sich bald in Gelächter auf. In Soldatenrock und Feldmütze stecken vier allerliebste kleine Frauenzimmer. Kälte und Wind haben ihnen unterwegs so arg zugesetzt, daß die mitleidige Mannschaft ihre eignen Mäntel aus dem „Achterschap“ (ein schrankartiger Kasten unter dem letzten Sitz am Steuer) geholt und die armen Dinger dahinein gehüllt hat. Die Postbehörde stellt nämlich den Matrosen ausgediente Soldatenmäntel und Mützen zur Verfügung, die indessen nur selten von den Leuten selbst benutzt werden. Gewöhnlich dienen sie, wie im vorliegenden Falle, einzelnen Passagieren zur kriegerischen Metamorphose.*)

*) Damals stand Schleswig-Holstein noch unter dänischer Herrschaft.

Auf dem festen Lande angelangt, beginnt nun zur Erwärmung ein allgemeines Laufen, Springen und Stampfen. Einzelne schlagen sich pustend und stöhnend rechts und links die Arme mit Vehemenz um den Leib, wieder Andere prügeln scherzend auf einander los, während unser getaufter Hannemann wie Lot's Weib dahinkrebst, so weiß und blank ist er gefroren. Bei jedem Schritte kracht Alles an ihm. Sic transit gloria mundi!

Und nun hinein ins gastliche Wirthshaus, wir müssen uns erst für die Weiterreise per Post wieder aufthauen und haben zwei Stunden Zeit dazu. Der freundliche Wirth empfängt uns mit zierlichen Kratzfüßen und pendelartigen Schwingungen seiner Zipfelmütze, und bald sind Alle, ihrer Hüllen entledigt, um eine kräftige, dampfende Bowle vereinigt. Jede Gesellschaft giebt da ihre eben erlebten Abenteuer zum Besten, man neckt sich gegenseitig, Scherze und Witzworte fliegen hin und her, namentlich umschwirren sie aber unsern lieben Bootsgast, über dessen Pech sein Anzug jetzt salzige Thränen weint. Im hintern Theile der Stube sitzen um einen langen Tisch gereiht die wackern Männer, die soeben noch mehr als einmal ihr Leben für uns gewagt. Sie ruhen aus auf ihren Lorbeern und lassen dabei einen „Steifen" nach dem andern in ihrem Gemüth verschwinden. Auch sie „spinnen ihr Garn" über die Reise, aber so ruhig, wie wir uns über die alltäglichsten Dinge unterhalten, sie machen ja ähnliche Touren wöchentlich ein paar Mal. An ihrem Tische aber so gut, wie an dem unsrigen liest man doch auf allen Gesichtern die Zufriedenheit darüber, daß die Gefahren glücklich überstanden sind.

Holland und seine Bewohner.

(Ein Vortrag.*)

Vor etwa 25 Jahren habe ich mich während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Amsterdam, und durch viele, von dort aus unternommene Ausflüge mit Holland und seinen Bewohnern gründlich bekannt gemacht.

*) Gehalten im Jahre 1888.

Die Sprache, Sitten und Gebräuche unserer Nachbarn waren mir damals so geläufig und lieb geworden, daß ich nur ungern jene Stadt verließ, die ich wie meine zweite Heimat anzusehen mich gewöhnt hatte. Eine lange Zeit ist seitdem vergangen, aber meine Sympathien für Holland sind nicht erloschen. Wiederholt haben mich spätere Reisen wieder dorthin geführt, die litterarischen Erscheinungen drüben behalte ich scharf im Auge, und gern pflege ich heute noch die mannichfachen dort angeknüpften Beziehungen.

Diese persönliche Bemerkung schicke ich meinem Vortrage lediglich deshalb voraus, um Ihnen eine geringe Bürgschaft für meine Vertrautheit mit dem gewählten Thema zu geben. Dabei muß ich jedoch bemerken, daß die Holländer von heute ganz andere Leute geworden sind, als sie noch vor 20 Jahren waren. Heute sind sie nicht mehr die Chinesen Europa's, als welche man sie damals zu betrachten pflegte. Das geistige Leben dort ist mächtig entwickelt, seitdem die Holländer zu reisen angefangen, und begriffen haben, daß sie bei ihrer früheren Abgeschlossenheit hinter den Nachbarvölkern in Kunst und Wissenschaft, in aller Kultur überhaupt um mehrere Jahrzehnte zurückgeblieben waren. Ich werde mich bemühen, dieser Veränderung gerecht zu werden. Immerhin ist auch heute noch das Land ein geographisch abseits liegender verlorener Winkel, zu welchem deutsche Reisende nur selten ihre Schritte lenken. Und so mag denn eine Plauderei über Holland und seine Bewohner vielleicht Manchem unter Ihnen etwas Neues bieten, wenn ich mich auch bei der Kürze der Zeit auf flüchtige Skizzen beschränken muß. Viel Poesie vermag ich den Bildern nicht zu geben, dafür ist der Stoff zu rauh und ungefügig. Fehlt doch den Holländern im Allgemeinen der Sinn für das Ideale; sie sind behäbige, praktische Realisten, ja mitunter von einer ganz trostlosen Nüchternheit. Ueberall richtet sich ihr Sinn mehr nach innen, wie nach außen; im häuslichen Leben wahre Virtuosen des Comforts und der Familien-Geselligkeit, machen sie im öffentlichen Leben überall geistige Anleihen bei den Franzosen, Deutschen und Engländern; gleichwie sie Meister der Klein-

malerei, aber armselige Historienmaler sind. Sie pflegen eifrig und mit Geschmack eine gute Hausmusik, jeder kleinste Ort hat ein Liebhabertheater oder eine Rednerschule, aber eine holländische Oper, ein holländisches Drama giebt es nicht.

Originell sind die Holländer nur in Allem, was mit dem Wasser, ihrem Lebenselement, zusammenhängt, besonders in der Vertheidigung ihres Grund und Bodens gegen das Wasser, das ihnen ebensosehr Feind, wie Freund ist. Einen zutreffenden Vergleich gebraucht der englische Dichter Butler, der da meint, Holland komme ihm vor, wie ein vor Anker liegendes Schiff, die Holländer lebten wie an Bord eines Schiffes, sie müßten immer befürchten, von den Wellen hinweg gespült zu werden, müßten beständig an den Pumpen stehen, um ihre Planken flott zu erhalten. Wie richtig dieser Vergleich ist, werden Sie sehen, wenn Sie mir gestatten wollen, einige Worte über die Beschaffenheit des Grund und Bodens der Niederlande zu sagen.

Das Land hat sich in früheren Zeiten aus den Ablagerungen des Rheines, der Schelde und der Maas, sowie aus den Anschwemmungen des Meeres gebildet. Es entstanden kleine Inseln, wie im Nil-Delta, nach und nach vereinigten sich diese zu einem compacten Ganzen, bis schließlich menschliche Bewohner sich darauf ansiedelten. Aber so weit zurück unsere Geschichte reicht, ist dieses aus dem Wasser emporgewachsene Flachland stets bekannt gewesen als ein für Menschen gefährlicher Aufenthalt. Zu allen Zeiten haben diese einen verzweifelten Kampf gegen das feindliche Element zu führen gehabt, mitunter Jahrhunderte hindurch Sieger, dann wieder durch entsetzliche Katastrophen weit zurückgeworfen, einen Kampf führend, der mehr und mehr zu Ungunsten des Menschen sich gestaltet. Hierfür spricht die Thatsache, daß die ganze Küste von Holland, ja das ganze Küstenland westlich bis zum englischen Kanal, östlich bis zur Ostsee in einem beständigen Sinken dem Niveau des Meeres gegenüber begriffen ist. Diese Bodensenkung ist schon lange und sehr genau beobachtet, sie beträgt ungefähr 2 Fuß in 100 Jahren. Beweise dafür sind in Holland vorhanden. So baute der römische Kaiser Caligula ein Castell, die arx

britannica, derzeit an der Mündung des Rheines; heute liegt der Trümmerhaufen dieses Castells von Katwijk aus etwa 800 Schritte weit vom Lande entfernt in der See; bei der abnormen Ebbe des Jahres 1768, die den Strand weithin bloslegte, sind noch gut erhaltene Mauern-Ueberreste davon zu Tage getreten. An ähnlichen Erscheinungen hat man berechnet, daß die Insel Walcheren in Zeeland seit der Römerherrschaft um etwa 30 Fuß gesunken ist.

Solche Thatsachen bedingen die fortwährende Nothwehr der bedrohten Bevölkerung. Holland muß sich flott zu halten suchen, und wie auf dem Schiffe die Pumpen der letzte Rettungsanker sind, so dienen den Holländern die Dämme und Deiche als solcher, ohne diese wären die Niederlande heute schon wieder ein schiffbares Meer, wie sie es vor Jahrtausenden gewesen sind. Kommt es doch trotz aller Aufmerksamkeit gar nicht selten vor, daß heute der Landmann seine Saat einem fruchtbaren Felde anvertraut, und morgen über dieses Feld hinweg ein Segelboot statt des Pfluges seine Furchen in unabsehbarer Wasserfläche zieht, wenn nämlich die Deiche dem mächtigen Wasserdrucke nachgeben, und durch weit klaffende Risse eine Ueberschwemmung das Land vernichtet.

Der Holländer kennt diese Gefahr genau, die abgesehen von Zufälligkeiten regelmäßig zu ganz bestimmten Zeiten auftritt, nämlich bei der Tag- und Nacht-Gleiche, und dann auch, wenn mit der hohen Fluth des Neu- oder Vollmondes unglücklicherweise ein Nordwest-Sturm sich vereinigt. Dann wälzen sich enorme Wassermassen gegen das tief unter dem Niveau des Meeres liegende Land heran, und wehe dann den Strecken, deren schützende Dämme sich nicht stark genug erweisen — die brausenden wühlenden Fluthen vernichten in Stunden, was Menschenhände mühsam in Jahrzehnten geschaffen haben.

Andere Nationen haben eine Geschichte blutiger innerer Kämpfe, weitaus düsterer noch berichtet die Chronik Holland's über die Ueberschwemmungen. Es würde mich zu weit führen, alle Katastrophen, die über das unglückliche Land hereingebrochen sind, zu erwähnen; als eine Probe nur entnehme ich

den Ueberlieferungen die furchtbaren Verheerungen des 13. Jahrhunderts. So wurde im Jahre 1214 ganz Friesland überfluthet, und mehr als 100,000 Menschen kamen dabei ums Leben. 13 Jahre später verschlang die See 57 □ Meilen Landes, heute die Zuiderzee genannt; im Jahre 1232 wurde durch Sturmfluth und Dammbruch das Haarlemer Meer geschaffen, das erst nach reichlich 600 Jahren wieder trocken gelegt ist. Noch Schlimmeres passirte am Weihnachtstage des Jahres 1277, wo bei einem großen Eisgang der Ems das Wasser die Stadt Thorum unwiederbringlich begraben hat nebst 40 Dörfern mit 3 Klöstern und einigen 50 Kirchen. Das blühende Land, das diese Ortschaften trug, verschwand vollständig, und es entstand der heute noch vorhandene drei Meilen lange, und eine Meile breite Dollart, der Golf von Emden.

Ueberboten wurde diese Katastrophe noch durch die Ueberschwemmung am 19. November 1421, wo an einem Tage 72 Dörfer mit weit über 100,000 Menschen im Wasser versanken. Man sagt, daß bei dieser Gelegenheit die Stadt Dordrecht mit allem Grund und Boden eine Strecke weit fortgeschwemmt sei bis an den Ort, wo sie sich heute befindet. Gleiches erzählt der Chronist vom Allerheiligentage des Jahres 1570, wo bei einer Ueberschwemmung in Friesland ein hochgelegener Meierhof mit allen zugehörigen Baulichkeiten auf einer Scholle festen Landes unvermerkt eine halbe Meile fortgeschwemmt wurde. Die Hausbewohner waren währenddem im Hause mit Brotbacken be schäftigt, und wunderten sich nicht wenig, als sie beim Heraustreten aus der Thür die Gegend ganz verändert fanden. Die letzte größere Ueberfluthung ereignete sich im Jahre 1860—61, wo die Maas und Waal austraten, und 14,000 Morgen Land vernichteten.

Es wird Ihnen gewiß nicht unwillkommen sein zu hören, mit welchen Mitteln sich die Holländer dagegen vertheidigen, d. h. wie sie ihre Dämme künstlich construiren. Diese Bauten sind Meisterwerke in ihrer Art.

In die See, unmittelbar dicht am Lande werden in Zwischenräumen hinter einander drei Reihen etwa 24 Fuß

langer und 1—1½ Fuß starker Pfähle, meistens skandinavisches Greinenholz, tief eingerammt, durch Querbalken und eiserne Klammern mit einander verbunden. Die Zwischenräume werden mit Granitblöcken ausgefüllt, der festgestampfte Boden um die Pfahlreihen wird mit Faschinen bedeckt, und auf diese wälzt man wiederum schwere Granitblöcke. Das ist der Wellenbrecher, hinter dem sich nun erst der eigentliche Deich erhebt. Für diesen füllt man den vertieften und fest gestampften Boden mit Steinen aus, auf diese kommt eine Schicht Lehm, dann wieder Steine, darauf Erde, und dann eine Schicht Weidengeflecht, Alles festgestampft. So wird der Deich auf breiter Basis sich nach oben zu verjüngend aufgebaut, auf beiden Seiten mit Weidengeflecht belegt, mit einer Schicht Erde bedeckt, und diese mit Rasen und Buschwerk dicht bepflanzt, damit die Pflanzenwurzeln der äußeren Rinde die letzte Sicherheit geben. Den Zwischenraum zwischen Deich und Wellenbrecher füllt man mit festgestampftem Lehm aus.

Die Kosten dieser Wasserbauten sind ganz enorm, denn Holland muß die erforderlichen Materialien an Holz und Stein weither, aus Schweden, Norwegen und Deutschland beziehen, das Land selbst bringt sie nicht hervor. Im Staats-Budget wurden damals alljährlich etwa 10 Millionen Gulden für den sogenannten waterstaat, ein Corps von Ingenieuren, angesetzt, was im Verhältniß Holland ebenso belastet, wie andere Staaten durch stehende Heere bedrückt werden. Der waterstaat ist unausgesetzt in Thätigkeit, das Bestehende zu erhalten, zu beschützen. Um Ihnen eine Idee von der Großartigkeit dieser Deichbauten zu geben, führe ich den des sogenannten Helders in Noordholland an; er ist zwei Stunden lang, oben auf dem Kamm 40 Fuß breit, mit einer guten Fahrstraße versehen, und senkt sich mit einer Neigung von 40 Grad etwa 200 Fuß weit ins Meer hinein. Welche Mühen kostet es, einen solchen Riesenbau zu schaffen, und zu unterhalten. Man sollte es nicht für möglich halten, daß mitunter bei schwerem Sturme die starken Wellenbrecher wie Pfeifenstiele geknickt werden. Geht man bei solchem schweren Wetter dicht am Deiche im Lande, so kann es

einem Neuling Grausen erregen, die Brandung deutlich über sich an den Deich anschlagen zu hören, man befindet sich am Land manchmal 10—20 Fuß tiefer als der Meeresspiegel bei hoher Fluth. In den Zeiten der Gefahr entfaltet der waterstaat in seinen Beamten eine glänzende Bravour und rastlose Thätigkeit, und hinter diesen unerschrockenen Männern steht die ganze Bevölkerung des bedrohten Landstrichs, von der jeder Einzelne weiß, daß er für sein Leben zu kämpfen hat, daß er sich dem gemeinsamen Schicksale nicht entziehen kann, dagegen im Verein mit den Andern die Gefahr wohl zu besiegen vermag. So mahnen denn bei bedrohlichen Anzeichen die Kirchenglocken, und rufen Kanonenschüsse die Bevölkerung zur schleunigen Hilfeleistung; dann eilt Alt und Jung, aus Städten und Dörfern, mit Hacke und Schaufel, mit Faschinen und Werg, Lumpen und Erdsäcken, mit Lehm und Stroh an die bedrohte Stelle. Spült die rasende See einen Riß in den Deich, so wird er unter Anleitung der Beamten verstopft; hilft das nicht, so wird rasch hinter dem bedrohten Punkte im Halbkreise ein neuer Deich aufgeworfen, der mit beiden Endpunkten sich an den alten anschließt. Hieran findet dann das durchbrechende Wasser Widerstand, und es ist nun Aufgabe Aller, diesen zweiten Deich zu halten. Gelingt das nicht, so ist das ganze nächstliegende Land, ist Hab' und Gut verloren, und das Leben bedroht. In diesen Stunden äußerster Gefahr muß man die Holländer sehen, um sie hochachten zu lernen. Mit einer eisernen Willensstärke verbinden sie dann eine unglaubliche Kraft des Wesens, kühnen Muth, Ausdauer, Kaltblütigkeit und umsichtige Schnelligkeit. Züge der aufopferndsten Nächstenliebe treten dabei in schlichter Weise zu Tage, und lassen die Nation im hellsten Lichte edler Bürgertugenden erscheinen, ganz im Gegensatz zu dem phlegmatischen Temperament, das den einzelnen Holländer in ruhiger Zeit mehr an seine eigene Bequemlichkeit, als an seinen Nächsten denken läßt.

Die gleiche Zähigkeit und Ausdauer, welche der Holländer bei der Vertheidigung seines Landes entwickelt, zeigt sich auch, wenn es gilt, das verloren gegangene Land für die Kultur

zurückzuerobern. Auch dabei wird durchaus planmäßig vorgegangen.

Das flache Land ist überall, insbesondere in den meistbedrohten Provinzen netzartig von Deichen durchzogen, die den Zweck haben, bei einem Bruch der Seedeiche die Wasserfluth auf bestimmte Kreise zu begrenzen. An diesen Landdeichen staut sich die Ueberschwemmung, und wenn durch Wiederherstellung des See- oder Fluß-Deiches der Zufluß abgeschnitten ist, so wird der neugebildete Binnensee trocken gelegt, ausgepoldert, wie der Kunstausdruck lautet. Man setzt auf den Deichen mit Hilfe von Windmühlen Paternosterwerke, das heißt Schöpfräder in großer Menge in Betrieb, vermittelst derer das ausgeschöpfte Wasser in Abzugskanäle so lange geworfen wird, bis der Boden wieder zum Vorschein kommt. Das auf diese Weise wiedergewonnene Land, welches sich in der Regel ganz erheblich gesenkt hat, heißt Polderland. Polder spielen in Holland eine große Rolle, denn die Schlammablagerungen haben den brach liegenden Grund meistens zu einem ausgezeichnet fruchtbaren Boden gestaltet, zu einem herrlich fettem Weideland, das bis zu 3000 Gulden der Morgen bezahlt wird. Wenn ich vorhin von den großen Verlusten an Grund und Boden gesprochen habe, welche Wassersnoth im Gefolge hatte, so muß ich hier auch anführen, daß fast in allen jenen Fällen das Land wiedergewonnen ist. Beispielsweise wurden in der Provinz Zeeland schon bis zum Jahre 1513 etwa 150 000 Morgen, neuerdings in der Provinz Noordholland 80 000, und in Südholland ungefähr 90 000 Morgen Kulturland trocknen gelegt, was dem Staate natürlich bei dem hohen Preise des stark begehrten Polderlandes große Einnahmen verschafft. Der bekannteste, größeste Polder ist das Haarlemer Meer, etwa 6 Stunden lang, 3 Stunden breit, seiner Zeit mit 14 Fuß Wassertiefe, der in den Jahren 1840—53 mit einem Kostenaufwand von 9 Millionen Gulden vom Staate trocken gelegt wurde. Dabei erlebte man eine merkwürdige Enttäuschung. Es sind nämlich nachweisbar eine Menge Schiffe auf diesem, mitunter sehr stürmisch gewesenen Binnensee gescheitert, die Werthziffern der damit zu Grunde gegangenen

Schätze, häufig baares Geld, sind heute noch amtlich bekannt. Nun glaubte man bestimmt, wenn der Meeresgrund blosgelegt sei, daß man dann mit gutem Erfolge nach Schätzen in ihm graben könne. Die Glücksjäger aber, welche von der Regierung die Ausbaggerei auf eine Reihe von Jahren gepachtet hatten, fanden auch nicht das mindeste Gut; es war jede Spur von den versunkenen Schiffen, wie von den Dörfern, unerreichbar tief im Laufe der 600 Jahre in den Boden versunken. —

Ich möchte gern noch länger bei diesen Erscheinungen, die mich persönlich immer sehr interessirt haben, verweilen, ich fürchte jedoch, daß Ihre Geduld durch das Gesagte bereits erschöpft ist. Ganz kurz nur will ich deshalb noch die geographische und politische Beschaffenheit berühren, und dann noch Einiges über die Bewohner selbst hinzufügen.

Im geographischen Sinne umfassen die Niederlande eigentlich das ganze Gebiet vom wallonischen Berglande, den Ardennen, bis an die Zuiderzee. Es hat sich aber die bekannte Spaltung des belgisch-batavischen Stammes in die specifisch holländische und vlämische Völkerfamilie vollzogen. Die vlämische Gruppe führt heute den Titel Königreich Belgien, die holländische umfaßt unter der politischen Bezeichnung „Königreich der Niederlande“ das ganze Gebiet der ehemaligen „Republik der sieben vereinigten Provinzen“. Diese sieben, jetzt in elf verwandelten Provinzen werden von dem Rhein in vielen Wasserstraßen durchfurcht; dreimal spalten sich die Arme dieses mächtigen Stromes in Holland, und seine Hauptadern scheiden im Verein mit der Schelde das Land in eine nördliche und südliche Hälfte, die in ihren Grundzügen des Staats- und Volkslebens wesentlich von einander verschieden sind. Der rauhere Norden, dem, wie Sie gesehen haben, ein unablässiger schwerer Kampf mit den Elementen zu Theil geworden ist, hat sich fast immer politisch frei und unabhängig erhalten. Der Süden dagegen ist von der Natur zwar nicht in gleicher Weise unausgesetzt bedroht, aber auch nicht so von ihr gegen Feinde beschützt, wie der Norden, er liegt nach seiner Bodenbeschaffenheit dem Eindringen der Nachbarvölker ganz schutzlos offen, und hat sich in Folge dessen wiederholt der

Gewalt der Römer, Spanier, Oesterreicher und Franzosen beugen müssen.

Dieser Unterschied zwischen Nord und Süd ist auch klimatisch bemerkbar. Im Allgemeinen hat Holland kein strenges Klima, aber es ist feucht, kühl und sehr veränderlich, die Temperatur wechselt oft, namentlich in den nördlichen Gegenden, zwei- bis dreimal an einem Tage, und Abends stellt sich meistens ein kalter feuchter Nebel ein. Der Süden ist milder, er hat noch Waldungen, nach Norden zu sterben diese aus, und je nördlicher je mehr erlischt das ganze Pflanzenleben, auch der Ackerbau und die Viehzucht hören schließlich auf, und es tritt an deren Stelle die Fischerei und das Strandleben. Ebenso ändern sich Kleidung, Sitten und Gebräuche der Menschen, grundverschieden zwischen Nord und Süd.

Die Gesammtbevölkerung des etwa 600 Quadratmeilen großen Landes beträgt zur Zeit circa 4½ Millionen, dahinter stehen aber die Kolonien in Ost- und Westindien und an der Küste von Guinea mit zusammen etwa 32 000 □ Meilen und 18 Millionen Einwohner, durch welche allein das Mutterland in die Lage versetzt wird, in Europa eine politische Rolle zu spielen. Zu Lande allerdings nur eine kleine. Dagegen ist die Seemacht Holland's immer noch eine sehr achtungswerthe, sie besteht aus etwa 150 Kriegsfahrzeugen aller Art, darunter einige 20 Panzerschiffe. Die Bestimmung über Krieg und Frieden, und mit ihr die höchste Regierungsgewalt ist in die Hand des Königs gelegt, der nach dem Staatsgrundgesetz die eingeschränkte konstitutionelle Monarchie repräsentirt. Die Krone ist für männliche und weibliche Nachkommen erblich in dem Hause Oranien-Nassau, dem alle Patrioten mit schwärmerischer Begeisterung anhängen. Ganz mit Recht, denn die Oranier glorreichen Andenkens — ich erinnere Sie nur an den großen Schweiger Wilhelm I. — haben in Zeiten der höchsten Noth dem Volke glänzende Dienste geleistet, ja zum Theil mit ihrem Blute die Treue besiegelt. Mit dem jetzigen Könige Wilhelm III. drohte das Geschlecht zu erlöschen, da seine beiden Söhne gestorben waren. Die Freude im Volke war deshalb groß, als der ver-

wittwete Monarch vor 8 Jahren eine zweite Ehe mit der Prinzessin Emma von Waldeck schloß. Dieser zweiten Ehe ist die jetzt 7 Jahre alte Prinzessin Wilhelmine entsprossen, auf welche aller Augen sich richten, da sie verfassungsmäßig berufen ist, dereinst die Krone Hollands als konstitutionelle Monarchin zu tragen. Namentlich die Oranischgesinnten, welche unter dem altersschwachen Könige von den andern Parteien im Lande stark bedrängt werden, setzen große Hoffnungen auf dies junge Reis des altberühmten Fürstengeschlechts. Man erwartet von ihrer Regierungszeit eine Kräftigung des monarchischen Princips gegenüber den Umsturz-Ideen der revolutionären Elemente, welche sich seit etwa 10 Jahren in Holland sehr breit machen. Die Socialdemokraten haben in keinem andern Lande so viel Spielraum, als in Holland. Ihnen gegenüber stehen in großen Partei-Gruppen die sogenannten Antirevolutionäre, meistens Anhänger des Calvinismus, die gemäßigt Liberalen, die römisch-Katholiken, entsprechend unserm Centrum, und die Conservativen. Eine Regierungspartei in der deutschen Bedeutung des Wortes giebt es in Holland ebenso wenig, wie eine unserer Freisinnigen entsprechende politische Partei. Am Ruder sind gegenwärtig die Antirevolutionäre, verstärkt durch die Katholiken. Der brennendste Punkt im politischen Leben Hollands ist die Schulfrage. Die vereinigten Antirevolutionäre und Katholiken verlangen die konfessionelle *Privat*schule, die Liberalen dagegen die neutrale *staatliche* Schule. Darüber wird schon seit Jahren ein sehr erbitterter Streit, ohne Aussicht auf baldige Beendigung desselben, geführt.

Die Regierung handhabt ein Gemisch lokaler Institutionen unter der gemeinsamen Verfassung, der sogenannten grondwet, auf der sich die organischen Gesetze wie Provinzial- und Gemeindeordnung, Gerichtsorganisation u. s. w. im freisinnigen Geiste der Selbstverwaltung aufbauen. Das Staatsgrundgesetz, die grondwet, ist der Stolz aller Holländer, durch sie wird ihnen die weitgehendste politische Freiheit gewährleistet. Holland ist von jeher das Land der Gewissensfreiheit gewesen, einer freien Meinungsäußerung wegen darf dort Niemand verfolgt werden,

einen Zwang nach dieser Richtung hin duldet das angeborene Freiheitsgefühl nicht. Zwei Fundamental-Grundrechte haben sich die Holländer in ihrer grondwet in einer Ausdehnung gesichert, wie sie außerdem nur England und die Schweiz besitzen: die Preßfreiheit und das Versammlungsrecht.

Seltsam contrastirt damit, daß das Recht der Wahlen zur Landesvertretung nur solchen Personen zusteht, welche in einer gewissen Höhe directe Steuern zahlen. Der Besitzlose ist nicht wahlberechtigt, die Geldaristokratie wird bevorzugt. Natürlich ist das Streben der unteren Klassen fortwährend auf politische Gleichberechtigung aller Stände gerichtet. Die Socialdemokraten bekämpfen in rücksichtslosester Weise die Tendenz der besitzenden Klassen, dem Reichthum die privilegirte politische Macht zu erhalten; in Ihrer Aller Erinnerung wird es noch sein, zu welchen blutigen Straßenkämpfen es dieserhalb vor einigen Jahren in Amsterdam gekommen ist. Es stehen dem Lande unzweifelhaft noch weitere schwere Erschütterungen in dieser Auseinandersetzung zwischen Arm und Reich bevor.

Doch ich will mich nicht auf das Gebiet der Politik verirren. Lassen Sie uns lieber noch einen Blick werfen auf das individuelle Leben unserer Nachbarn, auf ihre Sitten und Gebräuche, ihre Sprache und dergl.

Ich habe im Eingange schon von der nüchternen Einfachheit der Holländer gesprochen; sie ist ein Grundzug in ihrem Charakter, überall begegnen wir der Neigung zum Praktischen, der knappen Form, sowohl in der Sprache, wie in der Gesetzgebung, in den Sitten und Gebräuchen, der Kleidung überall. Woher soll dem Volke auch die Romantik kommen?! Das Land entbehrt alle lieblichen Naturschönheiten, es fehlt der lachende blaue Himmel, die balsamische Luft, es fehlt das geheimnißvolle Waldesdunkel, es fehlen Berg und Thal und die Schätze der Erde. Rauh ist das Land, und so sind seine Bewohner. Das fortwährende Kämpfen und Ringen zwischen Beiden, wovon ich gesprochen habe, drückt seinen Stempel der ganzen Nation, wie dem einzelnen Mann auf. Die Behütung und Pflege des eigenen Heerdes steht unter allen Pflichten obenan. Am Selbst-

geschaffenen, Selbsterrungenen hat der Holländer seine Freude, am glücklichsten fühlt er sich in seiner Familie, in seinem Hause, das er in einfach-naiver Weise häufig mit Kosenamen belegt. Ueber den Hausthüren der Landhäuser, dort buitenplaats genannt, finden sich kleine Schilder mit Namen und Sprüchen, welche die Besitzer ihrem Hause gegeben, z. B. „lang ersehnt" oder „ganz zufrieden", auch „unverhofft", „mein Paradies", ja einmal las ich: „wer hätte das gedacht" und Aehnliches. Schmuck und spiegelblank liegen diese Landhäuser inmitten wohlgepflegter Gärten, auf deren peinlichste, oft übertriebene Pflege große Summen verwendet werden. Auch für seinen häuslichen Comfort, für seine Erholung giebt der Holländer viel aus, er hat überhaupt gern eine offene Hand, und ist keineswegs der sparsame Krämer, als welcher er im Auslande vielfach angesehen wird. Bei Ueberschwemmungen im Lande insbesondere geht er mit seiner Opferbereitschaft bis an die äußerste Grenze seines Könnens, er setzt in solchem Falle eine Ehre darin, die Hülfe des Auslandes entbehren zu können.

Diese Zurückhaltung, ja Ablehnung fremder Hilfe in Zeiten der Noth kennzeichnet nicht nur die Nation als solche, auch der einzelne Holländer verhält sich reservirt, ja man kann oft sagen abstoßend verschlossen gegen Fremde. Er trägt ein stark entwickeltes Selbstbewußtsein zur Schau, und zeigt gern seine Ueberlegenheit, indem er fremde Sprachen mit Gewandtheit handhabt. Nicht leicht schenkt der Holländer Jemandem sein Vertrauen, ist es aber einmal gewonnen, so tritt sein zuverlässiger treuer Charakter in's helle Licht. Still, ohne viele Worte erfüllt er in einfachster Weise seine Freundespflichten, er verschmäht es, mit Gefühlen wie Worten oder Thaten Staat zu machen.

Darin tritt ein anderer Grundzug der Nation zu Tage, die tiefgehende echt religiöse Frömmigkeit, die allerdings auch in ihrer Glaubensäußerung freien Spielraum verlangt, entsprechend der allgemeinen persönlichen Freiheit in allen Verhältnissen. Auf keinem Gebiete zeigt sich die Freiheit der Holländer achtungswürdiger, toleranter, wie in Sachen des Glaubens. Kein

anderes Land hat so viele religiöse Sekten, kein Land kann so ungehindert in jeder beliebigen Form seinen Glauben äußern, als es dort geschieht. Aber darin stimmen doch auch wieder alle die verschiedenen Glaubensgenossenschaften überein, daß die Religion selbst heilig zu halten ist. Eine Verhöhnung oder Verleugnung des Gottesgedankens wird nicht geduldet.

Ich erwähnte soeben die Sprachgewandtheit des Volkes; sie hat ihren natürlichen Grund in dem engen Gebiete der eigenen Sprache. Für die Gebildeten ist es eine Nothwendigkeit, daß sie drei bis vier Sprachen der Nachbarvölker neben der Muttersprache geläufig beherrschen. Die holländische, im alt-Germanischen wurzelnde Sprache ist in ihren Lauten nicht schön, die vielen tief im Gaumen liegenden Töne, und der harte schnarrende Zungenfall berühren das Ohr nicht angenehm, daher sich die Sprache auch für Gesang wenig oder gar nicht eignet.

Merkwürdig dagegen kommt sie zur Geltung bei Allem, was sich auf das Seewesen bezieht, wie denn auch sehr viele Sprichwörter und Sprachbilder diesem entlehnt sind. In der holländischen Sprache spiegelt sich überall erkennbar der Weltverkehr der Nation wieder, viele der Worte sind direct aus dem Englischen, Französischen und Deutschen entnommen. Auch macht sich in der heutigen Sprache noch der Einfluß der früher eingewanderten Burgunder, Spanier und Portugiesen bemerkbar, so daß wohl schwerlich eine andere Sprache so viele Anklänge an fremde Sprachen zeigen dürfte, als die holländische. Daraus schließt der Fremde irrthümlich, daß dieselbe leicht zu erlernen sei; der Deutsche zumal, wenn er plattdeutsch versteht, glaubt anfänglich, daß er sie spielend leicht sich werde aneignen können. Bei aufmerksamer Prüfung aber stellen sich große Schwierigkeiten ein, namentlich in der Orthographie und in der Aussprache, weniger im Verstehen des Gesprochenen.

In manchen Worten und Bildern liegt eine gewisse Komik, eine Folge der naiven Natürlichkeit, der Derbheit, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Einige Beispiele werden das zeigen. Holzpantoffeln heißen klompen, Pilze, Schwämme heißt man paddestoel, d. h. ein Stuhl für Frösche. Der Componist

ist ein muzykmaker, die Violinsaite: snarre, der Geigenbogen: strykstok, Notenlinien: muzykbalken; für Heuschrecke sagt der Holländer springhaan, für Pinsel: quast, die Blumenknospe heißt knop, Waldmeister, das feine duftige Blümchen nennt das Volk liefvrouwen bedstroo, den Zahnarzt einfach kiesetrekker u. s. w. Der fröhliche Humor, der in so manchen dieser Worte enthalten ist, macht in der ersten Zeit des Aufenthaltes dort auf den Neuling oft den Eindruck des Läppischen, Altfränkischen, ein Eindruck der so recht paßt zu der allgemeinen Stimmung, in welche der Reisende nach dem Ueberschreiten der Grenze versetzt wird durch alle die seltsamen, zum Theil veralteten Einrichtungen, die dem Fremdlinge in Holland entgegentreten.

So hat im ganzen Lande jeder Kirchthurm sein Glockenspiel, zusammengesetzt aus 10—20 und mehr harmonisch abgestimmten großen und kleinen Glocken, die alle Viertelstunden eine kurze, alle Halbestunden eine längere, und alle volle Stunden eine größere Melodie spielen, aber nicht etwa geistliche, dem Charakter des Gotteshauses entsprechende, sondern mit Vorliebe deutsche Volkslieder. Mein patriotisches Herz hat sich oft daran erfreut, wenn von dem Kirchthurme, welcher meiner Wohnung in Amsterdam gegenüber lag, am stillen Sonntag-Morgen deutsche Lieder erklangen wie „Wohlauf Kameraden auf's Pferd, auf's Pferd", oder „Schier dreißig Jahre bist Du alt", auch wohl „Lotte ist todt, Lotte ist todt" u. A., wobei dann die frommen Schaaren der Gläubigen ganz ernsthaft zur Kirche einzogen.

Von den Glockenthürmen wandert das Auge des Fremden zu den vielen Windmühlen, die zu Hunderten, alle auf festen Steinkegeln hoch gebaut, bei jeder Stadt, bei jedem Dorfe zu finden sind. Das offene Land, die nahe See, der stetige Wind begünstigen diese Mühlen sehr, und sie verrichten viele Arbeiten, wozu es in anderen Ländern der Dampfkraft bedarf, in Sägemühlen, Schöpfmühlen, Stampfmühlen, Mahlmühlen und Anderen. Eigenartig sind auch die öffentlichen Fahrstraßen des Landes, sie werden nicht wie bei uns chaussirt, sondern mit kleinen gebrannten

Ziegelsteinen, sogenannten Klinkern, äußerst sauber gepflastert. Da alle schweren Lasten in Holland auf den Canälen, welche das Land nach allen Richtungen durchschneiden, per Schiff befördert werden, so sind die gepflasterten Landstraßen meistens in ausgezeichnet gutem Zustande, man geht darauf, wie auf unserem Asphaltpflaster. Mit leichtem Fuhrwerk darauf zu fahren, ist ein wahres Vergnügen, jedenfalls ein größeres, als die Eisenbahnen zu benutzen, die in Holland womöglich noch schlechter sind, als die belgisch-französischen oder italienischen, die uns im Eisenbahn-Comfort verwöhnten Deutschen leicht wie Marterkasten vorkommen. Schlimmer noch, als die unsauberen, harten Eisenbahnen ist das ungeheuerliche Ding, welches ungefähr die Mitte hält zwischen der Arche Noah und einem großen Torfschiff, trekschuit genannt, damals noch ein Hauptbeförderungsmittel auf den Canälen im flachen Lande. Denken Sie sich eine etwa 30 Fuß lange Arche, ich kann das Aeußere des Schiffes nicht passender bezeichnen, auf dem Wasser schwimmend. In der etwa 50 Personen fassenden Kajüte erinnert die Einrichtung an unsere Omnibusse, nur daß sie geräumiger ist. In der Mitte ein langer Tisch mit den unvermeidlichen Kohlenbecken mit glühendem Torf zum Anzünden der Pfeifen und Cigarren, die einen dichten Tabaksqualm verbreiten. Hinter der Kajüte ist der Steuermann des Schiffes so postirt, daß er über die Kajüte hinweg den Blick nach vorn frei hat. Vor der Kajüte, an der Spitze des Schiffes ist ein Mastbaum aufgepflanzt, an dessen Spitze man eine nach dem Lande zulaufende starke Leine befestigt, welche von einem Pferde im Trabe gezogen wird. Auf dem Pferde hockt ein halbwüchsiger Bursche, het jagertje, der Jäger genannt, der einer alten Trompete schreckliche Töne entlockt, wenn er ein entgegenkommendes Schiff zum Ausweichen veranlassen, oder eine Schleuse zum Durchfahren geöffnet haben will. Ueber die Schnelligkeit eines langsamen Hundetrabes kommt diese Beförderungsart nicht hinaus, der Holländer vom alten Schlage benutzt die trekschuit aber immer noch am liebsten von allen Reisemitteln. Man findet sie am meisten in den nördlichen Provinzen, die überhaupt die

Eigenthümlichkeiten Alt-Hollands am zähesten conserviren. Dort fand man zu meiner Zeit auf den Dörfern noch den alten bedächtigen Mynheer in Kniehosen und Schnallenschuhen, wie er mit der langen Thonpfeife im Munde, den schwarzen Cylinderhut auf dem Kopfe, seine Tulpenbeete besichtigte. Dort, auf den Inseln der Zuiderzee finden wir heute noch genau dieselben Trachten bei den Schiffern, deren Frauen und Kindern, wie sie im Mittelalter gebräuchlich waren. Und wenn diese langen knochigen, wetterfesten Gestalten, diese Enakssöhne der Inseln Urk und Marken in ihrer wunderbaren Kleidung nach Amsterdam kommen, und ihnen dort der Fremde in den Straßen begegnet, wie sie schweigend hinter einander herschwanken, die Hände tief in den Taschen der Pluderhosen vergraben, da hat man einen Eindruck, als seien diese Figuren aus dem Rahmen irgend eines Rembrandt'- oder van Dyk'schen Bildes herausgetreten, als greife eine Geisterhand aus früheren Jahrhunderten uns an.

Sie Alle kennen aus Gemälden diese Trachten der alten Fischer, weniger bekannt aber sind die nicht minder originellen Trachten der heutigen weiblichen Landbevölkerung, die sich besonders durch den Kopfputz von einander unterscheiden. Der nationale Kopfschmuck der Bäuerinnen ist die Goldplatte, oder ein Goldreif, an deren verschiedenen Formen man erkennen kann, welcher Provinz die Trägerin angehört. In Noordholland z. B. werden lange flache Goldbleche auf den kurzgeschorenen Kopf gelegt; die Frauen in Groningen lassen diese Bleche an den Schläfen zu beiden Seiten in goldene Blumen auslaufen; in Overyssel tritt an Stelle dieser Blumen eine gewundene Spirale, die in großen Kreisen auf den Schläfen aufliegend ganz spitz zulaufend eine Hand breit vom Kopfe absteht, während in Friesland die Goldbleche in einem dicken Knopfe an der Stirn endigen. Der Kopfputz der Provinz Noordholland wird noch besonders malerisch durch eine Kapuze von weißer Gaze, reich mit Spitzen garnirt, von der Stirn über den Kopf bis in den Nacken fallend; quer über die Stirne geht dabei eine etwa zwei Finger breite, reich mit Perlen oder Edelsteinen besetzte Gold-

spange, welche sich an den Schläfen zu beiden Seiten in zwei große viereckige Goldplatten öffnet, ähnlich den Scheuklappen der Pferde. Kopfhaare sieht man bei dieser Tracht nicht, die werden sorgfältig unter der Kapuze verborgen, nur bei den Scheuklappen lassen die Frauen zwei wohlgedrehte Locken, die sogenannte Schnecke sehen, an welchen handfesten Locken Kapuze und Diadem mit großen goldenen Nadeln, die wie Stricknadeln aussehen, befestigt werden. So in der Beschreibung nimmt sich das zwar nicht gut aus, wenn Sie sich aber das hübsche blühende Gesicht eines jungen Mädchens dazu denken, und die Provinz Noordholland ist berühmt wegen ihren weiblichen Schönheiten, so giebt das Ganze einen lieblichen Anblick. Solch' ein Kopfputz hat nebenbei bemerkt oft hohen Werth, über 1000 Gulden, und wandert als Familienerbstück von einer Generation in die Hände der folgenden.

Da ich gerade bei den Trachten bin, so will ich noch die der Waisenkinder in Amsterdam erwähnen. Die Waisenmädchen dort gehen in langen Kleidern, deren eine Hälfte oben am Halse bis unten zu den Füßen schwarz, während die andere Hälfte feuerroth ist, dazu tragen sie enganliegende, bis zum Ellnbogen hinaufreichende Lederhandschuhe. Der Anblick ist ein grotesker, wenn eine Schaar der Mädchen, wohlgeordnet nach der Größe, in langer Reihe durch die Straßen zieht. Sieht man sie von der rechten Seite, so ist Alles schwarz, von der anderen Seite ist die ganze Gesellschaft roth. Im Uebrigen ist vortrefflich für die Kinder gesorgt. Wir treten zur Seite und lassen sie die Gracht entlang an uns vorüberziehen. Und nun bitte ich Sie, mit mir in eines der Häuser einzutreten und einen Blick auf die innere Einrichtung zu werfen.

In Holland pflegt jeder einigermaßen bemittelte Mann sein Haus allein zu bewohnen, als Miethspartei mit Anderen ein Haus theilen, gilt nicht für passend, das thun nur unverheirathete junge Leute. Dieser Sitte entsprechend findet man selten ein großes, auf gemeinsame Benutzung mehrerer Familien berechnetes Haus. Ein Jeder baut für sich allein ein kleines Haus nach seinem Geschmack, ohne sich seinen Nachbaren in

Größe oder Styl anzupassen. So bietet denn eine lange Häuserreihe ein merkwürdiges Comglomerat von seltsamen Giebelformen und gespenstischen Schornsteinen, von allen möglichen Ausartungen des Häuser-Anstrichs und besonders der Bauart selbst, in welcher der Styl aller Jahrhunderte und aller Nationen vertreten ist. So will es die persönliche Freiheit der Besitzer. Die Häuser sind stets fest verschlossen mit einem schweren Messingklopfer an der Hausthüre, die Fenster meistens dicht verhängt, denn sich am Fenster zu zeigen, gilt nicht für schicklich. Die Frauen und Töchter der besseren Stände würden niemals zum Zeitvertreib, oder um frische Luft zu schöpfen, zum Fenster hinausschauen, wie das bei uns doch gern geschieht. Wie ein Heiligthum wird dort die Häuslichkeit gegen unbefugte Einblicke Fremder geschützt. In ihrer Häuslichkeit aber sind die Holländer, gleich den Engländern, Virtuosen, und man kann auf sie wohl das Goethe'sche Wort anwenden:

„Der ist am Glücklichsten, er sei
Ein König oder ein Geringer, dem
In seinem Hause Wohl bereitet ist."

Viel trägt zu dem behaglichen Charakter des holländischen Hauses die festgefügte Organisation des Haushaltes bei, namentlich das Verhältniß zwischen Herrschaft und Gesinde. Man gönnt den Dienstboten dort eine größere Selbstständigkeit, als es bei uns Sitte ist. Eine Holländerin aus guter Familie geht fast nie in die Küche, vom Kochen versteht sie nichts, geschweige denn etwas vom Reinmachen oder anderer häuslicher Arbeit. Das ist Sache der Dienstboten. Dadurch gewinnt sie natürlich viel Zeit zur Repräsentation, in welcher die Frau ihre Hauptaufgabe erblickt. Ich möchte hier einschalten, daß die Holländer in ihren Anschauungen über Liebe und Ehe wenig von unserem deutschen Hermann und Dorothea-Element halten, daß sie einer Romantik des Lebens im deutschen Sinne, beispielsweise der Schwärmerei vor und nach der Verheirathung unzugänglich sind. Von sentimentalen Empfindungen lassen sie sich nicht gern beeinflussen, mehr von thatsächlich praktischen. Heirathen werden in Folge dessen mehr unter dem Einflusse wirthschaftlicher als Ge-

fühlsrücksichten geschlossen, doch würde es eine grobe Uebertreibung sein, wollte ich behaupten, daß nur solche Motive maßgebend seien. Es kommen im Gegentheil recht häufig Ausnahmen davon vor.

Wenden wir uns nach dieser Abschweifung wieder der Hausfrau zu, wie sie in der Repräsentation ihre Beschäftigung findet. Das ist natürlich nur möglich bei guten Dienstboten, und ich nehme keinen Anstand, auf Grund meiner Beobachtungen zu behaupten, daß der holländische Dienstbote im Allgemeinen auf einer höheren Bildungsstufe steht und zuverlässiger ist, als bei uns, gar nicht zu reden von der vollendeten Sauberkeit und Ordnung, welche dort in allen Verhältnissen den Menschen zur zweiten Natur geworden ist. Ehrlichkeit und Treue der dortigen Dienstboten sind noch kein leerer Wahn, und Fleiß und Pflichtgefühl bei den meisten Mädchen verbunden mit Schlichtheit der Gesinnung. Die Löhne sind nur wenig höher, als bei uns, sparsam gehen die Mädchen mit dem Verdienst um, und doch übertrifft so eine Amsterdamer Köchin an Sauberkeit und Schicklichkeit ihres ganzen Wesens, besonders ihres Anzuges ihre ausländischen Kolleginnen weitaus. Niemals würde sie sich wie ihre Herrin kleiden, wie das bei uns und in Frankreich immer mehr Mode wird. Das holländische meisje, die Maid, hat den Takt zu fühlen, daß sich für sie nicht schickt, was ihrer Herrin ziemt. In ihrem Departement dagegen sind sie kleine Tyrannen, sie setzen einerseits eine Ehre darein, durch gute Leistungen Tadel zu vermeiden, lassen sich aber andererseits nicht in ihrer persönlichen Freiheit beschränken, dafür sind sie eben Holländerinnen. Eine richtige Amsterdamer Köchin kündigt lieber ihren Dienst, ehe sie zugiebt, daß ihre Herrin ihr in die Töpfe guckt.

Der Erziehungsplan für Töchter von guter Familie schließt deshalb von vornherein ein praktisches Eingreifen in die häuslichen Arbeiten aus und beschränkt sich auf die Beaufsichtigung des Dienstpersonals. Nur in einem Punkte betheiligt sich die Holländerin der höheren Stände mit an dem Haushalte, und zwar in der Behandlung der Wäsche. Darin sind die Frauen sehr geübt, und auf ihren Wäscheschrank ist die Holländerin

noch ebenso stolz wie unsere altdeutschen Vorfahren in der besten Zeit des selbstgesponnenen Leinens es waren.

Und wie soll ich Ihnen nun die Reinlichkeit, die Sauberkeit schildern, welche die Häuser von außen wie innen ziert! Sie ist ja sprichwörtlich bekannt, aber ich bekenne offen, daß sie für mich etwas Beängstigendes hatte. Ich erinnere mich heute noch mit Unbehagen des Donnerstags, des feststehenden Reinmachetages für ganz Amsterdam, wo ich erst durch Besen und Scheuertuch aus meinem Zimmer vertrieben, und dann auf der Straße fortwährend von Strömen Wassers bedroht wurde, welche die Mädchen durch Handspritzen bis hoch an die Dachgiebel der Häuser hinaufschleuderten. Und doch ist das beständige Putzen und Reinigen eine Nothwendigkeit, denn Metall beschlägt und oxydirt sonst leicht bei dem feuchten Klima, und andere Gegenstände überziehen sich leicht mit Schimmel, wenn sie nicht immer blitzblank gehalten werden. Blank und sauber ist deshalb Alles, sei es ein Schiff oder Viehstall, eine Straße oder ein Haus. In den Häusern werden aus dem erwähnten Grunde viel Marmorplatten zur Bekleidung der Böden und Wandflächen benutzt. Als Bel-Etage gilt das Erdgeschoß, da man die meist engen und steilen Treppen Fremde nicht gern steigen läßt. Jedes Zimmer ist mit einem Teppich bedeckt, und die übrige Einrichtung raffinirt praktisch und behaglich. Doch will ich eine Unsitte nicht unerwähnt lassen. Die Frauen bedienen sich nämlich gern eines Fußschemels, der, ein kleiner Holzkasten, in seinem Innern ein irdenes Gefäß mit glühendem Torf birgt. Unsere Marktweiber nennen das Feuerkike, in Holland heißt man es stoofje. Stoofjes findet man überall, in der Kirche, im Theater, auf dem Schiff und im Familienzimmer, überall wird man von dem betäubenden Torfdunst verfolgt, der so specifisch holländisch ist, wie der Steinkohlengeruch in England, der Juchtengeruch in Rußland und der Moschusduft in Italien. Zu den Prachträumen des holländischen Hauses ist unbedenklich die Küche zu zählen, in welcher häufig ein großer Luxus an Messing, Kupfer und Porzellan entfaltet wird, unter Letzterem viel echt chinesisches und japanisches Fabrikat. Bei Häusern

auf dem Lande findet sich bisweilen noch die alte Sitte, daß sich außer dem gewöhnlichen Eingange noch eine Thür im Erdgeschosse befindet, die sich für die Bewohner nur bei drei Gelegenheiten im Leben öffnet: bei der Taufe, bei der Hochzeit und beim Begräbniß; sonst ist sie stets verschlossen. Dabei fällt mir noch eine andere Sitte ein, die noch jetzt ganz allgemein, auch in den Städten beobachtet wird. In Häusern nämlich, in denen sich Kranke oder Wöchnerinnen befinden, wird, zur Vermeidung des geräuschvollen Nachfragens von Theilnehmenden, täglich draußen an die Hausthüre ein Zettel geheftet, der über das Befinden des Patienten Auskunft giebt. Wen's interessirt, der kann draußen lesen, was er wissen will, in das Haus begehrt Keiner Einlaß, der nicht Geschäfte dort zu verrichten hat. Und wenn dann ein Kranker stirbt, so lassen die Ueberlebenden den Todesfall bei der ganzen Nachbarschaft und sonstigen Bekannten durch den sogenannten aanspreker ansagen, Lohndiener mit ewig betrübten Gesichtern, ganz schwarz angezogen, Frack, Kniehosen und Schnallenschuhe, bedeckt mit einem schwarzen Dreimaster, an dessen Ecken lange Trauerwimpel flattern. Der Volkswitz nennt diese Leute kraaijen, Krähen. Solcher typischen Gestalten giebt es noch viele in Holland, es gehört dazu auch der Angler. Der Angel-Sport wird in ganz Holland mit Ernst und Leidenschaft betrieben. Einem wohlausgerüsteten Angler kann man häufig begegnen, wenn die Leute meilenweit, oft die ganze Nacht hindurch wandern, um einen günstigen Fischplatz zu erreichen, und dort mit stoischer Ausdauer den Fang wissenschaftlich zu betreiben.

Auch Pferderennen gehören zu den Passionen der Bevölkerung, doch wird stets nur im schnellen Trabe geritten. Die größeste Rolle aber spielt unter den Vergnügungen das Schlittschuhlaufen. Man bedient sich dabei meistens ganz glatter Eisen, keiner Hohlkehlen, und des alten friesischen Modells, auf dem man zwar nicht so kunstgerecht, wie auf dem modernen Halifax, dafür aber um so schneller laufen kann. In der Provinz Vriesland giebt es Schlittschuhläuferklubs, welche ganz vorzügliche Läufer ausbilden und mit ihnen oft interessante Wett-

kämpfe veranstalten. Es wird in Holland durchweg gut gelaufen, die vielen Kanäle bieten die herrlichsten Tummelplätze dafür, und es ist ein hübscher Anblick, die Bauern ihre schweren Lasten mit großer Sicherheit und Schnelligkeit zur Stadt schaffen zu sehen. Malerischer aber noch ist das Bild einer langen Kette von Frauen und Mädchen in den geschilderten National-Trachten, wenn sie auf dem Eise ihre Lasten graziös auf dem Kopfe balanciren und damit in rhytmischem Schwunge pfeilschnell dahin schießen. Zur Winterszeit herrscht überall auf dem Eise das regste Leben, Buden und Zelte, Eiskaroussels und Rutschbahnen erstehen zahlreich, und für ein gutes Essen und warmes Getränk wird überall ausreichend gesorgt.

Bildet so im Winter die Eisbahn das Hauptvergnügen für das Volk, so ist, oder vielmehr war es damals im Sommer und Herbst die Kirmeß, die jeder Ort in Holland, möge er noch so klein sein, einmal im Jahre feierte. In den letzten Jahren sind diese Kirmeßvergnügungen sehr beschränkt, ja, aus den großen Städten beinahe ganz verschwunden. Sie dauerte gewöhnlich mehrere Wochen und meistens war ein Jahrmarkt damit verbunden. Auch dieses Treiben ist originell, aber bei weitem nicht so harmlos, als das Eisvergnügen, denn hierbei kehrt der Pöbel in den größeren Orten und Städten seine unangenehmsten Seiten heraus. Es wird übermäßig viel getrunken und gesungen, wenn man dies bacchantische Geheul noch singen nennen kann. In Schwärmen jagt das angeheiterte Volk sich Abends in den Straßen herum unter wüstem Toben und Geschrei, und wenn ein Fremder in diesen Strudel hineingezogen wird, so mag er von Glück sagen, wenn er heil davon kommt. Nicht, daß die Absicht vorläge, sich an Jemandem ernstlich zu vergreifen, aber die saturnalische Kirmeßfröhlichkeit erreicht Abends und Nachts eine solche Höhe, daß es für anständige Leute gefährlich ist, sich dahinein zu begeben. Tags über geht es gesitteter her, und man sieht dann mitunter ganz lustige harmlose Bilder. Dahin rechne ich z. B. das Kirmeßvergnügen der Dienstmägde. Für diese giebt es keine größere Seligkeit auf Erden, als die Kirmeß. Der Gedanke daran verläßt sie das ganze Jahr hin-

durch nicht, und eifrig wird dafür gespart. Ist endlich der berühmte freie „Kirmeßtag“ erschienen, den sie sich schon beim Kontraktschluß mit der Herrschaft ausbedungen haben, so wird der gut gefüllte Spaartopf hervorgeholt, und mit dem Schatz, d. h. dem Herzallerliebsten, zieht das Mädchen zur Kirmeß. Ist ein Liebhaber nicht vorhanden, so geht das Mädchen auf ein für diese Zeit errichtetes Büreau, und miethet sich dort einen Kirmeßburschen für einen halben oder ganzen Tag. Der fungirt dann als ihr Beschützer und wird dafür gut honorirt, wobei das Mädchen noch die ganze Zeche bezahlt. Die Bezahlung des Burschen richtet sich nach seiner äußern Erscheinung. Besitzt er z. B. einen schwarzen Cylinderhut und seidenen Regenschirm oder gar einen modernen neuen Rock, so erhält er mehr, als ein Anderer, der sich nur in Jacke und Mütze, mit baumwollenem Regenschirm zur Verfügung stellen kann. Mitunter macht wohl auch ein ganz Feiner so hohe Ansprüche, daß ihn ein Mädchen allein sich nicht leisten kann. Dann thun sich zwei Freundinnen zusammen, miethen gemeinschaftlich den Kirmeßburschen, die eine faßt ihn rechts, die andere links unter, und so stürmen sie tanzend und singend in das Kirmeßvergnügen hinein.

Trotz aller Zügellosigkeit des Treibens bei solchen Gelegenheiten bemerkt man doch selten Polizei, die sich geflissentlich bei allen friedlichen Festlichkeiten, Aufzügen und Versammlungen bescheiden im Hintergrunde hält. Das freie Volk regiert sich in solchen Fällen selbst, und ernstliche Conflicte kommen selten vor.

Ich möchte nun gern noch Ihnen weitere Bilder aus Holland, und speciell aus Amsterdam vorführen, wo sich des Interessanten so viel findet. Ich erinnere nur daran, wie jenes nordische Venedig auf 90 Inseln gebaut ist, welche etwa 300 Brücken mit einander verbinden. Alle Gebäude ruhen auf Pfählen, deren Beschaffung ganze Wälder verschlungen hat. Ich möchte Sie auf die schönen breiten Grachten führen, wo auf dem Kanal in der Mitte stattliche Segelschiffe ziehen zwischen den grünen Bäumen am Quai entlang, und den bunten Häuserreihen zur Rechten und Linken. Ich möchte mit Ihnen das Judenviertel durchwandern, in dem heute noch über 60,000

Menschen ein abgeschlossenes, interessantes Leben führen. Mitten in diesem Stadtviertel liegt die berühmte Diamantschleiferei von Coster, die größeste der Welt, mit 600 Arbeitern, lauter Juden. Wir könnten den nahegelegenen Industriepalast, ähnlich dem in Sydenham bei London, besuchen, und reichhaltige Kunstsammlungen aufsuchen, in denen die wunderbaren, aus dem fernen Osten stammenden Produkte der Mongolen und Malayen in einer Fülle und Mannigfaltigkeit uns geboten werden, wie man es nur noch in London wiederfindet, abgesehen ganz von den einheimischen Kunstschätzen der Holländer, welche, besonders in der Malerei einen der ersten Plätze unter allen europäischen Sammlungen einnehmen. Für alles das langt die Zeit heute nicht mehr. Ich muß aus diesem Grunde auch darauf verzichten, die volkswirthschaftlichen Zustände zu beleuchten, Ihnen die Entwickelung des holländischen Welthandels zu schildern, der in seinen verschiedenen Phasen so äußerst interessant ist. Man erinnere sich nur der Thätigkeit der ostindischen Compagnie, und der Verdienste, welche sich dies großartige Privatunternehmen um die Erschließung von China und Japan für Europa erworben hat. Ueber 100 Jahre besaß die Compagnie vertragsmäßig unter allen Nationen das alleinige Recht, direct mit Japan einen Handelsverkehr zu unterhalten. Aus jener Zeit hauptsächlich datirt der große Reichthum Hollands, die Mitglieder der Compagnie waren alle Millionäre, und viele ihrer Nachkommen sind es heute noch, wenn auch die Compagnie seit 1795 verstaatlicht ist, und in Folge dessen ihre Bedeutung verloren hat.

Und wie gern möchte ich Ihnen noch Proben aus der holländischen Litteratur geben, Sie bekannt machen mit den Werken der Hooft, Vondel, Vader Cats, Bilderdyk und Anderen, müßte ich nicht befürchten, Ihre Geduld über Gebühr zu erschöpfen.

Lassen Sie mich deshalb schließen, und Ihnen danken, daß Sie mir Ihre Aufmerksamkeit bis hierher geschenkt haben. Ich gab Ihnen nur Bilder in flüchtigen Conturen; führen Sie dieselben selbst aus, indem Sie sich weiter befreunden mit Holland und seinen Bewohnern.

Von Amsterdam nach Paris und London.*)

Amsterdam, Ende December 1864.

. . . . Soviel über den geschäftlichen Mißerfolg meiner Reise, den ich verschmerzen werde, wie man eben getäuschte Hoffnungen, die Niemandem im Leben erspart bleiben, gefaßt zu Grabe tragen muß.

Nun laßt mich noch Einiges sagen, was mit meinen Plänen nicht zusammenhängt. Habe ich Paris und London diesmal auch nur im Fluge sehen können, so habe ich doch so viel neue und mächtige Eindrücke unterwegs in mich aufgenommen, daß es mich drängt, Euch in gewohnter Weise daran theilnehmen zu lassen. Laßt Euch also erzählen.

*) Aus Briefen in die Heimath. Diese Reise unternahm ich im December 1864 in Ausführung eines Planes, den ich sorgfältig vorbereitet hatte. Mehrjähriger Aufenthalt in einer größeren Amsterdamer Buchhandlung hatte mich mit der holländischen Sprache und Litteratur vertraut gemacht, ebenso auch mit dem buchhändlerischen Verkehr mit Indien. Ich erfuhr außerdem über die Kolonial-Verhältnisse Manches durch persönliche Mittheilungen von Leuten, die im fernen Osten gelebt hatten und nach Europa zurückgekehrt waren; in dem Club „Zeemanshoop" in Amsterdam, dem ich angehörte, lernte ich viele solcher „Oosterlinge", wie der Holländer sie nennt, kennen. Auch las ich viel über Indien. Ferner setzte ich mich mit dem Consul Gustav Spieß in Leipzig in Correspondenz, der damals kurz zuvor die Beschreibung seiner im Auftrage der preußischen Regierung unternommenen Reise um die Erde in dem bei Otto Spamer erschienenen Werke veröffentlicht hatte. Von allen Seiten fand ich die Billigung und Ermunterung zur Ausführung eines Planes, darin bestehend, im Mittelpunkte von Englisch- und Holländisch-Indien eine internationale Buchhandlung zu begründen, welche sich den Vertrieb deutscher, holländischer, englischer und französischer Litteratur im Osten zur Aufgabe machen sollte. Singapur, in der großen Durchgangs-Straße von Malakka, schien mir der geeignetste Ort, um sowohl Vorder- wie Hinter-Indien, die holländischen Besitzungen und weiter hinauf China und Japan zu erreichen. Mit der deutschen und holländischen Litteratur und Sprache vertraut, wollte ich noch je ein Jahr in einer Buchhandlung in Paris und London arbeiten, und so vorbereitet in Gemeinschaft mit einigen großen Häusern in Deutschland, Frankreich und England das Unternehmen persönlich ausführen. Daß ich dies nur mit Unterstützung von Nikolaus Trübner in London vollbringen könne, darüber war ich mir von vornherein klar, denn derselbe beherrschte

Am 4. December, Morgens um 9 Uhr fuhr ich von hier fort, vom herrlichsten Winterwetter begünstigt, dessen ich mich überhaupt auf der ganzen Tour zu erfreuen hatte. In Utrecht stieg eine reisende Schauspielertruppe, natürlich Deutsche, zu uns in's Coupé. Es war ein lustiges Völkchen, das sich wenig daran kehrte, wie die mitreisenden Holländer lange ernste Gesichter dazu machten, wenn der ganze Chor oder Einer allein komische Vorträge zur Unterhaltung zum Besten gab. Mir gewährte das fröhliche Treiben viel Vergnügen. In Rotterdam wurde ein Dampfer bestiegen, der uns auf der Maas in etwa dreistündiger Fahrt an Dordrecht vorbei bis Moerdyk brachte, wo wir an's Land gingen. Während der langweiligen Fahrt durch flaches, ödes Land unterhielt ich mich angenehm mit einem Landsmann, der, auch auf der Reise nach Paris begriffen, gleich mir schon längere Zeit in Holland gelebt hatte. Mehr, wie jede andere Nation, ist es die deutsche, die uns überall auf Reisen ein Stück Heimath wiederfinden läßt. Deutsche Reisende,

schon damals in ausgedehntester Weise das ganze buchhändlerische Geschäft in Indien und China. Auch Hachette in Paris glaubte ich als Stütze nicht entbehren zu können. Mit den Chefs dieser beiden Häuser persönlich mich in Verbindung zu setzen, schien mir das Gerathenste. So ging ich also auf die Reise voll froher Hoffnung auf das Gelingen meiner Pläne. In Paris fand ich die beste Aufnahme. Der damals in Paris auf Urlaub weilende französische Consul von Singapur, Herr Troplong (ein Neffe des Senators Tr.), versprach mir, nachdem er mich angehört, seine kräftigste Unterstützung, falls es mir gelänge, meine Absichten zu verwirklichen. Auch Herr Breton, einer der Chefs des Hauses Hachette & Co. in Paris, erkannte die Lebensfähigkeit meiner Pläne an, und sagte mir die Eröffnung eines größeren Credits im Falle des Gelingens zu. Als ich dann aber Trübner in London meine Wünsche vorgetragen hatte, schlug er mir rundweg seine Mitwirkung dabei ab. Er gab zu, daß meine Voraussetzungen richtig seien, und daß unzweifelhaft eine gut geleitete Buchhandlung in Singapur bald große Erfolge haben würde. Indessen — jetzt mache er das Geschäft allein von Europa aus, und sehe sich nicht veranlaßt, es mit Jemandem zu theilen. Die englische Regierung habe schon lange das Bedürfniß einer guten Buchhandlung in Bombay oder Calcutta erkannt, und ihm eine Unterstützung von jährlich 5000 £ in Aussicht gestellt, wenn er persönlich drüben die Sache in die Hand nehmen wolle. Er denke aber gar nicht daran, das geistige Leben in London gegen die Oede eines Aufenthaltes in Indien einzutauschen, solange er nicht dazu gezwungen

deutsche Gasthöfe, deutsche Küche, deutsche Zeitungen und deutsche Sprache überall! Nach meinen Erfahrungen ist im Reiseverkehr nicht mehr die französische, sondern die deutsche Sprache die weltbeherrschende. In Dänemark, Holland, Belgien, Frankreich und England wenigstens war ich bisher nur sehr selten genöthigt, mich einer anderen, als meiner Muttersprache im öffentlichen Verkehr zu bedienen. Im Privatverkehr natürlich erfordert es schon die Höflichkeit, daß man die Landessprache redet, wenn man dazu im Stande ist. Aber nicht nur in diesen äußeren Dingen begleitet uns die Heimath. Auch den deutschen Geist findet man im Auslande auf Schritt und Tritt. Zwar wird das einheitlose Deutschland wegen der Zerfahrenheit seiner Einzelstaaten gern von Ausländern verspottet, und wir Deutschen sind nur wenig beliebt als Nation, aber dem einzelnen Deutschen wird doch überall eine wohlthuende Achtung gezollt, und sehr oft sieht man schwierige Vertrauens-Posten, bei denen es auf Intelligenz, positive Leistungen und Fleiß ankommt, von Deutschen besetzt, welche die Eingeborenen überflügeln.

---

werde. Allerdings, wenn ich ohne ihn mein Geschäft drüben gründen sollte, dann wäre der Zwang für ihn vorhanden, die Concurrenz zu bekämpfen, und er stelle anheim, ob ich es darauf ankommen lassen wolle. Mußte ich auch in diesen Aeußerungen das Todesurtheil meiner Pläne erkennen, so war es doch offen und ehrlich von Trübner, so zu sprechen, und mir klaren Wein einzuschänken. Mit blutendem Herzen gab ich meine Bemühungen auf, denn ich durfte es nicht darauf ankommen lassen, fremde Capitalien zu gefährden in einem Kampfe gegen Trübner's mächtige Concurrenz, gegen welche aufzukommen mir damals mehr als fraglich schien. —

Später, bei Gelegenheit des Orientalisten-Congresses in Berlin im Jahre 1881, suchte mich Trübner, der mich inzwischen bei der Gründung meines Geschäftes in Berlin in zuvorkommendster Weise gefördert hatte, persönlich auf. Er erinnerte mich im Laufe des Gespräches an unsere Verhandlungen im Jahre 1864 und meinte, ob ich ihm heute nicht dankbar dafür sei, daß er mich damals davon abgehalten habe, nach Indien zu gehen. Es sprechen allerdings viele Gründe dafür, die mich heute bestimmen, die damalige Wendung meines Lebensschicksales als eine für mich glückliche zu betrachten. Doch bin ich auch noch heute der Ansicht, daß die guten Aussichten für eine internationale Buchhandlung in Singapur bis jetzt unverändert dieselben geblieben sind. (Siehe auch das auf Seite 265—269 über den Buchhandel in Indien Gesagte.)

Um solche Wahrnehmungen drehte sich beim Diner in der Schiffskajüte unsere Unterhaltung, bis wir in Moerdyk die Planken verlassen, und ein Billet nach Brüssel nehmen. Während der Eisenbahnfahrt schlagen die ersten französischen Laute an unser Ohr, und es drängt uns, in einem Gespräch mit dem Nachbar unsere Sprachkenntnisse zu prüfen. Doch wir sind ja noch in Holland, unser schweigsamer Nachbar könnte ein Holländer sein, der uns höchstens erstaunt ansehen, aber kaum antworten würde, wenn wir ihn durch eine Anrede ohne Veranlassung in der schwierigen Beschäftigung des Rauchens stören wollten. Warten wir lieber noch die paar Meilen bis zur belgischen Grenze. Hier angekommen werden wir einer Untersuchung von Zollbeamten unterworfen, die angelegentlich in unsern Gepäckstücken und Taschen nach geschmuggelten Dingen suchen, und uns danach schriftlich bescheinigen, daß wir ehrliche Leute sind. Mit diesem Hebel des freien Verkehrs ausgerüstet gelangen wir unbehindert nach Brüssel hinein.

Es dunkelte bereits, als ich mich zu einem zweistündigen Spaziergang durch die hellerleuchteten schönen Straßen anschickte. Nicht mit Unrecht nennt man Brüssel Klein-Paris. Da ich aber noch von Groß-Paris reden werde, so verzichte ich auf eine Schilderung des Wenigen, das ich in der beschränkten Zeit in Brüssel sehen konnte. An der französischen Grenze wurden die Pässe von den Reisenden gefordert, doch haben die Holländer das Vorrecht, ohne solche die Grenze überschreiten zu können, und da ich dieses Vortheiles wegen mich der holländischen Sprache bediente, so ließ man mich ohne weiteres passiren. In Valenciennes lernte ich zuerst die gute französische Küche kennen, sie kam mir nach dreijährigem Aufenthalte in Holland ganz ausgezeichnet, und auch billig vor. Namentlich das Weintrinken hat mir sehr zugesagt, man erhält überall für etwa 5 Silbergroschen schon eine ganz trinkbare halbe Flasche Tischweines. Dazu das schöne weiße Brod, die Zurichtung sauber, nett und appetitlich, die Bedienung freundlich und schnell, Alles lacht uns an, da schmeckt es gleich noch einmal so gut. Ich glaube, es ist schwer, in Frankreich den Murrkopf zu spielen, man kommt

aus einer angeregten, heiteren Stimmung gar nicht heraus. Schon die herrliche milde Luft wirkt merkwürdig erfrischend auf den Organismus.

Wie ganz anders fand ich mich später von England berührt! Da war keine Spur von den so angenehmen freundlichen Umgangsformen der Franzosen, Jeder zugeknöpft bis oben hin, wie es auch in Holland Sitte ist; von höflicher Unterhaltung zwischen Fremden keine Spur. Die Luft nebelig und kalt, die Küche geschmacklos, alles Gemüse in Wasser gekocht und ohne Saucen aufgetragen, das Fleisch gut, aber mehr als halb roh, Kartoffeln von der Größe unserer Aepfel, im Innern steinhart; das Brot kommt, wie alles Essen überhaupt, ungesalzen auf den Tisch, genug, wer in dem Würzen der Speisen nicht Bescheid weiß, ist in England schlecht bestellt. Das greift den Magen an, und wenn es wahr ist, daß melancholische Gedanken oft ihren Grund in schlechter Verdauung haben, so bin ich sehr geneigt, den oft citirten spleen der Engländer in Zusammenhang zu bringen mit ihrer mangelhaften Zubereitung der Speisen; zum Glück hat ihnen der liebe Gott daneben eine Reihe guter Biere bescheert, mit denen man sich trösten kann.

Doch ich greife vor, wir sind ja noch in Frankreich und nähern uns jetzt mehr und mehr Paris. Es war eine ermüdend lange Fahrt von Brüssel, 10 Stunden Nachts auf der Eisenbahn, ohne Schlaf zu finden, denn theils hing ich in Gedanken meinen geschäftlichen Plänen nach, theils hielt mich die Erwartung, zum erstenmal Paris zu sehen, munter, damit ich nichts versäume, was bemerkenswerth.

Jetzt mehren sich die Gebäude am Wege, ich strenge meine Augen an, um bei der Dunkelheit draußen wenn möglich die Anzeichen zu beobachten, welche die Nähe der Weltstadt verkünden. Trotz der frühen Stunde, 5 Uhr Morgens, wird das Treiben lebhafter, man sieht die Menschen alle in derselben Richtung ziehen, jetzt blitzt die erste Gasflamme am Wege auf, ihr folgen in regelmäßigen Pausen andere. Ein Mitreisender macht mich auf den erhellten Himmel aufmersam, der da hinten über Paris schimmert, der Wiederschein von vielen tausend Gas-

flammen, welche den Horizont wie eine Feuersbrunst erhellen. Da blitzt es auf, wie eine lange Perlenschnur, wir hatten von Weitem einen Blick auf einen der Boulevards. Diese Feuer-Reihen mehren sich, zwischen hellerleuchteten Häusern gleitet der Zug langsam und langsamer dahin, bis er endlich hält. So wären wir denn in Paris, der Stadt, welche schon lange das Ziel meiner Wünsche war, und die gesehen zu haben heutzutage beinahe ein unentbehrliches Lebens-Requisit für viele Menschen ist. Wie lange noch wird es dauern, dann gehört eine Reise um die Erde zu den „nothwendigen Ausgaben", will man nicht derangirt in seiner Ausbildung und in seinen Vermögens-Verhältnissen erscheinen.

Auf dem Bahnhofe befühlt mich wiederum, wie an der Grenze, ein verschlafener Beamter der städtischen Accise nach Lebensmitteln, dann trete ich mit einem Gepäckträger einen Nachtmarsch nach einem nahegelegenen bescheidenen Gasthofe an, trommele mühsam den Hausknecht heraus, erhalte mein Zimmer angewiesen, und versinke bald in einen gesunden tiefen Schlaf, der mich erst spät am Morgen die schon hoch am Himmel stehende Sonne erblicken läßt.

Rasch mache ich mich fertig, Freund E. aufzusuchen. Der Kaffee wird nicht im Hause, sondern im benachbarten Café eingenommen. Ueberhaupt hat der Reisende in Paris seine Wohnung nur, um darin zu schlafen, für einen andern Gebrauch, oder Aufenthalt am Tage ist das Zimmer gar nicht eingerichtet, dazu ist es, wenigstens für mich, zu ungemüthlich. Mir scheint das ganze Leben in Paris für die Oeffentlichkeit berechnet zu sein. Im Geschäft, im Café, im Restaurant, wieder im Café und Restaurant, im Theater oder Concert, auf den Boulevards, überall, wo es viele Menschen giebt, da lebt der Pariser, da ist er zu Hause, nur nicht in der Familie. So der Junggeselle. Und auch die Familie liebt das öffentliche Leben. Sonntags zieht der Arbeiter mit Frau und Kind aus, ißt im Restaurant, und treibt's, wie andere Leute, denn Frau und Kind fühlen wie er das Verlangen, an den Zerstreuungen der Oeffentlichkeit theilzunehmen.

Nun muß aber auch zugegeben werden, daß wohl nirgends in der Welt das öffentliche Leben so bequem und gut, so unterhaltend und anregend organisirt ist, als in Paris. Wer zum erstenmal dort ist, auf den wirkt das geradezu verblüffend. Ich gehe morgens aus dem Hôtel, in dem sich Niemand um mich kümmert, an der Hausthüre erwartet ein Savoyarde die Gäste, um ihnen die Stiefel auf den Füßen zu wichsen, und die Kleider auf dem Leibe zu bürsten. Beim benachbarten Friseur kann man sich rasiren und kämmen lassen, auch zum Waschen ist Gelegenheit. Dann geht's zum Bäcker, wo man seine Chokolade nimmt, oder beim marchand de vin ein derberes Frühstück. Darauf geht man in Paris an die Arbeit, meistens schon um 9 Uhr; dann wird fleißig geschafft bis 12 Uhr, um welche Zeit ein tüchtiges warmes Frühstück in einem Restaurant eingenommen wird, nach welchem im Café nothwendig die Zeitung gelesen, und mit Freunden Rücksprache für den Abend genommen werden muß. Im Café kann man zu bestimmten Zeiten mit Sicherheit Leute treffen, welche sonst ganz unauffindbar sind. Das Café ist dem Pariser die Börse des Privatlebens. So sicher man ist, Jemanden in seiner Wohnung niemals anzutreffen, ebenso sicher kann man sein, ihn nach dem Frühstück in dem und dem Café zu finden. Um 2 Uhr aber geht's wieder pünktlich an die Arbeit, die dann in der Regel bis 7 Uhr Abends dauert. Dann wird im Restaurant die Hauptmahlzeit eingenommen, und wenn nun nach gethaner Arbeit Geist und Körper durch ein vortreffliches Mahl und guten Wein in Harmonie mit einander gebracht sind, dann denkt der Pariser daran, sich zu zerstreuen, dann beginnt mit der Abendunterhaltung für ihn der Hauptgenuß des ganzen Tages. Reiche Leute amüsiren sich auf kostspielige Art, fahren in die Oper, besuchen Soiréen, Gesellschaften u. dergl., der Mittelstand sucht die bescheideneren Theater, Concerte und cafés chantants auf, der Arbeiter auch trinkt seinen Kaffee, dreht sich seine Cigarette, und flanirt auf den Boulevards, alle Gesellschaftsklassen aber niemals ohne die Damen. Denn die Frauen spielen hier im öffentlichen Leben überall eine ganz bedeutende Rolle, sie gehen

keinerlei Vergnügen aus dem Wege, und über den Begriff der Schicklichkeit würden eine Deutsche und eine Pariserin sich schwerlich jemals einigen. Kann ich in dieser Beziehung das schöne Geschlecht in Paris dem bei uns nicht gleichstellen, so ist dagegen der Pariserin eine Grazie und Sicherheit des Auftretens, ein guter Geschmack und eine Eleganz in Kleidung und Haltung eigen, um welche sie viele unserer Landsmänninnen beneiden könnten. Nur der Mode bequemen sich die Pariser an, sonst herrscht in der äußeren Erscheinung die ungebundenste persönliche Freiheit; Keiner bekümmert sich um das Treiben des Andern, und kann für sich thun und lassen, was er will ohne andere Controlle, als die Interessen der Allgemeinheit. Will ich mich heute als Araber, morgen als Russe kleiden, kein Mensch wird einen Blick, oder ein Wort darüber verlieren; das hat natürlich die buntscheckigste Musterkarte des öffentlichen Lebens zur Folge. Nur von Paris aus kann die weltbeherrschende Mode alljährlich neu ausgehen, denn so wie hier kann sich der Einzelne in keiner andern Stadt frei bewegen; hier findet man täglich Ausgeburten der tollsten Phantasie, der reichsten Laune, und des Uebermuthes, aus welchem Chaos immer einzelne anregende gute Ideen sich vortheilhaft auszeichnen, welche zur Mode erhoben ihren Triumphzug durch die ganze Welt antreten.

Man liebt in Paris den raschen Wechsel in mancher Beziehung, so auch in den Häuserbauten. Nur den Parisern konnte Napoleon III. derartige Bauprojekte zumuthen, wie sie in den letzten 10 Jahren vom Präfekten Haußmann ausgeführt sind. Es sagt dem lebhaften Temperament der Bevölkerung zu, sich heute in eleganten Riesenstraßen zu tummeln, an deren Stelle vor 6 Monaten noch wüste Schutthaufen lagen; es gefällt den Leuten, daß ganze Stadtviertel dem Erdboden gleich gemacht werden, um Paläste neu zu erbauen. An der Scholle klebt der Pariser nicht, ein „zu Hause“ in unserm Sinne ist ihm fremd, er schwärmt nur für das schöne Paris im Ganzen, und je mehr hierfür geschieht, um so wohler fühlt er sich, denn auch der Einzelne hat ja seinen Vortheil von den großartigen Bau-Unternehmungen. Ein gesteigerter Verdienst macht sich jetzt in allen

Schichten der Bevölkerung bemerkbar, das Geld rollt leichter als bisher durch alle Hände; es ist ein kluger, geschickter Zug der Napoleonischen Politik, sich durch dieses Mittel das Volk in der Hauptstadt zu Freunden zu machen.

Unter dem jetzigen Kaiser soll die äußere Erscheinung von Paris gegen früher sehr gewonnen haben; immer aufs Neue fesselten auch mich die interessanten Straßenbilder. In Amsterdam, der Biberstadt, ist man an wenig Wagenverkehr gewöhnt, wie imponirte mir deshalb das riesige Treiben der Fuhrwerke auf den Pariser Boulevards! Oben auf dem Verdeck der Omnibusse sieht man die bunteste Gesellschaft, die Grisette neben dem bärtigen Zuaven; der die Zeitung lesende Kaufmann neben dem Arbeiter in der Blouse, der sein Frühstück, Wurst und Brot, behaglich während der Fahrt verspeist. Auch ich benutzte oft solchen luftigen Sitz, der den besten Ueberblick gewährt, und uns für ein billiges Fahrgeld weite Strecken fährt. Wie stattlich sprengt im Galopp die kaiserliche Staffette daher, ein Kürassier der centgarde im glänzenden Brustharnisch; auf der andern Seite trabt langsam ein Spahis auf edelem Araberpferde, das braune Gesicht fremdartig unter dem weißen Turban ausschauend, der weite weiße Mantel die Gestalt umflatternd. Dann fährt eine feine Karosse an uns vorbei, in dem offenen Wagen eine elegante Dame malerisch hingegossen, sich nachlässig mit einem Herrn unterhaltend, der sein Pferd neben dem Wagen her courbettiren läßt. Jetzt ertönt Trommelschlag, Alles biegt nach rechts und links aus, und im Geschwind-Marsch zieht eine Colonne der Pariser Garden mit hohen Bärenmützen dahin, ihnen folgt eine Abtheilung Zuaven, wilde Gestalten, abenteuerlich gekleidet, geführt von einer Musikbande, welche die sonderbarsten Weisen ertönen läßt, besonders markirt sich dabei der orientalische Gebrauch der kurzen dumpfen Trommeln. So geht es immer weiter in dem Treiben, Waggengerassel, Geschrei der Verkäufer, fahrende Musiker mit ihren Instrumenten und dergleichen erfüllen die Luft mit einem beständigen Summen, das Auge wird fortwährend gefesselt durch die Pracht der Schauläden, die schönen breiten meilenlangen Straßen, hie und da durch-

schnitten von grünen Schmuckplätzen mit erfrischenden Springbrunnen.

Dort kommen wir zu den Central-Markthallen, dem bedeutendsten Bau in Paris aus Glas und Eisen, so luftig und freundlich in seinen hohen Gewölben, daß es ein Vergnügen sein muß, dort seine Einkäufe zu machen. Mit welchem Humor werden die Auctionen in Fischen, Käsen u. s. w. abgehalten! Trotz der enormen Vorräthe kein übeler Geruch, ab und zu reizende Blumengruppen das Auge erfreuend, wahrlich, einer der interessantesten Spaziergänge in Paris, wenn man die zwölf neben einanderliegenden Hallen durchwandert, welche zusammen einen Flächenraum von 80 000 □ Metern bedecken.

Von dort aus wenden wir uns der Seine zu, und überschreiten den breiten schönen Strom mit lebhaftem Gefälle auf dem pont au change, von welcher Brücke aus man den besten Ueberblick hat. Wir sehen die Seine, von majestätischen Quais eingefaßt, hinter denen sich Palast an Palast reiht. Den Fluß abwärts gleitet unser Blick über den Wasserspiegel mit seinen zahlreichen Schiffen, Nachen, schwimmenden Badehäusern u. dergl., und schwingt sich von einer kolossalen Brücke zur andern, während stromaufwärts die alte herrliche Notre-Dame-Kirche in ihrer gothischen Pracht ernst auf das neue Paris herabsieht. Beständig möchte man die Stadt in allen Richtungen durchstreifen, doch unsere Zeit ist kurz gemessen, und kaum bleibt uns Muße, die hervorragendsten Museen, Schlösser, Triumphbogen und Bazars zu besichtigen, deren innerer Werth die äußere Pracht der Bauten weit überwiegt.

Unter E.'s kundiger Leitung besuchte ich das Hôtel des Invalides, ein umfangreiches, freistehendes Gebäude mit Kuppeldach. 18 Geschütze sind an der Längsseite aufgestellt, die „Kanonen der Invaliden" durch deren Mund Paris die Bestätigung wichtiger Ereignisse zu erfahren gewohnt ist. Unter den vielen, museumsartigen Schauräumen des Gebäudes, interessirte mich am meisten die unter dem Kuppeldach gelegene „Kaisergruft", eine tiefe, oben offene runde Krypta, deren Wände mit polirtem Granit bekleidet sind. Auf dem Boden

ist ein aus Mosaik gebildeter großer Lorbeerkranz sichtbar, innerhalb dessen ein die Gebeine Napoleon I. enthaltender Sarkophag aufsteigt, ein vom Onega-See in Finnland herbeigeschaffter Granitblock von 1350 Centner Schwere. Ueber der Krypta wölbt sich in der Höhe von 144′ eine offene Kuppel, von einer zweiten geschlossenen Kuppel überragt, geziert mit einem prachtvollen Deckengemälde von Delafosse. Von oben fällt ein sanftes bläuliches Licht ein, welches den ganzen Raum in magisches Halbdunkel hüllt. Die ganze Ausstattung erinnert natürlich überall an die siegreichen Thaten des großen Kaisers. Mehrere seiner Generäle ruhen mit ihm hier, man liest die Namen von Duroc, Bertrand, Vauban und Turenne. Viele eroberte Fahnen schmücken die Wände, darunter auch die weiße Fahne, welche 1851 auf dem Malakoff wehte; auf Tafeln liest man ferner die Namen aller in den Napoleonischen Kriegen gefallenen Offiziere, auch alle Schlachten, Treffen und Gefechte sind verzeichnet, und inmitten all′ der Ruhmespracht kam mir diese geschichtliche Buchführung vor wie das Sündenregister eines gewaltthätigen Mannes, der das Verderben überall hintrug, wohin er seinen Fuß setzte. —

Ein Spaziergang durch die champs elysees brachte uns zu dem hochgelegenen arc de triomphe, dem größten aller jetzt bestehenden Triumphbogen, 150′ hoch, von dessen Plattform aus man eine ganz herrliche Aussicht über Paris genießt. Paris hat noch mehrere solcher Triumphbogen, doch erreicht keiner derselben den in den elysäischen Feldern gelegenen an Kühnheit der Gewölbe und Schönheit der Bildhauerarbeit. Zurückwandernd zur Stadt gelangten wir zum Industriepalast, einem ansehnlichen, etwas schwerfälligen Bau, hübsch ausgestattet im Innern, das in einer Seite als wunderschöner Wintergarten unterhalten wird.

Dies Pariser palais de l'industrie reicht jedoch nicht im entferntesten an den Londoner Krystallpalast heran, und da ich von diesem später noch reden werde, so kann ich auf eine Beschreibung der Pariser Anlage hier verzichten. Nicht weit entfernt davon, am Eingange der Stadt liegt der denkwürdigste Platz von Paris, der place de la Concorde, auf welchem 1793

die Guillotine ihre politische Thätigkeit mit der Enthauptung Ludwig's des XVI., der Girondisten, und so vieler Anderer begann. Mitten auf dem imposanten Platze erhebt sich der „Obelisk von Luxor", ein Geschenk des Pascha's von Egypten an Louis Philipp. Der Monolith ist von allen bekannten einer der schönsten, früher stand er vor dem großen Tempel des alten Theben; mit dem Postament erreicht er eine Höhe von fast 100′, die vortrefflich erhaltenen Hieroglyphen, womit er von oben bis unten bedeckt ist, stammen noch aus der Zeit des ägyptischen Königs Ramses II., mithin ist der Stein 3—4000 Jahre alt. Was Alles hat diese Säule geschehen sehen und überlebt! In der Nähe des Concordienplatzes treten wir in die „Madeleine" ein, eine wunderschöne Kirche in griechischer Form, ähnlich dem alten Tempel der Pallas Athene von Säulen umgeben, zwischen denen Standbilder von in Frankreich verehrten Heiligen aufgestellt sind. Das Giebelfeld des Portales füllt ein Hochrelief von Lemaine, das jüngste Gericht darstellend, wohl die größeste existirende Arbeit dieser Art, 126′ lang und in der Giebelspitze 24′ hoch, die Figur des Heilandes in der Mitte 18′ hoch. Im Innern zog mich besonders der vortreffliche Hochaltar an, eine Marmorgruppe mit der heiligen Magdalena, von Marochetti ausgeführt. Die übrige Einrichtung ist sehr einfach, wie sich überhaupt die französischen Kirchen, welche ich sah, durch ihre Einfachheit vortheilhaft von den großen Kirchen in London unterschieden, wo man mit Vorliebe Ruhmeshallen daraus gemacht hat. Die Engländer hatten ihre Kirchenwände so mit Denkmälern überladen, daß man eher in einem Pantheon, als in einer Kirche zu sein glaubte; doch davon später.

Abends führte mich E. in ein Concert, in welchem auch die jetzt viel genannte Mademoiselle Therese einige Nummern sang, eine Dame mit einer wunderbar tiefen Altstimme, und mit sehr frechem Benehmen beim Auftreten. Ihre Gassenhauer, die sie mit großer Bravour auf ganz eigenthümliche Art vortrug, wurden vom Publicum jubelnd aufgenommen. Man erzählte mir, daß die Fürstin Metternich diese Sängerin gut zu copiren verstände, und die Hofgesellschaft sehr oft

damit amüsire, was nicht gerade von gutem Geschmack der Betheiligten zeugt.

Die wenige Zeit, welche mir die Verfolgung meiner Geschäftsangelegenheit übrig ließ, habe ich unter anderem auch zu einem Besuch des jardin des plantes benutzt, in welchem die übliche Musterkarte fremdländischer Thiere zur Schau gestellt wird. Die Anlage hier in Amsterdam ist aber schöner. Hervorragend erschienen mir die mit dem Institut verbundenen wissenschaftlichen Sammlungen, welche noch reichhaltiger sind, als die großartigen naturhistorischen Museen in Leyden. Ein Laie kann hier zwar nicht den Einzelheiten nachgehen, doch kann man wohl aus der Fülle des Gebotenen sowie aus der übersichtlichen geschmackvollen Aufstellung Vergleiche anstellen und Schlüsse ziehen. Die Fachbibliothek war geradezu musterhaft geordnet.

Bei dem Passiren der cité-Insel warf ich einen Blick in die Morgue, in welcher Verunglückte und Selbstmörder zum Zwecke der Recognoscirung durch das Publicum öffentlich ausgestellt werden — ein schauerlicher Ort, den ich lieber nicht beschreiben will. Auch die Notre-Dame-Kirche entsprach im Innern wie Aeußern nicht ganz den Erwartungen, welche ich von dieser weltberühmten Kathedrale gehabt hatte. Das Innere ist ganz bunt, die Decke blau mit goldenen Sternen. Kenner rühmen besonders die reich mit Bildhauerarbeit geschmückte Westseite, deren Façade noch aus dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts stammt, mit drei sich nach oben verjüngenden Portalen, und einer herrlichen, reich durchbrochenen Fensterrose von 36′ Durchmesser. Wie bei der Madeleine findet sich auch hier über dem Portal ein jüngstes Gericht in Relief. Die stumpfen Thürme machen einen recht schlechten Eindruck, das ganze verwitterte, vielfach beschädigte Aeußere der Kirche erinnert daran, daß der Dom mehrfachen Zerstörungen ausgesetzt, und Zeuge mancher Revolution war.

Am folgenden Tage widmete ich mich mit besonderer Aufmerksamkeit der Besichtigung des Louvre, dem bedeutendsten Museum Frankreich's, vielleicht der ganzen Welt. Mir standen leider nur 6 Stunden für den Besuch zur Verfügung, man

kann ebenso viele Tage darauf verwenden, ohne Alles gesehen zu haben. Dementsprechend kann ich auch nur mangelhaft darüber berichten.

Das Gebäude an sich schon erregt ein historisches Interesse, hier wohnte Catharina von Medicis, und der König von Navarra als Heinrich IV. Von hier aus wurde 1572 der Befehl zum Beginn der Bluthochzeit gegeben, und rückten die Garden zur Ermordung des Admirals Coligny aus; man zeigt noch das Fenster, aus welchem Carl IX. selbst auf die Hugenotten geschossen haben soll. Später ließ man das Schloß verfallen; erst Napoleon I. richtete es 1805 zum Museum ein, und häufte in demselben alle die Kunstschätze auf, welche er auf seinen Kriegszügen in allen Ländern raubte. Vieles ist wohl von den Verbündeten später wieder zurückgeführt, das Meiste aber ist doch in Paris geblieben und bildet noch heute den Grundstock des Museums.

Höchst bemerkenswerth ist die Sammlung assyrischer Alterthümer, das Ergebniß neuerer Ausgrabungen am Euphrat und Tigris, in Ninive und Babylon, den großen, vor länger als 4000 Jahren von Assur, Nimrod und Semiramis gegründeten Städten. Ein algierisches Museum ist noch im Entstehen begriffen, enthält aber schon manche trefflichen Funde aus Afrika, z. B. ein umfangreiches Bruchstück eines wunderbar schönen Mosaikbildes aus Karthago. In zehn großen Sälen sind die Bildhauerarbeiten aus der Renaissance- und der neueren Zeit aufgestellt. Die Sculpturen des Alterthums nehmen allein einen ganzen Flügel des Gebäudes ein und enthalten geradezu unschätzbare Meisterwerke, z. B. die berühmte Venus victrix, die Diana von Versailles, den Borghesischen Hund u. A. m. Und welche Reichthümer und Perlen findet man in der Gemäldesammlung! Die italienischen, spanischen, niederländischen, deutschen und französischen Schulen sind alle vertreten durch Meister ersten Ranges wie Tizian, Correggio, Rembrand, Rubens, Murillo, Guido Reni, Rafael, Holbein, Salvator Rosa, Ruisdael u. s. w. und zwar sind hier die meisten und besten Bilder dieser Meister. Und wie staunt der Besucher über die vorhandenen Kostbarkeiten

an Gold und Edelsteinen, an Email- und Juwelierarbeiten aller Zeiten und aller Völker. Selbstverständlich ist auch dem Nationalgefühl der Franzosen Rechnung getragen, ein Saal ist allein den Erinnerungen an Napoleon I. gewidmet, darunter sein Feldbett, der berühmte graue Oberrock und der kleine dreikantige Hut. Hier wimmelte es beständig von Soldaten, die nur leise zu flüstern wagten und ehrfurchtsvoll das Käppi vor den Stulpenstiefeln des „großen Kaiser's“ lüfteten. Auch der jetzige Kaiser hat seine besonderen Abtheilungen eingerichtet, für welche er eine Gemäldesammlung aus dem Mittelalter zusammengebracht hat, verbunden mit einem Kupferstich- und Handzeichnungs-Cabinet. Dann folgt das Marine-Museum, eine sehr umfangreiche Collection von allem Möglichen, das in irgend einer Beziehung zum Schiffsbau oder zur Schifffahrt steht, Modelle von Schiffen und Maschinen, große Reliefpläne von Häfen, Zeichnungen, Waffen und historische Erinnerungen. Auch die Länder- und Völkerkunde ist reich bedacht, wie man das von einer so seefahrenden Nation nicht anders erwarten kann, China, Japan, Mexiko Afrika sind besonders stark vertreten. Doch was kann die trockene Aufzählung helfen, ich fürchte, sie wird Euch ähnlich ermüden, wie mich die Wanderung selbst. Stundenlang mit Aufmerksamkeit ein Museum durchwandern ist in der That eine große körperliche und geistige Anstrengung.

Nach einer Erholung in dem Parke der nahegelegenen Tuilerien hätte ich gern auch noch in den berühmten Palast selbst einen Blick geworfen, das war aber wegen der Anwesenheit des Kaisers nicht gestattet. So mußte ich mir an der äußeren Betrachtung und der Erinnerung genügen lassen, daß hier 1792, 1830 und 1848 drei Dynastien gestürzt wurden. Wie lange wird die jetzige Herrschaft noch dauern?

Dem Rathe eines Bekannten folgend besichtigte ich auch die berühmte Weberei der „gobelins“; hier sind etwa 150 Arbeiter beschäftigt, darunter wahre Künstler, die an einem Gemälde oft 5—10 Jahre zu weben haben, wodurch sich der hohe Preis von 50 000 Francs und mehr, die mitunter dafür gezahlt werden, wohl erklären läßt. Neue Gobelins kommen übrigens

im Handel selten oder nie zum Vorschein, da der Kaiser (das Institut ist Staatseigenthum) wie alle übrigen Staatsoberhäupter seit dem Bestehen der Weberei (gegründet 1450) niemals Gobelins verkauft. Von jeher arbeitet die Fabrik nur für die Ausschmückung der Staatsgebäude und fürstlichen Schlösser, sowie für Geschenke an auswärtige Höfe und distinguirte Personen. Bei uns denkt man sich gewöhnlich unter Gobelins alte verblichene Wolltapeten mit bildlichen Darstellungen; um so erstaunter war ich, als ich in dem Ausstellungssaale des Instituts die schönsten Gemälde erblickte, alle gewebt, viele in den lebhaftesten Farben, den sanftesten Abstufungen, ohne den oft störenden Firnißglanz der Oelgemälde. Man sieht zwar nur Copien bekannter Bilder, aber dennoch selbständige Kunstwerke. — Es war mir an diesem Tage nicht mehr möglich, den Sammlungen des Luxemburg-Palastes noch viel Aufmerksamkeit zu widmen; ermüdet durchwanderte ich die auch dort vorhandenen Prachtsäle und zog es bald vor, in dem geschmackvoll auch in dieser Winterszeit unterhaltenen Garten des Schlosses zu promeniren. Früher als sonst suchte ich die Ruhe, um mich für die neuen Strapazen des folgenden Tages zu stärken.

Ich mußte Paris verlassen, um zur Förderung meiner geschäftlichen Pläne nach London zu gehen. Möglichst frühe also machte ich die nöthigen Abschiedsbesuche — wohl die lästigste Beschäftigung für einen in der Zeit beschäftigten Reisenden — dann lenkte ich meine Schritte nochmals nach den Museen, es galt diesmal dem conservatoire des arts et metiers, der großen Gewerbeschule, in welcher öffentliche Vorlesungen, verbunden mit Experimenten, über alle Materien gehalten werden, welche im gewerblichen Leben in Betracht kommen, Geometrie, Mechanik, Physik, Gewerbs- und Ackerbauchemie, Spinnen, Weben, Drucken, Färben, Alles wird erläutert und praktisch gezeigt. Die Ausstellungsobjecte beziehen sich sämmtlich auf die Vorlesungen; man sieht allerlei Maschinen und Handwerker-Werkstätten, optische und musikalische Instrumente, auch eine kolossale camera obscura, dann Glas- und Töpferarbeiten, Modelle aller Arten von Betrieben, wie Mühlen, Pumpwerken,

Gasfabriken, Alles musterhaft in der Ausführung und Aufstellung. Einer der Säle zeigt eine akustische Spielerei, wie ich sie schon mehrfach, besonders bei gothischen Bauten angetroffen habe: jedes, noch so leise in einer Ecke geflüsterte Wort wird deutlich in den weit davon entfernten anderen Ecken vernommen.

Das andauernd herrliche, milde Wetter lockte zum Aufenthalt im Freien, ich fuhr deshalb mit E. vor die barrière, die alte Stadtgrenze, zum jardin d'acclimatisation, einem großen Garten, in welchem ausländische Pflanzen und Thiere zum Zwecke der Einführung in Frankreich und seinen Kolonien gehegt und gepflegt werden. Ein Seidenraupenhaus z. B. ist hochinteressant zu sehen; Nutz- und Ziervögel in 20 Abtheilungen, auch Aquarien mit Süß- und Seewasser gefüllt, mächtige Bauten für künstliche Fischzucht und ausgedehnte Treibhäuser mit hohen weiten Hallen, das Alles dient der Wissenschaft und dem prakti- Leben in gleicher Weise. Im Freien tummeln sich ganze Heerden fremdländischer Thiere, die man wohl nirgend sonstwo in Europa in solcher Anzahl sehen, und deren Familienleben man gut beobachten kann.

Die letzte Stunde in Paris endete noch mit einem kleinen Abenteuer. Der Kutscher, der uns vom bois de Boulogne nach dem Bahnhof gefahren hatte, stellte eine kolossale Forderung dafür; Zureden half nicht, Freund E. nahm also seine Zuflucht zum nächsten sergent de ville und klagte ihm unseren Aerger. Sofort wurde die ganze Gesellschaft zur Polizei befördert, dort wurde dem Kutscher procès verbal gemacht, man behielt ihn zurück, während wir höflich entlassen wurden. Fast hätte ich durch den Zwischenfall den Abgang meines Eisenbahnzuges verpaßt, es blieb mir kaum noch Zeit, auf dem Westbahnhofe mein Billet zu lösen und E. die Hand zu schütteln. Noch einen letzten Blick warf ich beim Abfahren auf das wunderschöne Paris, das mich so ganz in jeder Hinsicht befriedigt hatte.

Merkwürdig, ich trat die Reise an mit Vorurtheilen gegen Paris und viel Sympathie für London und habe mich in beiden Städten in meinen Erwartungen gründlich getäuscht gesehen,

Paris hat mich entzückt, und London hat mich kalt gelassen. Was mich dazu veranlaßte, werdet Ihr im weiteren Verlaufe hören. Zunächst sitze ich behaglich in meine Reisedecke gewickelt, in einer Ecke des Coupé's und ergötze mich bei meiner Cigarre an dem Treiben der lebhaft gestikulirenden Mitreisenden, im Geiste schon in London meine geschäftlichen Pläne verfolgend.

In Rouen war ein zweistündiger Aufenthalt, ich wanderte in den Straßen umher, vermochte aber bei der Abendbeleuchtung kein Bild von der Stadt zu gewinnen. Um 8 Uhr ging es weiter nach Dieppe. Ich hatte mich für diese Route entschieden, weil man auf ihr am schnellsten, und zwar in 20 Stunden von Paris nach London gelangt. In Dieppe heimelte mich das mir von Holland her gewohnte Treiben der Seestadt an; unser Dampfer „Orleans" lag schon geheizt am Quai, doch mußte der Capitän, um mit der Ebbe auszulaufen, bis 3 Uhr früh warten. Das gab noch eine böse Nacht an Bord, die Koje erbärmlich klein, das Schreien, Rufen und Stampfen auf Deck ununterbrochen laut, die Kajütengesellschaft sehr lustig, da war an Schlafen gar nicht zu denken, ich verbrachte recht schlechte Stunden. Das Schlimmste war, daß ich aus Rücksichten der Geldersparniß mir einen Platz in der Vorkajüte genommen hatte. Man geräth da in eine Gesellschaftsklasse, mit der man sonst nicht verkehrt, Schiffer, Handwerker und dergl., deren Manieren mir widerwärtig erschienen. Auch ist Alles im Vorderraum der Dampfschiffe erbärmlich: Raum, Licht, Luft, Essen und Trinken, und der schlechte Tabaksqualm war mir fast unerträglich. Dem Zusammenwirken dieser verschiedenen Unannehmlichkeiten hatte ich es wohl zu verdanken, daß ich auf der nur 5 Stunden dauernden Ueberfahrt über den Kanal ganz gehörig seekrank wurde. Sobald wir in hohe See kamen, ging ich auf Deck, um der Gesellschaft unten auszuweichen, doch stampfte das Schiff so arg, daß mir bald schlimm wurde, und als ich zum Ueberfluß noch dem gutgemeinten Rathe des Steuermannes folgte, und ein Glas steifen Whisky's zu mir nahm, da half kein Sträuben mehr, ich mußte den heiligen Ulrich anbeten und Neptun opfern. Eine Stunde lang war mir die ganze Welt

gleichgültig, dann ermannte ich mich und bekam wieder Lust zur Betrachtung der großartig wühlenden See. Früher, bei meinen öfteren Touren auf See, war ich stets von der fürchterlichen Plage der Seekrankheit verschont gewesen; auch bei der Rückfahrt von England, wo ich bei sehr ungünstigem Winde 30 Stunden unterwegs sein mußte, blieb ich davon verschont, ich bin aber auch sonst niemals Vorkajüte gefahren, und rathe Jedem davon ab, dessen Geruchs- und Gehörsinne empfindlich sind.

Bei Tagesanbruch bekamen wir die englische Küste in Sicht, hohe, aus dem Meer steil aufsteigende weiße Kreidefelsen, einen hübschen Anblick gewährend mit dem darüber liegenden sanft wellenförmigen, stark bewaldeten Lande. Wenn diese Landschaft im sommerlichen Farbenschmuck prangt, dann muß England von der See aus einen reizenden Anblick gewähren. Auch jetzt fesselte mich das Schauspiel fortwährend, je mehr wir uns der Küste näherten. Ich sah das Land vor mir, das seit meiner Kindheit ein Ziel meiner sehnlichsten Wünsche gewesen, und auf das ich gegenwärtig große Hoffnungen setzte. Die unerbittliche Seekrankheit sorgte zwar dafür, daß meiner Sehnsucht vorläufig ein Dämpfer aufgesetzt blieb, indessen, Alles in der Welt ist ein Uebergang, und auch die Qual nahm ein Ende, sobald ich in Newhaven wieder festen Boden unter den Füßen, und ein kräftiges Mahl zu mir genommen hatte.

Da war ich nun also im Lande der Britten, des die ganze Welt beherrschenden Inselvolkes. Das Küstenstädtchen stach zwar gewaltig ab gegen Frankreich, ich tröstete mich aber mit der Aussicht auf London und nahm mein Billet dorthin. Die Landschaft auf dieser Strecke behielt denselben angenehmen wellenförmigen Charakter, den ich schon von der See aus beobachtet hatte. Mit rasender Schnelligkeit, wie sie auf den Eisenbahnen des Festlandes unbekannt, brauste unser Zug dahin, time is money, das merkt man sofort. Kaum daß an den Stationen angehalten wird, und was für Stationen! meistens nur ein Bretterverschlag, denn es wartet ja doch Niemand lange auf einen Zug — time is money. Meisterhaft pünktlich klappt das ganze öffentliche Leben in England ineinander, hat aber

auch für mich etwas von der kalten Monotonie eines Uhrwerkes.

Kurz vor London — wir kamen um 1 Uhr Mittags an — machte der bis dahin andauernd schöne Sonnenschein einem dicken schweren Nebel Platz, wir kamen in den specifisch Londoner Dunstkreis, in welchem heller Sonnenschein im Winter eine Seltenheit ist. Wie eine feuerrothe Kugel stand die Sonne am Horizont, das Auge nicht mehr blendend, wie der Mond. Wir sind in London, doch noch lange nicht am Bahnhofe. Eine Viertelstunde lang geht der Zug beständig über den Dächern der Häuser hinweg; ich sah hinunter in das Gewühl der Straßen, und konnte mich eines fremdartigen Eindruckes nicht erwehren. In der Nähe der London bridge hält der Zug, ich suche mir selbst meinen Koffer aus dem Chaos der Gepäckstücke heraus, nehme ein Cab und fahre in raschem Trabe nach dem mir empfohlenen deutschen Gasthofe in der Greekstreet, nahe dem Sohosquare. Dreiviertel Stunden dauert die Fahrt, und doch haben wir nur eine kleine Strecke von London passirt, welche Entfernungen!

Nachdem ich mich im Hôtel von der anstrengenden Reise etwas erholt hatte, erledigte ich zunächst meine geschäftlichen Angelegenheiten durch einen Besuch bei Trübner. In welcher Weise, wißt Ihr. Der unerwünschte Verlauf meiner Unterhandlungen hat wohl mit dazu beigetragen, daß mir London nicht in so rosigem Lichte erschien, als Paris, wo mir Alles nach Wunsch ging. Doch wollte ich nicht gleich wieder abreisen, ohne die Gelegenheit, London kennen zu lernen zu benutzen, und so machte ich bald mit ungebeugtem Jugendmuth mich auf die Beine, zunächst nach Oxfordstreet, der belebtesten Straße von London meine Schritte richtend.

Was ich von dem Straßenleben in Paris gesagt habe, gilt auch von London, nur im verzehnfachten Maße; man weiß in dem Chaos der Wagen mitunter kaum, wohin man sich retten soll. In keiner andern Stadt wird so viel gefahren, als hier, aber auch nirgends sind die Kutscher solche Meister im Rosselenken, als in London, ein Unglück durch Ueberfahren soll selten

vorkommen. In der City, dem lebhaftesten Theile der Stadt, ist der Wagenverkehr ein so enormer, daß ich an einer Straßenecke gleichzeitig einmal 24 Omnibusse außer vielen andern Fuhrwerken zählte. Die Thätigkeit der sehr zahlreich vorhandenen policemen concentrirt sich auch zumeist auf die Ueberwachung des Wagenverkehrs. Die dichte Reihe der Wagen willkührlich zu durchbrechen, und so auf die andere Seite der Straße zu gelangen, ist in der City unmöglich. Man stellt sich zu dem Zwecke neben einen policeman, und wenn eine Gesellschaft von Wartenden auf 10—12 Köpfe angewachsen ist, so giebt der Polizeibeamte durch Aufheben der Hand den Kutschern ein Zeichen. Sofort halten diese, es bildet sich eine Gasse, und in raschen Sprüngen setzt die ganze Gesellschaft über den Fahrweg, welcher im nächsten Augenblick von Wagen wieder überfluthet ist. Einem Ungeübten, wie mir, kam dies Experiment anfänglich ganz gefährlich vor. Bei den billigen Fahrpreisen und den riesigen Entfernungen bedient man sich fortwährend der Omnibusse, die uns für 2—3 Silbergroschen durch ganz London bringen, wozu nebenbei bemerkt beinahe 6 Stunden Zeit erforderlich ist. Das Treiben der Fußgänger ist ebenso lebhaft, wie in Paris, nur daß man in dieser Stadt harmlos flaniren kann, während in London alle Welt in geschäftiger Eile dahinrennt. Dabei muß man stets auf seine Sicherheit bedacht sein, sonst ist man bestohlen, ehe man sich dessen versieht; auch wird es Niemandem einfallen, Fragen um Auskunft an andere Leute, als an policemen zu richten. Man wird als Fremder von den Polizeibeamten oft vor dem Treiben der Gauner gewarnt, es ist mir aber auch passirt, daß mir ein policeman, den ich in später Stunde um Auskunft über den Weg bat, dafür ein Trinkgeld abverlangte. Selbst bei diesen Beamten ist man also nicht ganz sicher. Dieses beständige Gefühl persönlicher Unsicherheit genügte für mich, eine behagliche Stimmung im öffentlichen Leben nicht aufkommen zu lassen. Kalt und theilnahmlos erschien mir die ganze Umgebung, die Häuser nicht frisch und freundlich, wie in Paris, sondern alle mit einem düstern grauen Ueberzuge versehen, in Folge der feuchten nebeligen, ganz mit

Kohlenstaub gesättigten Luft. Nach einem Spaziergange bei normaler Witterung ist der Auswurf im Munde so beschaffen, als hätte man ein paar Stunden im dicksten Staube geathmet. Gesicht und Wäsche werden arg beschmutzt, wenn man sich nur wenige Zeit in dem Straßengetümmel bewegt hat. Das ist eine böse Schattenseite des Londoner Lebens, und aller Comfort im Innern der Häuser kann das nicht ausgleichen, Niemand hält sich auf der Straße länger auf, als er unbedingt muß. Das häusliche Leben dagegen gestaltet sich der Londoner um so behaglicher, selbst der Fremde, der sich ein Zimmer miethet, wird sofort in die Gemeinschaft der Hausbewohner eingeführt, und nimmt Theil an den Freuden und Leiden derselben. Das ist zwar hier und da auch lästig, und ich habe manchen Deutschen über eine solche Bevormundung, oder Beeinträchtigung seiner persönlichen Freiheit klagen hören, immerhin aber gebe ich der Londoner Auffassung des Familienlebens den Vorzug vor der Pariser. Zum Theil wurzelt sie wohl in der strengen kirchlichen Auffassung des Lebens, die mitunter weiter getrieben wird, als nöthig wäre, z. B. in der Heilighaltung des Sonntags, die sich wenig von der Sabbath-Unthätigkeit der Juden unterscheidet. Haben doch erst in letzter Zeit, wie mir gesagt wurde, sich die Speisewirthe dazu verstanden, Sonntags während 2 Stunden Nachmittags Speisen und Getränke zu verabfolgen. Bis dahin mußte Jedermann sich Sonnabends genügend versehen, um nicht Sonntags Hunger und Durst zu leiden. Auf dem Continent ist der Sonntag ein Festtag, an welchem man sich Vormittags erbaut, und Nachmittags gern eine gesellige Unterhaltung aufsucht. In England ist es ein Bußtag, und für die arbeitenden Klassen ist nach den anstrengenden Wochentagen keine Gelegenheit zur Zerstreuung am Sonntag geboten, wenn zur Winterszeit Ausflüge in's Freie unausführbar sind.

Ich beschränke mich auf diese wenigen Bemerkungen über das gesellige Leben, das ich in den paar Tagen meines Aufenthaltes nur flüchtig kennen lernte. Am ersten Abend saß ich noch ein Stündchen am flackernden Kamine des behaglichen Gastzimmers, und plauderte mit Landsleuten beim

Glase herrlichen Porterbieres, bis mich die Müdigkeit frühe zur Ruhe trieb.

Der folgende Tag, ein Sonnabend, eignete sich besonders für einen Besuch des Krystallpalastes in Sydenham, weil dort großes Concert stattfand, und das Erscheinen der feinen Welt zu erwarten war. Gleich nach dem kräftigen Frühstück also brach ich dahin auf; man hat bis zu dem am anderen Ende der Stadt gelegenen Sydenham dreiviertel Stunden mit der Eisenbahn zu fahren. Auf dem Wege zum Bahnhofe warf ich erst noch einen Blick in die National-Bilder-Gallerie, die sich durch nichts Bemerkenswerthes vor ähnlichen Sammlungen auszeichnet, im Gegentheil, nur mittelmäßige Produkte der Malerei enthält. Ueberraschend schön war der Blick, den man vom Portale des Museums über den Trafalgar Square hat. Dieser schönste Platz London's ist dem Andenken des volksthümlichsten Helden der neueren englischen Geschichte, dem tapfern Nelson geweiht. Man hat auf der Mitte des Platzes eine 160′ hohe Denksäule errichtet, und daneben die Standbilder von Sir Henry Havelock, und Sir Charles Napier aufgestellt. Die Dimensionen des Platzes sind großartig, der Verkehr auf demselben von fesselnder Lebhaftigkeit.

Und nun zum Krystallpalast von Sydenham, der mir von allen Sehenswürdigkeiten London's am meisten Eindruck gemacht hat. Abgesehen von der imposanten äußern Gestalt des großartigen Baues, abgesehen von den hübschen und interessanten Bazars, Läden und Schaustellungen im Innern; von den prächtigen weitausgedehnten Gärten mit herrlicher Aussicht, und allerlei Curiositäten; von dem guten Concerte, das von einem tüchtigen Orchester ausgeführt wurde, abgesehen von diesen Dingen, welche allein schon aus dem Besuche des Krystallpalastes eine recht eigentliche Vergnügungstour machen, so enthält derselbe auch treffliche Proben der Baukunst aller Zeiten und Völker, und mehrere tausend Abgüsse antiker und moderner Statuen und Büsten, deren Betrachtung ebenso unterhaltend wie belehrend ist. Wenn auch die Sammlungen durch den gänzlichen Mangel an Originalen theilweise einen etwas un-

ächten Eindruck machen, so ist doch diese, in solcher Vollständigkeit einzig dastehende Zusammenstellung meist vortrefflicher Nachbildungen von Kunstwerken aus alter und neuer Zeit, deren Originale über die ganze Erde zerstreut sind, von höchstem Interesse. Und daneben hat man noch Räumlichkeiten geschaffen für alle erdenklichen Bequemlichkeiten, wie Restaurationen, Bibliothek, Lesezimmer, Post und Telegraphenanstalt und dergl. Doch wozu die Einleitung, laßt uns zusammen einen Gang durch den Palast machen.

Wir beginnen mit der naturhistorischen Abtheilung, welche zwischen lebenden Blumenbeeten und Gesträuchgruppen Nachbildungen verschiedener Menschenracen in natürlicher Größe aus allen Erdtheilen enthält, plastische Gruppen in verschiedenster Lebensthätigkeit; dazwischen ausgestopfte Thiere aus den entsprechenden Ländern. Die Nachahmungen der Lebensbewegungen sind sehr getreu und interessant. Beim Austritt aus dieser Abtheilung zeigt sich ein Wasserbassin mit herrlichen Blattpflanzen.

Man betritt sodann die Reihe der sogenannten courts (Höfe), welche die ganze westliche Länge des Gebäudes einnehmen und Nachbildungen der verschiedensten Baustyle und Sculpturen, von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart enthalten. Der erste, ein Pompeianischer Hof, stellt ein ganzes römisches Haus aus der Zeit des Titus dar mit historisch genauer innerer Einrichtung. Man kann in diesem Gebäude, wie in allen folgenden, bequem umhergehen. Der ägyptische Hof enthält das Felsengrab von Beni Hassan, und einen Tempel aus der Zeit des Ptolomäus (350 J. v. Chr.), der griechische Hof unter Anderem eine gute Nachbildung der Laokoongruppe, des Discuswerfers u. s. w. In dem römischen Hof sehen wir ein Gypsmodell des Parthenon's zu Rom; dann folgt der Alhambra-Hof, enthaltend einen der interessantesten Theile des berühmten Palastes in Granada, den Löwenhof, die Gerechtigkeitshalle und den Saal der Abenceragen. Daran reiht sich der assyrische Hof, ein altägyptisches kolossales Fürstengrab enthaltend.

Der mittlere Theil des Querschiffes des Krystall-Palastes ist in ein Palmenhaus von großartigen Dimensionen um-

gewandelt, man spaziert unter köstlichen hohen Palmen, Farren, und sonstigen tropischen Pflanzen der seltensten und größesten Art ein Wasserbecken entlang, das mit Gold- und Silberfischen bevölkert ist. Exotische, buntschillernde Vögel fliegen kreischend umher, behende Affen schwingen sich von Baum zu Baum, die Temperatur ist eine erhöhte, ohne heiß zu sein, und so geht man wie im Traum befangen, in der Tropenwelt dahin. Beim Verlassen des Querschiffes bewundern wir noch einen 174′ hohen Riesenbaum, und sehen uns dann vor dem byzantinischen und romanischen Hofe, enthaltend Copien einzelner Theile der Dome zu Cöln und Hildesheim. Weitere drei Höfe enthalten Proben der deutschen, englischen und französischen Gothik; der nun folgende Renaissance-Hof macht uns mit berühmten Bauten in Florenz und Venedig (Dogenpalast) bekannt. Daran reiht sich der italienische Hof, einen Theil des von Michel Angelo vollendeten Palastes Farnese enthaltend. Hieran schließt sich noch eine mit vielen plastischen Kunstwerken gefüllte Halle, und dann gelangt man in die industriellen Abtheilungen.

Hier sind echte Proben der Porzellanfabriken von Sèvres, Meißen, Berlin, Wien rc. ausgestellt; dann kommen Glaswaren aller Art, die gewerblichen Erzeugnisse aller Hauptfabrikdistricte. Dann eine Gemäldegallerie, Oelbilder, Aquarelle, Photographien u. A. enthaltend; ferner eine Menge von Gegenständen aus Indien und China, darunter besonders schöne ostindische und malayische Waffen. Hierauf präsentiren sich uns Modelle, sowohl von Kunstbauten, wie von Schiffen aller Art. Dem folgt eine Porträtgallerie, bestehend aus Büsten berühmter Männer aus allen Ländern, Büste neben Büste, bei genauer Betrachtung allein Tage Zeit in Anspruch nehmend. Ueberall, wohin der Blick fällt, eine Fülle der interessantesten Gegenstände. Ich hatte mir viel von Sydenham versprochen, aber meine Erwartungen wurden noch weit übertroffen. Im Großen Ganzen gleicht die innere Einrichtung des Krystall-Palastes einem Wintergarten in den riesigsten Dimensionen. Wir sind überall umgeben von einer üppigen Vegetation, Schlinggewächse aller Art schlingen sich an den Pfeilern und Wänden in die Höhe, zahl-

reiche Springbrunnen schicken plätschernde klare Wasserstrahlen in die Luft, dabei wandelt man auf weichem Boden, und hat ringsum die Kulturgeschichte aller Zeiten und Völker vor Augen. Man weiß nicht, wohin zuerst man den Blick wenden soll. Mir war es, als befände ich mich unter einem Zauberbann, als gehe eine geistige Umwälzung mit mir vor, und freudigen Muthes sagte ich mir, daß der Anblick solcher Herrlichkeiten einem Merkstein in der Zeitrechnung des Lebens gleichbedeutend sei. Sydenham ist eine Märchenwelt für sich, die man gesehen haben muß, um meine enthusiastische Schilderung zu verstehen. Mir waren die Stunden wie Minuten vergangen, es begann zu dunkeln, da flammten überall die Gasflammen auf, ein Lichtmeer über Alles ausgießend. Gleichzeitig setzten sanfte Klänge einer Riesenorgel ein, den Beginn des Concertes im mittleren Theile des Gebäudes verkündend. Unter dem Eindrucke der herrlichen Umgebung stimmten die ernsten Weisen der von Ferne erklingenden Kirchen-Orgel mich ungemein weich, ich überließ mich auf einer einsamen Bank lange meinen Träumereien, und wohin sonst hätten meine Gedanken mich führen können, als in Euere Mitte! Wie gern hätte ich Euch an meiner Seite gehabt, wie würde ich doppelten Genuß von dem Tage gehabt haben, wären wir vereint gewesen! —

Den Faden der Erzählung wieder aufnehmend, will ich noch erwähnen, daß ich im Garten des Palastes auch mit einer pneumatischen (Luftdruck-) Eisenbahn eine kurze Strecke gefahren bin, eine ganz neue, wissenschaftliche Erfindung, von der Ihr wohl gelesen haben werdet. Mit der Eisenbahn in mein Hôtel zurückkehrend, fand ich dort einige Bekannte vor, die sich erboten, mich am Abend zu begleiten. Wir gingen zu Evans, einem berühmten, schon seit Jahrhunderten bestehenden Concertlocal, wohin sich die Parlamentsmitglieder in den Pausen zwischen den Sitzungen zurückzuziehen pflegen, um sich geistig und leiblich zu erfrischen. Die Besitzer halten auf strenge Etiquette, Frauen sind nicht nur im Zuhörerraum ausgeschlossen, sondern auch bei den Mitwirkenden. Alle Sopran- und Altstimmen, sowohl im Chor, wie solo werden mit Knaben besetzt,

und machten deren frisch schmetternde Stimmen keinen übeln Eindruck. Die von Männern und Knaben (Alle in übereinstimmender Kleidung mit übergeschlagenem weißen Hemdkragen) vorgetragenen gemischten Chöre waren klassische Compositionen alter wie neuerer Meister, und ließ die Ausführung nichts zu wünschen übrig. Auf alle Fälle sind diese kleinen Solisten leichter zu dirigiren, und billiger im Honorar, als berühmte Sängerinnen; das mag wohl für den Unternehmer mit ein Grund zum Festhalten an der alten Etiquette sein.

Nun kam ein Sonntag — ein trauriger Tag in London! Zum Glück war das Wetter außergewöhnlich heiter und freundlich, so daß ich den ganzen Tag auf den Beinen sein, und Kreuz- und Querzüge durch die Straßen machen konnte. In Begleitung eines Bekannten machte ich Früh Morgens eine Fahrt auf der Themse, um den Anblick der belebten Ufer mit den riesigen Bauten rechts und links zu genießen. Bei der London-bridge gingen wir an's Land, betrachteten von außen den Tower, die Münze, einige Docks, und marschirten dann durch den berühmten Tunnel unter der Themse hindurch zum anderen Ufer. Es laufen in einer Länge von 1300′ zwei geräumige Bogengänge neben einander her, die wohl beleuchtet sind, aber doch im Ganzen einen öden wüsten Eindruck machen. Man sieht es gewissermaßen den Wänden an, daß die Finanzverhältnisse des Unternehmens schlechte sind — der Tunnel wird wenig oder gar nicht mehr benutzt.

Am jenseitigen Ufer gelangten wir in einem thurmartigen Treppenhause wieder an die Oberwelt und setzten unsere Entdeckungsreise auf der Themse in einem Ruderboote und weiterhin zu Fuße fort, vorbei an der Bank, dem manseon-house, wo der Lordmajor wohnt, der Börse, der Post u. s. w., lauter gewaltige, aber geschmacklose Bauten; auch Newgate wurde betrachtet, und dann der Wissenschaft wegen einige Stationen entlang mit der unterirdischen Eisenbahn gefahren. An Verkehrsadern fehlt es in London nicht, doch reichen sie für den enormen Andrang immer noch nicht aus. An einer Stelle sah ich in der Luft über den Häusern, wie ein Zug über einen andern hinweg

kreuzte, man darf gar nicht daran denken, daß die Geschichte einmal zusammenbrechen könnte, das gäbe ein Unglück, welches Tausenden das Leben kosten könnte. Immer weiter führte mich mein Begleiter, nach Regents-Hyde,- und St. James-Park, weitausgedehnte Gartenanlagen mit Waldwiesen und prächtigem alten Hochwald. Auch den Primrose hill erstiegen wir, wo die berühmten und berüchtigten Massen-meetings abgehalten zu werden pflegen. Der zoologische, und der botanische Garten, durch welche wir einen Gang machten, stehen beide den Instituten dieses Namens in Paris weit nach; dann ging es — immer im Omnibus oder cab — über den Waterloo-Platz mit der Yorksäule nach dem Buckingham-Palast, wo die Königin residirt, solange sie in London weilt. Den Beschluß machten wir mit der Caserne der horseguards, lauter hochgewachsene, kostbar uniformirte Truppen beherbergend, und dann fuhren wir todmüde nach Hause. Es war ein sehr anstrengender Tag, und manche Meile mögen wir zurückgelegt haben, doch hatte ich mir ein gutes Bild von der gewaltigen Ausdehnung der Stadt, und der Lage seiner bedeutendsten Bauten verschafft, ich hätte den Sonntag nicht besser anwenden können.

Der Montag war, nach Erledigung einiger Besuche, den Haupt-Sehenswürdigkeiten London's vorbehalten, dem British-Museum, der Westminstre-Abtey, und dem Tower. Das British-Museum giebt dem Pariser Louvre wenig nach, ja, ist in einigen Abtheilungen noch bedeutender, doch fehlt ihm die wohlthuende geschmackvolle Anordnung, welche dem Louvre eigen. Ich will versuchen das zu schildern, was ich hier von dem Pariser Museum Abweichendes fand. Man gelangt durch einen majestätischen Eingang, ein von 44 jonischen Säulen getragenes Giebelfeld, in eine geräumige Vorhalle, und durch diese in die Säle. Hier sind Schätze gleicher Art, wie im Louvre aufgehäuft, die ich schon dort Euch beschrieben habe. Zu den unschätzbaren Perlen des British-Museum's gehören in erster Reihe die im J. 1801 von Lord Elgin nach England gebrachten weltberühmten Sculpturen des Parthenon's, des Minervatempels in Athen, von Phidias ausgeführt, entsetzlich verstümmelte Figuren und Gruppen,

welche das Giebelfeld jenes Tempels schmückten, die auch in der jetzigen Gestalt noch das herrliche Ebenmaß und die bis heute noch unerreichte technische Vollendung dieser Kunstwerke erkennen lassen. Hervorzuheben ist ferner eine Sammlung vortrefflich erhaltener Steine mit altpersischer Keilschrift, dabei der berühmte „Stein von Rosette", dessen dreifache Inschrift — in Hieroglyphen, gewöhnlicher ägyptischer und griechischer Schrift — den Schlüssel zur Entzifferung der Hieroplyphen zuerst geliefert hat. Auch wäre hier noch die bekannte „Portland-Vase" zu nennen, ein etwa 10 Zoll hohes urnenartiges Gefäß aus blauem Glase mit weißem Relief und Glasguß, das schönste bis jetzt bekannt gewordene Gefäß dieser Art, und deshalb von unschätzbarem Werthe. Die ethnographischen Sammlungen übergehe ich, aus der Abtheilung fossiler Gegenstände aber nenne ich den berühmten Ichthyosaurus, für Kenner eine Relique ersten Ranges. Mich interessirte mehr die Collection von etwa 30,000 seltenen Handschriften, und die weltbekannte Bibliothek mit einem Lesezimmer, welches 300 Lesern einen bequemen und zweckmäßig eingerichteten Platz zum Lesen und Schreiben gewährt. Das Wenige, was ich von der Anordnung der Bibliothek sah und hörte, erweckte das größte Verlangen in mir, mehr davon kennen zu lernen, doch mußte ich mich davon trennen, da meine Zeit knapp war.

Auf dem Wege zur Westminstre-Abtey besuchte ich noch das Ostindische Museum, erkannte aber bald, daß die holländischen Museen in Leyden und im Haag in dieser Richtung besser unterhalten sind, und hielt mich deshalb nicht lange dabei auf. Mein höchstes Interesse aber erregte die Westminstre-Abtey, die jetzt nahezu 1200 Jahre alte wunderschöne Kirche, die öfter zerstört, immer wieder aufgebaut wurde. Schon als Bauwerk an sich interessant, bietet namentlich das Innere durch die Grabstätten und Mausoleen in oft herrlicher Sculpturarbeit eine wahre lebendige Chronik des englischen Volkes. Hier ruhen Männer wie Graf Stafford, Talbot, William Dudley, auch Maria Stuart, Heinrich VII., die Königin Elisabeth, die Söhne Eduard's, James Watt, Eduard der Bekenner, Admiral Totty, Capitän

Cook der Weltumsegler, die Dichter Milton, Oliver Goldsmith u. A. m. Andere berühmte Namen, wie Shakespeare, Händel, Congreve, William Pitt, Fox, Newton u. s. w. lesen wir auf Gedenktafeln an den Wänden. Ein in der Mitte der Kirche abgegrenzter Raum enthält Chorstühle von ganz wunderbar schöner alter Schnitzarbeit, jeder Stuhl gehört einem Ritter des Bath-Ordens, dessen feierliche Sitzungen hier abgehalten werden. Kirchendiener in alterthümlicher Tracht geben bereitwilligst sachkundige Auskunft, welche immer auf's neue zu weiteren Fragen und Studien anregt. Mein Begleiter mußte erst wiederholt zum Aufbruch mahnen, bis ich mich von dem hochinteressanten Orte zu trennen vermochte.

Beim Austritt aus der Kirche hat man vor sich den Riesenbau des Parlamentes im zierlichen Tudorstyl. Die eine lange Front grenzt unmittelbar an die Themse, und gewährt von dieser aus betrachtet einen überaus imposanten Anblick, der noch durch das Spiegelbild im Wasser gehoben wird. Auf einem der flinken, kleinen Themse-Dampfboote erreichte ich in etwa halbstündiger Fahrt den Tower. Absichtlich hatte ich mir den Besuch dieses Ortes bis zuletzt aufgespart, um mich ungestört dem Eindrucke hingeben zu können, den ich von diesem denkwürdigen Punkte London's erwartete. Haben sich doch in diesem Staatsgefängnisse die düstersten Tragödien der englischen Geschichte abgespielt, alle Staatsumwälzungen markirten sich im Innern dieser Zwingburg durch blutige Hinrichtungen. Hier endeten unter dem Beile des Henkers, um einige Namen aus dem 16. Jahrhundert zu nennen, edele Männer wie Thomas Moore, der Graf von Essex, Surrey, Lord Seymour, Lord Somerset u. A., auch der Graf und Viscount Stafford, der Herzog von Monmouth und viele andere, wer nennt die Namen alle der edeln Geschlechter des Landes, die hier für ihre Ueberzeugung, oder auch für ihren Verrath den Tod erlitten! Schon die Eingänge bezeichnen den Charakter der starken Festung, sie heißen das Eiserne Thor, das Blutthor, das Löwenthor und das Verrätherthor.

Der Tower liegt auf einem mäßigen Hügel, besitzt acht Thürme, eine doppelte Festungsmauer mit einem Schlammgraben

dazwischen, und ist noch heute mit Kanonen und Militär stark besetzt. Er gilt als Citadelle von London für uneinnehmbar. Die Civilbeamten der Festung gehen in alterthümlicher Tracht, Schnallenschuhe, weite Kniehosen und gerissene Wämser mit gepufften Aermeln und Federbarett, was den seltsamen Eindruck der Umgebung für den Besucher erhöht. Unser Führer brachte uns zuerst in das Zimmer, in welchem die unglücklichen Söhne Eduard's IV. ermordet wurden, dann in die Rüstkammern, reich mit allen erdenklichen Waffen-Trophäen an der Decke und den Wänden geschmückt; daran schloß sich eine lange Gallerie, in welcher eine Reihe geharnischter Ritter zu Pferde aufgestellt war. In einer Sammlung von Folterwerkzeugen aller Art wurde auch der Block und das Beil gezeigt, auf und mit welchem die unglückliche Jane Grey hingerichtet wurde, man sieht den Einschnitt, den das sausende Beil gemacht hat. —

Da der Tower der sicherste Ort in ganz London ist, so sind hier in einem bombenfest gemauerten gewölbten Gemach auch die englischen Kronjuwelen untergebracht, mit ihrer Pracht das Auge geradezu blendend. In starken Glasbehältern erblickt man hier die Insignien der höchsten Gewalt in England: Krone, Reichsapfel, Scepter und Schwert, daneben auch den Fürsten der Diamanten, den „Cohinor", der größte aller bekannten Diamanten, ein Stein von wunderbarem Strahlenglanze. Der Führer gab den Werth dieser Kronjuwelen auf drei Millionen Pfund (etwa 20 Millionen Thaler) an.

Man zeigte uns ferner den Kerker der vornehmen Staatsgefangenen, in dem z. B. die unglückliche Königin Anna Boleyn ihre letzten Tage zugebracht hatte. An den Wänden las man viele Namen und Sprüche, welche von den Gefangenen selbst eingegraben waren. Die Aussicht des einzigen Fensters ging direct auf den geheimen Richtplatz, und legt noch heute Zeugniß ab von der fürchterlichen, brutalen Anschauung jenes grausamen Zeitalters, das den unterliegenden Gefangenen nicht nur körperlich, sondern auch geistig zu martern verstand. Neben diesem geheimen Richtplatz befindet sich der Kirchhof, der alle Opfer des Tower aufgenommen hat. Es giebt wohl kaum einen andern

Fleck der Erde, welcher so traurige Erinnerungen erwecken kann, als dieser kleine Kirchhof. Hier ist der Tod nicht, wie in der Westminstre-Abtey, der Gefährte des Ruhmes und der Dankbarkeit, hier sieht man kein Zeichen treuer Liebe von Verwandten oder Freunden — nein, nur an die schwärzesten Unthaten mahnt hier der Tod, an Treulosigkeit, Undank und Feigheit falscher Freunde. Nur der einfache Name bezeichnet das Grab, aber welche Erinnerung an Größe und Edelmuth steht bei Vielen in unsichtbarer Schrift dabei, welche der Terrorismus aller Zeiten nicht auslöschen wird! In ernster Stimmung verließ ich über die Zugbrücke den Ort, den noch einmal wiederzusehen ich kein Verlangen trage. —

Ich mochte doch mit diesem letzten trüben Bilde nicht von London scheiden; noch einmal lenkte ich meine Schritte nach der City, ließ das gewaltige Treiben dort auf mich wirken, und gönnte mir zum Abschied den Besuch der St. Paul's Cathedrale, die, ebenfalls auf einem Hügel gelegen, die ganze Stadt weithin überragt. Der Peterskirche in Rom nachgebildet ist der Londoner Dom doch viel kleiner, etwa 500′ lang. Ueber dem mittleren Bau wölbt sich eine riesige Kuppel von 400′ Höhe bis zur Spitze gerechnet. 22 Stufen von schwarzem Marmor führen in der ganzen Breite der Kirche zu einer 50′ hohen corinthischen Säulenhalle, über welcher sich eine zweite Säulenreihe erhebt, welche das Giebelfeld mit einem kolossalen Relief trägt. Ihr könnt Euch denken, welch' einen imposanten Anblick diese Front bietet. Zwei Thürme von 220′ Höhe begrenzen rechts und links die Front, zwischen denen, etwas zurücktretend, die riesige Kuppel hoch hinausstrebt. Das Innere giebt dem Eindrucke des Aeußern an Großartigkeit nichts nach. Wie in der Westminstre-Abtey sind auch hier vielen berühmten Engländern kostbare, künstlerisch schöne Monumente errichtet, besonders darunter zu nennen zwei Marmor-Sarkophage, welche die Gebeine von Wellington und Nelson enthalten. Der kirchliche Charakter des Domes geht auch hier ganz verloren in den Denkmälern, wie ich schon früher angedeutet habe.

Durch die eintretende Dunkelheit zur Heimkehr gezwungen fand ich im Hôtel zwei Bekannte meiner wartend vor, die mich

aufforderten, den Abend mit ihnen im Drurylane-Theater zu verbringen, wo Shakespeare's Macbeth gegeben wurde. Gern ergriff ich die Gelegenheit zu sehen, wie man in London den großen Dichter auf der Bühne behandelt. Mir gefiel manches nicht. Charakteristisch für den Ernst, den der Engländer diesem Drama entgegenbrachte, war es, daß zur Einleitung eine ganz gehaltlose einaktige Farce vorhergeschickt wurde; gleich daran schloß sich die ernste Scene der Hexenerscheinung auf dem Felde und so weiter die Reihenfolge der düsteren Thaten, welche ihren Ursprung in der Tigerseele der Lady Macbeth finden. Von der Sprache entging mir viel, obgleich ich das Stück genau kenne; ich richtete also meine Aufmerksamkeit besonders auf das Spiel, die Mimik, und den Ausdruck in der Declamation. Die letztere litt ersichtlich an Uebertreibung, denn natürlich kann man es nicht mehr nennen, wenn Macbeth abwechselnd von langem Geflüster zum lauten Gebrüll, bis zum Ueberschnappen der Stimme, übergeht, und zwar fortwährend. Wo bleibt da die Natur? Man sagte mir, der Geschmack des Publicums verlange ein solches Spiel, dann aber beklage ich beide, Schauspieler wie Hörer, welche solche Verirrungen cultiviren.

Die Ausstattung war großartig, das Drurylane-Theater ist ja berühmt wegen seiner Scenerien und Kostüme. Bei der letzten Kampfscene z. B. waren gewiß 2—300 Personen in einem regelrechten, aufregenden Gefechte thätig, und Macbeth's Fall hob sich daraus hochdramatisch ab. Eine Mondschein-Landschaft wurde vorgeführt, welche zauberhaft wirkte. Der Total-Eindruck auf die Sinne war großartig, unvergeßlich, man merkte es den Spielenden nicht an, daß sie dasselbe Stück bereits seit 250 Abenden hintereinander gegeben hatten.

Spät suchte ich mein Lager auf, doch lange vergebens den Schlaf. Halb wachend, halb träumend sah ich noch einmal alle Gestalten an mir vorüberschweben, welche im Laufe des heutigen Tages meine Phantasie in so aufregender Weise beschäftigt hatten. Erst gegen Morgen fand ich Erquickung im Schlaf. —

Am Dienstag ging es heimwärts. Um 11 Uhr Mittags begab ich mich zur Themse und nahm directe Passage bis

Rotterdam auf dem Steamer Waterloo. Das Schiff war groß und bequem eingerichtet, und ich rechnete auf eine angenehme Fahrt in den üblichen 18 Stunden bis Rotterdam. Doch ich hatte mich auch hier verrechnet. Anfangs ging Alles gut, die Themse-Ufer boten mit ihren belebten Städten und Fabriken, bei dem regen Verkehr auf dem Flusse selbst, die interessanteste Unterhaltung. Man speiste Abends in der Kajüte table d'hôte, und ging dann hinauf auf Deck. Hier war die Scenerie inzwischen ganz verändert. Die Themse war bereits verlassen, wir waren in offener See, und hatten mit hohem Wellengange bei widrigem Winde zu kämpfen, wie das im Canal so oft passirt. Zwei Meilen von der holländischen Küste entfernt erklärte der Capitän, er müsse vor Anker gehen und besseres Wetter abwarten, da die Einfahrt in die Maas bei solchem Wetter nicht ohne Gefahr sei. Da uns mit einem Aufrennen auf die holländische sandige Küste nicht gedient gewesen wäre, trösteten wir uns über die verzögerte Ankunft, und sahen den Anker rasselnd in die Tiefe rollen. Kaum hatte er Grund gefaßt, so fing das Schiff an zu reiten, eine Bewegung, welche sich von dem Schlingern in offener See unvortheilhaft dadurch unterscheidet, daß ganz unregelmäßig Rucke und Stöße durch das Schiff gehen, je nachdem die schaukelnde Bewegung durch die Ankerkette gehemmt wird. In dieser unbehaglichen fortwährenden körperlichen Unruhe verbrachten wir 10 lange Stunden vor Anker in offener See; daß ich nicht seekrank dabei geworden, wundert mich heute noch. Endlich, endlich stellte sich die erlösende günstige Fluth ein, und nahte in seinem Boote der Lootse, der uns glücklich, nach 30 stündiger Fahrt nach Rotterdam brachte. Mit dem Betreten des holländischen Bodens kann ich meine Erlebnisse abschließen. Die kurze Strecke bis Amsterdam wurde in ein paar Stunden zurückgelegt; am Mittwoch Abend saß ich wieder in meinem behaglichen Stübchen beim Thee, vom nahegelegenen Thurme ertönte im Glockenspiel ein altes Volkslied, und tiefes Schweigen lag über den Grachten der Stadt. —

Ober-Italien.*)

Mißvergnügt schlenderte ich im Sommer 1882 mit meinem Freunde in den Straßen von Innsbruck umher. Wir waren, er von Amsterdam, ich von Berlin kommend, auf Verabredung in Kufstein zusammengetroffen, um eine Fußtour in altgewohnter Weise, den Ranzen auf dem Rücken, in den Oetzthaler und Ortler Alpen zu machen. Aber schon während der Fahrt durch das Innthal zeigten sich die Bergriesen zu beiden Seiten in bedenklichem Zustande. Es regnete hier wie auf dem Flachlande, das wir hinter uns gelassen. Je mehr die Eisenbahn höher und höher gegen das Gebirge anstieg, um so mehr senkten sich die Wolken in das Thal herab, bis schließlich ein Nebelmeer ringsum alle Aussicht in die Landschaft versperrte.

Das ging so fort bis Innsbruck, wo wir beschlossen, vorläufig Halt zu machen, und uns bis zum Eintritt günstiger Witterung die Zeit zu vertreiben. Aber was kann die, landschaftlich allerdings großartig schön gelegene Hauptstadt Tyrols bei schlechtem Wetter einem Großstädter, der auf's Wandern in den Bergen versessen ist, bieten? Zwar klärte sich der Himmel am andern Tage etwas auf, aber die Bleidecke lagerte sich nur zu bald wieder an den Bergen. Die gewaltige Kette der Kalkalpen, die nördlich des Inn schroff in's Thal fällt, war nur in den unteren Parthien grau in grau sichtbar, ebenso der von Westen nach Osten sich hinziehende Solstein. Keine jener schneebedeckten Spitzen, die bei hellem Sonnenschein früher mich so entzückt hatten, wie die Rockspitze, die Seegrubenspitzen und das Rumerjoch, war zu sehen, nicht einmal der nahegelegene Berg Isl, wo ich so gern dem lustigen Knallen der Kaiser-Jäger in ihren Schießständen zugeschaut hätte. Unaufhörlich rieselte aus dem Wolkenschleier der Regen herab.

Anfangs versuchten wir, mit dem frischen Humor des eben die Reise beginnenden Touristen, der Situation die lustige Seite abzugewinnen. Wir besuchten trotz Regen wiederholt, was

*) Als Manuscript gedruckt erschienen „Weihnachten 1882".

Innsbruck an Sehenswürdigkeiten aufzuweisen hat; erfreuten uns namentlich in der Franziskanerkirche an den herrlichen Rittergestalten (darunter zwei treffliche Arbeiten von Peter Vischer), welche den berühmten Sarkophag Kaiser Maximilian's I. umstehen, und flanirten in den Laubengängen der Stadt, in denen sich das Volksleben, das Kaufen und Verkaufen so urgemüthlich abspielt. Wir bewunderten vor den Schauläden der Kunsthandlungen die zierlichen Schnitzarbeiten der Berchtesgadener Holzindustrie, auch die vortrefflichen, auf kleine Holztäfelchen gemalten Miniaturcopien der jetzt so beliebten Defregger'schen Gemälde. Abends zogen wir mit der Regimentsmusik, die zum Zapfenstreich einen Umzug durch die Stadt hielt, ein paar Straßen im Marschtritt auf und ab, oder schauten „beim Brennößl", der beliebtesten Restauration, dem lautlosen Kegeln auf festgestampfter Lehmbahn zu.

Wir bemühten uns, die Langeweile mit Anstand zu ertragen und verschmähten deshalb auch nicht, eine Wettersäule, die in den Promenaden-Anlagen auf dem rechten Ufer des reißenden Innstromes errichtet ist, eifrig zu studiren. Uebrigens ein interessantes Objekt, so eine meteorologische Säule, man kann auf die bequemste Weise an ihr seine Kenntnisse erweitern; keine Stadt sollte versäumen, ihrer Bevölkerung dieses interessante Bildungsmittel zu verschaffen. Man findet sie bis jetzt nur vereinzelt, so sah ich sie in diesem Jahre nur in Cassel, Nürnberg und in Innsbruck. Weshalb nicht auch in Berlin? sie könnte uns gleich gute Dienste leisten, wie die Normal-Uhren. Der Obelisk in Innsbruck belehrte uns, unter welchem Breiten- und Längengrade, und wie hoch über dem Meere die Stadt liegt. Thermometer und Barometer wiesen mit peinlichster Genauigkeit nach, wie erbärmlich schlecht das Wetter war. Die telegraphisch eingegangenen an der Säule bekannt gemachten Witterungsberichte der deutschen Seewarte und anderer meteorologischer Hauptstationen erweckten die trübsten Befürchtungen in uns. Die verzeichnete Durchschnitts-Menge des jährlichen feuchten Niederschlages, sowie die Durchschnittstemperaturen waren auch wenig ermuthigend. Die Angaben, welche Tages-

zeit es gleichzeitig mit Insbruck in Petersburg, New-York, London u. s. w. war, ließ uns gleichgültig; als wir aber lasen, daß Innsbruck es im ganzen Jahre auf höchstens 36 wolkenfreie, sonnenklare Tage zu bringen pflegt, da faßte uns Entsetzen. Die Geduld war zu Ende. Nach kurzer Berathung ging es schnell zurück zum „Hotel zum goldenen Adler" — „golden" ist die Hälfte der Gasthöfe im Süden, wenigens dem Namen nach — hurtig packten wir unser weniges Gepäck zusammen, und bald lösten wir am Bahnhof-Schalter ein Billet nach Venedig, in der Hoffnung, daß jenseits der Alpen der Himmel uns ein freundlicheres Gesicht zeigen möchte, wie hier in Innsbruck, wo alle die vielen Touristen, die aus den Bergen flüchteten, nur zu sagen und zu klagen wußten von wochenlang schon anhaltendem Regen. Und wir sollten uns in unserem Vertrauen auf die Wetterscheide der Alpen nicht täuschen!

Schon während der Fahrt über den Brenner klärte sich der Himmel auf, Sonnenschein lag bald auf der Landschaft, und je höher wir kamen, desto reiner und schärfer wurden die Conturen der schneebedeckten Berge.

Die Brennerbahn, welche die Centralalpen Tyrol's über derem niedrigsten Sattel, 1367 Meter hoch überschreitet, ist gegenwärtig durch die Gotthardbahn etwas in den Hintergrund gedrängt. Wie so Vieles, scheinen auch die Alpenpässe der Mode unterworfen zu werden. Die Mehrzahl der südlichen Touristen ging in diesem Sommer durch den Gotthard-Tunnel. Das kam den Wenigen, die gleich uns die österreichische Linie nach Italien benutzten, sehr zu Statten: nach Belieben konnte man im Eisenbahn-Coupé rechts und links ausschauen und sich an den Wundern der Natur und der Baukunst erfreuen. Die Letztere feiert hier nicht weniger große Triumphe, als sie der Gotthardbahn nachgerühmt werden, abgesehen von dem Tunnel durch den St. Gotthard selbst, dem die Tunnel der Brennerbahn an Länge allerdings nicht gleichkommen.

Die Brennerbahn wurde in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von drei Jahren, 1864—1867, von etwa 30,000 meist italienischen Arbeitern erbaut, sie zählt nicht weniger als

20 Tunnel und 61 größere Brücken von Eisen-Constructi
Wie beim Gotthard bildete auch hier die Bewältigung des
Thale strömenden Wassers eine Hauptschwierigkeit. Oft ist d
nur gelungen durch einen regelrechten bergmännischen Abl
der Quellen, oder durch Wasser-Tunnel unter der Bahn hinw
auch durch Stützmauern bis zu 10 Meter Dicke in dem morän
artigen Steinen-Geschiebe. In kühnen Curven mit bedeuten
Steigung, die lustig plätschernde Sill auf Brücken fortwähr
hin und her überschreitend, dabei Tunnel bis zu 950 Me
Länge durchsausend, durchfährt man die Strecke von Innsbr
bis Botzen mit dem Eilzuge in etwa 5—6 Stunden o
nennenswerthen Aufenthalt unterwegs. Nur oben auf der P
höhe, der Wasserscheide zwischen dem adriatischen und d
schwarzen Meer hält der Zug etwa 10 Minuten. Man si
hier die von Osten kommende Sill zum Inn, den von Wes
aus einem kleinen Hochsee entspringenden Eisack zur E
hinabfließen.

Bei empfindlich kühler Temperatur versammeln sich ein
Passagiere des Zuges um den geheizten Ofen des bescheider
Stationsgebäudes. Die Scenerie trägt den Charakter
Vereinsamung, wie er dem Hochgebirge eigenthümlich ist. E
dürftige Vegetation, in welcher der Lärchen- und Zirbelba
dominirt, ein ödes Felsgeklüft, ringsum absolute Stille in
Natur, nur der aufgefahrene Zug mit den ab- und zuspringend
Insassen und Schaffnern belebt das Bild.

Bald geht es weiter. In der militärisch starken Franzen
feste, wohin wir thalab auf der südlichen Seite zunächst gelang
beginnt wieder die Civilisation; dort kommt auch der Mag
der bis dahin auf der ganzen Route sehr stiefmütterlich
handelt wurde, wieder zu seinem Rechte, wir erweisen ein
einladenden Imbiß alle Ehre. Weiterhin, immer neben d
munter rauschenden, mitunter hübsche Wasserfälle bildenden Eis
kommen wir über Brixen, dem Sitze des tyrolischen Für
Bischof's, nach Botzen, wo sich rechts die Bahn nach Mer
abzweigt. Wir bleiben auf der Veroneser Linie. In Begleitu
der von Meran herkommenden Etsch geht es dann über Trie

dem Tridentum der alten Römer, der prächtigen Hauptstadt von Wälsch-Tyrol, bis Station Roveretо, wo wir Halt machten, um von hier aus am folgenden Tage den Garda-See zu besuchen.

Wir sind zwar noch auf österreichischem Gebiete, aber die deutsche Sprache, deutsche Sitten und Gebräuche haben schon dem Italienischen Platz gemacht. Es wird hier, nahe der Grenze, von der Bevölkerung die deutsche Sprache ebenso perhorrescirt, wie in Elsaß-Lothringen und in Nord-Schleswig, und wie umgekehrt von den Deutschen in den russischen Ostsee-Provinzen das Russische, in Böhmen die czechische Sprache. Die Grenzbewohner fühlen sich eben anderen Stammes, mag in Rußland, Oesterreich und Deutschland die politische Grenzlinie gezogen werden, wie sie will, stets wird die unterjochte Grenzbevölkerung mit einem gewissen Fanatismus darauf bedacht bleiben, sich die ihnen zugestandenen, oder vorenthaltenen Stammeseigenthümlichkeiten zu bewahren. Kein Verständiger wird sich darüber wundern, aber sonderbar berührt es doch, wenn man in solchen Grenzbezirken, wo sich die Nachbarn nicht gerade freundlich gesinnt, plötzlich, wie im Handumdrehen, einen Theil der Bevölkerung den Schein annehmen sieht, als hätte er kein Verständniß für das, was Wand an Wand von ihm geschieht und gesprochen wird. Wir hatten da in Rovereto beispielsweise am folgenden Tage einen Kutscher, der offenbar ganz gut deutsch verstand, als wir in seiner Gegenwart mit dem Oberkellner des Hotels über eine Fahrt nach Riva verhandelten; sobald aber das Geschäft abgeschlossen war, und wir im Wagen saßen, da schien er jedes Verständniß für an ihn in deutscher Sprache gerichtete Fragen verloren zu haben. Uebrigens war die Fahrt mit diesem Italianissimo eine der schönsten Gebirgsfahrten, die ich jemals unternommen habe.

In der Dämmerung um 3 Uhr Morgens brachen wir auf. Während das leichte, offene Cabriolet, gezogen von einem kleinen, muntern Bergpferde mit Schellengeläute durch das üppig angebaute Terrain, durch Maisfelder und Weinberge, zwischen den weißen Mauern der Dörfer, dann wieder durch wilde Felstrümmer sich mühsam das Gebirge hinaufarbeitet, und

bergab in sausender Carrière uns an schwindelnden Abhängen hinführt, steigt die Sonne langsam hinter den Bergen herauf. Zuerst haucht sie die schneebedeckten Kuppen rosig an, von dort senkt sie ihr Licht tiefer und tiefer herab, bis ihre Strahlen auch uns erreichen. Nunmehr geht auch die, bis dahin entzückend frische Morgenkühle allgemach in behagliche Wärme über. Nicht weit mehr von Riva liegt oben im Gebirge ein kleines Kastell mit ausgestelltem militärischen Posten, vornehmlich wohl gegen den Grenz-Schmuggel berechnet. Sobald man dasselbe passirt hat, und der Wagen durch das starkbefestigte Thor über die Zugbrücke hinausrasselt, so erscheint plötzlich tief unten im Grunde der Garda-See in einer gewaltigen Fels-Umwallung, an welcher sich die theilweise direkt in die Felswände eingesprengte Ponalstraße wie ein Faden hinwindet. Auf eine weite Entfernung hin überschauen wir das Vorland, den See, die Ufer und das umliegende Bergland wie eine Reliefkarte aus der Vogel-Perspektive. Ein großartiger Anblick!

Tiefblau wie ein Spiegel liegt der See da, eingerahmt von dunkelgrünen Olivenwäldchen; hochgewachsene buschige Maisfelder treten hie und da in ausgedehnten Breiten bis an das Wasser heran, dazwischen leuchten hell heraus die weißen, durchweg massiven Häuser von Torbole, und weiterhin die von Riva. Der Abstieg zur Thalsohle, bei schnellster Gangart unseres braven Pferdchens, war entzückend schön, und als wir nachdem um 6 Uhr früh unsern Kaffee auf dem Hafenplatz in Riva einnahmen, da glaubten wir nie zuvor solch' köstlichen Mokka geschlürft zu haben. Und nun hinaus auf den See mit dem Dampfer!

Einen ganzen Tag schwammen wir auf dem Wasser, ganz Auge für die Umgebung, und das ungemein schnell wechselnde Farbenspiel der Wellen, welche, je nach der Tiefe des See's, oder seiner Bodenbeschaffenheit, nach der Windrichtung, oder der Färbung der hoch am Himmel hinziehenden leichten Wölkchen, bald smaragdgrün, dann wieder ultramarinblau, oder violett, genug in der ganzen Skala der Regenbogenfarben erschienen. Stundenlang saßen wir plaudernd vorn auf dem Dampfer, der

mit seinem Bug das Wasser scharf durchschnitt, daß die Schaum=perlen hoch bis zu uns hinaufspritzten, und die Wellen lange Furchen in den See hinaus zogen.

Anfänglich hinter Riva sind die Ufer des sechs geographische Meilen langen See's, der, nördlich etwa eine Stunde breit, sich südlich bis zu fünf Stunden Breite erweitert, durchaus wild und unzugänglich; die gewaltig hohen Felswände stürzen schroff in's Wasser ab, keinen Fußbreit Raum für einen Weg lassend. Weiter nach Süden verflachen sich die Ufer allmählig; saftig=grüne Citronengärten werden sichtbar, auf hohen weißen, durch Querbalken verbundenen Mauerpfeilern ruhende Anpflanzungen, aus denen die goldgelben Früchte hell herausleuchten. Weiterhin wechseln kleine Oliven= und Cypressenwälder mit anmuthig ge=legenen Ortschaften ab. Bei jeder legt das Dampfschiff an, eine grazieuse Bogenlinie nach dem Ufer zu beschreibend. In dem kleinen Bootshafen liegt sicher geborgen die Fischer=Flotille mit den grotesk bunten Segeln; die Männer lungern an den Pfosten umher, das ankommende Schiff und seine Insassen musternd, die Weiber liegen in Reihen am Ufer neben einander auf den Knieen, und bearbeiten ihre Wäsche mit dem Holz=schlägel in munterm Takt, nicht minder lebhaft dabei auch das Zünglein rührend. Am Ufer fängt ein Schiffer das ihm zu=geworfene Tau geschickt auf, wir legen an, und nun entwickelt sich für zehn Minuten ein buntes Durcheinander von Menschen, Thieren und Waaren aller Art. Reisende gehen und kommen über die Landungsbrücke, das Schlachtvieh will nicht herauf oder herunter, mit Halloh wird geprügelt, bis der Hammel=sprung der ganzen Heerde schnell vor sich geht. Ab und zu fällt dabei auch ein Stück in's Wasser, das unter Geschrei wieder herausgefischt wird. Lange Reihen von Körben mit Früchten, darunter Massen frischer Citronen, wandern in der Kette der Arbeiter von Hand zu Hand bis auf's Schiff, wo sie auf dem Vorderdeck zu einer Pyramide aufgebaut werden. Alles in fliegender Eile, denn der Aufenthalt dauert nur wenige Minuten; das dritte Zeichen mit der Glocke wird ge=geben, schon fällt das von den Pfosten gelöste Tau klatschend

in's Wasser, da fliegen noch vom Lande her einige leichte Packete auf das Verdeck des abtreibenden Schiffes; die Schraube wühlt das Wasser mit Brausen auf, eine scharfe Wendung, und wir befinden uns wieder auf freier See. Dies interessante Schauspiel wiederholt sich bei jeder Station.

Nun tritt das Gebirge mehr und mehr zurück, bis es im Süden des See's schließlich ganz aufhört. Tiefe Buchten schneiden in die flachen Ufer ein, ein paar hübsch gelegene Inseln zeigen sich noch im Vorbeifahren, endlich kommen wir nach etwa sechsstündiger Fahrt in Desenzano an, der Hauptstation der Fremden, welche in der Saison, d. h. im Frühling oder Herbst, einen längeren Aufenthalt am See nehmen wollen. Von hier aus, rückwärts nach Riva zu gesehen, bietet der See mit der im Hintergrunde sich lang hinziehenden Alpenkette einen wahrhaft prachtvollen Anblick, der sich schwer beschreiben läßt. Das will gesehen sein!

Man hört den Gardasee häufig als den schönsten der oberitalienischen Seen bezeichnen, ich ziehe den Comersee vor, ja, ich möchte den Königs- und Achen-See noch über den Gardasee stellen. Bei aller großartigen Schönheit fehlt ihm in der nächsten Umgebung doch die Lieblichkeit, welche die genannten anderen Seen so vortheilhaft auszeichnet. Er ist mir im oberen Theile zu rauh, mit zu wenig Waldung, während der untere Theil wiederum so ausgedehnt ist, daß man die Ufer, ähnlich wie auf dem Bodensee, beinahe ganz aus dem Gesicht verliert. Immerhin aber ist er eine landschaftliche Schönheit ersten Ranges, die zu besuchen Niemand versäumen sollte, der seine Schritte nach Italien lenkt.

Von Desenzano gelangt man in 10 Minuten mit der Eisenbahn nach Peschiera, von wo das Dampfschiff Nachmittags nach Riva zurückgeht. Auf dem kurzen Wege zum Bahnhofe empfanden wir zum ersten Male die lähmende Wirkung der südlichen Hitze im Hochsommer. Es war eine unglaublich drückende Temperatur, kein Wölkchen am Himmel, die Luft schien förmlich zu zittern, so daß fernliegende Gegenstände vor unsern Augen tanzten. Dazu vollführten die Cicaden, die, zu

Tausenden im Laube der Bäume versteckt, ihre Siesta hielten, eine betäubende Musik, eine sonderbare Musik, die Jeden, der sie zum ersten Mal hört, gewiß frappirt, so auch uns. Je ärger die Hitze, je toller wurde der Lärm, er war so intensiv, daß er das Rasseln des Eisenbahnzuges während der Fahrt übertönte.

Schon die alten Dichter, auch Göthe in seiner italienischen Reise, haben Veranlassung genommen, sich mit den absonderlich schrillen, pfeifenden Tönen dieser Sing-Zirpe zu beschäftigen, ich betrachtete deshalb eines der Thierchen, das uns der Luftzug während der Eisenbahnfahrt in's Coupé warf, mit begreiflicher Neugierde. Fast so groß, wie unser Maikäfer, ist das Insekt von plumper Erscheinung, der Kopf blasenartig aufgetrieben. Der Stimmapparat befindet sich an beiden Seiten des Hinterleibes in einer geräumigen Höhlung. Ein gefälliger, gut unterrichteter Mitreisender theilte mir mit, daß das zur Gruppe der Halbflügler zählende, überaus scheue Thierchen in den Tropenländern vornehmlich heimisch ist, doch auch im südlichen Europa in verschiedenen Arten vorkommt. In Italien richtet es durch Aussaugen der jungen Baumtriebe viel Schaden an.

Diese Cicade mit ihrer betäubenden Musik blieb unser steter Begleiter überall im Freien, dagegen vermißten wir durchaus den Vogelgesang. Kein Wunder! der Aufenthalt wird dort den kleinen Sängern nicht so angenehm gemacht, wie in unsern kühleren Breitengraden. Schattige Wälder, wie Deutschland sie überall besitzt, oder auch nur einzelne hohe, dichtbelaubte, die Aeste und Zweige weitausladende Bäume habe ich in Italien verhältnißmäßig wenige gesehen. Der vulkanische Boden ist im Allgemeinen zu trocken, zu sehr von der Sonnengluth ausgedörrt, um die für Wälder erforderliche Feuchtigkeit hergeben zu können. Nur in Mailand fand ich eine herrliche Allee stattlicher Platanen den Stadtgraben ringsum zierend, und am Comersee üppige Waldungen, sonst meistens mehr magere, als schlanke Cypressen und Pappeln, oder Gruppen von Oliven- und Maulbeerbäumen in der mäßigen Höhe unserer Weiden. Ich bekenne gern, daß mir das Herz ordentlich aufging, als ich später in den Alpen

zuerst wieder unsere stattlichen, duftenden Tannen, und kräftigen Eichen begrüßen durfte, die jenseits ganz fehlten.

Als eine weitere Eigenthümlichkeit, die uns ebenfalls diesem Ausfluge zuerst auffiel, erwähne ich noch das fortwähre Glockengebimmel, welches überall in Italien eifrigst unterhal wurde. Von allen Ortschaften rings um den See ertönten ganzen Tag über bald melodische Akkordgeläute, bald ganz regelmäßige, unmelodische einzelne Glockenschläge. Bei großen Zahl von Kirchen und Kapellen, über die jede Sta jeder Ort, selbst das kleinste Dorf so reichlich verfügt, nim die Bimmelei Tag und Nacht kein Ende; man konnte sich f nach Holland versetzt glauben, wo die Glockenspiele mit ihr steifleinenen Melodien auch überall in recht aufdringlicher We das Ohr belästigen.

Spät in der Nacht brachte uns das flinke Bergpferdche das wir in Riva zurückgelassen, nach Rovereto zurück, mit Siche heit seinen Weg im Gebirge bei schnellster Gangart auch in d Dunkelheit findend. Die Sterne funkelten in wunderbar Klarheit über uns am Nachthimmel, eine angenehme Kühle e quickte uns während der Fahrt, und behaglich in die Plaid gewickelt unterhielten wir uns noch lange bei der Cigarre übe die den Tag über empfangenen Eindrücke. Der Wagen durch flog ein Dorf nach dem andern, in den Ortschaften, die un am Morgen wie ausgestorben erschienen waren, standen jetzt di Leute gruppenweise vor den Thüren, die Frische der Nacht zu genießen, aber alle schweigsam. Kein Gesang oder Scherzen das Charakteristicum unserer Dörfer an Sonntag-Abenden, lief sich vernehmen. Diese Zurückhaltung, ein gewisses gemessenes, ruhiges Wesen ist mir bei der untern Bevölkerung wiederholt aufgefallen. Ich habe später in Venedig einem von vielen Tausenden besuchten Volksfest die ganze Nacht hindurch beigewohnt, aber nicht die mindeste Ausgelassenheit, geschweige denn eine Ausschreitung bemerkt. Es hat das wohl namentlich darin seinen Grund, daß der Italiener sehr mäßig im Genusse geistiger Getränke ist. Wasser und Limonade sind die beliebtesten Erquickungen; das Bier ist schlecht, weil selten begehrt, der Land-

wein wird meistens mit Wasser verdünnt genossen. Dabei bleibt die Bevölkerung nüchtern. Die ruhige Behäbigkeit der Männer und Weiber der niederen Klassen kam mir trotzdem etwas unerwartet; man spricht bei uns so häufig von der lebhaften Beweglichkeit der Italiener, sie muß wohl erst weiter südlich zum Vorschein kommen, in Ober-Italien konnte ich nichts davon bemerken. Uebertroffen dagegen wurden meine Erwartungen durch die angenehme Erscheinung, namentlich der Männer. Während in den Städten ein nach deutschen Begriffen vielleicht etwas zu geckenhaftes Auftreten der Männerwelt vorherrschte, in Kleidung, Frisur und Haltung, so imponirend erschien mir die ländliche Bevölkerung. Auch unter den Schiffern, Arbeitern und Bettlern, wie unter den Dorfbewohnern fand ich prachtvolle Gestalten, von einer Schönheit der Körperbildung, und der Art, sich zu tragen, die wahrhaft klassisch war. Eine natürliche, elegante Anmuth, gepaart mit starkem Selbstbewußtsein, giebt dem Italiener aus den unteren Ständen einen unläugbaren Vorzug in der äußeren Erscheinung gegenüber den gleichen Gesellschaftsklassen bei uns.

In Verona, unserm nächsten Aufenthalte, galt unser erster Gang jener berühmten, noch aus der Glanzperiode der alten Römerherrschaft stammenden Ruine, der mitten in der Stadt gelegenen Arena. Der jetzt schon über 1600 Jahre alte, mächtige Bau ist im Innern wohlerhalten, von der äußeren Mauer dagegen ist nur noch ein kleiner Bruchtheil, eine malerische Ruine, zu sehen. Die 32 Meter hohe Arena hat einen Umfang von nahezu 500 Meter, und soll angeblich auf den 45 hintereinander aufsteigenden, ringsum ununterbrochen fortlaufenden, massiven Sitzreihen Platz für 70,000 stehende Menschen bieten. Mir schien das übertrieben, doch ist zu bedenken, daß derartig ausgedehnte Räumlichkeiten unserm norddeutschen Auge völlig fremd sind, ich kann mir also eine annähernd richtige Beurtheilung der Größenverhältnisse nicht zutrauen. So viel aber ist sicher, daß diese Art von Schaugelegenheit die allerbeste ist. Von jedem der Tausende von Plätzen kann man die im Centrum liegende eigentliche Arena, wie den ganzen Bau überhaupt, mit

einem Blicke viel besser übersehen, wie die Bühne von den meisten Plätzen unserer heutigen Theater, die bezüglich der Gliederverrenkungen, die oft nöthig sind, um einen Blick auf die Bühne zu gewinnen, eher einer Folterkammer, als einem, dem Vergnügen geweihten Musentempel gleichen. Im Innern der Arena ziehen sich ringsum in vier Stockwerken unter den Rundreihen hin düstere, kellerartige Gewölbe, in denen jetzt die Fledermäuse hausen; vor anderthalbtausend Jahren mögen hier wohl die Gefangenen, und die wilden Bestien, die mit einander drunten auf dem grünen Plane kämpfen mußten, untergebracht gewesen sein. Wenn die Mauern reden könnten! Was für Jammer und Elend, welche Leidenschaften aller Art mögen sie im Laufe der Jahrhunderte geschaut haben! Wie mag auch oft das Jauchzen, und der donnernde Beifall der vielen, vielen Tausende von Zuschauern die Luft erschüttert haben, welches Gewühl mag da bei Gelegenheiten geherrscht haben! Jetzt tummeln sich im Innern der vollständig offen und frei unter dem Himmel liegenden Arena nur noch die Eidechsen. Auf den heißen Steinstufen in Schaaren sich jagend, und ihrer Nahrung nachgehend, weichen die niedlichen, in der Sonne glänzend schimmernden Thiere mit blitzschnellen Wendungen dem Fuße des Wanderers aus. Von der obersten Gallerie, die ohne Brüstung vollständig frei liegt — ein gefährlicher Aufenthalt für nicht schwindelfreie Personen — bietet sich eine schöne Aussicht in's Land nach den Alpen hin, wie über die an Monumentalbauten reiche Stadt. Man erkennt leicht die Stärke der Festung an den gewaltigen Vertheidigungsbauten, den Mauern, Thürmen, Citadellen und vorgeschobenen Außenwerken, welche die Stadt wie ein Gürtel umschließen. Auch sieht man von hier oben erst, wie malerisch schön Verona am Fuße der Alpen in einer der lieblichsten, fruchtbarsten Niederungen gelegen ist. Mit dem tiefsten Bedauern las ich wenige Monate später von den entsetzlichen Verheerungen, welche das Hochwasser der Alpen, dieser mit so gewaltigen Elementarkräften ausgerüsteten Riesen unserer Erdoberfläche, in jenen Gegenden angerichtet hat. Solchen Kraftausbrüchen wird der Mensch jederzeit vollständig machtlos

gegenüberstehen, man überzeugt sich immer nur wieder, wie ohnmächtig wir doch mit all' unserer stolzen Cultur der Naturgewalt gegenüber sind! —

Verona's geschichtliche Vergangenheit tritt uns heute noch in manchem Bau, und manchem Denkmal verkörpert entgegen. So erinnern uns die im Palazzo del Consiglio, einem schönen Gebäude im Styl der Frührenaissance, aufgestellten Marmorbüsten an die berühmten Veroneser des Alterthums: Cornelius Nepos und Catull, den jüngeren Plinius und Andere. Ganz in der Nähe der noch aus der longobardischen Zeit stammenden Kirche San Maria antica zeigen sich die großartig schönen Grabstätten des Geschlechtes der Scaliger, unter denen Verona bekanntlich im 13. und 14. Jahrhundert zu so großer Blüthe gelangte. Ein anderer Zeuge ruhmreicher Vergangenheit ist die älteste, noch aus der Römerzeit stammende Brücke, die Ponte di Pietro, welche die deutschen Kaiser auf ihren Heerzügen nach Italien zu passiren pflegten. Sie führt uns in das Castell San Pietro, der alten Burg Dietrich's von Bern, mit der Scaligermauer. Die Franzosen zerstörten die Burg 1801, doch wurde sie später von den Oesterreichern neu befestigt. Auch einige gut erhaltene römische Triumphpforten, oder Thorbogen besitzt Verona, die jetzt noch als Ausgangsthore dienen.

Am Abend versammelt sich Jung und Alt auf der prächtigen Piazza dei Signori, ein freier Platz, den in der Mitte ein Standbild Dante's schmückt. Er soll hier nach seiner Verbannung von Florenz im Jahre 1316 vorübergehend eine Zufluchtsstätte gefunden haben. Bei den Klängen einer guten Militärkapelle geht man den Platz auf und nieder, oder genießt an einem der vielen Tische im Freien vor den Café's seine Limonade. Diese Abendconcerte im Freien fand ich in allen von mir besuchten Städten. Sie bildeten meine liebste Erholung nach des Tages Last und Hitze, wie überhaupt die Abende bis Mitternacht im Freien zuzubringen einen großen Reiz hatte. Die Durchsichtigkeit und Sternenpracht des Firmaments, der tiefblaue Grund, die wunderbare Leuchtkraft des Mondes, dazu absolute Windstille und trotzdem eine wohlig-

angenehme Kühle der Luft, das Alles war uns neu, und hi
mich mit meinem Freunde oft bis lange nach Mitternacht drauße
Und nun dazu überall eine gute Musik, und wie urgemüthli
und friedlich ging es dabei zu! Auf dem Markusplatze i
Venedig beobachtete ich an einem Abend, während die Militä
kapelle spielte, das Publikum. Die Musiker standen bei Wind
lichtern in der Mitte des Platzes auf einem Podium; zu ihre
Füßen, mitunter auch an ihre Beine gelehnt, saßen die Junge
und horchten der Musik, während die Erwachsenen zu Tausende
den Markusplatz auf und ab spazierten. War ein Stück zu
Ende, so reichten die Musiker ihre Instrumente den Junger
zum Halten hin, die dann bei der Untersuchung des Mechanis
mus einer Trompete oder Clarinette harmlos sich unterhielten
auch wohl dem Instrumente versuchsweise einen kläglichen Ton
entlockten.

Ueberall waltete eine wohlthuende, ruhige Freundlichkeit; von einem barschen Aufrechthalten der Ordnung in der nach Tausenden zählenden Zuhörermenge durch die Polizei war keine Rede. Und wenn ich später bei dem nächtlichen Volksfest in Venedig hie und da wirklich einmal die Polizei dienstlich auftreten sah, so geschah es in einer diskreten Weise, die angenehm berührte. Die oberitalienischen Städte, die ich kennen lernte, erfreuen sich in Betreff der öffentlichen Ruhe und Ordnung entschieden angenehmerer Zustände, wie sie diesseits der Alpen im Allgemeinen, von Berlin im Besondern gar nicht zu reden, herrschen. Den Janhagel habe ich sonst in allen Hauptstädten, in London, Paris, Wien und Berlin gleich widerwärtig gefunden, bei jeder Ansammlung von Menschen einen bösartigen Cynismus, mindestens einen lästigen Uebermuth geflissentlich zur Schau tragend. In Venedig und Mailand fiel mir das Gegentheil auf. Das ganze Straßenleben zeigte sich decenter, ruhiger, trotzdem die Armuth in den untersten Volksschichten in Italien verbreiteter ist, als bei uns. Unzweifelhaft wird dort mehr gebettelt, als bei uns, aber die Bittenden sind höflich, man gönnt auch dem Bettler mehr Spielraum. Das bei uns beliebte Verjagen der Armen aus der gutsituirten Gesellschaft habe

ich niemals bemerkt, selbst in Venedig nicht, der Stadt der Bettelei par excellence. Will Einer dort z. B. Nachts im Freien campiren, so läßt man ihn liegen, und schreitet nöthigenfalls behutsam über ihn hinweg. Ebenso bei Tage, wenn man einen armen Schlucker auf einer Treppenstufe, hinter einer Säule, oder in einem Hausthürwinkel schlafend findet. Der Arme mißbraucht dagegen auch diese Nachsicht nicht, er hält sich überall ziemlich bescheiden abseits und fordert nicht durch Excesse zu Maßregeln gegen sich heraus. Es ist mir unter den Tausenden von Bettlern in Venedig nicht ein einziger jener brutalen Schnapsbrüder vorgekommen, wie sie leider in Berlin zu den täglichen Erscheinungen gehören. Ich kann gar nicht sagen, wie wohlthuend dies Leben und Lebenlassen, die ruhige Freundlichkeit und natürliche Anmuth der unteren Volksklassen mich berührte. Es hat das nicht wenig zur Erhöhung des Zaubers beigetragen, den ich in Italien überall zu verspüren glaubte, und der jetzt noch immer in mir nachwirkt.

Den Glanzpunkt meiner Erinnerungen bildet Venedig, das einen gewaltigen Reiz auch auf mich ausübte, wie wohl auf Jeden, der diese stolze, herrliche Stadt zum ersten Male betritt. Es sei mir deshalb gestattet, etwas eingehender bei dieser Erinnerung zu verweilen.

Der Lokalton Venedigs, der „Biberrepublik", wie Goethe die Lagunenstadt treffend bezeichnet, ist ein eigenthümlich fremdartiger, mit dem keiner anderen Stadt zu vergleichender. Die vielfachen Beziehungen, welche Venedig von jeher mit dem Orient unterhalten hat und noch unterhält, machen ihren Einfluß überall geltend; er tritt in den Denkmälern der Baukunst, wie der Malerei, in den öffentlichen Sitten und Gebräuchen fortwährend zu Tage. Byzantinisch ist beispielsweise die Markuskirche, und sind viele andere der etwa 90 Kirchen, die Venedig zählt; byzantinisch sind die mancherlei Mosaikarbeiten, die dem Fremden auf Schritt und Tritt auffallen. Morgenländischen Ursprungs ist die Pietät, mit welcher die große Schaar herrenloser Tauben auf dem Markusplatze von Jedermann gehegt und gepflegt wird; an die Sitte des Orients erinnert der Spitzenschleier, welchen

die Venetianerin aus dem Volke über den Kopf gezogen trägt; malerisch bunt heben sich die Trachten der Türken, Armenier und Griechen aus dem lebhaften Verkehr auf den Straßen ab; ganz eigenartig aber wirkt namentlich die Beschaffenheit des Grund und Bodens der Stadt.

Ganz Venedig ruht auf Pfahlrosten im Wasser, ähnlich wie Amsterdam, das sich deshalb selbst gern, gar nicht mit Unrecht, das nordische Venedig nennt. Die 15,000 Häuser, Kirchen und Paläste liegen auf 117 Inseln, zwischen welchen 150 Kanäle den Verkehr vermitteln, überspannt von 378 meist massiv steinernen Brücken. Pferde und Wagen kennt man in Venedig nicht, ebenso wenig den Staub und das Wagengerassel. In der ganzen Stadt herrscht in Folge dessen eine prachtvolle Ruhe und gute reine Luft, zwei treffliche Eigenschaften, durch welche die Stadt als Kurort für Nerven- und Lungenkranke ganz besonders geeignet erscheint. Für diese tritt als dritter wichtiger Faktor noch hinzu die milde Wärme, welche das ganze Jahr hindurch ziemlich stätig herrscht. Heftige Uebergänge und rasche Sprünge in den Temperaturen und Luftströmungen zählen zu den Seltenheiten. Sigmund giebt in seiner Monographie „Venedig als Kurort" die Durchschnittszahl der ganz heiteren Tage in Venedig auf 144, die der Regentage auf nur 80 im Jahre an, bei etwa 13 Grad Reaumur mittlerer Temperatur. Welch' beneidenswerthes Klima!

Hierzu gesellt sich eine Fülle von charakteristischen Eigenschaften, durchweht von dem Zauber einer welthistorischen, vergangenen Größe, dem Besucher eine reiche Quelle des heitersten Genusses mühelos bietend. Anton Springer drückt sich sehr glücklich aus, indem er sagt: „auch spröde Naturen werden hier, beinahe ohne es zu wissen oder zu wollen, zu Kunstliebhabern. In Venedig liegt die Kunst nicht blos abseits von den Kreisen des wirklichen Lebens. Auf Schritt und Tritt begegnet sie Jedermann, als ob sie zur Natur des Landes gehörte, so daß Athmen, Wandeln und Schauen auszureichen scheinen, das Wesen der Kunst zu erfassen." —

Schon aus der Ferne, wenn man mit der Eisenbahn von

Padua kommt, bietet Venedig einen märchenhaft schönen Anblick. Es erscheint wie schwimmend im Meere. Ein breites Sumpfland zieht sich zu beiden Seiten der Bahn hin, man kommt aus ihm in die Lagune und, diese durchschneidend, über eine lange Brücke zur Stadt. Beiläufig bemerkt, behaupten die Venetianer, daß diese Brücke die längste der Welt sei, sie ist genau gemessen 3600 Meter lang, 9 Meter breit und ruht auf 222 Bogen, kommt aber nicht recht zur Geltung, weil sie zu tief auf dem Wasser liegt.

Beim Austritt aus dem Bahnhofsgebäude in die Stadt fällt der Blick auf den Canal grande, die Hauptwasserstraße Venedigs. Zu dieser hinab führt eine Freitreppe, an welcher eine Menge von Gondeln und Barken auf die Reisenden wartet, um an Stelle der sonst üblichen Droschken und Omnibusse den Beförderungsdienst zu versehen. Unser Hotel „Bauer und Grünwald" hatte eine geräumige Gondel mit zwei malerisch kostümirten Gondolieren bereit gestellt, wir ließen uns in die schwellenden, mit Daunen gepolsterten Lederkissen behaglich nieder, unser Gepäck wurde eingeladen, und pfeilschnell schoß das Boot davon. Die lautlose Stille während der Fahrt wird nur durch den regelmäßigen, klatschenden Schlag des einfallenden Ruders unterbrochen. Vorn ziert die Gondel ein weit aus dem Wasser emporragender blanker, eiserner Schiffsschnabel, phantastisch-malerisch, etwas an die Form der alten Hellebarden erinnernd. Dieser massive Schnabel dient als Gegengewicht für den am hinteren Theile des Bootes aufrecht stehenden Gondolier, der sein eines Ruder mit Kraft und Eleganz handhabt. Er drückt das Boot vor sich her, einen eigenthümlichen Ruf ausstoßend, sobald er sich einer Kanalecke nähert: già è (schon da), oder premè (nimm Wasser, d. h. rechts ausweichen) oder stalì (links ausweichen), entgegenkommende Gondeln zu warnen. Gewandt schießen die Boote an einander vorbei, geräuschlos, flüchtig wie Geisterschiffe, alle pechschwarz angestrichen, einem gegen den Luxus der Gondeln im 15. Jahrhundert erlassenen Gesetze heute noch unterworfen. Nur die Gondeln der Nobili, der Edelleute, tragen als gestattete Auszeichnung an dem

schwarzen, sargähnlichen, niedrigen Häuschen in der Mitte das Familienwappen in prunkendem Gold. Am Hotel angelangt, hilft uns ein würdiger Bettler an's Land steigen. Die durchweg elegant und stattlich erscheinenden Gondoliere befassen sich überall nur mit der Führung des Bootes, während beim Einsteigen und Landen stets Bettler zur Stelle sind, um nach geleisteter Hilfe dem Fahrgast die gekrümmte Hand entgegenzustrecken.

In Venedig muß man beständig die Tasche voll Kupfermünze haben, und darf damit nicht kargen, will man gut bedient sein, und der Landessitte gerecht werden. Es giebt erstaunlich viele Bettler dort, die in den überraschendsten Situationen den Fremden anzubohren versuchen. So erinnere ich mich einmal mitten auf der Lagune durch ein kleines Boot förmlich überfallen zu sein. Eine Bettlerfamilie, bestehend aus Mann, Frau und vier Kindern befand sich darin. Der Mann enterte meine Gondel kunstgerecht wie ein Pirat mit dem Bootshaken, Frau und Kinder baten flehentlich um eine Gabe, nach deren Empfang die beiden Fahrzeuge ihren Curs weiter verfolgten, der Pirat mit Familie von Dankbarkeit überströmend, mein Gondolier und ich lachend über die originelle Art der Bettelei. Die Familie betrieb dieselbe offenbar mit Humor, und handwerksmäßigem Geschick, bei hellem Sonnenschein, auf offener Wasserstraße, unbekümmert, und unbehelligt von Andern.

Aber dieses sorglose In-den-Tag-hineinleben hat einen düstren Hintergrund. Besteht doch der vierte Theil der Bevölkerung von Venedig, die im Ganzen etwa 130,000 Seelen zählt, aus eingeschriebenen Armen, von denen die Mehrzahl einer täglichen Unterstützung bedarf, die sie sich durch tausenderlei kleine Dienstleistungen verschafft, ähnlich wie bei uns die Dienstmänner. Diese Braven nennt der Berliner in seiner drastischen Weise „Sonnenbrüder", in Venedig würde dieser Ausdruck noch viel besser passen, denn das sich von der Sonne Bescheinenlassen ist in der That die Hauptbeschäftigung der Lazzaroni, sie liegen beständig auf der Bärenhaut. Lassen wir sie ruhen, und nehmen wir den Faden der Erzählung wieder auf.

Unsere erste Wanderung galt natürlich dem berühmten Markusplatze, dem sich wohl an Pracht nicht leicht ein Platz einer andern Stadt vergleichen läßt. Ein längliches Viereck, 180 Meter lang, 80 Meter breit, erweitert er sich gegen die Markuskirche, die ihn im Osten abschließt. Gegen das Meer hin verläuft er im rechten Winkel abschwenkend in die sogenannte Piazetta, gleichfalls ein freier Platz, auf der einen Seite von dem herrlichen Dogenpalast flankirt, der sich unmittelbar an die Markuskirche lehnt. Vor dieser ragen die aus Abbildungen bekannten drei Cedernmastbäume hoch in die Luft, unten in mannshohen kunstreichen broncenen Fußgestellen ruhend. Zur Glanzzeit der Republik wehten von diesen gewaltigen Masten die Banner der unterjochten Königreiche, jetzt wurden gerade die italienischen Farben aufgehißt zu Ehren der Königin Margarethe, die soeben zu mehrtägigem Aufenthalte eingetroffen war.

Neben den Flaggenstangen erhebt sich freistehend der Campanile, d. h. Glockenthurm der Markuskirche, welcher die Regelmäßigkeit des Platzes in malerischer Weise unterbricht. Auf seiner Plattform oben hat man eine entzückende Aussicht über die Stadt und die Lagunen, weit hinaus bis zu den Alpen auf der einen, und auf das adriatische Meer auf der andern Seite. Der Thürmer schlägt die Stunden aus freier Hand mit einem Hammer an seine Glocken, er erklärt auch die Aussichtspunkte, und hat einen Schauapparat von rothen, grünen und andern Gläsern, durch welche man die wunderbarsten Landschaftsbeleuchtungen erhält.

Steht man wieder unten mit dem Rücken vor der Markuskirche, so erscheinen die drei anderen Seiten des Platzes wie ein einziger weißer Marmorpalast, den Zeit und Wetter wohl etwas geschwärzt haben, doch nur zum Vortheile der malerischen Gesammtwirkung. Auf jeder der beiden Längsseiten befinden sich 100 Fenster Front in zwei Stockwerken übereinander. Ringsum unter dem Laubengange im Erdgeschoß liegen nebeneinander Hunderte von Kaufläden, in denen die zierlichsten Luxusgegenstände der venetianer Industrie, darunter ausgezeichnete Filigran- und Muschelarbeiten, Glas-Mosaiken und

Schmucksachen in Gold und Edelsteinen, zur Schau gestellt sin
ähnlich wie im Palais Royal zu Paris, oder in den Kurhau
Arkaden von Wiesbaden. Die Paläste dieser Längsseiten, d
sogenannten Procurazien, dienten in früherer Zeit den vo
nehmsten Beamten der Republik als Wohnungen, jetzt wird d
eine Flügel als königlicher Palast benutzt. An der kurze
Westseite, gegenüber der Markuskirche, hat Napoleon im Jah
1810 an Stelle einer demolirten Kirche einen prachtvollen Ne
bau aufführen lassen, und damit in glücklicher Weise den Pla
harmonisch abgeschlossen.

Der Markusplatz ist der Mittelpunkt, die Pulsader de
venetianischen Lebens, das Schooßkind nicht nur der Fremden
sondern auch der einheimischen Bevölkerung. Wer frische Luf
schöpfen, wer nach Sonnenuntergang sich erholen will, de
flanirt ein Stündchen auf den Marmorplatten des Markus
platzes. Abends kann man hier Alles versammelt sehen, wa
Venedig an weiblichen Schönheiten, und an Reichthum de
Kostüme aufzuweisen hat, und das ist in beiden Fällen nich
wenig. Um 9 Uhr täglich begann eine Militärkapelle ihre meist
Verdi'schen Weisen zu spielen, ringsum flammte eine glänzende
Beleuchtung auf, über das Ganze ergoß der Vollmond am
klaren Sternenhimmel sein magisches Licht, und bei heiterm
Geplauder erfreute sich die auf- und abwogende Menge bis
Mitternacht an den Klängen der Musik. Die Abende, welche
ich in dieser Weise mit meinem Freunde verbrachte, zähle ich zu
den Glanzpunkten des dortigen Aufenthalts.

Wie des Abends, so waren wir auch schon am frühen Morgen regelmäßige Besucher des Markusplatzes, vor einem der vielen Café's unser Frühstück einnehmend. Dabei waren die Tauben unsere Gäste, so zahme und zutrauliche Thierchen, daß sie mir, um die in der Hand ihnen dargebotenen Maiskörner sich streitend, zu Dutzenden auf Arm und Schulter saßen, immer die eine die andere verdrängend. Zu den Tauben pflegen sich die nicht weniger zudringlichen Blumenmädchen zu gesellen. Ihre Tracht war, wie die der meisten Venetianerinnen, einfach aber kleidsam, ein schwarzes, schlichtes Kleid, den unvermeidlichen

schwarzen Spitzenschleier malerisch-kokett um Kopf und Oberkörper geschlungen. Ebenso unvermeidlich gehört zur Toilette aller Frauen, ob alt oder jung, reich oder arm, der Fächer, gewöhnlich auch schwarz. Die Venetianerin legt ihn von früh bis spät nicht aus der Hand, und weiß meisterlich, zumal bei der Promenade, und während der Unterhaltung, damit zu spielen. Das verstehen übrigens auch die Männer, die ich bei der großen Hitze Tags über oft damit bewaffnet gesehen habe.

Daß Schwarz die überall dominirende Farbe in Venedig ist, zeugt von dem feinen Geschmack, namentlich der Damenwelt. Ein bischen Coquetterie mag wohl auch dabei sein, denn die Farbe steht den brünetten Schönheiten ausgezeichnet. Doch auch die Männer kleidet sie gut, und ganze Gesellschaftsklassen sah ich schwarz gekleidet, wie beispielsweise die Polizei. Die heilige Hermandad ist schwarz von Kopf bis zu Fuß, vom eleganten Cylinderhut bis auf die schwarzen Handschuhe und den mit Blei ausgegossenen schwarzen Handstock, die einzige Waffe der dortigen Polizei. So ein Venetianer Schutzmann im langen, schwarzen Rock macht eine vornehme Figur, nicht minder sein militärischer Berufsgenosse, der Carabinieri, mit seinem quer aufgesetzten großen Dreimaster mit Federbusch.

Bei diesen Hütern der Ordnung fällt mir auch der Briefträger ein, gleichfalls schwarz, der sein Geschäft mit einer Praxis betreibt, welche die Nachahmung aller Großstädte verdiente. Er schellt an der verschlossenen Hausthüre ein-, zwei-, dreimal, je nachdem er einen Brief im ersten, zweiten oder dritten Stock zu bestellen hat. Sofort erscheint in der entsprechenden Etage Jemand am geöffneten Fenster, man verständigt sich, von oben wird ein Körbchen an einer Schnur herabgelassen, unten wird der Brief hineingelegt, und ohne weiteren Aufenthalt setzt der Briefträger schnell seinen Weg fort, Zeit und Kraft auf diese einfache Weise sparend. Mir kam die Sache so vor, als hätte Jemand das Ei des Columbus vor mich hingestellt. Im Interesse unserer geplagten Briefträger bedaure ich, daß ich in ihr Metier nicht dreinzureden habe!

Zu den typischen Erscheinungen des Markusplatzes zählt, neben den Tauben und den Blumenmädchen, auch noch der

heimliche Commissionär, meistens ein sprachgewandter Jude, der den auf's Korn genommenen Fremden immer enger und enger umkreist, wie der Habicht die Taube. Wenn die Polizei nicht in der Nähe ist, so bietet er seine Dienste als Führer, oder Vermittler bei Einkäufen an, er handelt auch selbst heimlich mit Allerlei: Schmucksachen von kleinen Muscheln oder Glasperlen, auch Schnitzereien, Ansichten von Venedig, oder Reisehandbücher und dergleichen führt er bei sich. Zahlt man ihm nur die Hälfte des geforderten Preises, so ist man sicher doch noch geprellt. Man wird als Fremder vor diesen Hyänen des Markusplatzes überall gewarnt, trotzdem sieht man fortwährend gutmüthige Naturen, die so einem Beutelschneider seine Schundwaare abnehmen, meistens nur, um den Mann los zu werden. Es ist übrigens in Venedig mit dem Kaufen überall eine eigene Sache, man spürt auch dabei orientalische Sitte. Feilschen und Handeln um die Waare ist ganz allgemein gebräuchlich, in den eleganten Magazinen am Markusplatz, wie in den Kaufläden der Merceria und Frezzeria, der feinsten Geschäftsgegend, überall herrscht ein unsolides Treiben. Jedermann in Venedig will von der goldenen Ader, dem das ganze Jahr andauernden starken Fremdenverkehr, seinen Vortheil haben. Wer es deshalb nicht über sich gewinnt, beim Handeln wenigstens ein Drittheil abzudingen, der wird stets theuer kaufen, am theuersten aber bei den vorerwähnten Händlern des Markusplatzes.

Haben wir nach dem Blumenmädchen auch den Juden glücklich abgewehrt, so belagert uns bald — belagert wird nämlich der gewöhnlich leicht erkennbare Fremde fast fortwährend — so erscheint also bald der Straßensänger. Ein Gentleman in schäbigem schwarzen Anzuge tritt vor uns hin, seinen mit einer Verbeugung höflich abgenommenen schwarzen Cylinder setzt er unter den nächsten Stuhl, die Guitarre wird aus einem schwarzen Kattun ausgewickelt, und stolz aufgerichtet wie ein Theater-Held trägt er mit gänzlich ruinirter Tenorstimme, schrecklich tremolirend, ein komisches Lied vor. Die Pointen entgingen uns leider, komisch muß der Inhalt aber wohl gewesen sein, der schnell gebildete Zuhörerkreis lachte wenigstens

herzlich. Oder lachte man über die Person des Alten? Er schien mir eher bemitleidenswerth, offenbar hatte er früher bessere Tage gesehen, sein Anstand war tadellos. Die Scene war mir peinlich, wir brachen auf. Allmählich hatten auch die Sonnenstrahlen den Aufenthalt auf den Steinplatten des Platzes unerträglich gemacht. Aber nicht nur auf dem Markusplatze, sondern überall in der Stadt flüchtet man schon in früher Morgenstunde in den Schatten der Häuser.

Wir treten in den Laubengang einer angrenzenden Straße ein. Kaufläden und Werkstätten der Handwerker reihen sich an einander, kleine, dunkle Gewölbe, nach der Straßenseite hin völlig offen, so daß man die Leute bei ihren intimsten Verrichtungen beobachten kann. Die Lauben sind nach dem Straßendamm hin durch große Segeltücher gegen die Sonnengluth abgesperrt. Dahinter, im schattigen Halbdunkel, entwickelt sich ein geschäftiges Treiben buntester Art, das gegen 1 Uhr, die Mittagsstunde der arbeitenden Klassen, seinen Höhepunkt erreicht. Alles eilt zum Essen. Gebratenes Geflügel auf hübsch garnirten Schüsseln, Maccaroni und geröstete Kastanien, gedämpfte Kartoffeln, und gekochtes Gemüse aller Art laden in vor die Thüre gesetzten großen Kesseln, unter denen ein mäßiges Kohlenfeuer unterhalten wird, den Vorübergehenden zum Zulangen auf offner Straße ein. Ueber die Speisen sind leichte Tüll-Schleier gebreitet, die Fliegen abzuhalten.

Um diese Mittagsstunde hängt ein ganz undefinirbarer, brenzlicher, unangenehmer Geruch in manchen Straßen. Er setzte sich für mein Geruchsorgan zusammen aus dem Speiseduft der Garküchen, in denen der Knoblauch und der in Italien überall unvermeidliche Salami eine große Rolle spielt; aus dem Patschuli und Moschus, dessen sich die Italiener mit einer für mich unbegreiflichen Vorliebe bedienen, und dem widerlich-süßlichen Weihrauch, welcher den vielen, immer offenstehenden Kirchen fortwährend entströmt. Diese Gerüche von zweifelhaftem Kaliber fingen sich nun in den engen Gassen, wie die Schwaden in einem Bergwerk. Ich war immer froh, wenn ich auf einer Kanalbrücke wieder frisch athmen konnte.

Durchschnittlich haben die Gassen in Venedig eine so geringe Breite, daß man bequem zu beiden Seiten mit den Händen die Häuser berühren kann. Schon aus diesem Grunde können Wagen und Pferde als Verkehrsmittel nicht benutzt werden. Es giebt allerdings eine große Anzahl freier Plätze. Fast vor jeder Kirche dehnt sich ein solcher aus. Auch giebt es verschiedene halbwegs breite Straßen, wie überhaupt Venedig neben den Wasserstraßen so reichlich mit durch Brücken verbundenen Fußwegen bedacht ist, daß der ortskundige Wanderer die Gondeln überall entbehren kann, solange er im Rayon der Stadt bleibt. Aber die Verbindungsstraßen sind durchweg so schmal, daß für Fuhrwerk jeder Art, auch für Handkarren, kein Spielraum bleibt. In Folge dessen ist der fliegende Handel mit Obst und dergl. nur auf den freien Plätzen gestattet. Auf diesen ist gewöhnlich in der Mitte eine Cisterne angelegt, aus welcher die Bewohner der Umgegend ihren Bedarf an süßem Wasser herausheben, ähnlich wie es bei uns aus den Ziehbrunnen auf dem Lande geschieht. Außerdem dienen noch auf den Kanälen stationirte Süßwasser-Schiffe als Brunnen für den Hausbedarf.

Dem durstenden Fußgänger aber gilt bei Tag und Nacht der monotone, gellende Ruf: acqua fresca! acqua fresca! d. h. frisches Wasser; mit ihm schlafen wir ein, und wachen wir auf, wir hören ihn durch die Zimmerwände, auf den Kanälen, wie draußen auf der Lagune. An allen Straßenecken halten die Wasserverkäufer auf kleinen Tischen und Bänken Trinkwasser feil in Gläsern, über welche sie Eisstücke legen. Wer Luxus treiben will, läßt sich etwas Citronensaft hineinträufeln, meist aber begnügt sich der Durstige mit dem nicht immer klaren Wasser. Die Wohlhabenden sitzen stundenlang im Café und schlürfen Limonade, oder essen Eis, daß in großer Auswahl überall geboten wird. Auch wir kehrten häufig ein, und nahmen unglaubliche Mengen davon zu uns.

In planlosem Spazierengehen verbrachten wir den ersten Tag, die Straßen nach allen Richtungen hin durchstreifend, immer Schatten und Kühlung suchend, bis zur Dinerstunde um 5 Uhr. Unser Hôtel erfreute sich eines dicht am Wasser

gelegenen kleinen Gärtchens, eine Seltenheit dort, weshalb denn auch das Plätzchen mit Gästen stets gefüllt war. Hier speiste man behaglich und gut, d. h. gut vom italienischen Standpunkt aus betrachtet. Dem Norddeutschen wird die italienische Küche nur selten behagen. Der Braten wird ohne Sauce gereicht, das nüchterne Gemüse in Oliven-Oel gesotten, die Suppe mit geriebenem Parmesankäse zu einem Brei angerührt. Dazu erhält man ein hartes, geschmackloses Maisbrötchen. Das wenige halbklare Schwarzbrot, das wir auf besonderes Verlangen hie und da vorgesetzt bekamen, war gewöhnlich trocken, und mit Anis gewürzt. Ganz vortrefflich dagegen sind die Früchte, welche der Nachtisch bietet, frisches Obst von bei uns ungekannter Größe und Saftigkeit, darunter frische Feigen, etwas zu süßlich für meinen Geschmack, und Krachmandeln in noch grüner weicher Schale mit süßem Kern. Bei den Concerten Abends im Freien wurden viel in Arrak getränkte candirte Früchte angeboten, wie die Leipziger Lerchen auf ein Stäbchen gespießt. Die italienischen Landweine sind, wenn mit Wasser verdünnt, leidlich genießbar, die besseren Sorten, wie Chianti, Asti und Valpolicella haben einen vollen, kräftigen Geschmack, doch wenig Blume; auch österreichische und ungarische Weine fand ich überall auf den Karten, dagegen suchte ich vergeblich nach unseren Rheinweinen, oder nach den bekannten französischen Marken.

Der geneigte Leser wolle mir diesen prosaischen Seitensprung verzeihen, aber die Magenfrage hat uns in Italien oft sorgenvolle Minuten bereitet, und wurde nur selten zu unserer Zufriedenheit gelöst, so daß ich als gewissenhafter Berichterstatter nicht umhin kann, auch diese, in meiner Erinnerung nicht gerade angenehm nachklingende Saite zu berühren.

Während wir im Hôtel noch bei Tische sitzen, ertönt plötzlich vom Kanal herauf ein mehrstimmiger Männergesang, begleitet von Geige, Flöte und Guitarre. Wir eilen an den Balcon und sehen unten ein Schiff mit einer Gesellschaft wohleingeübter Volkssänger, wie wir später erfuhren, Mitglieder der compagnia dei Pittori e Gondolieri, welche zur Dinerzeit auf den Kanälen umherrudern, und den Hôtelgästen durch Gesang

das Mahl würzen. Dafür wurde den Leuten nicht nur ein lauter Beifall, sondern auch eine reichliche Belohnung von unserer Tafelrunde gespendet. Es war auch ein Vergnügen eigener Art, die gutgeschulten Sänger ihre charakteristischen, melodiösen Weisen, meistens Schiffer- und Volkslieder, vortragen zu hören. Die Compagnia singt auch auf Bestellung bei festlichen Gelegenheiten, das Vergnügen soll aber nicht billig sein, unter 40 Francs thun es die Leute nicht.

Da ich gerade vom Singen rede, so kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich das Volk bei der Arbeit nirgends habe singen hören, auch die Schiffer nicht. Ich denke mir, daß die übergroße Hitze die Leute schlaff und schweigsam machte, mir schienen die Eingeborenen nicht minder unter der Sonnengluth zu leiden, als wir Nordländer es thaten.

Als Nachtisch zu unserm Diner unternahmen wir vom Hôtel aus eine Spazierfahrt auf dem Canale grando, dem Lebensnerv von Venedig, an den sich rechts und links alle die kleinen Kanäle wie Zweige an den Stamm ansetzen. Fast eine Stunde lang, zwischen 30 und 60 Meter breit, durchschneidet der Canale grando die Stadt in Form eines S. Eine Menge von Schiffen aller Art sind fortwährend auf ihm, und den Seitenkanälen in Bewegung. Dort kommt uns ein Leichenzug entgegen, der in vier Gondeln den prunkhaft aufgebahrten Sarg mit seinem Gefolge nach dem Kirchhofe auf der nahe gelegenen Insel Murano in langsamem Tempo fährt. Aus einem Seitenkanal hervorschießend kreuzt ein Boot den Leichenzug. Carabinieri sitzen darin, die einen gefesselten Verbrecher transportiren. Einige Paläste weiter bewerkstelligt eine Familie ihren Umzug zu Wasser. Hochaufgethürmt liegt das Hausgeräth in zwei Gondeln, obenauf sitzt die vergnügte Hausfrau, den Canarienvogel in der einen, die Lampe in der andern Hand; im zweiten Boot balancirt sich der nicht minder vergnügte Mann oben auf dem Sopha, und schlägt die Guitarre zum Takt der Ruder.

Weiterhin sammelt eine Gondel den Abfall aus den Häusern, wie es in Berlin die Müllwagen thun. An anderer Stelle werden Baumaterialien, Gerüste, Steine und Mörtel per Schiff

transportirt. Drüben an der Schattenseite zieht eine Reihe festlich mit Blumenguirlanden geschmückter Gondeln dahin, eine fröhliche Gesellschaft macht einen Ausflug nach dem Lido, einer nahe gelegenen Insel mit Seebad. Gesang und Saitenspiel ertönt von den Schiffen. Und nun kommt ein größeres Boot mit einer auf dem Wasser concertirenden Militärkapelle, zahlreiche Gondeln ziehen im Takte der Musik mit, wie die Wagen auf einem Corso zu Lande Fortwährend verändert sich die Scenerie. Nichts Unterhaltenderes, Interessanteres als so eine Spazierfahrt auf dem Canale grando! Richtet man seine Aufmerksamkeit von dem Treiben auf dem Wasser ab, den Palästen an beiden Seiten des Kanales zu, so steigen die historischen Erinnerungen bei den Namen, die uns der Gondolier, und das Reisehandbuch nennen, in reicher Fülle vor unserm Geiste auf.

Allerdings erhält der Beschauer hier mehr, als sonstwo in Venedig, den sprechenden Beweis von dem fortschreitenden äußern Verfall der einst mit Recht auf ihre schönen Paläste so stolzen Königin des Meeres. Ein äußerer Verfall, der leider Schritt hält mit dem innern Rückgange aller Verhältnisse in Venedig. Die frühere Bedeutung und Macht der adeligen Geschlechter, die Blüthezeit des Handels, der Flotte, Alles schwindet dahin. Die Geschlechter sterben aus, verarmen, oder übersiedeln nach Florenz und Rom. Ich hörte beispielsweise von einem vor kurzer Zeit gestorbenen letzten Sprossen des ruhmreichen, alten Geschlechtes der Mocenigo, einer Patrizierfamilie, die in der Glanzperiode der Republik mehr als dreißig Paläste ihr eigen nannte. Einer nach dem andern davon ist in fremden Besitz gelangt. Viele Paläste am Kanal stehen verödet da, oder gehen in die Hände des Staates, und der Speculation über. An wie mancher Façade der alten, immer noch imponirenden Marmorbauten, inmitten herrlicher byzantinischer, gothischer oder maurischer Architektur, sah ich das nüchterne viereckige Schild einer jüdischen Handelsfirma sich breit machen! Der Alles nivellirende moderne Materialismus schickt sich auch in Venedig an, mit den Zeugen einer glorreichen Vergangenheit aufzuräumen. Dieser Zersetzungsprozeß vollzieht sich indessen langsam

denn das heutige Venedig besitzt immer noch eine Reihe von Millionären, eine nicht geringe Zahl von Edelleuten, welche mit Verständniß Kunst und Wissenschaft pflegen, und im ruhigen Besitz einen gediegenen Luxus zur Schau tragen. Das geschieht heute wie früher mit Vorliebe in den am großen Kanal gelegenen Prachtbauten, deren Inneres oft Kunstschätze birgt, die einen Wallfahrtsort für alle Fremden bilden.

Bemerkenswerth ist, wie das niedere Volk den regsten Antheil an dem Schicksal jener Häuser und deren Bewohner nimmt. Jeder Gondolier kennt und erzählt die Geschichte der einzelnen Paläste. Hier in einem der Paläste der vorerwähnten Familie Mocenigo dichtete Lord Byron vor siebenzig Jahren seinen Don Juan; jener alte Palast dort der Quirini, wurde zur Strafe für die Betheiligung seiner Besitzer an der Staatsverschwörung im Jahre 1310 vom Staate confiscirt und zu einem öffentlichen Schlachthause degradirt. In jenem prachtvollen ehemaligen Kaufhause der türkischen Kaufleute, jetzt auch vom Staate angekauft, soll Torquato Tasso gewohnt haben. Noch sieht man an demselben einige Ueberreste der herrlichen Fresken, mit denen vordem Tizian die Front geschmückt hatte. Ihm gegenüber liegt ein ausgezeichnet vornehmes Gebäude in Renaissancestyl, die Marmorfaçade mit drei korinthischen Säulenreihen noch aus dem 16. Jahrhundert stammend. Das Haus ist durch die Hände mehrerer Fürstengeschlechter gegangen, bis es durch Erbschaft dem jetzigen Grafen Chambord zugefallen ist. Dort das grandiose Gebäude im Spitzbogenstyl, der Palast Foscari aus dem 14. Jahrhundert, beherbergt jetzt ein städtische Handelsschule. An dieser Stelle wird bei den Regatta-Festen das Gerüst für die Preisrichter errichtet, welche heute noch nach alter Sitte neben dem Ehrenpreise dem letzten Sieger ein lebendiges Spanferkel schenken. Aus dem daneben liegenden Palast Balbi soll Napoleon I. einer solchen Regatta zugesehen haben. In dem Palast Giustiani hat sich das Hôtel Europa installirt, in dem Palast Gritti ein Antiquitätenmagazin. Dort der Palast des letzten Dogen von Venedig, Manin, dient Geldwechslern, der Banca nazionale, zum Aufenthalt, und so geht

es weiter rechts und links in der Chronik des Verfalles früherer Pracht und Herrlichkeit.

Gar anmuthig unterbrochen wird die Reihenfolge der Paläste durch schöne Kirchen, deren eine, die ehemalige Kirche della Carità, jetzt der Akademie der schönen Künste für eine Gemäldesammlung eingeräumt ist. Weiterhinein in die Stadt dehnt sich ein Kräutermarkt den Quai entlang, nicht weit davon ein Fischmarkt. Hier landen fortwährend eine Menge kleiner Boote, von den Inseln kommend, die Stadt mit Fischen, Gemüsen, Früchten und Blumen versorgend. Von den Straßen führen offene Freitreppen zum Wasser hinunter, ebenso bei den meisten Palästen, vor welch' letzteren starke Masten zum Anlegen der Gondeln in den Kanalgrund getrieben sind, mit den Farben und Wappen der Geschlechter geschmückt.

Ungefähr in der Mitte seiner Länge überspannt den Kanal die Rialtobrücke, ein gewaltiger Steinbogen von 27 Meter Spannung, bei 48 Meter Totallänge und 22 Meter Breite, dessen Fundamente auf 12,000 Ulmenpfählen ruhen. Die Rialtobrücke bildet den Hauptverkehrsweg zwischen den beiden durch den Kanal getrennten Stadthälften, an ihr entfaltet sich tagsüber das regste Leben. Es gewährte uns an einem schönen Nachmittage die angenehmste Unterhaltung, vor einem der Cafés in der Nähe dieser Brücke zu sitzen und das Hin- und Herfluthen der Bevölkerung zu beobachten; wir konnten uns gar nicht satt sehen an alle den bunten Trachten, die in dem Gewühl vor uns wie auf einem Maskenball durcheinander schwirrten. Neben den fremdartigen Gestalten des Orients zeigt sich der martialisch dreinschauende Bersaglieri, die Elitetruppe der italienischen Armee, mit dichtem, langflatterndem grünen Federbüschel, der die rechte Seite des Kopfes vollständig verdeckt. Er flanirt Arm in Arm mit einem Matrosen, der gewohnheitsmäßig seemännisch hin und her schwankt. Ihnen folgt ein Trupp hübscher Bäuerinnen mit eigenartigem Kopfputz: venetianische Glasperlen sind auf langen Nadeln dicht neben einander, strahlenförmig nach oben auseinanderlaufend am Hinterkopfe befestigt, wie ein Pfauenrad. Die ländlichen Schönen weichen ehrerbietig einem

Abbate aus, der ernst und gemessen im langen Gewande die Brücke herabschreitet. Wie Quecksilber schießen in der Menge hin und her die Bettler, welche Jedermann höflich ansprechen, die Zeitungsverkäufer, welche überlaut die soeben erschienene neueste Nummer ihres Blattes ausrufen, und die ambulanten Wasserverkäufer, welche mit ihrem gellenden acqua fresca! acqua fresca! allen anderen Lärm übertrumpfen.

Beim Ueberschreiten der Brücke sehen wir zu beiden Seiten Verkaufsbuden sich aneinander reihen. Hier kann man Alles kaufen. Kleiderhändler, Goldschmiede, Geldwechsler, Porzellan- und Glaswaarenhändler, Buchläden, Handschuhmacher und Schuster, Alles, was das Marktleben erfordert, findet sich hier zusammengedrängt.

Am anderen Ufer wird die Brücke von einem freien Platze, dem campo San Giacomo begrenzt, wo der Haupt-, Gemüse- und Blumenmarkt Venedigs täglich abgehalten wird. In großen Schiffsladungen bunt neben einander gelagert, sieht man hier Berge von Kartoffeln und Riesenzwiebeln, diese Lieblingsnahrung der Italiener, wie aller Südländer überhaupt. Citronen, Feigen, Tomatos und Artischocken werden, wie bei uns die gemeinste Feldfrucht, massenweise verhandelt; dann wieder begegnen dem Auge die bekannten Kohlarten, Bohnen, Aepfel und Birnen, Pflaumen und köstliche Aprikosen, die ihr feines Aroma gewiß gern weit verbreiten möchten, würde es nicht von dem Gestank der umfangreichen Käsevorräthe dicht daneben vollständig aus dem Feld geschlagen. Wenig appetitlich waren die Fleischerläden, die ersichtlich unter der Hitze zu leiden hatten, wohingegen die Blumenverkäufer mit ihren prachtvollen Topfgewächsen und Bouquets mein ganzes Entzücken erregten.

Und wo nun zwischen all' diesen schönen Gottesgaben und Buden ein schattiges, lauschiges Plätzchen sich fand, da durfte man sicher sein, einen schlafenden Faullenzer lang ausgestreckt zu finden. Das Terrain mußte wohl bei den genügsamen Tagedieben recht beliebt sein, denn es wimmelte hier mehr als an anderen Stellen von Bettlern. Ihr Hauptquartier schien oben auf der Brücke zu sein, deren Brüstungsmauern als vorzügliche

Aussichtspunkte dicht von ihnen besetzt waren. So nebenher wurden dann die Passanten gebrandschatzt, wie der Steuereinnehmer am Thore den ihm gebührenden Tribut erhebt. Ein alter Graubart redete mich ohne Weiteres in deutscher Sprache an, schilderte mir, die Hände fortwährend in den Hosentaschen, in bewegten Worten seine angeblich verzweifelte Lage und schloß mit der Behauptung, daß Landsleute in der Fremde einander nothwendig beistehen müßten. Er erreichte seinen Zweck, wir honorirten nicht nur seine Menschenkenntniß, sondern auch die vollendete Meisterschaft, mit der er seinen schwierigen, anstrengenden Beruf ausübte.

Doch ich verwirre mich da durch eine Plauderei auf Abwege. Vorläufig schwimmen wir noch unten in unserer Gondel auf dem Kanal, und um uns herum schwimmen außer den Schiffen eine ganze Anzahl Männer und Knaben mit einer Ungenirtheit, als befänden sie sich in der Badeanstalt, und nicht auf freier Wasserstraße. Wohin man sah, überall wurde gebadet. Aus den Fenstern der am Wasser gelegenen Parterrewohnungen, von den Freitreppen der Hinterhäuser, vom Verdeck der Schiffe, ja, in den entlegeneren Stadtvierteln auch direkt von der Straße hinunter sprangen die nackten, nur mit dem Nöthigsten bekleideten Männer und Knaben in die kühlenden Fluthen. Das jauchzt überall vor Vergnügen! bespritzt sich und taucht unter, schwimmt um die Wette, läßt sich, am Ufer kauernd, von der Sonne trocknen, um bald wieder in's Wasser zu plumpsen, wie eine Schaar von Fröschen, mit denen Alle in der Kunst des Schwimmens und Tauchens hätten wetteifern können. Niemand nimmt Anstoß an der Nacktheit, wie ich überhaupt in den von mir besuchten Städten und an den Seen eine eigenthümliche Ungenirtheit in naturalibus bemerkt habe, eine geradezu kindliche Unbefangenheit, nicht nur bei den unteren Volksklassen, oft auch in den gebildeteren Ständen. Der Polizei in Venedig fiel es gar nicht ein, gegen die Schwimmenden da unten einzuschreiten, ich bin überzeugt, nicht nur der Sicherheitsbeamte, sondern mancher Vorübergehende beneidete die Badenden um

ihren Aufenthalt, wenigstens schauten Alle mit lächelndem Behagen den munteren Spielen zu. Ländlich, sittlich. —

Es sollte uns gleich am ersten Abend, oder richter gesagt während der Nacht unseres Aufenthalts in Venedig, die beste Gelegenheit werden, die Harmlosigkeit des Volkes näher kennen zu lernen. Wir trafen es glücklich. Das einzige Volksfest, welches Venedig alljährlich, am dritten Sonntag im Monat Juli, feiert, sollte in dieser Woche beginnen; wir genossen somit das seltene Vergnügen einer wirklichen „italienischen Nacht in Venedig", ein Fest, das zu copiren bei unseren nordischen Wirthen allmählich zur stereotypen Gewohnheit geworden ist, auch wenn alle Vorbedingungen dafür fehlen.

Das Fest fand auf der Insel Giudecca statt. Diese ist von der Stadt durch einen mäßig breiten Lagunenarm getrennt. Eine lange, schmale Erdzunge mit etwa 3000 Bewohnern, die meistentheils Beschäftigung in den vielen Fabriken und großen Waarenhäusern finden, welche neben einigen Kirchen auf der Insel liegen. Die schönste dieser Kirchen, eine bemerkenswerthe Sehenswürdigkeit von Venedig, ist die Kirche del Redentore, die Erlöserkirche. Der Senat ließ sie zur Erinnerung an das Erlöschen der Pest im Jahre 1576 im edelsten Style vom schönsten Marmor erbauen. Alljährlich wallfahrtete der Doge im Juli zu ihr, um Gott auf's Neue für die Erlösung der Stadt von der furchtbaren Seuche zu danken, und die Feierlichkeit hat sich bis heute erhalten, nur ist ihr Charakter ein anderer geworden. Nicht wie sonst am Tage in frommer Andacht zur Kirche, sondern Nachts nach Sonnenuntergang wandern viele Tausende über die Schiffsbrücken, welche eigens für diese Festnacht über die Lagune geschlagen werden, zur Insel, um dort im Freien bei Musik und Tanz den Sonnenaufgang zu erwarten, womit das Hauptvergnügen sein Ende erreicht.

Auch wir zogen mit dem Menschenstrome zu Fuß hinüber. Drüben entwickelte sich ein nächtliches Treiben, das malerischer gar nicht gedacht werden kann. Ringsum, soweit das Auge reicht, der Hafen und die Lagune von Tausenden von Gondeln bedeckt, jede mit Laternen versehen, viele mit Laubgewinde,

Blumenguirlanden und farbigen Lampions geschmückt. Drüben am Ufer der Stadt erglänzen die Häuserreihen, die Paläste und Kirchen von Venedig von Zeit zu Zeit in roth, grün und weiß strahlendem bengalischen Feuer, Raketen und Leuchtkugeln steigen zum reichbesternten Nachthimmel auf, die Scenerie taghell beleuchtend. Zwischen den Booten, die wie Leuchtkäfer auf dem Wasser hin- und herschießen, ragen hochauf die dunkeln Schiffskörper der Dreimaster, welche aus fernen Landen kostbare Waaren zur Giudecca hergebracht. Ueber die Schanzbekleidung gelehnt schauen die fremden Matrosen ernst in das fröhliche Treiben hinab. Ueberall ertönt Gesang und Saitenspiel. Um lange Tafeln gereiht sitzen Männlein und Weiblein in den Gondeln beim fröhlichen Mahle, das blendend weiße Tischtuch mit Blumen und Lichtern geschmückt. Zuweilen erhebt sich ein Sänger und schmettert ein Lied in die Nacht hinaus, nach der Landessitte immer fortissimo, tremolirend, und die Endtöne möglichst lange aushaltend. Das findet Beifall, schallende Bravos von Allen, die im Bereiche seiner Stimme sind, belohnen ihn für seine Leistung. So schwimmen die Tausende die ganze Nacht hindurch buchstäblich in einem Meere von Vergnügen, begünstigt von der milden, weichen Luft, welche vom Meer her einige angenehme Kühlung erhält.

Auf dem Lande geht es inzwischen nicht weniger fröhlich her. In Venedig wogt die Menge die ganze Nacht hindurch in den Straßen auf und ab, besonders auf dem Markusplatz, und der Piazzetta. An Schlaf scheint Niemand zu denken. Die Läden der Obst- und Gemüseverkäufer, die Tavernen, die Tischchen der Wasserverkäufer, Alles ist hell erleuchtet und mit grünen Zweigen geschmückt, wie es bei uns zur Pfingstzeit Sitte ist. Auf den Schiffsbrücken zur Giudecca drängt sich die Menge hin und zurück. Die Insel selbst macht den Eindruck einer Kirmeß. Leierkasten, Guitarre und Geigen streiten um die Herrschaft. Tisch reiht sich an Tisch, eine Verkaufsbude an die andere, manche nur durch eine Unschlittkerze in einer Papierdüte nothdürftig erhellt, andere in strahlendem Lichte erglänzend. Würfelbuden, Gesangszelte — der ganze kleine Kram, wie ihn das Volk

in allen Städten bei solchen Gelegenheiten braucht, fand sich hier für das Fest „del redentore“ aufgebaut.

Auch an eleganten großen Tanzplätzen im Freien fehlt es nicht; mit Fähnchen, farbigen Ballons und Tausenden von Lämpchen, die sich wie Perlenschnüre zwischen Blumengewinden hinziehen, sind sie zu Feentempeln der Terpsichore hergerichtet. Regimentsmusiken spielen Tanzweisen, alle in rasend schnellem Tempo. Trotzdem fand ich, daß die Paare sich nicht so schnell und correkt wie bei uns drehten, es war mehr ein Gehen und Schieben, sehr beliebt schien auch das Tanzen der Männer mit einander zu sein. Wenn die Leute Stirn an Stirn gedrückt im Rundtanz sich ermüdet hatten, warfen sie sich neben dem Tanzplatz zur Ruhe im Grase nieder, schliefen auch wohl ein Stündchen auf der Erde. Die ganze Nacht hindurch ununterbrochen währte der Tanz.

Am Fuße der Erlöserkirche führte eine mächtige Freitreppe zur Lagune hinab, sie war dicht besetzt mit Zuschauern und — Schläfern. Es machte einen komischen Eindruck, wie inmitten des brausenden Lärmens der Tausende, der Drehorgeln, Tanzmusiken und Kanonenschläge des Feuerwerks, einige dreißig bis vierzig Lazzaroni, Matrosen, Krüppel und Landleute beiderlei Geschlechts auf den Treppenstufen im Freien schliefen, als wären sie zu Hause. Um zum Portal der Kirche zu gelangen, mußten wir über die Schnarcher hinwegsteigen, wie man über Todte auf dem Schlachtfelde schreitet Niemandem in der Menge fiel es ein, die Schläfer zu wecken oder sonstwie zu incommodiren, Alles ging in bester Harmonie, in Ruhe und Ordnung zu. Bis zum Morgengrauen dauerte das fröhliche Treiben, ich sah mit der Menge die Sonne über dem Meere aufgehen, und hell schien sie mir in's Fenster herein, als ich endlich ermüdet das Lager aufsuchte.

War der erste Tag in der geschilderten Weise von uns dazu benutzt, dem gewaltigen Eindrucke des öffentlichen Lebens uns hinzugeben, so versäumten wir doch auch nicht, uns die folgenden Tage hindurch mit den mancherlei Sehenswürdigkeiten bekannt zu machen. Der auf die Festnacht folgende Sonntag

bot uns am frühen Morgen schon ein Bild des religiösen Lebens, und veranlaßte uns, zunächst den Kirchen unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es zog nämlich quer über den Platz vor unserm Hôtel eine Prozession mit alle dem Glanz und Pomp, den die katholische Kirche bei solchen Gelegenheiten zu zeigen versteht. Aus einem engen Gäßchen zur Rechten sich entwickelnd, wand sich der farbenschillernde lange Zug mit seinen Priestern im Ornat, seinen Sängern, Kerzenträgern und Räucherfaß-Schwingenden, seinen Baldachinen, Monstranzen und Fahnen, links eine hohe Brücke über den Kanal hinan, jenseits in dem Gewirr der Straßen sich verlierend. Oben vom Fenster aus erschien mir der Zug wie eine — sit venia verbo — bunte Schlange, die sich über den Weg schiebt, und drüben im Dickicht verschwindet. Wir fanden die sämmtlichen Theilnehmer ein paar Stunden später zufällig in einer der vielen Kirchen wieder, in welche wir aus Neugierde eintraten. Rauschende Orgelmusik lockte uns an, der Gottesdienst war zu Ende, der Organist variirte zum Schluß noch ein sehr weltliches Thema, das mit Opernmusik eine bedenkliche Aehnlichkeit hatte, mit allen gezogenen Registern, unter denen Pauken und Trompeten eine dominirende Rolle spielten.

Die mit kostbaren Oelgemälden, buntem Flitterkram, und strahlenden Kerzen überladene Kirche bot einen pompösen Anblick. Dichtgedrängt lauschte die festtäglich geputzte Menge den Klängen der Musik, dabei den vielen Fremden, die gleich uns neugierig umherstanden, gefällig Platz machend. Es gab für uns auch viel zu schauen. Sind doch überall in Italien die Kirchen, ganz abgesehen von der für den eigentlichen Gottesdienst berechneten glänzenden Einrichtung, wahre Kunsttempel, in denen die edelsten Perlen der Malerei und Bildhauerkunst den Ruhm der alten und neueren Meister verkünden.

Allen voran die Markuskirche, die mit einer geradezu märchenhaften, allerdings hie und da schon defect gewordenen Pracht ausgestattet ist. Man zählt etwa 500 Marmorsäulen an und in ihr, darunter eine historische Merkwürdigkeit: die Alabastersäulen des Hochaltars, die noch aus dem Tempel

Salomonis herstammen sollen. Auch die berühmten vier vergoldeten Rosse, in mächtigen Dimensionen über dem Hauptportal thronend, sind uralt; man sagt, sie hätten vormals einen Triumphbogen Nero's geschmückt. Herrliche Goldschmiedearbeiten, Altarblätter mit Perlen und Edelsteinen bedeckt, durchbrochene Gitter vor den Altären; ferner die wunderbarsten Marmor- und Glasmosaiken, Nachahmungen von Gemälden, oben an den Tonnen- und Kuppelgewölben der Kirche, an den Wänden und in den Vorhallen, zusammengenommen etwa vierzigtausend Quadratfuß Fläche bedeckend; dann die Grabdenkmäler der Nobili in schneeweißem Marmor — das Alles macht, wenn man es zum ersten Male sieht, einen sinnverwirrenden Eindruck. Fast alle Kunstgattungen der verschiedenen Jahrhunderte zeigen sich in dieser Hofkapelle der früheren Dogen, ihr Alter wird auf über 1300 Jahre geschätzt, genaues darüber ist jedoch nicht festgestellt.

Welche Berathungen, welche Kämpfe über das Wohl und Wehe einer der berühmtesten Republiken aller Zeiten haben sich hier abgespielt! wie spiegelt sich die eminent nationale Bedeutung des heiligen Ortes so deutlich wieder in alle den greifbaren Erinnerungen, welche die Baumeister aller Zeiten in buntem Gemisch hier errichtet haben, Alles in charakteristischer Weise überdacht von fünf riesigen byzantinischen Kuppeln, welche an sich schon die Kirche als eine der seltsamsten Bauten Venedigs erscheinen lassen. Und wie die Markuskirche, so werden noch viele andere Kirchen von den Fremden mit Recht zuerst aufgesucht, wenn man den Kunstschätzen der Stadt nachspüren will.

Auf dem Rückwege von der Academia delle belle arti, welche eine bedeutende Gemäldesammlung, meist venetianische Meister, enthält, traten wir in die Kirche Santa Maria dei frari ein, die uns als besonders reich an Skulpturen gerühmt war. Der Bau dieses überaus großartigen Marmortempels hat fast ein Jahrhundert gedauert, von der Mitte des 14. bis zum 15. Jahrhundert. Man wandelt in ihm, wie in einer kleinen Stadt voller Bauten umher; der Charakter des Gotteshauses hat, ähnlich wie in der Westminster Abtei in London, dem einer Ruhmeshalle weichen müssen. In erster Reihe zieht das Grab-

denkmal Tizians, des von Gott mit dem hohen Alter von 99 Jahren begnadigten Meisters (er starb 1576), die Aufmerksamkeit des Besuchers auf sich, ein durch seine Massenverhältnisse großartiger Bau aus carrarischem Marmor, in jüngster Zeit erst errichtet. Die Madonna des Altarbildes daneben ist eine der besten Schöpfungen von Tizian; er erhielt dafür im Jahre 1519 laut heute noch vorhandenem Dokument die bescheidene Summe von 96 Dukaten, nebst 6 Dukaten für die Einrahmung. Mit diesem edeln Maßstab gemessen hätten allerdings die Gemälde mancher unserer modernen Coloristen von Rechtswegen nur den Werth von einigen Butterbröten, während sie mit Unsummen aufgewogen werden, vornehmlich wohl, weil sie einer frivolen Geschmacksrichtung huldigen. —

Nicht weit von Tizians Grabdenkmal zeigt sich ein Monument in großartigen Dimensionen, die Front einer Pyramide, mit offenem Eingang zu der Grabkammer, von trauernden Frauen und Engeln bewacht. Hier ist das Herz Antonio Canova's, des größesten Bildhauers Venedig's, beigesetzt. Ganz Europa hat zu diesem, im Jahre 1827 von Schülern Canova's in carrarischem Marmor errichteten Mausoleum Beiträge gespendet, um dem Andenken des Meisters eine Huldigung darzubringen. Kenner wollen übrigens behaupten, das Denkmal sei, trotz seiner Kostbarkeit, weniger gelungen, als das bekannte Mausoleum der Maria Christina in Wien, dem in der Composition der gleiche Gedanke zu Grunde liegt. Ringsum in der Kirche erhebt sich eine Menge von Denkmälern, welche berühmten Dogen errichtet wurden, theilweise Figuren in Lebensgröße, hoch zu Roß sitzend in der Rüstung ihrer Zeit.

In noch prononcirterer Weise, als die soeben erwähnte Kirche dei frari, hat sich die prächtige gothische Kirche San Giovanni e Paolo, Sanct Johann und Paul, zu einem Nationalpantheon herausgebildet. Auf dem Platze neben ihr überraschte mich angenehm der Anblick der herrlichen Reiterstatue des Generals Colleoni, von Verrochia modellirt, von der unser neues Museum in Berlin einen vortrefflichen Gipsabguß besitzt. Das Innere dieser Kirche zeigt gleich großartige Dimensionen, wie die vorher-

genannte, enthält aber noch mehr Denkmäler von Dogen, berühmten Staatsmännern und Feldherren der Republik. In dieser Kirche fanden die den gestorbenen Dogen verfassungsmäßig gebührenden Begräbnißfeierlichkeiten statt, an welchen der ganze Senat in vollem Ornat sich zu betheiligen hatte. Eine der schönsten Parthien des Tempels, die sogenannte Rosenkranzkapelle, ist durch eine Feuersbrunst vor etwa 15 Jahren zerstört. Die traurigen Ruinen, die uns der Castellan zeigte, ließen noch die herrliche Architektur und reiche Ornamentik der Spätrenaissance erkennen. Glücklicherweise existiren aus der Zeit vor dem Brande gute Aufnahmen dieser Kapelle, Ansichten und Grundrisse, mit deren Hilfe man jetzt beschäftigt war, den Bau zu reconstruiren. Bei diesem Brande ging auch das berühmte Altarblatt von Tizian, Sanct Petrus als Märtyrer, zu Grunde. Man hat es durch eine recht mäßige moderne Copie ersetzt. Eine Kreuzigung Christi von Tintoretto, und andere werthvolle Gemälde, neben vielen bedeutenden Skulpturen machen die Kirche zu einer Hauptsehenswürdigkeit von Venedig.

So bot jede der Kirchen, die wir besuchten, in der einen oder andern Weise Bemerkenswerthes, das wohl eingehender beschrieben zu werden verdiente. Doch waren die Grundzüge überall dieselben. Durchweg trugen die kirchlichen Bauten einen edeln, großartigen Charakter, der allein schon Ehrfurcht erweckte. Dazu trat eine Pracht der Dekorationen, die nothwendig das Volk blenden muß; es ward mir hier so recht deutlich, welche Concessionen der katholische Gottesdienst dem auf äußern Prunk gerichteten Zeitgeist macht, wie er durch äußern Sinnenreiz den großen Haufen an sich zu fesseln versteht.

Es würde den Rahmen der Darstellung, den ich mir gesteckt, überschreiten, wollte ich an dieser Stelle noch länger bei den Einzelnheiten der Kirchen verweilen. Ich wende mich deshalb nunmehr einigen Profanbauten zu, und beginne mit dem schönsten, dem Dogenpalast.

Dieser neben der Markuskirche gelegene weltberühmte Palast ist verhältnißmäßig neueren Datums. Von den früheren Regierungsgebäuden, welche an seiner Stelle standen, haben

wiederholte Feuersbrünste nichts übrig gelassen. In seiner jetzigen Gestalt wurde der Dogenpalast, nachdem 200 Jahre daran gebaut war, erst im Jahre 1577 vollendet. Er präsentirt sich als ein Prachtbau im gothischen Spitzbogenstyl, die eine, 75 Meter lange Façade gegen die Piazzetta, die andere, 71 Meter lang gegen den Hafen gerichtet, beide Façaden imponirend durch hohe architektonische Schönheit, gepaart mit charakteristischen Eigenthümlichkeiten.

Das Erdgeschoß ist ein offener Porticus von gothischen Bogen, darüber erhebt sich eine ebenfalls offene, ungemein gefällige, leichte Gallerie, von reizend ornamentirten doppelten Säulen getragen, dann folgt der Hauptstock mit wenigen großen gothischen Fenstern, die Wandfläche mit rothem und weißem Marmor in schrägen Vierecken bekleidet, der ganze Bau obenherum von gothischen Zinnen gekrönt. Aus einiger Entfernung gesehen hebt sich über der leicht gegliederten untern Hälfte der Oberbau mit seinen enormen Wandmassen majestätisch ab, das Ganze gleichsam ein Sinnbild des Staates selbst. Denn wie der untere Theil in seiner heiteren Form, in der launigen Verschiedenheit der gothischen Architektur vormals dem Verkehre des Volkes diente, so deutet der obere Theil durch seine Gravität schon äußerlich an, daß hier der Herrschersitz der mächtigen Republik war.

Weit über das Meer hinaus reicht der Blick aus diesem stolzen Oberbau, zu welchem aus dem Palasthof eine Riesentreppe hinaufführt, nach den Kolossalstatuen des Mars und Neptun, die sie schmücken, die scala dei Giganti genannt. An sie schließt sich die scala d'oro, welche ehemals nur die als Nobili in das „goldene Buch" der Republik Eingetragenen betreten durften. Dieser Palasthof ist architektonisch, wie historisch eine der interessantesten Parthien des umfangreichen Gebäudes. Nirgends kann man die verschiedenen Phasen der venetianischen Baukunst des 13. und 14. Jahrhunderts besser studiren, als hier; die inneren Façaden sind von einer so geschmackvollen Eleganz, von einer so schönen Detailvollendung, daß sie die Bewunderung und das Entzücken auch der Laien hervorrufen.

Und welche historischen Erinnerungen knüpfen sich an dieses kleine Fleckchen Erde! Oben auf der Riesentreppe wurde allemal der neugewählte Doge vom Aeltesten des Rathes mit der Dogenmütze gekrönt; hier fiel auch (im J. 1355) das Haupt des unglücklichen Marino Falieri, der diese höchste Würde kaum sieben Monate getragen. Hier wüthete nach dem Fall der Republik im Jahre 1797 derselbe demokratische Vandalismus, der vor einem Jahrzehnt erst noch in Paris der Commune die Brandfackel in die Faust gedrückt. Das Symbol der venetianischen Herrschermacht, der Löwenkopf, wurde damals mit demselben Haß verfolgt, wie in Paris der napoleonische Adler. In der gesammten Ornamentik des Dogenpalastes ist der Löwenkopf zerschlagen und zertrümmert.

Bald nach jenem Ausbruche der Volkswuth zog das napoleonische Regiment in Venedig ein, und entführte die meisten Kunstschätze des Palastes nach Paris, damals der Stapelplatz alles in Europa von den Franzosen gestohlenen Guts. Die nachfolgende österreichische Herrschaft hat sich das Verdienst erworben, den größesten Theil des Raubes wieder zur Stelle zu schaffen, wie denn überhaupt Oesterreich enorme Summe darauf verwandt hat, nicht nur den Dogenpalast zu restauriren, sondern überhaupt den verblichenen Glanz Venedig's wieder herzustellen. Ein ebenso verdienstliches, wie vergebliches Bemühen, das trotzdem auch die jetzige italienische Regierung überall mit Eifer und Geschick verfolgt.

Jeder Platz im Dogenpalast hat seine interessante, meistens etwas unheimliche Geschichte, indessen das geheimnißvolle Dunkel, welches von jeher seitens des regierenden Senats bei seiner Rechtspflege beobachtet wurde, hat die Oertlichkeiten in der öffentlichen Meinung unheimlicher gestaltet, als sie in Wahrheit sind. So z. B. die berüchtigten Bleikammern unter dem Dach, denen es keineswegs an Licht und Luft, und an Corridoren zur Bewegung der Gefangenen gefehlt hat. Die Volkswuth hat auch diese im J. 1797 zerstört, bis auf eine, die gegenwärtig noch gezeigt wird. Ebenso zeigen sich die berüchtigten Gefängnisse unter dem Wasser bei näherer Betrachtung — sie sind

nämlich noch gut erhalten — nicht besser und nicht schlechter, als Gefängnisse im Mittelalter überall beschaffen waren, sie gleichen beispielsweise denen der Burg in Nürnberg, wie ein Ei dem andern. Auch liegen sie nicht unter dem Wasser, sondern in gleicher Höhe mit dem Kanal und dem Palasthofe. Allerdings ist dort keine Rede von dem humanen Comfort unserer modernen Gefängnisse, den zu genießen allmählig schon dem Strolche als eine begehrenswerthe Verbesserung seiner Lage zu erscheinen anfängt. Denn wer in Berlin im Winter nicht mehr aus und ein weiß, braucht nur eine Spiegelscheibe zu zertrümmern, dann ist er geborgen! Erhielte er dafür, wie früher üblich, 25 hinten aufgezählt, er würde sich vielleicht anders eingerichtet haben. Womit ich übrigens keineswegs gesagt haben will, daß ich mich im Allgemeinen nach mittelalterlichen Verhältnissen und Einrichtungen zurücksehnte, sie ließen auch im vorliegenden Falle Alles zu wünschen übrig. In Venedig lagen die Gefangenen gefesselt bei völliger Dunkelheit in einem kleinen, niedrigen Raume, welcher glatte Steinwände ringsum, auch auf dem Fußboden zeigte. Die schmale eisenbeschlagene Thür öffnete sich für sie erst, wenn sie vor den Rath gebracht wurden. Man zeigt jetzt noch das Verhörzimmer der gefürchteten „Drei", jenes berüchtigten Staats-Inquisitoriums, welches für seine unheimliche Thätigkeit Niemandem Rechenschaft abzulegen hatte.

Einer dieser „Drei" wurde aus dem „Großen Rathe", dem aus lauter Edelleuten bestehenden Repräsentanten der souverainen Macht, die beiden andern aus dem Kreise der „Zehner" für die Amtsdauer eines Jahres gewählt, und mit unumschränkter Gewalt bekleidet. Die Namen der Mitglieder dieses Gerichtshofes wurden geheim gehalten, nur Wenige kannten sie. Noch sieht man neben der Thür ihres Berathungszimmers eine Oeffnung in der Wand, durch welche von außen von beliebiger Hand eine Denunciation in den innen angebrachten Kasten geworfen werden konnte. Ergab die Untersuchung in wichtigen Fällen eine Schuld, so vergingen zwischen Gefangennahme und Hinrichtung selten mehr als 24 Stunden. Mit-

glieder angesehener Familien wurden zur Vermeidung des Aufsehens kurzer Hand im Kerker erdrosselt, Leute geringen Standes hängte man an einer der Säulen des äußeren Porticus auf. Im Allgemeinen war die Thätigkeit des „höchsten Tribunals“, so wurden die Drei genannt, dem Adel noch verhaßter, als dem Volke, es trat zu häufig für die Unterdrückten gegen die Mächtigen auf, auch erbitterte die gewaltsame Rücksichtslosigkeit, mit der die Executive gehandhabt wurde. Dazu kam, daß die „Drei“ im Großen und Ganzen wohl vom Staats-Interesse sich leiten ließen, sehr oft aber auch nur das gefügige Werkzeug waren der „Zehner“, jener mächtigen, im Jahre 1310 errichteten Institution, welche berufen war, Gesetz und Verfassung zu schützen, die Ruhe und Einigkeit der verschiedenen Volksklassen zu fördern, den Uebergriffen der Edelleute zu steuern, und das öffentliche Leben, die Gebräuche und Feste von Venedig zu überwachen. Dem Rath der „Zehner“ war Jedermann, auch die Person des Dogen, unterworfen. Wie er den achtzigjährigen Greis Marino Falieri zum Tode verurtheilte, so setzte er auch den Dogen Foscari (im J. 1458) vom Amte ab. Als Präsident dieses Rathes fungirte der jeweilige Doge, ihm zur Seite standen seine sechs Räthe, die alle acht Monate gewechselt wurden; die eigentlichen „Zehn“ wurden alljährlich vom „Großen Rath“ aus den Patriziern gewählt, in außerordentlichen Fällen traten noch 20 Senatoren hinzu, um ein Gegengewicht gegen den Einfluß der Edelleute zu schaffen.

Von den glänzenden Versammlungen dieser berathenden und gesetzgebenden Körperschaften, wie von den vielen Seeschlachten aus der Blüthezeit der Republik zeugen die Wand- und Deckengemälde in den verschiedenen Sälen, darunter Meisterwerke von Paul Veronese und Tizian. Auch befindet sich in dem Saale des „Großen Rathes“ das angeblich größeste Oelgemälde der Welt, 79 Fuß breit und 32 Fuß hoch, das Paradies darstellend, von Tintoretto gemalt.

Gegenwärtig dient ein Theil des Dogenpalastes einem archäologischen Museum von mäßiger Bedeutung, viele Beutestücke aus Griechenland und dem Orient enthaltend, und der

altberühmten Markusbibliothek zum Asyl, letztere besonders reich an Handschriften. Hier sah ich auch eine höchst interessante kartographische Merkwürdigkeit aus dem Mittelalter, die Weltkarte eines Mönches, Fra Mauro genannt, aus dem Jahre 1457, in der heutigen Gelehrtenwelt berühmt als vortreffliche Darstellung der damaligen barocken Begriffe über die geographische Beschaffenheit unserer Erdoberfläche. Vor etwa 30 Jahren erst noch hat man die riesige Karte in Paris in Kupferstich reproducirt, ein Beweis für den Werth, der ihr beigelegt wird.

Ich will mich nun hier nicht weiter mit den einzelnen Sälen und Sehenswürdigkeiten des Palastes beschäftigen, nur der vielgenannten „Seufzerbrücke“, wie sie der Volksmund getauft hat, möchte ich noch gedenken. Sie verbindet den Dogenpalast mit dem an der andern Seite des Kanales liegenden Criminalgefängniß. Hätte nicht Lord Byron durch seine Dichtung (Child Harolds Pilgrimage) der Brücke zu einer gewissen Berühmtheit verholfen, ich glaube, kein Mensch würde sich viel um diesen einfachen Bau, der als architektonische Schöpfung keineswegs hervorragend ist, bekümmern. Nicht einmal das vielfach angenommene historische Interesse kann die Brücke für sich beanspruchen, denn Staatsgefangene wurden zu allen Zeiten nur im Dogenpalast selbst internirt und hingerichtet, haben die Brücke also niemals betreten; nur den gemeinen Verbrechern, welche drüben in dem, erst um's Jahr 1600 etwa erbauten Criminalgefängniß untergebracht wurden, hat sie als Passage gedient. Man kann hier wieder einmal sehen, wie eine irrthümliche Tradition einen ganz prosaischen Bau zu unverdientem Ruf beim Volk, das stets für schauerliche Eindrücke leicht zugänglich ist, hat gelangen lassen. — Tritt man aus dem Palasthofe wieder auf die Piazzetta hinaus, so gewahrt man hart am Meer, hoch oben auf zwei gewaltigen syrischen Granitsäulen stehend, die beiden Schutzpatrone der Republik: den Löwen des heiligen Markus, und den heiligen Theodor auf dem Rücken eines Krokodils, seltsam gestaltete Wahrzeichen, die sich aber durchaus harmonisch in den so ganz eigenartigen Charakter des Platzes einfügen. —

Ueber die Museen und Gallerien Venedigs möchte ich mich nicht eingehender äußern; ich bin zu wenig kunstverständig, um mein Urtheil darüber begründen zu können. Zudem haben derartige Sammlungen durchweg eine gewisse Familienähnlichkeit mit einander gemein. Dem Neuen Museum in Berlin, wie dem British Museum in London, ebenso den Louvre-Sammlungen in Paris u. s. w., ihnen allen liegt der gleiche Gedanke zu Grunde, nach hergebrachten Regeln den Wissensdurst, wie die Schaulust zu befriedigen. Diese Befriedigung empfindet aber nur der Beschauer, der Erzähler findet wenig Glauben und Verständniß, wenn er von den Schönheiten solcher Sammlungen spricht. Sie wollen gesehen sein.

Dagegen möchte ich den geneigten Leser einladen, mit mir das Seearsenal zu besuchen, ein ruhmvolles Denkmal der venetianischen Macht, das in der Geschichte der Republik eine bedeutende Rolle gespielt hat. Hier wurden die Flotten gebaut und unterhalten, welche Jahrhunderte hindurch das christliche Abendland gegen die türkische Uebermacht vertheidigten. Hier wurde das Kriegsmaterial aufgespeichert, mit dem die tributpflichtigen Provinzen der Republik im Zaume gehalten wurden. Im 16. Jahrhundert wurden in diesen Werkstätten 16,000 Arbeiter vom Staate beschäftigt, während deren Zahl gegenwärtig 2000 schwerlich übersteigen dürfte. In früheren Zeiten hatten diese Arsenalotti zahlreiche Privilegien und Vorrechte, von denen eines war, daß sie das Staatsschiff Venedigs ruderten, wenn der Doge sich alljährlich am Himmelfahrtstage mit dem Meere vermählte. Es war das jedesmal eine Staatsaktion ersten Ranges, die mit unglaublicher Pracht in Scene gesetzt wurde.

Das reich geschmückte Schiff mit dem Dogen, dem großen Rath, allen fremden Gesandten und den Edelleuten Venedigs an Bord, fuhr, begleitet von einer unzähligen Menge anderer Schiffe, unter dem Donner der Geschütze auf das Meer hinaus. Dort schütteten die Priester geweihtes Wasser in die Fluthen, und der Doge warf einen goldenen Ring hinab mit den Worten: „desponsamus te, mare, in signi veri perpetuique dominii", damit symbolisch seine Herrschaft über das Meer erneuernd.

Der letzte „Bucentaur", so hieß das Prachtschiff, wurde 1797 bei der Revolution vom Volke zerstört. Goethe erfreute sich noch bei seinem ersten Besuche Venedigs (im Jahre 1786) an ihm und bezeichnet das Schiff als „eine Prachtgaleere, eine wahre Monstranz, um dem Volke seine Häupter recht herrlich zu zeigen." Ein Modell davon, in großen Dimensionen, bis in die kleinsten Einzelheiten historisch getreu construirt, befindet sich unter den Sehenswürdigkeiten des Arsenals. Im Uebrigen halten die jetzt dort ausgestellten Waffensammlungen keinen Vergleich aus mit derartigen Instituten in Preußen, Oesterreich und Frankreich. Die Zeiten sind vorüber, wo dieser Waffenplatz über 5000 Feuerschlünde und die gesammte Ausrüstung für 40—50 Kriegsschiffe verfügte. Nur die ganz vortreffliche Modellsammlung aller erdenklichen Gattungen von Schiffen sichern dem Arsenal eine hervorragende Bedeutung. Beiläufig bemerkt, hat die gesammte Anlage mit ihren Bassins, Docks und Lagerhäusern einen Umfang von zwei italienischen Meilen. —

Als eine besondere Merkwürdigkeit darf ich die Glasfabrikation Venedigs nicht unerwähnt lassen. Sie hat ihren Sitz vornehmlich auf der nahegelegenen Insel Murano. Früher wurde hier in der Spiegelfabrikation und in feinen Hohlgläsern Bedeutendes geleistet, doch ist Venedig darin von Böhmen, Frankreich und England längst überflügelt. Unerreicht aber steht es noch da in seiner Fabrikation farbiger Glasperlen und der Kunst, prachtvolle Schmelzflüsse für Mosaikarbeiten zu schaffen, von denen gewisse Compositionen, wie der sogenannte Aventurina, ein brillanter Goldfluß, sich durch mehrere Generationen einzelner Familien als ein Geheimniß vererbt haben. Die Siegessäule in Berlin giebt eine Probe dieser Venetianer Kunst, speciell des berühmten Ateliers von Salviati.

Es werden gegenwärtig noch etwa 3000 Arbeiter in den verschiedenen Fabriken auf Murano beschäftigt. Die Glasperlen bilden immer noch einen bedeutenden Ausfuhrartikel, dessen Werth mir auf 5 Millionen Francs jährlich angegeben wurde. In jüngster Zeit hat die Ortsbehörde von Murano ein Museum eingerichtet, das nur der heimischen Glasindustrie gewidmet ist.

Es mag für Fachleute ganz instruktiv sein, wir fanden es außerordentlich dürftig und erinnerten uns, die Josephinenhütte im Riesengebirge, wie auch die Glasabtheilung des Berliner Gewerbemuseums viel reicher ausgestattet gesehen zu haben. Auch die Glasbläserei selbst habe ich in Schlesien viel großartiger betrieben gefunden.

Auf der Rückfahrt von diesem, uns wenig befriedigenden Ausfluge nach der Insel Murano legten wir mit unserer Gondel mitten in der Lagune an der Gräberinsel an, dem Kirchhofe Venedig's, dessen zum Theil geborstene Mauern schroff in's Wasser abfielen. Die am Eingang befindliche, dem heiligen Michael gewidmete, etwa 400 Jahre alte Kirche bot nichts Besonderes, dagegen fesselte uns das Schauspiel eines auf Gondeln eben anlangenden Leichenzuges. Es ging dabei sehr lebhaft zu. Wären nicht die Priester im Ornat, die Leidtragenden mit großen brennenden Wachskerzen und Citronen in den Händen gewesen, man hätte glauben können, die Theilnehmer einer Landparthie vor sich zu haben. Einer Schaar weißgekleideter Mädchen mit Blumenkränzen in den Haaren machte die Ceremonie offenbar viel Vergnügen, die Priester hatten Mühe, die Gesellschaft der Kinder, nicht minder die der Erwachsenen zu einem Zuge zu ordnen, welcher dem, aus der Gondel gehobenen Sarge das Geleit gab. Ein Crucifix wurde vorangetragen, daneben das Räucherfaß geschwenkt. In der Kirche angekommen, bildete die kichernde und zischelnde Gesellschaft einen Kreis um den Todten, der mit Weihwasser besprengt und alsdann, unter Vortritt der ihre Litaneien plärrenden Mönche, seiner letzten Ruhestätte zugetragen wurde. An Denkmälern bemerkten wir kein hervorragendes auf dem weiten Gottesacker, dagegen war die Rundsicht über die Lagune und zur Stadt hinüber eine prächtige. Die ringsum herrschende absolute Ruhe entsprach durchaus dem Charakter eines Friedhofes.

Was ich im Vorhergehenden genannt und geschildert habe, wurde nach und nach von mir im Laufe einer Woche aufgesucht, immer mit Unterbrechung, um mich im Freien zu erholen. Die angenehmste Abwechselung bot stets eine Gondel-

fahrt, die ich mitunter bis zum Lido ausdehnte. Mit diesem Namen bezeichnet der Venetianer das nächstgelegene der langgestreckten Seegestade, welche die Lagune von dem offenen Meere scheiden. Auf dem Lido befindet sich eine gut eingerichtete Badeanstalt, in der Alt und Jung, Männer und Frauen, kostümirt badend den herrlichen Wellenschlag des adriatischen Meeres genießen. Wiederholt erfrischten auch wir dort unseren Körper, wenn uns die tropische Hitze in der Stadt schachmatt gemacht hatte.

Unvergeßlich ist mir noch der Abend, als ich meinen Freund — er verließ mich leider treulos, um zu seiner Familie nach Reichenhall zu fahren — nach dem Bahnhof brachte. Es war spät in der Nacht, die Kanäle waren in tiefe Dunkelheit und Schweigen gehüllt, gespenstisch glitt unsere Barke mit dem Licht vorn am Schnabel zwischen den Häuserreihen dahin bis zum Bahnhof. Noch ein Händedruck, mein Freund sprang an's Land, und wieder tauchte meine Gondel, nunmehr mit mir allein, in die tiefe Nacht, in das Gewirr der Seitenkanäle ein, um mich zum Hôtel zurückzubringen. Ich bin von Natur nicht furchtsam, doch konnte ich mich eines unbehaglichen Gefühles in der so gänzlich ungewohnten Situation in stockfinsterer Nacht nicht erwehren. Die Nacht ist keines Menschen Freund, was mir am Tage wiederholt entzückend erschienen war, machte bei der nächtlichen Fahrt einen unheimlichen Eindruck auf mich. Und doch war mein Gondolier ein kreuzbraver, biederer Alter, der mich wiederholt an den Tagen vorher gefahren hatte; ich wählte ihn gern, weil er französisch sprach, so daß ich mich mit ihm unterhalten konnte.

Noch am letzten Morgen meines Aufenthaltes in Venedig verbrachte ich in seiner Barke herrliche Stunden auf der Lagune. Unter dem Sonnenzelt hingestreckt, ließ ich noch einmal den Blick über die wunderschöne, am Ufer langhin sich erstreckende Stadt schweifen, noch einmal wanderte der Blick ringsum über die Lagune und den Hafen hin, auf denen malerische Fischerbarken mit bunten Segeln, Gondeln, Kriegsschiffe und ab und zu fahrende Dampfer eine fortwährend wechselnde Staffage

bildeten. Einige Worte über die Beschaffenheit der vorher erwähnten schützenden Seegestade, wie der Lagune möchte hier vielleicht noch am Platze sein.

Die Lagune von Venedig bildet den größesten der Strandseen Europa's. Sie zieht sich in einer Länge von 30 Meilen, abwechselnd 4—8 Meilen breit, insgesammt einen Flächenraum von 180 Quadratmeilen bedeckend, vor den Mündungen der beiden Flüsse Sile und Brente hin. Gegen das Festland zu hat die Regierung Jahrhunderte hindurch unter enormem Kostenaufwande Pfahlbauten unterhalten, um der allmählichen Versandung der Lagune durch die Flüsse vorzubeugen; nach der Seeseite hin bildet eine Kette von schmalen langgestreckten Inseln ein natürliches Bollwerk gegen die gefräßigen Meereswogen, das menschliche Kunst, ähnlich wie es in Holland geschieht, durch gewaltige Dämme und Steinmauern verstärkt hat.

Der größeste dieser Dämme zieht sich in einer Länge von über 5000 Metern, in seiner Basis 52 Fuß breit, nach oben schmal zulaufend, auf dem Lido von Palestrina und Sottomarina hin. Er wurde vor etwa 100 Jahren — die letzte großartige Schöpfung der Republik — mit einem Kostenaufwande von über 20 Millionen Francs gebaut, nach der Meerseite hin ist er durchweg mit Marmorquadern gedeckt, ein in unseren Augen kostbares Material, das aber in Italien vielfach, in Venedig fast ausschließlich bei allen größeren Bauten zur Verwendung kommt. Der vulkanische und kalkige Boden Oberitaliens, namentlich am Gardasee, ist geradezu unerschöpflich reich an Marmor, dementsprechend wird dieser gering geachtet.

Die zwischen den Außeninseln, resp. den Steindämmen und dem Festlande liegende große Wasserfläche nun wird Lagune genannt, und in eine todte, und eine lebendige eingetheilt; letztere nach den Inseln zu gelegen, noch unter dem Einflusse der Ebbe und Fluth des Meeres stehend, deshalb bewegt, lebendig, während die erstere, das Festland begrenzend, ein träges, trübes Wasser von sehr geringer Tiefe ist. Der Grund zeigt überfluthete Sandbänke, von unzähligen Rinnen und Kanälen nach allen Richtungen hin durchschnitten, für größere Fahrzeuge nur in, mit Signal-

stangen markirten, sorgfältig ausgebaggerten Fahrstraßen zu passiren. Die todte Lagune ist überaus reich an Fischen, Sumpfvögeln und Wasserpflanzen aller Art, doch wehe dem unvorsichtigen Jäger, der arglos seinen Fuß auf die trügerische grüne Decke setzt, er versinkt unrettbar in die Tiefe! Nur ein erfahrener Schiffer darf es unternehmen, durch dieses Labyrinth von Seetang und Sandbänken ein Schiff zu steuern. Ich fand viel Aehnlichkeit zwischen dem Terrain hier, und dem unserer norddeutschen Marschen, nur mit dem Unterschiede, daß unser Schlickland bei jeder Ebbe zu Tage tritt, während der Boden der Lagune in der Regel auch bei Ebbe noch vom Wasser bedeckt bleibt.

Wie unsere Küsten unter den Springfluthen des Nordwindes leiden, so ist auch Venedig bei anhaltenden, vom Süden wehenden Siroccostürmen vom Wasser bedroht. Nicht selten treiben in solchem Falle die Springfluten das Seewasser in die Kanäle der Stadt, sodaß die Gondeln bis auf den Markusplatz gelangen, und viele Straßen unter Wasser stehen. Doch da ringsum kein Culturland vorhanden ist, so macht man sich in der Stadt wenig Sorge um das Steigen des Wassers, und hat auch bei der soliden, massiven Bauart für die Häuser selbst nichts zu fürchten. Das Wasser ist dem Venetianer ein vertrauter Freund, ein Bundesgenosse, dessen Tugenden und Fehler er genau kennt. Das holländische „luctor et emergo“ wäre auch für Venedig eine sehr passende Devise.

Der Tag meiner Abreise war gekommen; ungern nur trennte ich mich von der stolzen Königin des Meeres, die als eine der schönsten und merkwürdigsten von alle den vielen Städten, die ich kenne, einen Eindruck auf mich gemacht hat, wie keine zuvor. Das Dampfroß entführte mich spät Abends von der Zauberinsel auf derselben langen Brücke, auf der ich in der vorigen Woche angekommen war; noch ein Blick war mir vergönnt auf die in glänzender Beleuchtung strahlende Stadt, auf die im Mondlicht schimmernde Wasserfläche, dann war der schöne Traum vorbei. —

Wie Alles im Leben nur gefunden und gewonnen wird, um früher oder später wieder verloren zu werden, so muß auch der

Tourist rastlos von Ort zu Ort wandern, er kann auch auf dem schönsten Fleck der Erde nur vorübergehend weilen. Dieser wehmüthigen Betrachtung hing ich nach, als ich in einer sehr unbehaglichen nächtlichen Eisenbahnfahrt die Richtung nach Bologna, meinem nächsten Reiseziel, einschlug.

Neugierig spähte ich beim Morgengrauen vom Waggonfenster aus nach Bologna „la grassa", wie die Italiener sagen, d. h. die reiche, fette. Die Stadt ist nämlich eine der wohlhabendsten, ältesten und größten von ganz Italien. Malerisch am Fuß der Apeninnen gelegen, gewährt sie schon von Weitem einen eigenthümlichen Anblick durch die lange Reihe von etwa 600 Schwibbögen, welche von der Stadt nach dem auf einer Anhöhe der Apeninnen gelegenen Nonnenkloster der Madonna di S. Lucca führt. Nicht minder seltsam hoben über dem Häusercomplex, und zwischen den Thürmen der 75 Kirchen die beiden schiefen Thürme, das Wahrzeichen der Stadt, vom Horizont sich ab.

Mit diesen schiefen Thürmen, die ich mir bald in der Nähe ansah, hat es, wie mit den vielen schiefen Thürmen in Italien überhaupt, eine eigene Bewandtniß. Der Streit darüber, ob sie mit Vorbedacht von Anfang an schief construirt sind, oder ob sie durch eine nachträgliche Senkung des Bodens, vielleicht in Folge eines Erdbebens sich geneigt haben, ist noch unentschieden. Ich kann mir nur das Letztere denken, denn welcher Baumeister würde wohl freiwillig einen Bau von 83 Meter Höhe, wie diesen Thurm von Bologna, über 1 Meter aus der Lothlinie herausfallen lassen? Beim Glockenthrum in Pisa beträgt die Abweichung aus der senkrechten Linie sogar 4 Meter! Eine Absicht hierfür bei einem Architekten vorauszusetzen, scheint mir ebenso ungeheuerlich, wie die Behauptung, daß ein Musiker von Fach ernsthaft falsche Töne sollte greifen können. Beides geht gegen die Natur eines Künstlers. Die Abnormität in Bologna nimmt sich um so seltsamer aus, als die Häuser sonst durchweg von einer ganz vortrefflichen Bauart sind, meist palastartig, fast überall mit schönen, auf wohlproportionirten Säulenreihen ruhenden Laubengängen. Diese Arkaden gewähren den Straßen einen

besonderen, malerischen Reiz, und haben den Vortheil, daß sie sowohl gegen Sonne, wie Regen vortrefflichen Schutz gewähren.

Rings um die Stadt herum zieht sich in einem Fünfeck von 3000 Meter Länge eine wohlerhaltene hohe, mittelalterliche Mauer mit tiefem Wassergraben, und 12 Thoren, an denen Accisebeamte die Mahl- und Schlachtsteuer mit einer Strenge eintrieben, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Mir wurde die, noch gar nicht weit hinter uns liegende Zeit in's Gedächtniß zurückgerufen, wo man von Berlin aus nicht nach Charlottenburg oder Tegel fahren konnte, ohne am Zollhaus die Taschen umkehren zu müssen. In Berlin erschien mir die Maßregel immer gehässig, hier in Bologna fand ich sie ganz in den Rahmen der geschichtlichen Tradition passend, die in vielen Bauten und Einrichtungen heute noch auf Schritt und Tritt sich zeigt. Die Geschichte der oberitalienischen Städte gewinnt für uns Deutsche noch dadurch ein besonderes Interesse, daß man, in Folge der engen Beziehungen, welche das Land früher zum Deutschen Reich hatte, überall die auslaufenden Fäden unserer eigenen deutschen Geschichte, namentlich unserer Kaisergeschichte wiederfindet.

So erzählte man mir auf der Piazza Vittorio Emanuele, ein mit einem prachtvollen Neptunsbrunnen aus dem 16. Jahrhundert geschmückter Platz, daß in dem daranstoßenden Rathhause der unglückliche König Enzio, der kriegsgefangene Sohn Kaiser Friedrich's II., zweiundzwanzig Jahre lang bis zu seinem Tode (1272), in Gefangenschaft gehalten wurde. Als Glied des lombardischen Bundes hatte die Stadt den lebhaftesten Antheil an den Kämpfen der Guelfen und Ghibellinen genommen, und mit dem Papste gegen Friedrich II. im Kampfe sich verbündet. Später wurde an diesem selben Platze, in der dem Rathhause nahegelegenen Kirche San Petronio, Karl V. vom Papste Clemens VII. zum Kaiser gekrönt.

Diese Kirche, die Hauptkirche Bologna's, ist überaus merkwürdig und schön. Im Bau um's Jahr 1390 begonnen, ist sie leider unvollendet geblieben, doch auch als Torso erregen die Größenverhältnisse lebhafte Bewunderung. Eine mächtige Freitreppe von Marmor führt zu den Portalen hinauf, die Façade

in italienischer Gothik nimmt die ganze eine Seite des Platzes in 114 Meter Breite ein. Im Innern gliedern sich drei Schiffe, und zwei Reihen Seitenkapellen in den größten Dimensionen, geschmückt mit herrlichen Gemälden, und ausgezeichneten Skulpturen. Wäre die Kirche so ausgebaut, wie sie geplant wurde, sie würde alle derartigen Bauten in Italien weit hinter sich gelassen haben. So aber hat man einen vorläufigen Abschluß durch eine quer aufgeführte Mauer gemacht, die Arbeiten sind von oben bis unten wie mit einem Messer abgeschnitten. Vielleicht führt eine spätere Generation den Bau nach den, sämmtlich noch vorhandenen Plänen in gleicher Weise aus, wie es bei unserm Cölner Dom geschehen ist. Es bedarf nur eines kunstliebenden Landesfürsten, der sich dafür interessirt, dann finden sich auch die Mittel.

Bologna ist gegenwärtig eine verblaßte Größe und Schönheit, wie Venedig, nur ohne den eigenthümlich lieblichen Zauber, welcher die Lagunenstadt umgiebt. Bei aller Großartigkeit und Gediegenheit der Bauten hat die Stadt im öffentlichen Leben heute entschieden eine etwas langweilige Physiognomie. Früher war das anders, als die Universität einen Weltruf hatte. Die Hochschule führte damals Bologna alljährlich etwa 10,000 Studenten zu, während deren heute nur noch 4—500 gezählt werden. Bologna rühmt sich, die älteste Hochschule in ganz Europa zu sein, sie will aus der Rechtsschule Kaiser Theodosius' II., also etwa um's Jahr 450 nach Christi Geburt, entstanden sein. Urkundlich belegt ist diese Behauptung zwar nicht, doch läßt sich das hohe Alter gar nicht in Zweifel ziehen, und unangefochten fest steht jedenfalls, daß die Universität in den finstersten Zeiten der Barbarei des Mittelalters ein Hort der Aufklärung war. Berühmt war sie besonders als Rechtsschule. Aus allen Ländern Europa's strömten hier die Jünger der Wissenschaft zusammen, Deutsche, Spanier, Ungarn, Belgier und Andere hatten sogar ihre eigenen landsmannschaftlichen Kollegien.

Eine nicht uninteressante Eigenthümlichkeit Bologna's war von jeher, daß sich an der Hochschule das schöne Geschlecht, sowohl unter den Docenten, wie unter den Studenten vertreten fand, und rühmlichst hervorthat. Die Chronik berichtet, daß

schon im 14. Jahrhundert eine Dame, Novella d'Andrea, den Lehrstuhl bestieg. Ihre Schönheit soll so groß gewesen sein, daß sie hinter einem Vorhange verborgen den Studenten ihre Vorlesungen hielt. Welche Vorgänge diese Sicherheitsmaßregel nöthig gemacht haben, darüber schweigt sich der Chronist höflichst aus. Die Damen versuchten sich auf den schwierigsten Gebieten. So hielt noch im 18. Jahrhundert die Dottoressa Laura Bassi Vorlesungen über lateinische und griechische Sprache, und Mathematik; in neuerer Zeit Clotelda Tamboroni solche über griechische Litteratur, und Signora Manzolini über Anatomie sogar. Ich verdanke diese Notizen der Liebenswürdigkeit eines jungen Gelehrten, der als Beamter mein Führer durch die reichen Schätze der alten Universitätsbibliothek, dem jetzigen Archigynnasio, war. Es stellte sich im Gespräch heraus, daß er den Orientalisten-Congreß in Berlin im vorigen Jahre besucht hatte; nun war er erfreut, daß ich ihm Mancherlei von Berlin, das er in guter Erinnerung hatte, erzählen konnte. Uebrigens war er ein würdiger Nachfolger seines berühmten Vorgängers, des sprachgelehrten Bibliothekar's Mezzofanti, der bis vor etwa 30 Jahren dort lebte. Von dem erzählt man sich Unglaubliches, er soll etwa 40 lebende Sprachen fließend gesprochen haben! In so viel Zungen redete der junge Gelehrte nun zwar nicht, doch beherrschte er nach seiner Behauptung die italienische, spanische, französische, englische, deutsche und arabische Sprache. Er unterhielt sich während der Führung mit mir fließend deutsch, mit einem andern Herrn englisch, und zeigte mir eine von ihm besorgte Uebersetzung des Koran in italienischer Sprache. Unter seiner kundigen Führung sah und hörte ich in dem alten Universitätsgebäude, das jetzt nur noch den Zwecken der etwa 150,000 Bände, und 6000 Manuscripte zählenden Bibliothek dient, Mancherlei, was Touristen sonst nicht bemerken. So zeigte er mir die alte Aula der medicinischen Facultät, ein in allen seinen Bestandtheilen ganz aus Cedernholz geschnitzter prachtvoller Saal, der meine Bewunderung erregte. Der berühmte Galvani hat hier gelehrt, auch die vorerwähnte Manzolini hielt dort ihre anatomischen Vorträge.

Von einer eigenthümlichen Sitte zeugte die Menge adeliger, bunter Wappenschilder, die in den Sälen und Corridoren aufgehängt waren. Edelleute aller Nationen pflegten sie bei ihrem Abgange zur Erinnerung an die hier verlebte Studienzeit zu schenken. Eine lange Reihe von 14 großen Sälen, welche man durch die Thüröffnungen mit einem Blick von Anfang bis zu Ende übersah, gewährte ein seltenes, hübsches perspektivisches Bild. In der Aula magna ließ Rossini, der bekanntlich in Bologna lebte, zuerst in Italien sein berühmtes stabat mater singen, ein Ereigniß, das mein Führer mit sichtbarem Stolz erwähnte. Interessanter, als diese Kunstnotiz, fand ich ein kolossales Modell der Galleria Vittorio Emanuele, der prachtvollen Mailänder Passage; es nahm beinah die ganze Hälfte des großen Saales ein. Bald nachher konnte ich mich in Mailand an dem Bauwerk selbst noch mehr erfreuen, wie an dem Modell.

Von den hervorragenden Bauten Bologna's erwähne ich noch das städtische Museum, Museo civico, das eine bedeutende Sammlung von Grabstätten ältester Zeit besitzt. Menschliche Skelette, Steingeräth, Töpfe und Schmucksachen sind mitsammt der Erde, in welche sie die alten Höhlenbewohner gebettet hatten, ausgehoben, behutsam freigelegt, und hier aufgestellt, für Erforscher prähistorischer Zeiten jedenfalls eine höchst interessante Sammlung. Anmuthiger als diese Todtenfelder waren für mich die Reminiscenzen an weiland König Murat, die hier in ähnlicher Weise ausgestellt waren, wie im Louvre in Paris die Erinnerungen an die Napoleoniden. Die Produkte der italienischen Kunstindustrie, die reichen Waffensammlungen, die prachtvollen Choralbücher mit mittelalterlichen Miniaturmalereien, das Alles nach Gefallen zu betrachten, fehlte mir die Zeit. Ich begnügte mich mit einer flüchtigen Wanderung durch die Säle; ebenso in der Pinakothek, der Galleria dei Quadri, welche neben vielem Mittelmäßigen eine Menge der besten Gemälde von Guido Reni enthielt. Zu einer längeren Betrachtung fesselte mich in der Sammlung nur die „heilige Cäcilie" von Rafael, die einen ähnlich tiefen, unvergeßlichen Eindruck auf mich machte, wie die

sixtinische Madonna des unsterblichen Meisters in Dresden. Es bleibt ein unerreichter Vorzug Rafael's, seine Gestalten und Gruppen fast durchweg bis zur Vision zu verklären, und sie dabei immer noch menschlich anmuthig hinzustellen. Haltung und Ausdruck der Figuren in dem Bologneser Gemälde sind so ruhig und natürlich, die Staffage ist so ungesucht einfach, das Colorit bei aller Farbenschönheit doch so bescheiden, als könnte das Alles gar nicht einfacher gedacht werden. Und doch ist die Gesammtwirkung dieser scheinbar geringen Mittel, vielleicht gerade in Folge der liebenswürdigen Bescheidenheit, eine ganz außerordentliche, an die, in meinen Augen, keiner der gefeiertesten Meister der Neuzeit heranreicht.

Von den vielen Palästen, welche Bologna zählt, und die seiner äußern Erscheinung ein so reiches Gepräge verleihen, nenne ich noch das neue Sparkassengebäude, ein wahrer Prachtbau von weißem veroneser Marmor, mit hohen Bogenhallen im Erdgeschoß, zwei Treppenhäusern in den großartigsten Verhältnissen, und mit schmiedeeisernen Gittern auf dem Hofe so herrlich und zierlich, wie ich selten dergleichen in der Neuzeit ausgeführt gesehen habe. Mit den Gittern wird in Bologna Luxus getrieben, und durch diese kunstvollen Filigrangitter der Paläste schaut man oft in weite Höfe mit Statuen, und in parkartige Gärten mit Springbrunnen, Gärten, die in ihrer vornehmen Ruhe, und mit der üppigen Vegetation einen bedeutenden Punkt in dem landschaftlich so schönen Bologna bilden. Wer doch in diesen schattigen Gärten hätte Schutz suchen dürfen gegen die sengende Hitze, welche den Aufenthalt in den Straßen zur Mittagszeit schier unerträglich machte!

Erst gegen Abend öffnen sich die Paläste und Gärten, dann rollen die Equipagen hinaus zum „Volksgarten", einer öffentlichen Parkanlage vor den Thoren der Stadt, mit Seen, Wasserfällen, Tropfsteingrotten und Aussichtshügeln, wo die feine Welt sich täglich Abends rendez-vous giebt. Eine Kapelle concertirt im Freien, ringsum entfaltet sich das reizende Abendleben der Bevölkerung, wie ich es früher schon geschildert habe. Mit einem Gefühl der Sehnsucht erinnere ich mich noch eines in Bologna

verlebten schönen Abends. Der Vollmond stand inmitten einer klaren Sternenpracht von unvergleichlicher Schönheit auf einem tiefblauen Himmel, der immer weiter und durchsichtiger zu werden schien, je länger man hineinschaute. Auf einer Brücke hatte ich vor mir im Wasser das Spiegelbild des nächtlichen Himmels; der See selbst war mit vielen kleinen Booten bevölkert, die ab und zu fuhren. Hinter mir wogte bei den Klängen der Musik der nächtliche Corso, und die Menge zu Fuß, Alles in großer Toilette, geputzt und geschmückt, strahlend im Glanze der Gasbeleuchtung. Mit den geschmackvollen, hocheleganten Toiletten einigermaßen im Widerspruch standen — für meinen Geschmack wenigstens — die Schuhe aus grobem Segeltuch und ungeputztem Leder, welche die Herren und Damen hier, wie überall mit Vorliebe trugen. Es kam mir immer vor, als ginge die Gesellschaft in Schlafschuhen spazieren. Luftig und praktisch ist's freilich, aber schön sieht es nicht aus.

Die Schönheit in der Kleidung schien mir überhaupt in Bologna mitunter etwas durch praktische Rücksichtnahme auf das Klima beeinträchtigt zu sein, ich habe bei den Leuten tagsüber auf der Straße oft ein saloppes Sich-Gehen-Lassen bemerkt. Aber nicht nur bei den Menschen fand ich die für die Hitze berechnete Kleidung, auch auf das liebe Vieh erstreckten sich die Schutzmaßregeln.

So setzte man beispielsweise vielen Droschkenpferden, um sie gegen den Sonnenstich zu schützen, Strohhüte von monströser Form auf den Kopf, die denen unserer biederen Marktweiber merkwürdig ähnlich sahen. Der Unterschied bestand einzig darin, daß man in Bologna den Gäulen die Ohren durch den Strohhut nach außen zog, was sehr lustig aussah. Schade, daß unsere Marktweiber nicht auch so gehen! Es würde den alten Damen nicht nur gewiß ganz niedlich stehen, sondern auch vielleicht das Gehörorgan etwas schärfen — wer hätte nicht schon die Erfahrung gemacht, daß Marktweiber bei unpassenden Gelegenheiten mitunter eine geradezu verblüffende Schwerhörigkeit entwickeln können? Dabei fallen mir auch die Maulesel in Bologna ein. Ich sah Maulthiere umherlaufen mit veritabeln leinenen

Hosen über den Vorderbeinen, um die Fliegen abzuwehren. Es war ein lustiger Anblick, die muntern Thierchen, mit dem possirlich kurzen Trabe, in schlotternden Beinkleidern vor den entsprechend kleinen Wägelchen zu sehen, geputzt mit klingenden Schellen und fliegenden rothen Quasten. Dergleichen bekommt man bei uns höchstens einmal in einem Circus zu sehen.

Als ich gegen Mitternacht aus dem Volksgarten nach meinem Hôtel zurück schlenderte, fand ich die tagsüber so stille Stadt wie umgewandelt, überall herrschte ein lebhaftes, heiteres Treiben, Musik ertönte aus den Häusern, ja, einige Cafés hatten sogar ein Pianino auf der Straße unter den Arkaden aufgestellt; Tänze erklangen von geübter Hand, Herren und Damen saßen bei Eis und Limonade, Cigaretten rauchend um den Künstler herum, die Herren quälten sich auch wohl mit den Regie-Cigarren. Diesen Cigarren hat man in Oesterreich den passenden Namen „Rattenschwanz" beigelegt. So ein Rattenschwanz will mit Geduld und Nachsicht behandelt sein! Ginge nicht ein feiner Strohhalm der Länge nach hindurch, man würde sich vergeblich abmühen, diesem Erzeugniß der Regierung einen liebenswürdigen Zug abzugewinnen, und selbst mit dem Röhrchen, das ein richtiger Regie-Raucher vor dem Anzünden behutsam herauszieht, und als Trophäe hinter das Ohr steckt, bringt man es selten bei voller Lungenkraft auf mehr, als die Hälfte der Cigarre zu rauchen. Zum Anzünden bekam ich zuweilen ein Licht hingestellt, mit einer Vorrichtung oben, vermittelst deren man das stumpfe Ende der Cigarre einige Zeit in die helle Flamme legen konnte, wohl um sie an's Feuer zu gewöhnen. Hat man sich endlich an dem renitenten Stengel müde geraucht, so stürzt sofort ein Stummelsammler auf den fortgeworfenen Rest los, unentwegt das heilige Feuer zu seiner Freude (oder Qual) weiter unterhaltend. Wie in allen Ländern mit Monopol, raucht man auch in Italien durchweg sehr schlechten und theueren Tabak, ein Leiden, das ja auch für uns in Aussicht genommen ist, vorderhand aber, Gottlob, wieder von der Tagesordnung abgesetzt zu sein scheint.

Der Tabak und das Geld haben mich in Italien manch-

mal ganz desperat gemacht. Die Wirthschaft dort mit den schmutzigen, eingerissenen Zettelchen, die überall im täglichen Verkehr statt klingender Münze, bis zu einem halben Lire (40 Pfennig) herunter, coursiren, ist unglaublich, das geht noch weit über die österreichischen Zustände hinaus. In Oesterreich kommt doch neben dem Papier immer noch Silber vor, wenn auch spärlich, hier aber giebt's nur Papier, und Unmassen von schwerem Kupfergeld, von dem man immer die Tasche ganz voll hat. Und dabei verlangen die Eisenbahnkassen bei Zahlungen über 10 Lire Gold, nehmen aber fremdes Gold zu einem so schlechten Course, daß man empfindlichen Verlust erleidet, während itatienisches Gold einfach nicht zu haben ist. Die Geldverhältnisse in Italien sind so unangenehmer Art, wie ich sie in keinem andern Lande gefunden habe. —

Bologna fesselte mich nur einige Tage. Ich war noch zu erfüllt von den in Venedig erhaltenen Eindrücken, um dem prosaischen Treiben Bologna's länger Geschmack abgewinnen zu können. So packte ich bald wieder meinen Koffer. Um nicht die in Italien durchweg mangelhaften, und stets überfüllten Eisenbahnwagen in der drückenden Tageshitze benutzen zu müssen, fuhr ich die Nacht durch. Sie verging mir rasch bei interessanter Unterhaltung mit einem, vortrefflich englisch sprechendem italienischen Kaufmann, der vor Kurzem dem Massacre in Alexandrien glücklich entronnen war, und nun in seiner Heimath Schutz suchte. Seine Schilderungen der Gräulscenen waren haarsträubend, er war noch ganz erregt von dem Erlebten, nicht minder erbittert aber, wie über das arabische Gesindel, auch über die Engländer, welche durch ihr übermüthiges Bombardement den europäischen Wohlstand in Alexandrien nahezu vernichtet haben. Es wird einer langen Zeit bedürfen, um die geschlagene Wunde vernarben zu machen.

Früh um 6 Uhr kam ich in Mailand an. Da ich in Folge der nicht geringen Strapazen, die ich in den letzten Wochen durchgemacht, verbunden mit ein paar schlaflosen Nächten, etwas abgespannt war, so gönnte ich mir einen Ruhetag, und schlief bis Nachmittag 4 Uhr durch. Neugestärkt erwachte ich zu

dieser ungewohnten Stunde, und befriedigte zunächst meinen ausgezeichneten Appetit durch ein table d'hôte, so gut, oder vielmehr so schlecht es mir die italienische Küche gestattete. Dann wanderte ich auf directem Wege nach dem Dome, für dessen Besichtigung die vorgerückte Zeit gerade günstig war, denn tagsüber bei Sonnenschein ist es unmöglich, ihn zu besteigen, die Hitze auf dem Dache ist nicht zu ertragen.

Um mein Urtheil über dieses weltberühmte Denkmal der gothischen Baukunst, das achte Weltwunder, wie die Mailänder selbst ihren Dom nennen, vorweg in kurzen Worten auszudrücken, muß ich sagen, daß ich zwar beim ersten Anblick von der geradezu märchenhaften Erscheinung des, im Glanze der Abendsonne leuchtenden, schneeweißen Baues tief ergriffen wurde, daß ich aber nach wiederholtem Besuch, und sorgfältigem Studium der Einzelheiten unsern Cölner Dom doch höher stelle, als den Mailänder, trotzdem dieser in den Größenverhältnissen dem Cölner Dom beträchtlich überlegen ist. Das ist indessen, wie ich gern zugeben will, lediglich Gefühlssache bei mir, meine Gründe dafür möchte ich nicht aussprechen. Nach der Peterskirche in Rom, und der Cathedrale in Sevilla, ist der Mailänder Dom die größeste Kirche in Europa; er hat einen Flächeninhalt von 8400 Quadratmeter (der Cölner nur 6166) und mißt bis zur großen Thurmspitze 109 Meter; das Dach ist ringsum mit 98 gothischen kleineren Thürmen besetzt, die ganze Außenseite, die Nischen, Thurmspitzen, und das Dach sind mit etwa 3000 Bildsäulen geschmückt. Man denke sich das Ganze in weißem Marmor ausgeführt, gekrönt auf der Spitze des Thurmes von einem 4 Meter hohen, vergoldeten Standbilde der heiligen Jungfrau!

Schon im 14. Jahrhundert begonnen verdankt die Kirche ihre Vollendung dem ersten Napoleon, der 1805 den Thurm über der Kuppel errichten ließ. An der Reparatur wird übrigens alljährlich gearbeitet, jetzt ist man im Innern wieder mit großen Hängegerüsten beschäftigt, und ich mußte wohl auf meiner Hut sein, um nicht von herabfallenden Sprengstücken getroffen zu werden. Eines davon, weiß und glänzend wie Zucker, nahm

ich zur Erinnerung mit. Der Fußboden besteht ganz aus Marmormosaik, die Decke der Gewölbe ist in meisterhaft täuschender Weise so gemalt, daß man schwören möchte, die zierlichste durchbrochene Steinmetzarbeit zu sehen. Als eine geschmacklose Curiosität aber präsentirte sich im Innern, gleich beim Eingange, eine lebensgroße Statue des, angeblich bei Lebzeiten geschundenen heiligen Bartholomäus, des Patrons der Kirche, eine Bildhauerarbeit aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die mir von einem anwesenden Mediciner als ein Meisterwerk der Muskellehre bezeichnet wurde. Sie würde in einem anatomischen Museum ganz am Platze sein, hier in der Kirche aber schien mir der abgehäutete Cadaver doch nur geeignet, die Andacht zu stören.

Der innere Raum, ein Mittelschiff von 48 Meter Höhe, mit entsprechendem Chorumgang, macht einen gewaltigen Eindruck, der noch verstärkt wird durch wundervolle Glasmalereien in drei übergroßen Chorfenstern mit zusammen etwa 350 bildlichen Darstellungen aus der biblischen Geschichte. Den wirkungsvollsten Eindruck von den Größenverhältnissen, sowie von den Schönheiten des Materials, und der architektonischen Ausführung, erhält man bei der Besteigung des Daches, und des Hauptthurmes über der Kuppel. In dem Thurme steigt man auf einer Wendeltreppe von im Ganzen 494 Stufen, zuletzt bis zu einer schwindelerregenden Höhe hinauf. Die Aussicht von der höchsten Spitze ist großartig, namentlich nach den Alpen zu. Man sieht bei klarem Wetter den Montblanc, das Matterhorn, die ganze Berner Alpenkette, den Gotthard, die Ortlerspitze, und östlich die Stadt Pavia, dahinter die Apenninen. Auch der Blick nach unten, in das Panorama der Stadt, besonders auf den Dom selbst, ist überwältigend. Das Dach ist, wie Alles, aus weißem Marmor construirt. Die von den Strebepfeilern auslaufenden, in Menge am Dach angebrachten gothischen Spitzsäulen bilden einen Wald von Thürmen und Thürmchen, von denen jedes mit einer lebensgroßen Statue irgend eines Heiligen, oder einer Madonna gekrönt ist. Diese Statuen schienen mir so gewagt auf die Spitzen gestellt zu sein, daß ich gar nicht begreifen konnte, wie nicht längst der erste beste Sturmwind sie sämmtlich über den

Hausen geblasen hat. Die Construktion muß wohl eine vorzügliche sein, die Heiligen haben sich wenigstens alle als sehr dauerhaft bewährt, was allerdings Kirchenheilige überhaupt zu thun pflegen.

Meinen architektonisch-ascetischen Betrachtungen da oben konnte ich mich nicht ganz ungestört hingeben. Die neueröffnete Gotthardbahn hatte eine Armee von Touristen durch die Alpen nach Mailand geworfen. Es mußte wohl gerade in jenen Tagen ein Extrazug von Leipzig oder Dresden angekommen sein, denn ich sah und hörte neben, über, und unter mir auf dem Thurme nur Deutsche, die den schönen Eiherrchefes-Dialekt redeten, wie ich denn überhaupt in Mailand Sachsen auf Schritt und Tritt traf.

Zu allen Zeiten sind ja die Germanen über die Alpen gezogen, schon vor 1300 Jahren fielen die Longobarden in Mailand ein, und zwar in solcher Menge, daß Karl der Große nicht nur diese Stadt, sondern ganz Oberitalien dem fränkischen Reiche einverleiben konnte, was allerdings ohne Blutvergießen und Plünderung nicht ablief. Die Invasionen der Deutschen in Italien dauern heute noch fort, aber sie haben einen friedlicheren Charakter angenommen, und durch die Gotthardbahn zumal ist System in die Völkerwanderung gebracht. Viel Blut wird immer noch vergossen, aber Rebenblut, auch geplündert wird noch, aber umgekehrt: jetzt plündern die Italiener die deutschen Reisenden unbarmherzig aus, und wehe Dem, der sich widersetzt! er kann verhungern, und verdursten. So ändern sich die Zeiten und Menschen.

Uebrigens hat sich Mailand zu allen Zeiten Deutschland feindlich gegenüber gestellt; schon als Haupt des lombardischen Städtebundes hat es unsern Kaisern stets die Spitze geboten. Mehrmals besiegt und zerstört, hat es sich immer wieder erhoben, und stets auf's Neue Front gegen Deutschland gemacht. Die schöne Stadt war allezeit vielumworben, und hat oft den Herrn gewechselt. Vom fränkischen Reich ging sie nach mannigfachen Kämpfen an die Republik Venedig über. Im Jahre 1499 verleibte Ludwig XII. die Stadt Frankreich ein, fünfzig Jahre

später kam Land und Stadt an Spanien, dann gerieth Mailand durch den spanischen Erbfolgekrieg unter österreichische Herrschaft, bis Napoleon I. nach erfolgter Eroberung im Jahre 1805 die Stadt zur Hauptstadt des von ihm geschaffenen Königreichs Italien machte. Diese Herrlichkeit dauerte aber bekanntlich nur bis 1814, in welchem Jahre Europa dem übermüthigen Corsen die Flügel dermaßen beschnitt, daß ihm neben anderen Kleinigkeiten auch sein Königreich Italien wieder verloren ging. Bei der allgemeinen Theilung der napoleonischen Nachlassenschaft durch die Diplomaten kam Mailand nochmals an Oesterreich. Die heillose Wirthschaft der Oesterreicher jedoch, die sich in ihrem lombardisch-venetianischen Königreich — ein gleiches Kunstprodukt, wie die eben beseitigte napoleonische Schöpfung — nur durch eine Schreckensherrschaft zu behaupten vermochten, entfremdete die Provinz vollständig dem deutschen Regiment, und so fiel denn im Jahre 1859, nach der Schlacht bei Magenta, die Stadt mit der ganzen Lombardei dem siegreichen Victor Emanuel, wie eine für Italien gereifte schöne Frucht zu, die ihm von seinem verbündeten Protektor Napoleon III. im Frieden von Villafranca großmüthig überreicht wurde. Dadurch erst ist Mailand („la grande“ sagen die Italiener, die ein epitheton ornans überall bei der Hand haben) in die ihm naturgemäß zukommende Stellung eingerückt, und kann nunmehr ruhig den Weltenlauf an sich herankommen lassen; es hat an dem jetzigen Königreich Italien hoffentlich den festesten Rückhalt. In diesem Bewußtsein hat die Stadt denn auch unserm greisen Heldenkaiser bei seinem Besuche vor einigen Jahren einen ganz anderen Empfang bereitet, als er früheren deutschen Kaisern zu Theil wurde. Friedrich Barbarossa sengte und brannte vor 700 Jahren in der von ihm belagerten und eroberten Stadt — dem Kaiser Wilhelm öffnete man als Gast freiwillig die Thore der Stadt, und zündete ihm zu Ehren Freudenfeuer an. Ich hätte wohl den Dom in der prachtvollen Illumination sehen mögen, die man damals veranstaltete, es muß ein entzückender Anblick gewesen sein!

Betrachtungen solcher Art hätte ich mich gern noch länger

da oben auf dem Dome hingegeben, doch vertrieb mich schließlich ein Dresdener Spießbürger, der unausgesetzt die höflichsten Fragen an mich richtete. Er hatte mit seiner korpulenten Gattin „auch nach Italien gemacht", ich schien ihm als einzelner Landsmann ohne Begleiter ein sehr willkommener Cicerone zu sein, denn nach Art der richtigen Philister hatte er weder ein Reisehandbuch, noch einen Führer, und war natürlich in Folge dessen fortwährend rathlos. Er fragte sich aber dreist und gottesfürchtig durch die Welt, seine Wißbegierde entsprach dabei genau seinem Mangel an Bildung. Jeden, der in seine Nähe kam, fragte er um die verschiedenartigsten Dinge, wobei sein einziger Kummer, wie er mir sagte, der war, daß er so oft an Leute gerieth, die sein Deutsch nicht verstanden. So lange er nun bei der Sache blieb, unterhielt ich mich gern mit ihm, als er aber zu erzählen anfing, wie ihm seine Miether in Dresden — der Mann schien Hausbesitzer zu sein — das Leben sauer machten, da gab ich die Wendeltreppe hinunter so schnell Fersengeld, daß er mir mit seiner bessern Hälfte nicht zu folgen vermochte. Ich habe die Beiden nachher, Gott sei Dank, nicht wieder getroffen, trotz der vielen, mir sonst sehr sympathischen Sachsen.

Das heutige Mailand charakterisirt sich in seiner hastigen Beweglichkeit, in seinem großstädtischen Treiben als ein durchaus modernes Produkt unserer Zeit, nach der Schablone gearbeitet, wie Paris und London, Berlin und Wien. Die Altstadt ist von den üblichen engen, unregelmäßigen Gassen durchzogen, wie bei uns, und wo in der Neustadt der große Verkehr herrscht, namentlich am Domplatze, und auf dem Corso Vittorio Emanuele, da reiht sich Palast an Palast, und Schaufenster an Schaufenster. Breite Trottoirs erleichtern den Verkehr zu Fuß, ein ausgedehntes Netz von Pferdebahnen den zu Wagen. Dieselben blasirten Flaneurs, dieselben großartigen Cafés, dieselben Passagen, wie sie heute überall die unentbehrliche Staffage unserer Großstädte bilden. Nur in dem aufgewendeten Luxus unterscheiden sich die Städte allenfalls noch von einander — selbstverständlich rede ich nur von der Physiognomie des öffentlichen Lebens — und in dieser Beziehung marschirt Mailand wahrlich nicht in letzter Reihe.

Eine Passage zum Beispiel, so schön wie die Galleria Vittorio Emanuele, besitzt keine der genannten Hauptstädte, sie ist unter den überdachten Kaufhallen von ganz Europa weitaus die großartigste.

In den Jahren 1865—67 mit einem Kostenaufwande von 8 Millionen Francs in Form des savoischen Kreuzes gebaut, hat sie eine Länge von 195 Meter, bei 14 Meter Breite, und 26 Meter Höhe. Eine das Centrum überspannende gewaltige Glaskuppel steigt bis zu 50 Meter Höhe hinauf. Oben in dieser Kuppel wird ein Strahlenkranz von Gasflammen allabendlich durch eine kleine Locomotive, die, von einem Uhrwerk getrieben, einen Rundlauf auf Schienen macht, angezündet. Ein hübsches Schauspiel, das jedesmal eine Menge Neugieriger fesselt. Die Ausschmückung der Gallerie ist vornehm und reich, Malereien und Skulpturen, darunter 24 Standbilder berühmter Italiener, schmücken den stolzen Palast, dessen genialer Erbauer, Giuseppe Menzoni, im Jahre 1877 leider durch einen Sturz oben vom Portal herab seinen Tod fand.

Die Gallerie wurde als eine Art Morgengabe von der Stadt dem jungen Königreiche dargeboten, indem man ihr den Namen des Königs beilegte, des König-Ehrenmannes, der mit Garibaldi und Cavour der Schöpfer der heutigen Staatsform ist. Cavour und der König sind schon früher heimgegangen, Garibaldi war kurz zuvor, ehe ich Italien besuchte, gestorben, und ich muß sagen, Italien bereitete dem Letzten aus diesem leuchtenden Dreigestirn seiner Befreier eine Todtenfeier, die großartig war. In Verona, Venedig, Bologna und Mailand war eine Aufregung, die alle übrigen Interessen in den Hintergrund drängte. Wohin das Auge sah, prangte der Name Garibaldi. Riesengroße Plakate an den Straßenecken luden zu Versammlungen ein, welche Trauergottesdienste, oder Denkmale, oder Umzüge in Scene setzen wollten. Die Zeitungskioske und Schaufenster der Buchhandlungen waren bedeckt mit Nekrologen, und Biographien des Helden, welcher in den beigegebenen Illustrationen immer zu Pferde im dicksten Pulverdampf der Schlachten dargestellt wurde. Bei allem Grotesken in diesen Darstellungen hatte es

doch etwas geradezu Rührendes, wie das Volk den Lebenslauf des uneigennützigsten, besten Patrioten, den es jemals besessen, nach seinem Tode in Schrift und Bild nochmals sich vergegenwärtigte. Garibaldi verdiente in vollem Maße, trotz der Narrenstreiche, die er im hohen Alter theils selbst beging, theils mit sich hat begehen lassen, die Popularität, die durch nichts zu erschüttern war. Er wird mit Recht für alle Zeiten in der italienischen Geschichte einen hervorragenden Platz behaupten. —

Was soll ich von den Sehenswürdigkeiten und Kunstschätzen Mailands außer den genannten, sagen? Das berühmte Theater della Scala war geschlossen; ich konnte nur mit einiger Enttäuschung constatiren, das das Gebäude von außen eines der allertraurigsten, schmucklosesten Theater ist, die ich überhaupt gesehen. Es liegt in einem Häusercomplex an der Piazza della Scala, einem freien Platze, den man mit einem Denkmal Lionardo da Vinci's, von seinen Schülern umgeben, geschmückt hat. Die Betrachtung dieses hübschen Monument's veranlaßte mich, dem berühmten Bilde des Meisters, seinem „heiligen Abendmahl" einen Besuch abzustatten. Ganz versteckt in dem Refektorium eines alten Klosters, das jetzt als Kaserne dient, befindet sich das Gemälde, in Oelfarben direct auf die Wand gemalt, in einem sehr ruinenhaften Zustande, trotzdem aber immer noch von großer Wirkung. Es ist höchst beklagenswerth, daß man das Bild so hat verfallen lassen. Seinen geistigen Gehalt charakterisirt Goethe mit kurzen Worten ganz vortrefflich, er sagt: „Das Aufregungsmittel, wodurch der Künstler die ruhig heitere Abendtafel erschüttert, sind die Worte des Meisters: Einer ist unter Euch, der mich verräth! Ausgesprochen sind sie. Die ganze Gesellschaft kommt darüber in Unruhe, er aber neigt sein Haupt, gesenkten Blickes, die ganze Stellung, die Bewegung der Arme, der Hände, Alles wiederholt mit himmlischer Ergebenheit die unglücklichen Worte: Einer ist unter Euch, der mich verräth!" — So verstümmelt auch das Original jetzt ist, so bildet es doch fortwährend einen Hauptanziehungspunkt aller Fremden; auch fand ich bei meinem Besuche ein halbes Dutzend Maler vor ihren Staffeleien damit beschäftigt, Copien nach dem Wandgemälde

anzufertigen. Es schien mir, als sei da auch so eine Art von Fabrik im Gange, wie man sie in allen Gallerien vor Gemälden von Weltruf findet.

Besser, als diese kostbare Perle, ist die große Gemäldesammlung Mailand's in der sogenannten Brera, ursprünglich einem Jesuiten-Collegium, untergebracht. In dem Hofe dieses prächtigen Palastes steht eine vortreffliche Statue Napoleons I., als römischer Imperator, von Canova. Unter anderen ihn umgebenden Statuen zog mich, als juristischen Buchhändler, die des Rechtsgelehrten Beccaria besonders an, wohlbekannt durch seine berühmte Hauptschrift „über Verbrechen und Strafen" als der erste wissenschaftliche Gegner der Todesstrafe (er starb 1794). Meiner Gewohnheit getreu, bei einmaligem Besuche einer Gallerie mich nur an das Bedeutendste zu halten, griff ich aus dieser reichen Sammlung von Gemälden, die meistens der lombardischen Malerschule angehörten, den Hauptschatz „die Vermählung Mariä" von Rafael heraus, eines der hervorragendsten Bilder seiner frühesten Schaffensperiode. In der Composition ist Rafael einem Vorbilde Perugino's gefolgt, dessen Original sich gegenwärtig in Caen befindet. Die zierlichen Begleiterinnen der Jungfrau, die zurückgewiesenen Freier mit den verdorrten Stäben, der Tempel im Hintergrunde, Alles erscheint in edelster Harmonie. Die Farbenschönheit besonders entzückte mich an dem Bilde, das ich im Uebrigen nicht so hoch stelle, wie die Bologneser Cäcilie. Unter den wenigen nichtitalienischen Bildern der Galleria Brera zeichneten sich einige Rubens, van Dyk und Rembrandt aus, das Uebrige schien mir Mittelgut.

Von den Mailänder Sehenswürdigkeiten verdient eine besondere Beachtung der neue Friedhof, mit Recht der Cimetero monumentale genannt, eine der glänzendsten derartigen Anlagen, die ich kenne, in ihren Bauten ähnlich dem Père Lachaise in Paris, dem der Kirchhof allerdings in Bezug auf die Berühmtheit seiner Todten auch nicht im allerentferntesten gleicht. Liegt doch die Blüthe von ganz Frankreich auf allen Gebieten menschlichen Wissen's und Können's dort begraben! Den Mailänder Gottesacker, der die enorme Größe von 200,000 Quadratmeter besitzt,

umgiebt ringsum eine Säulenhalle; die vielen Familiengräber sind zum Theil mit Monumentalbauten ausgestattet, die ein wahres Museum der neueren Mailänder Architektur und Bildhauerkunst bilden. Ganz am Ende des Friedhofs befand sich eine Feuerbestattungseinrichtung, deren Besichtigung mir leider nicht gestattet wurde. Hier sei auch noch das vor der Porta di Venezia gelegene, zur Zeit der großen Pest vollendete alte Lazareth erwähnt, eine Reihe von niedrigen, kasernenartigen Gebäuden, die einen großen freien Platz im Quadrat umgeben, und jetzt kleinen Leuten als Wohnung dienen. Manzoni in seinem berühmten Roman „die Verlobten" läßt hier eines seiner ergreifendsten Kapitel spielen, wie nämlich Renzo seine Braut Lucia unter den Pestkranken sucht, wobei der Autor die Oertlichkeit und Krankheitserscheinungen mit einer wahrhaft fürchterlichen, unbarmherzigen Anschaulichkeit vorführt. Ich hatte den Roman kürzlich noch gelesen, und durchwanderte mit einem Gefühl gelinden Grausen's dieselben kleinen Baracken, durch welche Manzoni vor 250 Jahren seinen Renzo führte. Da man jetzt begonnen hat, sie niederzureißen, um an ihrer Stelle große Neubauten aufzuführen, so wird Mailand wohl bald um eine berühmte Oertlichkeit ärmer sein.

Auch eine Arena besitzt Mailand, eine im Anfang dieses Jahrhunderts nach dem Vorbild des Amphitheater's in Rom erbaute künstliche Ruine, die angeblich 30,000 Personen fassen soll. Auf mich machte der Bau einen kläglichen Eindruck, ebenso ein nicht weit davon neuerbautes Panorama, die Schlacht von Solferino darstellend, ein schülerhaftes Machwerk, einer Großstadt durchaus unwürdig.

Im Großen und Ganzen entsprach der Eindruck, den ich von Mailand empfing, nicht meiner Erwartung. Daran trug wohl mit die übermäßige Hitze Schuld; man hat bei 30 Grad im Schatten, auch beim besten Willen, körperlich wenig Neigung, sich den Strapazen der Besichtigung einer fremden Stadt zu unterziehen. Es giebt eine Grenze, bei welcher angelangt das ganze menschliche Interesse, um mit Karl Braun zu reden „in dem Gefühle großer Wurschtigkeit untergeht." Ich sehnte mich

nach frischer Luft und benutzte deshalb einen schönen Sonntag, unter Zurücklassung meines Gepäckes in Mailand einen Abstecher nach dem nahegelegenen Comersee zu machen, dem schon von Virgil gepriesenen, unstreitig schönsten der oberitalienischen Seen.

Mit dem Frühzuge, der Mailand um 6 Uhr verläßt, erreicht man Como in zwei Stunden. Der Weg dahin ist angenehm. Man fährt durch einige Tunnel, Berge von mäßiger Höhe durchschneidend; bald öffnet sich das Terrain, links hat man einen weiten Blick in wohlgepflegtes Culturland, auf dem fruchtbare Maisfelder, und Weinlauben vorherrschen. Ich sage Lauben, denn der Wein wird in Tyrol und Oberitalien nicht, wie bei uns, an Stöcken herauf gezogen, sondern er liegt auf rostartigen Holzgestellen, auf Lauben, in mäßiger Höhe über der Erde. Die Trauben hängen von der Decke nach unten und reifen durch die vom Erdboden ausstrahlende Wärme.

Nach anderthalbstündiger Fahrt öffnet sich rechts die Aussicht über den See und die Stadt Como, bald erreichen wir den hoch über dem Städtchen gelegenen Bahnhof, und verlassen hier die Bahn, welche über Lugano weiter nach dem Gotthard führt. In Como lag ein Dampfer bereit, der uns in ebenfalls zwei Stunden nach Bellagio brachte. Die Fahrt rief mir lebhaft unsern Rhein in die Erinnerung, nur ist die Scenerie hier noch großartiger. Wundervolle Ufer rechts und links, nahe genug, um prachtvolle Villen und Gärten in ihrer ganzen Schönheit erkennen zu lassen. Eine üppige Vegetation herrscht überall. Weinberge steigen direct vom See herauf, darüber gruppiren sich Kastanien- und Wallnußwälder, die in ihrem tiefsatten Grün einen lebhaften Gegensatz zu den mattgrünen Olivenwäldern bilden. Hie und da leuchten weiße Ortschaften aus der Landschaft heraus mit weithin sichtbaren Kirchthürmen und Kapellen. Rauschende Wasserfälle stürzen malerisch aus beträchtlichen Höhen herab, ringsum gekrönt wird das Bild von den schneebedeckten Alpen, die sich bis zu einer Höhe von 2500 Meter erheben.

Vom Fuße der Rhätischen Alpen erstreckt sich der See nach Süden zu in einer Länge von 48 Kilometer, bei einer Breite

von durchschnittlich 4 Kilometer; seine Tiefe soll ganz beträchtlich sein, an einzelnen Stellen bis zu 600 Meter. Am großartigsten ist die Parthie in der Mitte des See's, bei Bellagio, das, unbeschreiblich schön auf einer Halbinsel gelegen, terrassenförmig etwa 200 Meter an einem Berge hinauf gebaut ist, und von seinem Hochplateau aus den Rundblick über die ganze Landschaft, wohl eine der schönsten von ganz Europa, gestattet. Bei der Landzunge von Bellagio theilt sich der See in zwei Arme, er wird in seinem östlichen Theile der Leccosee genannt. Diesen durchströmt in seiner ganzen Länge die Adda, bei dem Städtchen Lecco wieder ausmündend; der westliche Theil hat keinen Abfluß, er schwillt deshalb zur Zeit der Schneeschmelze mitunter bis zu 5 Meter über den gewöhnlichen Wasserstand an, namentlich wenn anhaltender Nordwind das Wasser anhäuft.

Der Feiertag hatte die Bewohner von Bellagio zu Spiel und Tanz in's Freie gelockt, so ward mir Gelegenheit, einige Nationalspiele kennen zu lernen. Doch fesselte mich immer wieder auf's Neue die Landschaft, in deren Betrachtung ich mich oben auf der Höhe versenkte. Wohl eine Stunde lang saß ich da auf einer steinernen Weinbergsmauer, und ließ den trunkenen Blick ringsum schweifen. An der Mauer war ein starker Epheustamm heraufgewachsen, der seine Zweige weit ausbreitete. Das sonnenheiße Gemäuer mit seinem schattigen Epheu schien ein Lieblingsaufenthalt meiner kleinen Freunde, der Eidechsen, die ich von Jugend auf so gern gehabt habe, zu sein. Von Zeit zu Zeit lugte so ein allerliebstes glänzendes Thierchen neugierig nach dem Eindringling hin, den schlanken Leib aus den Blättern erhebend, bei der geringsten Bewegung von mir raschelten sie blitzschnell davon. Eine ganze Weile ergötzte ich mich an dem harmlosen Spiel.

Unten am See wieder angelangt, reizte es mich, einige der prachtvollen Villen zu besichtigen. So suchte ich mir denn unter den vielen, am Landungsplatze mich belagernden Bootführern einen aus, der französisch sprach, und ließ mich von ihm auf den See hinausrudern. Es waren zum Theil stolze Namen, die mir der Schiffer als Besitzer der Schlösser und Parkanlagen

nannte, auch war der Mann in der Ortsgeschichte gut bewandert, wie das die Führer in Italien meistens sind. Ich ließ mir erzählen, daß jener Prachtbau dort, die Villa d'Este, jetzt dem Fürsten von Torlonia gehörig, längere Zeit der Königin Karolina von England als Aufenthaltsort gedient hat. Hier die Villa Melzi wurde Anfangs dieses Jahrhunderts für den damaligen Vicepräsidenten der italienischen Republik gebaut, den Napoleon 1807 zum Herzog von Lodi ernannte. Sie gehört jetzt seinem Enkel, dem Herzog von Melzi, der in liberaler Weise den Fremden Haus und Garten zur Besichtigung öffnet. Ich fand dort ausgezeichnete Skulpturen von Canova, Marmorcopien antiker Büsten, besonders aber entzückte mich der Garten, der einen Duft südlicher Pflanzen ausströmte, der berauschend war. Die schönstgelegene der Villen bei Bellagio ist die frühere Villa Serbelloni, jetzt ein Pensionshaus für reiche Leute; der zugehörige große Park zieht sich bis auf die Höhe von Bellagio hinauf.

Fürsten, Grafen und Millionäre aller Nationen haben am See Besitzungen erworben, und bringen dort alljährlich einige Wochen zu. So unter Anderen der kunstsinnige Herzog Georg von Sachsen-Meiningen, dessen „Villa Carlotta" mir als besonders sehenswerth von meinem Schiffer gerühmt würde. Also hinüber zu ihr, an's andere Ufer! Die Besichtigung wurde bereitwilligst gestattet, und zwar führte mich ein Gärtner, der mir mit offenbarem Vergnügen die Schönheiten seines Gartens in leiblichem Französisch erklärte. Einen ganz entzückenden Anblick gewährte eine Anzahl Laubengänge von Citronen- und Orangenbäumen gezogen, man konnte die herabhängenden goldigen Früchte mit den Händen greifen. Daneben prangten Magnolienbäume mit tulpenartigen großen weißen Blüthen, welche die Luft in weitem Umkreise mit lieblichem Dufte erfüllten. Dort hatten sich Granaten, Azaleen, auch die Aloes mit den mächtigen Blättern, ebenso Palmen, Myrthe und Rhododendron zu großen Bäumen entwickelt; selbstverständlich fehlten auch die Cypressen und Oliven nicht, die ersteren in wahren Prachtexemplaren wie Pappeln groß. Auch Cedern

fand ich und Bananen, die man bei uns nur als Treibhauspflanze kennt. Ihre fächerartigen Blätter wetteiferten mit denen des stacheligen Cactus an Größe. Man zog beide dort im Freien, ebenso den Lorbeerbaum und den Bambus und viele andere, die mir der Gärtner alle gewissenhaft mit ihrem wissenschaftlichen Namen nannte. Einem Botaniker muß das Herz dort aufgehen, wenn er alle die seltenen Arten in so schönen Exemplaren zu Gesicht bekommt. Die Vorbedingungen für das Gedeihen der Pflanzen sind sehr günstig, im Winter sinkt die Temperatur nie bis zum Gefrierpunkt, die zarteren Pflanzen bedürfen also in ungünstigen Nächten nur eines leichten Schutzes zu ihrer Erhaltung. Und nun denke man sich diesen üppigen Reichthum der Vegetation im Hochsommer, im raffinirtesten Geschmack gruppirt, und vertheilt auf Terrassen, die sich unten vom See den Berg weit hinauf erstrecken, an vielen Stellen zu Aussichtspunkten gestaltet, welche wunderbar schöne Fernsichten boten, reizende Durchblicke durch Baumschläge auf den See, und die Ortschaften am andern Ufer. Auf der halben Höhe des Terrassenberges liegt das Schloß inmitten der gärtnerischen Anlagen, es enthält unter anderen Sehenswürdigkeiten den berühmten Alexanderzug von Thorwaldsen, einen wundervollen Marmorfries, den der frühere Besitzer des Schlosses, ein Graf Sommariva, nach Aussage meines Führers zur Ausschmückung seines Marmorsaales für eine halbe Million Francs erworben hat. Er war mir nicht unbekannt, schon vor mehr als 20 Jahren hatte ich die Composition in einem Gypsabguß im Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen bewundert, dem feinsinnigsten Museum, das ich kenne. Hier in der Villa Carlotta fand ich auch das Original der bekannten reizenden Gruppe Amor und Psyche, von Canova in carrarischem Marmor ausgeführt. Das Schloß sollte noch viele andere Sehenswürdigkeiten von Bedeutung enthalten, doch litt es mich nicht im Hause, ich strebte wieder hinaus in's Freie, genoß so recht in vollen Zügen Gottes schöne Natur, und wurde nicht müde, die sonnigen Terrassen und schattigen Gänge auf und ab zu durchwandern.

Als mich der Schiffer nach Bellagio zurückruderte, hatte ich

so meine Gedanken darüber, wie glücklich und beneidenswerth doch die wenigen Bevorzugten sind, die sich den Luxus eines solchen Paradieses am Comersee gestatten können. Als nun aber mein Fährmann zu erzählen anfing, von welchen schweren Schicksalen diese und jene Familie heimgesucht war, wie sich mit dem unermeßlichen Reichthum oft die größeste Sorge paarte, wie Umnachtung des Geistes, oder körperliches Gebrechen Manchen unfähig machte, sich seines Besitzes, oder auch nur seines Lebens überhaupt zu freuen, da athmete ich hoch auf, und dankte Gott im Stillen, daß er mich diese Herrlichkeiten hatte schauen lassen, aber auch dafür, daß ich als ein, zwar in bescheidenen Verhältnissen lebender, aber zufriedener Reisender frei in der Welt herumkutschiren kann, und nicht mit ernster Sorge so beladen bin, wie jene Großen, die ich soeben noch beneidet hatte. Und mit diesem Gefühl der Dankbarkeit und heitersten Zufriedenheit nahm ich Abschied vom Comersee. Es war der letzte meiner Ausflüge in Italien, der schöne Sonntag ging viel zu früh für mich zu Ende, wie überhaupt mein ganzer Aufenthalt jenseits der Alpen, es blätterte sich gar so angenehm in dem Bilderbuche der Natur! Und doch war ich an jenem Sonntage an der Grenze des Genusses angelangt, über welche hinauszugehen mir die Neigung fehlte.

Jetzt bedauere ich zuweilen, meinen Ausflug nicht weiter ausgedehnt zu haben, bis nach Florenz wenigstens, das ich so leicht hätte erreichen können. Damals aber, als ich spät Abends vom Comersee nach Mailand zurückkam, stand mein Entschluß zu reisen fest. Die unausgesetzt übermäßige Hitze der letzten Wochen hatte mich schließlich mürbe gemacht, ich sehnte mich nach den kühlen Bergen. Der Gedanke, die Alpen, die ich heute wieder den ganzen Tag so greifbar nahe vor Augen gehabt hatte, zu Fuß zu übersteigen, hatte solch' verlockenden Reiz für mich gewonnen, daß ich kurz entschlossen die Nacht mit der Eisenbahn durchfuhr, und über Bozen nach Meran ging. Von hier aus bewerkstelligte ich dann allerdings den geplanten Uebergang, ich marschirte in achttägiger Fußwanderung südlich durch das herrliche Schnalserthal übers Hoch-Joch, und nördlich

durch das großartige Oetz- und das Innthal nach Innsbruck. Aber das gehoffte Vergnügen wurde mir recht verkümmert, ich fand in Tyrol dasselbe schlechte Wetter wieder, das mich vor einigen Wochen mit meinem Freunde daraus vertrieben hatte. Nur der Uebergang über den Gletscher war vom Glück begünstigt. Erst ließ auch der sich schlecht an; beim Anstieg von der südlichen Seite, dicht unter dem Hoch-Joch, überraschte mich ein Unwetter, wie man es mit dieser elementaren Gewalt und Heftigkeit nur im Hochgebirge kennen lernt. Mein Führer hatte kaum noch Zeit, mir einen Unterschlupf unter einem überhängenden Felsen zu bereiten, da brach das Wetter los. Eisig kalt kam der Sturmwind dahergesaust mit Blitz und Donner und Hagelschauern, daß Einem Hören und Sehen verging. Das prasselte und krachte ringsum, als ob die Felswände losgerissen werden sollten! Doch schnell, wie das Gewitter gekommen, zog es auch vorüber; nach einer halben Stunde hatten wir den schönsten lachenden, blauen Himmel über uns, die Sonne so strahlend, daß meine Augen, trotz der Schneebrille, während des Ueberganges über das Eisfeld — eine mühsame Wanderung von etwa zwei Stunden — empfindlich davon angegriffen wurden. Kaum hatten wir auf der nördlichen Seite das Gletscher-Hospiz erreicht, so zogen die schweren Regenwolken wieder herauf. Noch einmal zerriß das Gewölk, da hatte ich den entzückendsten Blick auf die nahe vor mir liegende Gletscherwelt im blendendsten Sonnenlicht Niemals auf meinen wiederholten früheren Touren über diesen Paß habe ich den Vernagtferner, die Wildspitze, die Stubaier Gruppe, die Kreuzspitze u. s. w. in so schöner Beleuchtung, so klar und rein gesehen, wie diesmal. Aber nur diesen Einen schönen Nachmittag auf der ganzen Gebirgstour gönnte mir das feindliche Geschick. Es regnete von da an unaufhörlich. Das war ein schlechtes Nachspiel zu den schönen Tagen in Italien; bei empfindlich kalter Temperatur, immer vom Regen durchnäßt, ohne alle Aussicht, sich tagelang durch die lehmigen, grundlosen Gebirgswege mühsam fortzuschleppen, ist wahrlich kein Vergnügen!

Ich hielt mich deshalb nicht länger dort auf, und fuhr,

sobald ich die Eisenbahn in Innsbruck wieder erreicht hatte, geradewegs über München nach Nürnberg, wo ich mich durch den Besuch der bayerischen Gewerbeausstellung einigermaßen zu entschädigen hoffte. Aber auch diese Hoffnung wurde ziemlich vereitelt, die schönen Gartenanlagen der Ausstellung kamen bei der herrschenden Kälte, und dem fortwährend strömenden Regen gar nicht zur Geltung, ebenso litt die Ausstellung selbst, in den gedeckten Hallen, sehr unter dieser ungünstigen Witterung. Man kam gar nicht zu der Feststimmung, die nothwendig dazu gehört, soll Einem die Besichtigung eines solchen festlichen Arrangement's Freude machen. Weiter also!

Die Thüringer Berge, Coburg, Eisenach, sollten Alles wieder gutmachen. Aber dort kam ich aus dem Regen in die Traufe; die Flüsse ausgetreten, das Land überschwemmt, dieselbe Kälte, der gleiche Regen wie in Bayern! ich kam nicht einmal dazu, meinen Lieblingsspaziergang auf die Wartburg zu machen, und flüchtete nach Cassel. Wilhelmshöhe ist unbestritten der schönste Naturpark, den Deutschland aufweisen kann; aber wenn der große Christoffel da oben auf seinen Tonnengewölben sich in Regenwolken hüllt, dann soll man nicht die Götter versuchen, und in den Anlagen spazieren gehen wollen. Mir wurde dabei der Pelz wiederholt ganz gehörig gewaschen. Was blieb mir also Anderes übrig als nach Berlin zurückzukehren? Auch dort bildeten die Wolkenbrüche der letzten Wochen noch immer das Tagesgespräch, und mit ungeschwächter Kraft strömte der Regen fortwährend vom Himmel hernieder. Hier aber sitzt man wenigstens trocken, und kann das graue Elend da draußen in der behaglichen Häuslichkeit ruhig ansehen. —

Hat es unter diesen Umständen nicht eine gewisse Berechtigung, wenn der Tourist der Witterung des sogenannten Sommers von 1882 nur mit tiefster Entrüstung gedenken mag? wenn er, gleichsam sich selbst zum Troste, gern der wenigen schönen Tage gedenkt, die er genossen hat? So bin auch ich dazu gekommen, an stillen Winterabenden meine Erinnerungen aus den schönen Tagen aufzuzeichnen. Dabei gelange ich denn aber doch zu dem Endresultat, daß ich heuer eine meiner schönsten

Reisen gemacht habe, die mit dem Ungemach vorher und nachher nicht zu theuer erkauft war. Ich würde mich keinen Augenblick besinnen, die Tour unter gleichen Verhältnissen auf Neue zu machen, hoffe indessen, wenn ich noch einmal das schöne Italien wiedersehen sollte, daß ein freundlicheres Geschick im Ganzen mir dann beschieden sein möge. Dem geneigten Leser aber, der mir bis hierher gefolgt ist, wünsche ich, wenn er Italien noch nicht kennt, daß er schon im nächsten Frühling, beim schönsten Wetter, dieselbe Reise machen möge; ich rathe ihm nur, daß er dann Florenz, Rom und Neapel auch noch mitnimmt, — vielleicht begegnen wir uns dort? — —

Petersburg und Helsingfors.*)

Petersburg, den 15/27. April 1883.

So sitze ich denn in Petersburg, und sehe damit wieder einen meiner Lebenswünsche erfüllt. Nach meiner Ankunft gestern Nachmittag war mir zu Sinne, als beträte ich nach einer Seefahrt wieder festen Boden. Wenn man beinahe zwei Tage und Nächte hindurch fortwährend das Klappern und Sausen des Courierzuges im Kopfe gespürt hat, und dann zum Schluß vom Bahnhof zum Hôtel noch über so schlechtes Pflaster, wie das hiesige ist, zusammengestuckert wird, da ist's kein Wunder, wenn man sich halb seekrank fühlt. Ich war abgespannt. Da mein Hôtel (Demuth) dicht am Newsky-Prospekt liegt, so gedachte ich durch eine Promenade auf dieser interessanten Straße mich zu erholen, fand aber in dem überaus lebhaften Treiben dort nur eine Fortsetzung der tollen Jagd meiner Herreise, sodaß ich Abends nicht mehr zum Schreiben aufgelegt war.

Heute früh ist alle Müdigkeit geschwunden, und ich kann das gestern Versäumte nachholen. Du wirst zunächst wissen wollen, wie ich hierhergekommen bin, nachdem ich auf dem Bahnhof Friedrichstraße um 11 Uhr Abends abgereist war.

*) Aus Briefen in die Heimath.

In dem deutschen Schlafwagen, der mich von Berlin bis zur Grenze brachte, hatte ich keine angenehme Nacht. Wir lagen im engen Raume vier Mann neben und übereinander, wie in einer Schiffskoje, nur mit weniger Comfort. Einer der Mitreisenden konnte den Schlaf nicht finden, und rief fortwährend mit lauter Stentorstimme nach dem Wärter, alle möglichen Fragen stellend und Befehle ertheilend. Wir drei anderen verbaten uns schließlich die dauernde Störung, das veranlaßte den Störenfried endlich, unter großem Gepolter das Feld zu räumen, wobei er noch eine Fensterscheibe zertrümmerte und sich an der Hand stark verletzte. Da war's mit der Nachtruhe ganz vorbei, denn die Wärter liefen herbei, dem stark Blutenden Hilfe zu leisten. Aergerlich suchte auch ich den Corridor des Wagens auf. Nach und nach kamen mit der wachsenden Tageshelle die Insassen der verschiedenen Abtheilungen zum Vorschein, eine interessante Musterkarte von internationalen Reisenden. Da war zunächst der Spieler von Profession, der, wie er sagte, von Monaco kam, und gar zu gern die Langeweile der Fahrt durch ein Spielchen gekürzt hätte; es biß aber keiner auf den öfter ausgeworfenen Köder an. Seine kleine hübsche Frau (?) huschte zuweilen im gestickten Unterrocke, über welchen ein eleganter Sammetpelz geworfen war, über den Corridor. Ein anderer, offenbar vornehmer Russe kam mit seiner distinguirten Frau nur auf den Speise-Stationen zum Vorschein, beide allemal in ausgesucht feiner Salon-Toilette. Ein dritter Russe, Garde-Offizier, der von Paris kam, entpuppte sich bald als ein gesprächiger, liebenswürdiger, feingebildeter Mann; mit ihm konnte ich mich viel unterhalten, und ihm verdankte ich manche interessante, belehrende Notiz über Land und Leute in Rußland. Um die übrige Gesellschaft kümmerte ich mich nicht.

Die Landschaft bis zur Grenze bot wenig Bemerkenswerthes, das Flachland wurde nur in weiter Ferne südlich durch den ostpreußischen Höhenzug begrenzt, der sich noch weit in die westlichen Provinzen Rußlands hinein fortsetzt. Interessant war mir in Marienburg der Anblick der alten Ordensritter-Burg, an deren Wiederherstellung gearbeitet wurde. Hinter Königsberg

trat im Haff die Ostsee einmal dicht an den Bahnkörper heran, doch lag die Wasserfläche wie ein glatter Spiegel unbewegt. Im Ganzen genommen war die Fahrt auf der deutschen Seite recht langweilig. Nun kam die Grenze, die zwischen Eydtkuhnen und Wirballen von dem Zuge in langsamer Fahrt überschritten wurde. Am Grenzpfahl stand der russische Posten und präsentirte das Gewehr. In Wirballen wurden uns zunächst die Pässe abgenommen, auch wurde das Gepäck in zuvorkommender Weise einer oberflächlichen Revision unterworfen, dann ging es weiter, und die ganze Landschaft war wie durch einen Zauberschlag total verändert.

Auf deutscher Seite war bei aller Monotonie doch überall Culturland. Aecker, Wiesen, Dörfer und wohlgepflegte Landstraßen. Nicht so auf der russischen Seite. Den ganzen zweiten Tag sind wir durch ungepflegten Urwald gefahren; stundenlang fährt man in schnurgerader Linie durch Einöden, meist Waldung, derartig von den Menschen vernachlässigt, und von Winterstürmen mitgenommen, daß man glauben könnte, sich im Hochgebirge zu befinden. Ich habe Windbrüche gesehen, wo Tausende von Stämmen wie Zündhölzer durcheinandergewürfelt lagen. Keine Spur von Wegen durch das Sumpfland, das bald, je nördlicher wir kamen, sich noch mit Schnee und Eis bedeckt zeigte. Stundenlang keine menschliche Wohnung, oder ein Mensch zu erblicken! Ich tröstete mich so gut es ging durch Gespräche mit dem erwähnten Offizier, sowie durch mitgenommene Lectüre, hatte auch meine Freude an der prachtvollen Einrichtung russischer Schlafwagen I. Klasse, welche an Bequemlichkeiten aller Art nichts zu wünschen übrig lassen, und die Wagen aller andren Länder darin übertreffen. Auf der ganzen Fahrt hatte ich, sowohl bei Tage, wie bei Nacht, ein hübsches Compartiment für mich allein, elegant gepolstert, mit Tisch, Bett-Sopha, Doppelfenstern, der Fußboden mit dickem Teppich belegt, und eleganter Wasch-Toilette im Nebenraum. Dagegen ließ die Fahrgeschwindigkeit sehr zu wünschen übrig, und auch das Fahrpersonal schien mir den Dienst nachlässig zu handhaben. So kamen wir nach 43stündiger Fahrt über Wilna und Dünaburg, Ostrow, Pskow

und Gatschina Mittags hier an, in Gatschina lag der Schnee noch einen Meter hoch zu beiden Seiten der Bahn, hier aber finde ich herrliches, warmes Frühlingswetter, Sonnenschein, und lachenden blauen Himmel. Heute am Charfreitag kann ich keine Besuche machen, ich werde Dir also noch von dem Ausfluge in die Stadt erzählen, den ich gestern Nachmittag unternommen habe.

Ich lenkte meine Schritte, wie schon bemerkt, beim ersten Ausgange nach dem Newsky-Prospekt, dem Glanzpunkte des Petersburger Straßenlebens. Ein riesiger Wagenverkehr belebt die Avenue, welche, in bedeutender Breite, fast 5 Kilometer lang vom Admiralitäts-Gebäude aus quer durch die ganze Stadt führt. Sie durchschneidet alle die Ringe der Stadt, welche sich gürtelartig an den finnischen Meerbusen ansetzen, von der breiten schönen Newa durchfluthet. Die Aehnlichkeit der Anlage Petersburg's mit dem Grundriß von Amsterdam heimelte mich ordentlich an, und trug viel dazu bei, daß ich mich in Petersburg überall leicht orientiren konnte, trotz der verschiedenen Größenverhältnisse, in Bezug auf welche sich Amsterdam mit Petersburg nicht im entferntesten messen kann.

Ein Spaziergang auf dem Newsky-Prospect zeigt alle Abstufungen der Gesellschaftsklassen; man kommt durch die reichsten Stadttheile mit Palästen und pompösen Kirchenbauten, brillanten Schauläden und hochinteressantem Verkehr, bis zu den verödeten ärmeren Quartieren in den Außenringen der Stadt. Im eleganten Theile hat jedes größere Haus einen leichten eisernen Vorbau, ein Schutzdach für die Hausbewohner beim Ein- und Austritt, der mit den buntesten Firmenschildern bedeckt ist, die dem Straßenbilde ein ganz besonderes Gepräge geben. Die Straße ist mit Holz gepflastert, wodurch einigermaßen der betäubende Lärm des Wagenverkehrs gemildert wird.

Man fährt hier in rasender Schnelligkeit, besonders auch in kleinen zierlichen Wagen die kaum für zwei Personen Raum bieten. In diesen ist es Sitte, daß ein Herr, wenn er mit einer Dame fährt, der Sicherheit wegen, wie durch den engen Platz gezwungen, den Arm um sie legt. Prächtige Gestalten sieht man unter den Kutschern, die meistens blond sind, immer

mit langem Vollbart, auf dem Kopfe ein kleines Hütchen, gekleidet in einen blauen kaftanartigen Faltenrock, von einem reichgestickten Gürtel zusammengehalten, in welchem die großen Fausthandschuhe stecken. Und da ich denn einmal bei dem Kostüm bin, so sei hier gleich erwähnt, daß gewiß der zehnte Theil der Bevölkerung von Petersburg in Uniform geht, Soldaten, Beamte, Schüler, alle haben Uniformen, unter welchen die Truppentheile der Armee interessante Typen liefern, und nicht nur in der Uniform. Solche Charakter-Köpfe, wie ich sie bei vielen älteren hohen Offizieren der tscherkessischen Leibgarden und der Kosacken sah, findet man in keiner anderen Stadt Europa's. Uebrigens fiel mir auf, daß wohl die Mannschaften die Offiziere, nicht aber die Offiziere sich untereinander auf der Straße grüßten. Das Bild des wogenden Menschenstromes zu beiden Seiten der Straße wird anmuthig belebt durch die weißen Kopftücher der Frauen aus dem Volke; auch die Ammen fallen dem Fremden angenehm auf in ihrem reichen Nationalkostüm, mit diademartigem Kopfputz von Perlen- und Silberverzierung. Helle, lebhafteste Farben, blau, roth, gelb und grün dominiren nicht nur beim weiblichen Geschlecht, auch der niedere Mann liebt knallrothe weite Kniehosen. Es tritt in diesem bunten Getümmel noch das fremdartige asiatische Element hinzu, Chinesen, Tartaren, Tscherkessen in fremdartiger Kleidung, oder auch in unglaublich zerlumpten Schafpelzen, genug, die Vertreter aller Raçen des großen Weltreiches sind auf dem Newsky zu finden. Alle schieben sich gemüthlich durcheinander, dazwischen hantiren Straßenfeger, die am Tage auf dem Trottoir lange Besen schleudernd schwingen, wie bei uns die Schneefeger auf der Eisbahn.

Das Auge des Fremden findet keinen Ruhepunkt, es wandert von Einem zum Andern. Ueberall sieht man Heiligenbilder oder auch Kapellen am Wege, im Innern mit Heiligenbildern geschmückt, die von Gold und Edelsteinen strotzen, und vor denen Jeder nach Belieben seine Andacht verrichtet; nicht nur der General beugt sein Knie dreimal und schägt dazu das Kreuz vor dem Muttergottes-Bilde, ebenso macht es dicht neben ihm auch der Iswoschtschik, der Droschkenkutscher, der nach Laune

im Vorbeifahren schnell vom Bock herunterklettert, und den Fa
gast die paar Minuten warten läßt, bis er seine Andacht v
richtet hat, sofern es der Gast nicht vorzieht, sich auch mit dar
zu betheiligen. Dabei herrscht aber die größeste Toleranz geg
diejenigen, welche diesem Cultus nicht huldigen wollen, Niema
bekümmert sich darum, ob die Vorübergehenden das Heilig
bild grüßen, oder nicht.

Beim weiblichen Geschlecht fiel mir die große Zahl jun
Mädchen auf, die, das Haar kurzgeschnitten, auf der Str
Cigaretten rauchten. Immer mußte ich an die weiblich
Nihilisten denken, zu welchen ja auch diese emancipirten Pete
burger Studentinnen kein kleines Contingent stellen.

Wir stehen hier dicht vor dem russischen Osterfeste, üb
morgen ist Oster-Sonntag, und überall sieht man die V
bereitungen für das Auferstehungsfest, für das herbeigeseh
Ende der Fastenzeit treffen. Die Läden der Bäcker zeigen
Osterrosen von Papier verzierte lockere Brote, die der Fleisc
schön mit Zuckerguß verzierte Schweinsköpfe und ganze gebrat
Spanferkel. Die großen Bazars am Newsky haben weit
die Straße hinaus, zum Theil auf dem Erdboden ihre kunstre
geschnitzten hölzernen Ostereier ausgebreitet, von denen oft 20—
eins immer kleiner wie das vorhergehende, in einander sitz
Die Juwelierläden strahlen von kostbaren Ostereiern in G
und Edelsteinen, auch die Delikatessenhändler haben große Toile
für den bevorstehenden Festschmaus gemacht, überall sieht m
die Leute in einer gewissen Aufregung ihre Einkäufe mach
Dazu erklingt von den vielen Kirchthürmen häufiges Glock
geläute von großen und kleinen harmonisch abgestimmten Glock
auch eine Erinnerung an Holland; das Eis hat sich auf
Newa in Bewegung gesetzt, gedrängt von den Eismassen
nahen Ladogasee's, und auf den Grachten in der Stadt v
schwinden ebenfalls die letzten Spuren von Eis und Schn
man sieht, auch die Natur bereitet sich vor, ihr Auferstehun
fest zu feiern — nimm Alles das zusammen, und Du hast
Material der fremdartigen ersten Eindrücke, welche Petersbu
bei der Ankunft auf mich gemacht hat.

St. Petersburg, d. 16/28. April 1883.

Die Sonne scheint so freundlich durch das Fenster auf meinen Frühstückstisch, daß es ein Vergnügen ist, dabei zu arbeiten. Ich nehme also den Faden von gestern Morgen wieder auf, und kann Dir sagen, daß es mir gut geht, auch materiell, nachdem ich gestern hierher, nach Hôtel de France übergesiedelt bin. Die Küche sagt mir wohl zu, das Brod ist zwar ungesalzen, doch recht schmackhaft, mein Frühstück hier, Thee mit Citronenscheiben darin, mundet gut, gestern habe ich im deutschen Restaurant von Leinner auf dem Newsky gut gespeist, auch eines der feinen russischen Restaurant's zum Abend besucht. Die Einrichtung ist überall eine sehr luxuriöse, charakteristisch sind die Garderoben, in denen überall vor dem Eintritt in die Restaurationssäle die Oberkleider von Dienern abgenommen werden, und dann die prachtvollen Orgeln, welche in den Speisesälen der russischen Häuser zur Unterhaltung beitragen. Ein Heer von Dienern bedient die Gäste blitzschnell und schweigend, Alles Tartaren, die sich durch Nüchternheit und Sprachkenntnisse vor dem niedern Russen auszeichnen. Russische Kellner betrinken sich oft, und werden deshalb in feinen Häusern nicht angestellt. Jeder größern Mahlzeit geht die „Sakußka" voran, d. h. man nimmt, um den Appetit zu reizen, einen Schnaps, und ißt dazu ein paar Brodschnitten mit Caviar, Lachs oder dergl. Hat man nun Hunger, so fällt die Sakußka mitunter so reichlich aus, daß die Hauptmahlzeit (objäd) ganz wohl unterbleiben könnte. Indessen man ißt auch hier im Norden, wie ich das früher schon in Kopenhagen gefunden habe, sehr reichlich und gut. Von köstlichem Wohlgeschmack ist der großkörnige frische Caviar, der leider nicht auf weitere Entfernungen hin versendbar ist; auch außerordentlich zarte Fische hat man hier, Steinbutten, Forellen und besonders Sterlett, aus der Wolga, dem Don, oder dem Peipus-See. Ein hiesiger Bekannter, der mich gestern Abend in diese Küchengeheimnisse einführte, wollte behaupten, daß man in Petersburg besser speise, als in Paris, was mir indessen, nach dem bisher Genossenen, zu viel gesagt erscheint. Der Sammelplatz der vielen Deutschen,

die hier leben, ist Leinner auf dem Newsky, neben der Poli
brücke, wo man bei bester Verpflegung auch stets Augenw
durch den Anblick des Straßenlebens hat. Die Häuser mittle
Ranges, die sogenannten „Traktirs" kann man als Frem
nicht besuchen, da in ihnen nur russisch gesprochen wird.

Ich finde den Umgangston hier liebenswürdig zuvorkomme
das ganze Gepräge im öffentlichen Leben vornehm; dementsprech
spielt allerdings der Werth des Geldes anscheinend keine gr
Rolle, Alles ist sehr theuer, und mit Trinkgeldern wird
glaublich gewirthschaftet, ärger noch, als in Paris. Niem
auf der Welt aber kann wohl für ein gespendetes Trinkg
freundlicher danken als der niedere Russe, dessen patriarchalis
Sichunterordnen immer noch einen starken Beigeschmack von
früheren Leibeigenschaft zeigt.

Was ich gestern schon erwähnte, fand ich durch meine
dem unternommenen Streifzüge vollauf bestätigt, die Aehnlich
Petersburg's mit dem Amsterdamer Kanalsystem; man sieht,
Peter der Große bei der Gründung der Stadt vor 180 Jah
seine Erfahrungen aus Holland und speciell aus Amsterdam
angewandt hat. Aber der holländische Grundgedanke ist
ihm genial ausgeführt. So etwas von Raum-Verschwend
ist mir noch in keiner Stadt vorgekommen; Paläste von riesi
Dimensionen umsäumen freie Plätze, auf denen ein gan
Armeecorps bequem aufmarschiren kann; und doch sind alle d
großartigen Riesenbauten, die Straßen, Plätze und Stromqu
in ganz harmonischem Verhältniß untereinander; gerade da
liegt ein ganz besonderer Reiz. Die Stadt besitzt nicht weni
als 64 große freie Plätze, alle Straßen sind breit und beque
und zwar giebt es, je nach der zwischen 15 bis 30 Me
schwankenden Breite, drei Kategorien. Die von dem Admira
tätsgebäude ausgehenden großen Radien, welche die Gürtelkan
(Grachten) durchschneiden, heißen Prospecte; die Straßen zwei
Ranges werden Ulizen, und die schmalsten Straßen drit
Ranges Perejulki genannt. Der ganze Aufbau der Stadt
nach einer gegebenen Schablone erfolgt, wie ich das im Klein
bisher nur in Mannheim gesehen habe, wo auch die Straß

durch ganz regelmäßige, schachbrettartige Häuserquadrate gebildet werden. Uebrigens steht auch Petersburg, ebenso wie Amsterdam des morastigen Boden's wegen auf Wäldern von Pfählen, und verbreiten die Kanäle der inneren Stadt einen gleich unangenehmen fauligen Geruch, wie in Amsterdam. —

Es lag in meiner Absicht, die mir durch die Osterwoche auferlegte Muße zu einem Abstecher nach Moskau zu benutzen; doch höre ich von allen Seiten, daß man schon jetzt, der bevorstehenden Kaiserkrönung wegen, kein Unterkommen mehr dort finden kann, und daß alle Preise enorm in die Höhe gegangen sind, auch ist der Kreml für Niemand mehr zugänglich. Ich gebe das also auf, und werde hier die Kirchenfeierlichkeiten studiren. Gestern Nachmittag war ich zu dem Zwecke in der Isaakskirche, und erhielt einen gewaltigen Eindruck von dem Ritus der griechisch-katholischen Kirche, die gestern, am Charfreitage, ihre ganze Pracht entfaltet hatte.

Die Isaakskirche imponirt schon von außen als größeste Kirche der Stadt, sie hat die Gestalt des griechischen Kreuzes, ist ganz aus Marmor und Granit erbaut, und von einer mächtigen, weithin sichtbaren Kuppel überragt. Die Haupteingänge sind dem Portikus des Pantheon's in Rom nachgebildet, vor jedem befinden sich 16 kolossale Säulen, Monolithe aus polirtem rothen finnländischen Granit, 17 Meter hoch und 2 Meter dick, breite prächtige Granittreppen führen zu den Eingängen empor. Die ganze Höhe des Gebäudes vom Erdboden bis zur Kreuzspitze beträgt 102 Meter, sie wird nur noch von der Peterskirche in Rom übertroffen. Die Breite der Kirche beträgt 90 Meter, die Länge 105 Meter.

Ich fand diesen riesigen Raum im Innern dicht mit Menschen gefüllt. Der Qualm des Weihrauches hatte sich oben zu dichten Nebelwolken zusammengeballt, aus denen 10 Kronleuchter ein halbdunkeles Licht herabstrahlten. Die ganze Osterwoche hindurch ist die Kirche stets gleich gefüllt, und es findet ununterbrochen Gottesdienst statt. Ich hörte eine Predigt, von der ich kein Wort verstand, die mich aber die Klangschönheit der russischen Sprache wohl erkennen ließ. Darauf sang ein vierstimmiger

Domchor ganz wundervolle, ergreifende Weisen, von Knaben und Männern ausgeführt, Bässe darunter von einer Tiefe und Tonfülle, wie man sie bei uns nicht kennt. Alles wurde a capella vorgetragen, da Orgeln sich in keiner russischen Kirche befinden. So unschön ich im vorigen Jahre den Kirchengesang in Venedig fand, so meisterhaft geschult erschienen mir diese russischen Sänger mit ihrem klaren, ruhigen Ton, mit ihrer feinen Nüancirung des Piano und Forte-Gesanges. Der Italiener plärrt tremolirend seine kirchlichen Tanzweisen ab, hier klingt in den getragenen schwermüthigen Melodien, überwiegend in Moll-Tonarten gehalten, der ganze religiöse strenggläubige Ernst des Russen durch. Ich schäme mich nicht zu bekennen, daß mich der Gesang so tief ergriff, daß mir Thränen über die Backen rollten.

Von der nachdrängenden Menge geschoben gelangte ich nach und nach bis zu dem Allerheiligsten, dem Ikonostas, wo sich der Metropolit mit seiner ganzen Priesterschaar, Alle in Meßgewändern, die von Gold und Edelsteinen strotzten, aufhielt, auch der Sängerchor war hier postirt. Die in diesen, sonst geschlossenen allerheiligsten Raum führende Thür ist ein kostbarer Bronzeguß, entzückende Figuren in durchbrochener Arbeit. Neben dieser Thür stehen etwa 10 Meter hohe Säulen, zwei mit Lapislazuli, und acht mit Malachit belegt, deren Basen und Kapitäler reich vergoldet sind. Im Sanctuarium selbst ein Hochaltar von weißem Marmor, daneben ein anderer in Malachit, und auf den Altären eine Menge für den Cultus bestimmter Gebrauchsgegenstände von Gold, Silber und Edelsteinen, deren Glanz das Auge blendet.

Während einer Pause im Gottesdienst wurde ich von der abfluthenden Menge mit zum Grabe Christi in der Mitte der Kirche hingetragen, und küßte, um nicht auffällig zu erscheinen, das Bild des Heilandes wie die Tausende vor und nach mir, deren Jeder noch ritualmäßig mit der Stirne die Erde berührte. Auch ich beugte mein Knie, und ich darf sagen ohne jeden Hintergedanken, denn ich war durch die ganze ungewohnte Umgebung so wahrhaft andächtig gestimmt, daß ich Gott auch mit

ehrlichem Herzen in den Gebräuchen einer andren Kirche, als der meinigen, verehren konnte.

Heute, Sonnabend Abend, ist die Hauptfeierlichkeit in allen Kirchen, es ist die Auferstehungsnacht Um Mitternacht wird überall der Ruf ertönen: Christus ist erstanden! Die Leidtragenden, welche die ganze Charwoche hindurch um den gekreuzigten Heiland trauerten, haben sich alle mit kleinen geweihten Wachskerzen versehen, welche um Mitternacht mit einem Schlage aufflammen sollen, denn „Christus ist erstanden“ — und die Fastenzeit hat ein Ende! Ich werde also jedenfalls um Mitternacht zur Kirche gehen, mir das anzusehen.

Petersburg d. 17/29. April 1883.

„Christus ist erstanden!“ so begrüßte mich vorhin mein deutsch redender tartarischer Kellner, als er mir den Morgen-Thee brachte, und unaufhörlich ertönte in der Nacht dieser Ruf, den ich russisch leider nicht wiedergeben kann, von allen Seiten, wie man sich bei uns in der Neujahrs-Nacht das „Prosit Neujahr“ zuruft, nur mit dem Unterschiede, daß bei uns ein pöbelhafter Janhagel für ruhige Leute den Aufenthalt auf der Straße unmöglich macht, während hier überall ehrliche Freude herrscht, d. h. soweit die Leute nicht betrunken sind.

Ich fahre in meinem Bericht fort, bei offenem Fenster, draußen wiederum heller Sonnenschein und milde Luft, um diese Jahreszeit hier im hohen Norden eine seltene Erscheinung!

Der gestrige Tag war meinen Geschäften gewidmet . . . . über deren Erledigung der Abend herangekommen war. Da ich die Nacht im Freien sein wollte, legte ich mich frühzeitig schlafen und ließ mich um 11 Uhr wecken, um in der Isaaks-Kirche und auf den Straßen die russische Osternacht zu feiern. Vorweg will ich gleich bemerken, daß der Total-Eindruck kein so günstiger war, als ich erwartet hatte, das lag aber mit an Aeußerlichkeiten. Dann aber auch steht das Volksfest in der Julinacht, dem ich im vorigen Jahre auf der Giudecca bei Venedig beiwohnte, noch zu frisch in meiner Erinnerung, ich mußte immer Vergleiche zwischen dort und hier anstellen, die

nicht günstig für Petersburg ausfielen. Besonders wurde mir das Vergnügen durch die plötzlich in der Nacht eingetretene empfindliche Kälte beeinträchtigt, eine hier oft vorkommende Erscheinung, daß die Luft-Temperatur innerhalb weniger Stunden große Unterschiede zeigt. Indessen dagegen schützte mich allenfalls noch mein Ueberzieher.

Aber der betrunkenen schwankenden Gestalten waren in der Nacht zu viele, und diese, mitunter von Schmutz starrenden Gestalten entwickelten in ihrem Rausche eine Neigung zum Küssen, daß man sich ihrer kaum erwehren konnte. In der Osternacht küßt sich nämlich Alles auch auf offener Straße bei dem Ostergruße.

Meine Absicht, dem Gottesdienste in der Kirche beizuwohnen, mußte ich aufgeben, es war ein schrecklicher Andrang zu den Eingängen. Ich harrte also draußen der Entwickelung der Dinge. Je näher die Mitternachtsstunde kam, um so fieberhafter wurde die Aufregung der Volksmassen, welche die Kirche umlagerten. Endlich begann mit dem Schlage Zwölf ein feierliches Glockengeläute sämmtlicher Kirchen der Stadt, von der Peter-Pauls-Feste her, jenseits der Newa, donnerten die Kanonen den Ostergruß, aufflammende große Pechpfannen rings um die obere Kuppel der Kathedrale erhellten den Platz, die Hauptpforte der Kirche sprang auf, heller Lichtschein strahlte aus dem Innern heraus, und die Geistlichkeit im Festornat, unter Führung des Metropoliten, dem ein hohes goldenes Kreuz vorangetragen wurde, wälzte sich die Treppen herab, gefolgt von der gläubigen Menge, Alle in Prozession dreimal die Kirche umwandelnd. Jedermann hatte sein schnell entzündetes brennendes Licht in der Hand, Tausende und aber Tausende von wandelnden Kerzen bedeckten den weiten Platz, die Treppen und Vorhallen der Kirche, es war ein eigenartiger Anblick. Viele aus dem Volke hatten, in weiße Tücher eingebunden, ihren Osterkuchen mitgebracht, auf Tafeln von unendlicher Länge waren die Vorräthe niedergelegt, welche von der Geistlichkeit während der Prozession im Vorübergehen durch Besprengen mit Weihwasser geweiht, und vom Volke gleich auf der Straße verzehrt wurden; ebenso die mitgebrachten

Fleisch- und Eierspeisen, alle Eßwaaren geschmückt mit Osterrosen von Papier. Bei diesen Mahlzeiten ging es nun arg her, das niedere Volk entschädigte sich gründlich für die lange Fastenzeit, und der Schnaps wurde in unglaublichen Quantitäten vertilgt. Nie habe ich jemals so viele Betrunkene gesehen, als in dieser Nacht, die Leute waren aber alle harmlos dabei. Originell war es, wie die Polizei die mitunter besinnungslos Daliegenden von der Straße auflas, und per Wagen zur Polizeiwache schaffte. Man sagte mir, daß man dort die Leute ihren Rausch ausschlafen läßt, ihnen einen gehörigen Denkzettel hinten aufzählt, und sie dann laufen läßt. Das Glockenläuten und Schießen von der Festung dauerte ununterbrochen die ganze Nacht hindurch, an Schlafengehen denkt doch Niemand, in allen Häusern bis zum kaiserlichen Winterpalast hinauf wird die Osternacht durch Festmahle gefeiert, bei denen das Oster-Ei in seinen Variationen als Geschenk eine große Rolle spielt, und erst bei Tagesanbruch trennt man sich.

Von jetzt ab dauern nun eine Woche lang auf dem Marsfelde Volksbelustigungen, die ich mir bald ansehen werde.

Petersburg d. 18/30. April 1883.

Heute früh fragte ich auf der Post (Potschtamt) nach Briefen, aber vergeblich, da dieselbe während der Feiertage den Betrieb ganz einstellt. Die postalischen Verhältnisse liegen hier, wie noch manches Andere, sehr im Argen; ich schrieb beispielsweise am Tage meiner Ankunft gleich an einen Bekannten hier am Orte, die sofort nach Empfang aufgegebene Antwort erhielt ich nach drei Tagen! Man muß nur in das Ausland gehen, um es schätzen zu lernen, wie vortrefflich unsere öffentlichen Einrichtungen in Deutschland, spieciell in Berlin sind. Man muß z. B. nur die hiesige Post, Eisenbahn und Telegraphie in ihrer bequemen Saumseligkeit mit unserer Schnelligkeit und Sicherheit vergleichen, das hiesige jammervolle Straßenpflaster und die kleinstädtische Reinigungsweise mit unseren Straßenanlagen, unserer Beleuchtung und Pflege der sonstigen öffentlichen

Einrichtungen, um zu erkennen, wie gut bedient wir vo unserer Verwaltung werden.

Da gestern und heute hier der Feiertage wegen noch Alle ruht und geschlossen ist, so konnte ich die Stadt in aller Muß die Kreuz und Quer durchstreifen. Mein Bädecker bewährt sic so vorzüglich, daß ich bis jetzt einen Commissionär entbehre konnte; geht es einmal absolut mit der Zeichensprache und den geringen Vocabelschatze, den ich meinem Conversationsbuch entnehmen kann, nicht mehr, so erbitte ich mir Rath und Aus kunft im ersten besten Bäcker- oder Fleischerladen, deren Besitze fast durchweg Deutsche sind. Dieses steuerlose Treiben im fremden Lande hat einen ganz besonderen Reiz für mich, dem ich stets gern mich hingegeben; man kann dabei doch einmal in menschliche Verlegenheiten gerathen, und schwimmt nicht in dem ewigen Einerlei des gewohnten Fahrwassers. Ab und zu ein- mal eine solche Turnübung für Gemüth und Verstand ist sehr heilsam.

Meine Wanderung führte mich von der Post zu dem be- rühmten Denkmal Peters des Großen, dem bekannten Reiter- standbilde, der Kaiser einen Felsen hinansprengend, von einem Franzosen, Falconet, vor etwa 100 Jahren auf Befehl der Katharina in Bronze gegossen. Die schöne Statue ist auch ein technisches Kunststück, da das ganze ungeheure Gewicht des 5 Meter hohen Standbildes mit dem nach vorn springenden Pferde nur auf den beiden Hinterfüßen und der Schwanzspitze des Pferdes ruht, alles Uebrige schwebt nach vorn frei in der Luft. Das hat sich nur dadurch ermöglichen lassen, daß das Metall in den vorderen Theilen ganz dünn gegossen, nach hinten aber verstärkt ist, außerdem sind als Ballast 100 Centner Eisen in das Hintertheil und den Schwanz des Pferdes gegossen.

Zum Winterpalast, der eigentlichen Residenz des Kaisers, gelangt man durch einen Durchgang unter dem, dem Winter- palast gegenüberliegenden Generalstabsgebäude, dessen kolossale Front mit 768 Fenstern einen freien Platz vor dem kaiserlichen Palast begrenzt, in dessen Mitte eine gewaltige Granit-Säule, 25 Meter hoch, der größeste Monolith der Neuzeit, ein Stand-

bild Alexanders I. trägt. In den Winterpalast, einem gewaltigen, aber nicht gerade schönen Bau, hinein darf kein Fremder, ich umging also das Gebäude, und wählte, um zu der jenseits der Newa gelegenen Insel Wassili-Ostrow zu gelangen, die Nikolausbrücke, die größeste und schönste der 150 Brücken, welche in Petersburg den Verkehr über die Newa und die vielen Kanäle vermitteln. Die Aussicht von dieser Brücke über den schönen Strom ist prachtvoll; weithin kann man den Lauf der belebten Wasserstraße verfolgen, rechts, gegen den Strom gewendet, ziehen sich die imposanten Quais mit ihren Palästen hin, links auf der Insel ebenso eine Reihe von Staatsgebäuden, darunter die Universität, die Akademie der Wissenschaften, die (im holländischen Styl erbaute) Börse, und ganz im Hintergrunde die Basteien der Citadelle, der Peter-Paul's-Feste, aus welcher ein schlanker vergoldeter Kirchthurm emporsteigt. Das Bild ist großartig schön, doch nicht so lebhaft und interessant, als der Blick von Londonbridge auf die Themse, auf welcher der Schiffsverkehr lebhafter ist.

Von Wassili-Ostrow ging ich über eine andere Brücke nach dem Marsfelde zurück, mich am Volkstreiben dort zu belustigen. Ein großer freier Platz, dem Pariser Marsfelde ähnlich, auf welchem der Kaiser die großen Paraden abhält. Da war das reine Jahrmarktstreiben, wenig abweichend von ähnlichen Belustigungen bei uns. Originell war eine ganze Reihe nebeneinander liegender Volkstheater, welche den ganzen Tag hindurch immer dieselbe Vorstellung geben. Diese dauert etwa eine Stunde, es folgt eine Pause von 15 Minuten, innerhalb deren sich die Bretter-Bude leert und wieder füllt, dann beginnt wieder dieselbe Vorstellung, und so geht das den ganzen Tag, und zwar eine ganze Woche hindurch. Ich nahm mir einen der bessern Plätze vorn für 1 Rubel, durfte früher eintreten, saß bequem, und hatte zunächst das Schauspiel, wie nach geöffnetem Eingang das Publikum der billigen Plätze das Theater geradezu stürmte, wobei an Geschrei und Weibergekreische das Menschenmögliche geleistet wurde. Noch während des Tumultes ging der Vorhang auf; während der ersten 10 Minuten war bei der

Unruhe im Saale kein Ton von der Bühne her zu hören, da genirte aber sowenig die Spieler, wie das Publicum, es mu also wohl so an der Tagesordnung sein. Die erste Abtheilun schien mir (ich verstand natürlich kein Wort) ein Rührstück z sein: ein nach Sibirien Verbannter wird von seiner muthige Tochter befreit, für welche Heldenthat sie vom Publicum frem tischen Beifall erntete. Es wurde flott und gut gespielt, soda ich aus der Mimik der Handlung folgen konnte. Der Glanz punkt war der Gesang eines ansehnlichen gemischten Chores eine Volksscene am Schlusse, prächtige Stimmen von Männern und Frauen, begleitet von dem Geläute von etwa 10 Kirchen glocken großen und kleinen Kalibers. Eine hübsche Melodi ging zum Schluß in die bekannte russische Volkshymne über bei der das ganze Auditorium mitsang; dann rasendes Hände klatschen und Getrampel, der Vorhang fällt, um in der nächsten halben Stunde noch viermal auf und nieder zu gehen, bei jedes maligem Scenenwechsel mit hübschen Decorationen und Requi siten, Alles stark volksthümlich gehalten.

In der zweiten Abtheilung sah ich einmal wieder eine richtige Harlequinnade, wie ich sie vor 25 Jahren schon im Kopenhagener Tivoli gesehen; Pierrot, Harlequin und Colombine in tollem Wirbel sich untereinander unaufhörlich neckend, und mit allerhand Teufeleien und Schelmenstreichen um sich werfend, trefflich unterstützt von den Verwandlungsmaschinen des Theaters. Das Publikum jauchzte geradezu vor Vergnügen. Schade, daß bei uns diese köstlichen Theaterfiguren längst vom Repertoire abgesetzt sind, ich habe sie nur noch in Italien, und hier im Norden gefunden. Unser Volk ist dafür nicht mehr harmlos genug.

Von dem kindlich-harmlosen Sinne der Russen zeugte auf dem Marsfelde auch der Bajazzo, eine bei uns ebenfalls längst verschwundene Figur; hier wurde er als ein alter Mann mit langem weißem Bart dargestellt, ein durchtriebener Spaßmacher, der vor jeder Schaubude zu finden war. Es war seine Aufgabe, das Volk immer zum Lachen zu bringen, gewöhnlich sekundirte ihm dabei ein kraftvoller Athlet, der Kunststücke ausführte, bei deren ungeschickter Nachahmung Bajazzo regelmäßig

auf die Nase fiel. Er war unausgesetzt die Zielscheibe für alle möglichen Wurfgeschosse, unter denen Johannisbrod und Haselnüsse eine große Rolle spielten. Diese fing er geschickt auf, und wenn er eine Handvoll zusammen hatte, hockte er sich wie ein Affe auf dem Dache nieder, knackte die Nüsse mit den Zähnen und ließ sich die Kerne wohlschmecken.

Als nationale Eigenthümlichkeiten fand ich auch Schaukeln, welche in einem großen sich fortwährend drehenden Rade, aufgehängt waren. Die musikalischen Leistungen, die man ringsum hörte, zeugten von einer verblüffenden Kunstanschauung des Volkes; nie zuvor hatte ich Duette gehört wie hier, z. B. zwischen Tamburin und Ziehharmonika, oder Geige und Trommel, auch Clarinette, Pauke und Harfe stritten mit einander um die Herrschaft. Mir erschienen diese Contraste höchst komisch, vielleicht gerade deshalb, weil das Publikum der Musik so andächtig zuhörte. Bei Manchem war die beschauliche Ruhe allerdings auch lediglich Folge sinnloser Trunkenheit, in welchem Zustande auch Zärtlichkeitsausbrüche zu beobachten waren, die drastisch wirkten. Auch hier wieder auf dem Marsfelde am hellen Tage wurden von der Polizei die Betrunkenen einfach beim Rockkragen aufgehoben, und wie Mehlsäcke behandelt.

Das fröhliche Publikum bot im Uebrigen interessante Gruppen und Figuren. Die Nationaltracht der Landleute ist sehr malerisch, nicht minder die der Soldaten, welche unter dem jetzigen Kaiser zur Nationaltracht zurückgekehrt sind, Schaftstiefel, Knieehosen, blusenartigen kurzen Rock und Lammfell-Mützen sieht man viel, hervorragende Erscheinungen sind die Tscherkessen, eine Elite-Mannschaft, welche mit den Finnländern zusammen den persönlichen Sicherheitsdienst beim Kaiser versieht, und deren Offiziere meistens asiatische Fürstensöhne sind. Auch unter den Kosacken sieht man herrliche Gestalten, wie denn überhaupt die in Petersburg liegenden Gardetruppen ein vorzügliches Menschenmaterial aufweisen.

In der Betrachtung aller dieser Einzelheiten auf dem Marsfelde verging mir der Nachmittag schnell, und spät erst kam ich in mein Hôtel zurück. Nebenbei bemerkt bleibt es hier jetzt

schon, Ende April, bis beinahe 10 Uhr Tag, und weiter in Sommer bleiben die Nächte ganz hell, eine Erscheinung, welch die Unannehmlichkeit im Gefolge hat, daß das gesellschaftlich Leben immer bis tief gegen Morgen hin andauert. Mir klagt ein Bekannter sehr darüber, und bezeichnete die naturwidrig Zeiteintheilung mit als einen Hauptgrund der schlechten Gesundheits verhältnisse Petersburg's. Die Nacht wird zum Tage gemacht, und der Tag bietet doch nicht die nöthige Ruhe, dabei kann der Körper nicht gedeihen.

Da ich gerade von der Gesellschaft spreche, will ich erwähnen, daß mir einer meiner hiesigen Gönner, der mich heute Vormittag sehr freundlich empfing, eine Eintrittskarte zu einer morgen stattfindenden Festlichkeit gegeben hat, bei welcher Gelegenheit ich die kaiserliche Familie in nächster Nähe sehen kann. Ich werde nicht versäumen, mich in Frack und weißer Binde einzufinden. Den Nachmittag verbrachte ich sehr angenehm in Gesellschaft eines Geschäftsfreundes, eines Professor's an der hiesigen Universität, der mich über Vieles belehrte, und mir auch bei kleinen Einkäufen behilflich war, die ich ohne ihn bei meiner Unkenntniß der Landessprache nicht hätte machen können. In den Läden hier ist Alles sehr theuer, es wird viel vorgeschlagen und abgehandelt, ähnlich wie in Venedig.

Petersburg, d. 19 April/1. Mai 1883.

Heute sieht es anders draußen aus, als die Tage vorher. Das schöne Wetter ist mit den Feiertagen zu Ende gegangen, es schneite heute früh ganz tüchtig, auch wehte ein so bitter kalter Ostwind, daß ich Alles hervorsuchte, was ich an warmer Kleidung bei mir führe. Auch darin also die Aehnlichkeit mit Amsterdam, in dem jähen Temperaturwechsel. Hier will ich einschalten, daß die Bevölkerung keineswegs so abgehärtet gegen die Kälte ist, als man bei uns allgemein annimmt. Im Gegentheil, man sagte mir, daß Schwindsucht und Lungenleiden im Winter die niedere Bevölkerung wie die Fliegen hinwegraffen. Meistens sind die Erkältungen Folgen einer gewissen Gleichgültigkeit gegen das eisige Klima, das Unvorsichtigkeiten schwer

ahndet. Um nur Eines zu nennen: Der Ritus der Kirche veranlaßt die Leute, vor jedem Heiligenbilde — und deren giebt es Dutzende in jeder Straße — das Haupt zu entblößen, vor jedem Leichenzuge, vor jeder Kirche — und auch diese finden sich fast in jeder Straße — dieselbe Ceremonie, dabei pfeift der eisige Nordostwind über das entblößte Haupt, das in Folge der unvermeidlichen Pelzmütze, und auch wohl des Branntweingenusses hochroth glüht. Was Wunder, wenn Viele sich tödlich dabei erkälten! Aber auch in den oberen Schichten der Bevölkerung wird der strenge Winter nicht leicht ertragen; die allgemeine Sterblichkeit in Petersburg ist verhältnißmäßig größer, als in den andern Hauptstädten Europa's.

Der heutige Morgen verging mir wieder in Geschäften . . . ich hatte kaum noch Zeit, zu der Festlichkeit zu fahren, die ich gestern erwähnte. Es war eine Prüfung im Katharinen-Institut, einem weiblichen Gymnasium, dessen Protectorin die Kaiserin ist. Der Kaiser war leider nicht erschienen, wohl aber die Kaiserin, eine überaus anmuthige, jugendliche Erscheinung; sie war begleitet von Herren und Damen in den glänzendsten Uniformen und Toiletten, letztere durchweg weißer Atlas, oder kornblumenblaue Seide. Auch die Kaiserin trug eine reizende Frühjahrs-Toilette von weißem Atlas.

Eingeleitet wurde die Feier durch eine etwas lange dauernde Ceremonie der Geistlichen in Prunk-Ornate, wobei ich wiederum die schönen Baßstimmen im Gesange bewundern konnte. Dann folgte die Festrede einer Excellenz in Uniform, daran reihte sich die Declamation einer Schülerin, und zum Schluß trug ein Chor die Nationalhymne vor. Das mochte im Ganzen zwei Stunden gedauert haben. Nun machte die Kaiserin, geführt von einem Hofbeamten, zweimal einen Rundgang durch die etwa 1000 Personen zählende Versammlung, und unterhielt sich dann noch mit Einzelnen. Ich sah die hohe Frau wiederholt in nächster Nähe, und betrachtete mit Staunen die kostbaren strahlenden Geschmeide, mit denen sie sich geschmückt hatte. Auch die übrigen Toiletten blitzten von Edelsteinen, und an Uniformen war ebenso Gold und Silber verschwendet. In angenehmem Contrast damit

stand die große Schaar der jugendlichen Pensionärinnen, alle uniform in weiß und grau gekleidet, die Kaiserin mehrfach laut im Chor begrüßend, wie es bei den Soldaten brauch ist, wenn der Kaiser sich der Front nähert. Eines aber befremdete mich bei der Sache, Niemand befragte mich um meine Berechtigung, dort zu erscheinen; ich kam an, gab schweigend meine Garderobe ab, betrat mit andern Leuten den Saal, ohne daß ich meine Karte hätte vorzuzeigen brauchen. Mit Leichtigkeit hätte sich an meiner Stelle ein Nihilist einschleichen, und Unheil anrichten können. Ich hatte viel von den Vorsichtsmaßregeln gehört, mit denen die Polizei hier die Personen der kaiserlichen Familie umgeben soll, mein Fall spricht nicht dafür.

Auf dem Heimwege besuchte ich das Panorama an der Kasan'schen Brücke, die Schlacht bei Plewna, von Philippoteau gemalt, der Entscheidungskampf aus dem letzten Türkenkriege. Von der eigentlichen Schlacht ist wenig zu sehen, die Landschaft aber ist herrlich entworfen und ebenso ausgeführt. Weshalb nur immer Schlachtenbilder gewählt werden! ich finde diesen Appell an die bösen Leidenschaften der Menschen, die Freude an der Vernichtung der Menschen unter einander, nicht lobenswerth, und möchte diesen bedeutenden Kunstaufwand lieber besseren Zwecken gewidmet sehen. Ein Rundblick z. B. von der Höhe von Bellaggio auf den Comersee, oder ein Blick auf die Alpen vom Rigi wäre nach meiner Ansicht ein viel dankbareres Motiv. Aber mir scheint, daß man es gerade darauf abgesehen hat, durch Mordscenen ein Grausen bei schwachnervigen Personen hervorzurufen. Das findet mehr Anklang, wirkt auch wohl besser — für den Geldbeutel der Unternehmer.

Petersburg, d. 22. April/4. Mai 1883.

Heute Abend habe ich endlich einmal wieder mich für ein Stündchen frei machen können, um mit Dir zu plaudern. Es war nicht leicht, denn meine Bekannten hier entwickeln eine Liebenswürdigkeit und eine Gastfreundschaft, die sehr angenehm berührt, und nur die eine Schattenseite hat, daß ich überall mit meiner Zeit nicht auskomme. — — — — — — — — —

Am Mittwoch Vormittag führte mich einer meiner hiesigen Kollegen nach der Peter=Pauls=Festung auf der andern Fluß=Seite. Ein flinker kleiner Propellor brachte uns über die Newa. Dort besuchten wir die Peter=Paul's=Kathedrale, in denen die Grabstätten der russischen Kaiserfamilie aus dem Hause Romanow, seit Peter dem Großen sich befinden, der selbst auch seine Ruhestätte hier hat. Lebhaft erinnerte ich mich des kleinen Hauses in Zaandam, wo er als Schiffszimmermann wohnte, und das ich oft von Amsterdam aus besuchte. Welcher Abstand zwischen dort, der Stätte seiner Studien, und hier, wo er das Gelernte anwandte! Welche Einfachheit dort, und welcher Glanz hier! Mehrere eigenhändige Arbeiten Peter's werden hier bewahrt, unter anderen ein aus Elfenbein von ihm geschnitzter Kronleuchter. Ueber allen Gräbern brennen beständig Lampen; die Grabstätte aber des unglücklichen, vor zwei Jahren ermordeten Kaisers Alexanders II. war wundervoll mit Blumen geschmückt, und bleibt beständig durch eine Menge von Wachskerzen in silbernen Candelabern beleuchtet, daneben steht ein Soldat Wache. Auf meinen Wanderungen in der Stadt kam ich auch an der Stelle des Attentat's vorüber, man hat dort eine Kapelle errichtet, die zu einem Wallfahrtsorte für das Volk geworden ist. Auch dort stand ein Grenadier in hoher Bärenmütze auf Posten vor dem Altar.

Gestern Morgen war ich bei Excellenz . . ., einem Secretär der Kaiserin. Wir sprachen über dies und jenes, ich klagte ihm mein Leid, daß in dieser Festwoche die Eremitage geschlossen sei, und ich voraussichtlich Petersburg werde verlassen müssen, ohne diese berühmten Sammlungen gesehen zu haben. Er lächelte freundlich, sagte aber nichts. Als ich gestern Abend zu Hause komme, finde ich im Hôtel einen Brief vom Generaldirector der Kaiserlichen Museen, der mir die Erlaubniß ertheilt, jederzeit, wann es mir beliebt, die Eremitage zu besuchen; auf einer eingelegten Karte, die mir zur Legitimation zur Verfügung gestellt wurde, war bemerkt, daß mich auf Verlangen stets ein deutschsprechender Museums=Diener zu begleiten habe. Meine Freude könnt Ihr Euch denken! Von meinem Besuche des

Museums erzähle ich noch später, hier nur die Notiz, daß ich gleich heute Morgen zur Eremitage hinging, meinen Zauberschlüssel zu probiren; ich wurde mehrere Stunden lang ganz allein in den Sammlungen umhergeführt, und in der angenehmsten Weise von zwei Dienern unterhalten.

In solchen Aufmerksamkeiten ist man hier groß, ich habe mehrere Proben davon gehabt, und kann sagen, daß ich selten ein solch' liebenswürdiges Entgegenkommen erfahren habe, wie hier in Petersburg. Ich darf nun allerdings wohl nicht meine Aufnahme hier in den Kreisen meiner Geschäftsfreunde — Alles Herren in hohen Aemtern — als Maßstab ansehen für den Verkehr im Allgemeinen. Aber ich habe doch den vornehmen Ton, und die liebenswürdige Gefälligkeit auch oft bei Leuten getroffen, denen ich ganz fremd war.

Auch in den Häusern fand ich durchweg vornehmen Geschmack und besonders die Raumverschwendung im Kleinen, welche die Stadt im Großen charakterisirt.

Jedes größere Haus hat seinen „Schweizer" in Uniform, unten an der innern Doppelthür postirt, die er stets zuvorkommend dem Eintretenden öffnet. Die Treppen und Corridore aller Häuser sind angenehm erwärmt, überhaupt ist man wohl in keiner andern Stadt so auf die Winterkälte eingerichtet, als hier in Petersburg, man schützt sich dagegen in geradezu raffinirter Weise. Zwischen die sorgfältig verklebten Doppelfenster z. B., die während des ganzen Winters niemals, mit Ausnahme einer kleinen Scheibe in der halben Höhe des Zimmers, geöffnet werden, schütten die Leute entweder eine handhohe Schicht feiner gelber Erde, oder eine dicke Lage schneeweißer Watte, in beiden Fällen wird die Unterlage mit künstlichen Blumen besteckt, so daß ein solches Fenster stets ein freundliches Bild giebt. Jetzt, am Ende des Winters, sind die Scheiben allerdings erbärmlich schmutzig und blind, denn sie haben seit 6 Monaten nicht geputzt werden können, man hat die Fugen so sorgfältig verstopft und verklebt, daß ein Oeffnen sich verbietet.

Und nun noch einige Worte über die Eremitage, das einzige von mir hier besuchte Museum, da alle übrigen der Osterwoche

wegen geschlossen sind. Der überaus stattliche neben dem Winterpalast gelegene Bau hat zwei Haupt-Façaden, eine nach der Newa, die andere in der Millionaja (Millionenstraße), letztere Front besonders wirksam durch ein vorspringendes Vestibül, das von 10 Atlanten aus dunkelm Granit getragen wird. Auch die Vorhalle und das Treppenhaus sind kostbar ausgestattet mit Granit-, Jaspis- und Marmorsäulen, wie denn die ganze innere überaus reiche Ausstattung von gediegenstem Geschmack zeugt. Die berühmte Gemäldesammlung ist schon von Peter d. Gr. begründet, erhielt aber die werthvollsten Schätze unter Katharina II. Die Bildergallerie der Eremitage ist eine der bedeutendsten aller Länder, sie besitzt, ähnlich der Louvre-Sammlung, aus der niederländischen, spanischen, französischen und russischen Malerschule sowohl die kostbarsten Perlen berühmter Meister, wie reiche Collectionen aus deren Blüthezeiten; die niederländische Schule z. B. ist in keiner andern größern Gallerie so zahlreich und so würdig vertreten, wie hier in der Eremitage. Dagegen ist wunderbarer Weise aus der deutschen Schule so gut wie gar nichts vorhanden. Von einem Eingehen auf Einzelnheiten muß ich absehen, denn wo sollte ich diesem Reichthume gegenüber anfangen, und wo aufhören! Nur den „Saal von Kertsch" muß ich als den kostbarsten Bestandtheil der Eremitage erwähnen, ein von 20 Granitsäulen getragener großer Saal, der eine überaus reiche Sammlung von Kunstwerken des kimmerischen Bosporus enthält. Die griechische Kleinkunst in ihrer besten Zeit ist hier in schönster Weise repräsentirt, Terracotten, Gold- und Silbersachen, Vasen, Bronzearbeiten, auch Kleiderstoffe, Hausgeräth, Waffen, Grabsteine u. s. w., lauter Funde aus den Ausgrabungen in der Krim (in der Nähe von Kertsch), und dem gegenüberliegenden asiatischen Ufer, der Zeit nach dem vierten und dritten Jahrhundert vor Christi angehörend. Nirgend in der Welt existiren aus dieser Zeitperiode solche reiche Sammlungen, als hier in Petersburg. Auch an altrussischen Alterthümern ist die Eremitage reich. Ich darf sagen, daß ich selten ein Museum so lehrreich und interessant gefunden, als die

Eremitage, noch nie aber habe ich auch so gut unterrichtete Führer zur Seite gehabt, als sie mir hier, in Folge der Liebenswürdigkeit der Direction zu Gebote standen.

Was ich sonst noch hier in den letzten Tagen gesehen, ist nicht der Rede werth. Im Circus Ciniselli konnte ich mich gestern Abend beim besten Willen nicht amüsiren, so schlecht waren die Leistungen. Auch seine „Passage" hat Petersburg am Newsky=Prospect, geschmacklos nüchtern, und mit denen anderer Städte nicht zu vergleichen. Ebenso ist der zoologische Garten unbedeutend. Das sind so nothwendige Requisiten einer jeden Großstadt, deren Besichtigung man getrost sich ersparen könnte, Alles nach Einer Schablone! Dagegen war ich heute Nachmittag im Vorbeigehen auf der Kuppel der Isaakskirche, dem höchsten Punkte in Petersburg, und war sehr befriedigt durch das herrliche Panorama der Stadt, des schönen Stromes, und der in seiner Mündung gelegenen Inseln. Durch einen solchen Blick aus der Vogelschau kann man sich die Topographie einer fremden Stadt am leichtesten einprägen.

Meine Geschäfte sind erledigt, und lange werde ich mich hier nicht mehr aufhalten; vor der Rückreise werde ich noch einen Abstecher nach Helsingfors machen.

Helsingfors d. 25. April/7. Mai 1883.

Auf finnischem Boden angelangt setze ich meine Plauderei mit Dir fort. Sonntag früh um 9 Uhr verließ ich Petersburg, und kam Abends 12 Uhr hier an; auch eine lange, ungemüthliche Fahrt hierher, doch ist mir der Weg nicht lang geworden, denn unser Coupé war bis Wyborg mit Petersburger Deutschen besetzt, mit denen ich mich angenehm unterhielt. Und dann war der Unterschied im öffentlichen Leben jenseits und diesseits der Grenze ein so in die Augen springender, daß ich reichlichen Stoff zu interessanten Beobachtungen fand.

Die Zollrevision an der finnischen Grenze wurde ebenso höflich und oberflächlich gehandhabt, wie beim Ueberschreiten der deutsch=russischen Grenze, man brauchte die Koffer gar nicht zu öffnen. Was mir sofort auffiel, war das weibliche Beamten=

Personal in Uniform mit blanken Knöpfen, das man sehr zahlreich im internen Dienst der Eisenbahn- und Telegraphenverwaltung beschäftigt sieht. Auch erhielten wir diesseits der Grenze einen deutsch sprechenden Zugführer, bei dessen übrigen Kollegen mich auch die schwedische Sprache sofort angenehm berührte. Soviel habe ich davon noch aus meiner Jugendzeit behalten, daß ich dem Sinne eines Gespräches folgen kann, auch vermochte ich doch jetzt wieder öffentliche Aufschriften zu lesen, was mir in Rußland bei meiner Unkenntniß der Sprache unmöglich war. Und da ich auf der Reise auch auf Kleinigkeiten zu achten gewohnt bin, so bemerkte ich, daß hier, wie in Rußland, die Locomotiven nur mit Holz geheizt wurden, dessen Werth bei dem Reichthum an Wäldern ein so geringer ist, daß man z. B. in Petersburg eine ganze Wagenladung Brennholz für 60 Kopeken (etwa M. 1,20) erstehen kann. Die Steinkohle spielt hier noch keine solche Rolle wie bei uns.

War die Landschaft von der deutschen Grenze bis Petersburg einer Wildniß gleich, so sah ich hier wieder Culturland, allerdings noch völlig im Winterschlaf, kaum daß hin und wieder der Boden schon umgepflügt war, aber man sah doch, daß Menschenhände für Ordnung sorgten. Hinter Wyborg änderte sich der Charakter des Landes; mächtige Granitfelsen lagen in Menge am Wege, dichte Nadelholzwälder wechselten mit romantischen Felsschluchten, große klare Seen und schäumende Wasserfälle belebten die Landschaft, welche sich mir beim klarsten Sonnenschein zeigte. Dazu eine überaus freundliche Staffage von Blockhäusern, alle zierlich und sauber in den Holzverzierungen und mit buntem Anstrich. So ein Häuschen mit Giebeln, wie von Laubsägearbeit, das Ganze hellgrün angestrichen, Thüren und Fenster weiß, das Schindeldach himmelblau oder zinnoberroth, hob sich prächtig aus der frischen Umgebung ab. Alles athmet eine gesunde Frische, auch die Bevölkerung, welche völlig germanischen Raçetypus zeigt, blaue Augen, hellblondes Haar und blühend gesunde Gesichtsfarbe. Der frische Ton kommt auch sonst in mancherlei Dingen zum Vorschein, z. B. in dem Verwenden grüner Wachholderzweige bei Gelegenheiten, wo wir

Streusand benutzen, wie in den Spucknäpfen der Wohnzimmer, auf den Hausfluren und Treppen, in den Droschken, überall spürt man den Duft frischer Wachholder= oder Tannenzweige. Auch die Häuser sah ich vielfach außen damit geschmückt. Alle Stationsgebäude am Wege hatten auch oben auf dem Dache eine große Wassertonne, die stets zur Verhütung von Feuersgefahr mit Wasser gefüllt gehalten wird.

Als ich in Helsingfors ankam, war es Mitternacht, es war noch ziemlich hell in den Straßen, trotzdem keine Laternen brannten. Der Unterschied in der nördlichen Lage gegen Petersburg ist doch schon so erheblich, daß das Dämmerlicht hier in den Nachtstunden von 12—2 Uhr jetzt schon für den Verkehr ausreicht.

Der Eindruck, den Helsingfors auf mich gemacht hat, ist ein recht freundlicher; mein Zimmer im „Societetshus" hat Aussicht über den Marktplatz und den Hafen, und wenn auch der Verkehr zu Wasser und zu Lande nicht sehr lebhaft ist, so hat das Auge doch genug Unterhaltung an dem vielen Fremdartigen ringsum.

Helsingfors ist hübsch gelegen, auf dem felsigen Boden, wie er ganz Finnland eigenthümlich ist. Mächtige Felsblöcke steigen mitten in der Stadt zwischen den Häusern auf, die meistens noch aus Holz gebaut werden. Die Straßen gehen bergauf und bergab, häufig eröffnen sich unerwartet großartige Ausblicke über die Stadt hinweg auf das Meer; die umliegende Küste ist zerrissen nach Art aller schwedischen Fjorde, es ist richtiges Schärenland, auf dem die Stadt liegt, lauter Inseln und Inselchen, so daß man als Fremder nicht weiß, wo das feste Land eigentlich aufhört. In der Stadt liegt noch Schnee und Eis, hart am Lande ist die See zwar schon eisfrei, aber zwischen den Inseln, und weiterhin im finnischen Meerbusen steckt noch Alles voll Eis. Das vereitelt meine Absicht, zu Schiff von hier aus über Lübeck zurückzureisen, und ich muß wohl oder übel den langen Landweg über Petersburg noch einmal machen, und 3 Tage und 2 Nächte unterwegs sein, will ich das Pfingstfest noch in Euerer Mitte verleben. Von der gastfreundlichen Auf=

nahme, die ich auch hier, wie in Petersburg, bei unsern Geschäftsfreunden gefunden, von dem was ich hier Bemerkenswerthes gesehen und gehört habe, behalte ich mir vor, Dir mündlich zu erzählen. Meiner Berechnung nach wird dieser Brief nur einen Tag früher in Deine Hände gelangen, als ich selbst dort ankomme. Ich schließe also für diesesmal meine Berichte.

In Ungarn.*)

Budapest d. 8. September 1889.

.... Was ich bis jetzt von Ungarn gesehen habe, übertrifft weitaus meine Erwartungen; der nördliche Theil, den ich gestern durchkreuzte, hat überall auf mich den Eindruck eines reichen, gesegneten, landschaftlich überaus schönen Landes gemacht. Die Reise von Breslau bis Oderberg ging durch uninteressante, ziemlich flache Strecken; gleich nach dem Ueberschreiten der Grenze aber im österreichischen Schlesien nahm die Landschaft Gebirgs-Charakter an. Hinter Teschen klimmt die Eisenbahn in großen kühnen Curven das Beskiden-Gebirge hinan, das wir mittelst des Jablunka-Tunnels auf seinem höchstgelegenen Rücken, der Grenze von Ungarn, durchschneiden. In der Richtung auf Sillein zu baut sich nun rechts und links ein prachtvolles Gebirgspanorama auf; man passirt die kleinen Karpathen und links das Calgoczi-Gebirge, beides Gebirgszüge, die an Großartigkeit und Schönheit ihres Gleichen suchen. Ich war ganz überrascht davon, und verstehe gar nicht, weshalb bei uns so wenig davon bekannt ist, welche Naturschönheiten in unserer nächsten Nähe liegen. Harz, Thüringen und Riesengebirge bilden stets das Ziel unserer Touristen, man sollte die

*) Aus Briefen in die Heimath.

paar Meilen weiter nicht scheuen, und einmal in diesen nord
ungarischen Gebirgsstrecken Fußtouren unternehmen. Der Reise
Comfort soll allerdings, wie ich hörte, noch wenig entwicke
sein, aber ich würde dies gerade für einen Vorzug halten.

Die Contouren der Berge erinnerten in ihrer kühnen
scharfen Zeichnung mit ihren wild zerrissenen Kämmen vielfac
an die Alpen, nur die schneebedeckten Gipfel fehlten, sonst wa
völlig der Hochgebirgs-Charakter ausgeprägt. Zwischen diese
Gebirgszügen hin zieht sich das breite schöne Waag-Thal, i
dem man, wie in einem nicht endenden Gemüsegarten dahin
fährt, zu beiden Seiten der Bahn fruchtbare, wohlgepflegt
Aecker mit üppig gewachsenen Feldprodukten, wie Getreide, Mais
Wein u. A. m. Auf weit ausgedehnten Weideplätzen tummeln
sich Heerden von Pferden, Schweinen und Rindvieh, letztere mi
ihren langen, schön geschweiften spitzen Hörnern an die Büffel
Italien's erinnernd. Auf den Stationen wurde überall herrliches
Obst, besonders Weintrauben und Pfirsiche angeboten zu un-
glaublich billigen Preisen.

Eine malerische Staffage in der schönen Landschaft gab die
Bevölkerung ab, welche in Schaaren die Felder bestellte, oder
auf den Landwegen in Gruppen dahinzog den Städten zu. Die
Männer in weißen weitbauschigen Hosen, unten ausgefranzt,
die Weiber in weiße Gewandung den ganzen Körper einhüllend;
beide Geschlechter meistens barfuß laufend, doch trugen auch
viele der Männer Sandalen, wie wir sie bei uns mitunter bei
den Zigeunern und Slowaken sehen. Die Frauen tragen im
Staat Schaftstiefel wie die Männer, was den derben kräftigen
Gestalten gut steht.

Der Zufall fügte es, daß an dem Tage, an welchem ich
von Oderberg bis Budapest fuhr, gleichzeitig der Erzherzog
Albrecht mit seiner Gemahlin eine Inspectionsreise in den
nördlichen Comitaten ausführte. Ihm zu Ehren waren auf der
Strecke viele Bahnhöfe bekränzt und beflaggt, und seinetwegen
drängte sich überall auf den Stationen die ländliche Bevölkerung
im Sonntagsstaat. Auch die Beamten waren in Gallakleidung,
ebenso das Militär, das an manchen Orten zur Erhöhung der

Feier aufgeboten war. So war mir die beste Gelegenheit geboten, die Volkstrachten kennen zu lernen. Im Gefolge der Ober-Gespanne, Beamte, deren Rang etwa dem unserer Regierungspräsidenten entspricht, sah ich schneidige Gestalten in reichbesetzten Dolmans mit Goldschnüren, Federhüten, und stark gewichsten Schnurrbärten von unglaublicher Länge. Dazu Schaftstiefel mit großen, klingenden Sporen, rothe, reichgestickte enganliegende Beinkleider, und gar nicht selten reich mit Edelsteinen besetzte krumme Säbel. Der ganze Anzug malerisch mit Pelzwerk verbrämt. Martialische, hübsche Erscheinungen von echt soldatischer Haltung und doch äußerst legèrem Benehmen. Die Ungarn, wie die Oesterreicher stechen in ihrem ganzen Wesen sehr von unseren Leuten ab, jedoch nicht zu ihrem Nachtheile. Der Unterschied fällt nach Ueberschreiten der Grenze sofort in's Auge. Bei uns strammer Dienst, wortkarg aber pünktlich, die Bahnbeamten zumeist ausgediente Soldaten, verkörpertes mitunter auch verknöchertes Pflichtgefühl. Drüben schon die Kleidung nachlässig bequem, die Stationsvorsteher, manchmal blutjunge Leute, sehen aus, wie sie wollen; der Reisende wird mit freundlichem Gesicht ausgesucht höflich behandelt. „J' bitt' schön" und „i' hob' die Ehre" bilden Anfang und Ende jeder Rede, und die Langsamkeit aller Bewegungen der Beamten entsprach durchaus der Langsamkeit, mit der unser Zug sich dahinbewegte. Ich war damit ganz zufrieden, denn es wurde mir dadurch ermöglicht, Alles genau zu betrachten.

Da die Eisenbahn stundenlang immer neben der Waag herläuft, bis sich diese schließlich bei Komorn in die Donau ergießt, so ließ sich das Anwachsen des Stromes interessant beobachten. Erst ein kleiner wilder Gebirgsbach, verbreiterte und vertiefte sich der reißende Fluß von Stunde zu Stunde, sich in unzähligen Krümmungen im Thale zwischen den Bergen hindurchwindend. Die Burgruinen, welche man oben auf den Bergen erblickt, könnten viel erzählen von den erbitterten Kämpfen der Ungarn mit den Türken, die Jahrhunderte hindurch das Land verwüsteten. Bei Trentschin lag eine guterhaltene Ruine in unmittelbarster Nähe der Bahn, ein weitausgedehntes, ehe-

mals befestigstes Schloß mit starken Vertheidigungsmauern, hinter denen türkische Gefangene 76 Klafter tief durch Felsboden einen Brunnen treiben mußten. Heute, dem Erzherzoge zu Ehren in Flaggenschmuck prangend, gewährte die Festungsanlage noch einen recht stattlichen Anblick. Es war Alles in Allem eine herrliche, lustige Fahrt den ganzen Tag von Oderberg an über Jablunka, Sillein, Trentschin, Leopoldstadl, Galantha bis Budapest. Die Fahrt dauerte im Ganzen von Breslau an von 6 Uhr früh bis 9 Uhr Abends.

Gestern Abend blieb ich noch im Hôtel bis spät hin sitzen und erfreute mich an den musikalischen Vorträgen einer Zigeuner-Kapelle, welche hier im Lande bei keiner Gelegenheit fehlen darf. Auf den größeren Bahnstationen, in den Hôtels, auf Jahrmärkten u. s. w. überall wird man von den fidelnden Gesellen empfangen. Sie spielen Alles ohne Noten auswendig, und wie spielen sie! Ich habe viel Musik im Leben gehört, selten aber hat sie mich so aufgeregt, wie gestern Abend, wozu allerdings die anstrengende Eisenbahnfahrt am Tage vielleicht mit beigetragen haben mag. Stundenlang hätte ich den Leuten noch zuhören und zusehen mögen, denn auch das Auge findet seine Unterhaltung dabei. Geigen, Cello, Baß und Cymbal wurden meisterhaft gehandhabt, wobei die Leute sich meistens freundlich lächelnd im Takte wiegten, man sah es ihnen an, welch' ein Vergnügen sie selbst an der Musik hatten.

Heute, ganz früh schon, trieb es mich nach der Donau, die in der Nähe meines Hôtels vorbeifließt; die Witterung war aber ungünstig, sodaß ich bald wieder heimkehrte. Immerhin imponirte mir der wundervolle breite, reißend dahin fließende Strom mit der in weiten Bogen darüber gespannten Kettenbrücke gewaltig. Auf der anderen Seite erhoben sich die Ofener Berge mit dem königlichen Schlosse und der Festung auf dem Blocksberge, rechts zieht sich in langer Kette hin das Ofener Gebirge. Ein herrliches Bild. Ich wüßte keine andere Stadt, die von der Natur mit so verschwenderischer Pracht wie Budapest ausgestattet wäre. Hoffentlich kommt bald Sonnenschein, um das Bild zu vergolden!

Budapest d. 9. September 1889.

. . . . Noch immer der Himmel bedeckt! Doch hat wenigstens der Regen aufgehört, sodaß ich die Stadt nach allen Richtungen hin durchstreifen konnte. Ich erhielt den Eindruck, daß hier mit reichen Mitteln das Aufblühen einer Weltstadt gefördert wird, die augenblicklich allerdings noch vielfach die Eierschalen ihrer Jugend mit sich trägt. Viel Glanz und Pomp, aber auch viele Baracken und viel Schmutz. Was Pest das großartige Gepräge giebt, ist in erster Reihe die wundervolle, nahezu 400 Meter breite Donau und die am rechten Ufer auf schroffen Felsen aufsteigende Schwesterstadt Ofen. Von beiden Ufern aus hat man weit ausgedehnte Aussichten auf den Strom, die Prachtbauten und Berge, der Strom selbst ist vom regsten Verkehr belebt.

Die Bevölkerung erscheint mir sympathisch; das Auftreten der Männer ist ritterlich vornehm, die Frauen geben sich im öffentlichen Leben etwas koketter, als nöthig wäre, um ihre nationale Schönheit zur Geltung zu bringen. Ich habe mir sagen lassen und bestätigt gefunden, daß ein charakteristischer Zug dem Magyaren eigen ist, den Herren zu spielen, und zwar in allen Verhältnissen. Omnibus und Pferdebahn z. B. sind hier nicht so populär wie bei uns. Der Ungar fährt lieber allein im Miethswagen, und zwar herrenmäßig schnell, zahlt dafür aber auch nobel. Eine demokratische Gleichheit herrscht trotzdem unter den verschiedenen Gesellschaftsklassen; Hafenarbeiter und Droschkenkutscher sah ich in der ungenirtesten, sehr höflichen Weise Offiziere um Feuer für ihre Cigarette bitten und ein kurzes Gespräch führen. Devote, unterwürfige Manieren, wie ich sie in Rußland gefunden, kennt der gemeine Mann hier nicht; jeder trägt eine stolze Würde zur Schau. Wie ich das auf Reisen stets thue, so habe ich auch hier oft Gelegenheit genommen, mich mit Eingebornen zu unterhalten; da schwirrten die Millionen nur so herum, die dies und jenes gekostet hat, und der Refrain lautete häufig: so etwas wie hier sehen Sie in der ganzen Welt nicht wieder!

Man kann nicht sagen, daß dieser Stolz unbegründet sei, denn hier wird Großes geleistet, aber es macht doch den Ein-

druck einer gewissen Naivetät, so von Allem fortwährend d hohen Preise rühmend nennen zu hören. Das kommt wohl d her, daß die jetzige Generation alle neuen Schöpfungen in Pe unter ihren Augen hat entstehen sehen. Erst seit zwei Jah zehnten, seit dem Ausgleiche mit Oesterreich, sind hier Prach bauten entstanden, vor Allem der Franz-Josefs-Quai, eine präch tige Straße, die ganze Donau entlang, mit eleganten Paläste und Kaffeehäusern, Hôtels und Regierungsbauten nach Art de großen Pariser Boulevards.

Der nach unseres Stüler's Plänen erbaute Akademie-Palast die Landes-Gemälde-Gallerie, ein neues Justiz-Gebäude, da National-Museum, ein schönes Rathhaus im Frührenaissancestyl das kolossale Schlachthaus u. A. m., das Alles ist ganz ne und legt Zeugniß davon ab, mit welchem Feuereifer hier dara gearbeitet wird, aus Budapest eine Weltstadt ersten Ranges z machen. Noch zwanzig Jahre Frieden, und das Ziel wird er reicht sein. —

Man ißt und trinkt hier ganz vorzüglich, wie überall i Oesterreich; die Hôtel-Einrichtungen sind verschwenderisch elegant, Alles ist aber auch dementsprechend theuer. Die Verkehrsmittel zu Lande lassen viel zu wünschen übrig, auf der Donau aber wimmelt es von kleinen Passagier-Dampfern (Propelloren), die wie die Fliegen beständig von einem Ufer zum anderen schwirren; auch große Dampfer, Frachtschiffe und Holz-Flöße beleben das Bild in interessantester Weise. Wiederholt schon war ich auf der Kettenbrücke, tief unter mir auf dem Strome das Leben be- trachtend. Diese Brücke ist eine der größesten und schönsten in Europa, vor etwa 40 Jahren von englischen Ingenieuren er- baut, die Spannketten auf nur zwei hohen Pfeilern im Strom- bette ruhend, zwischen denen die mittlere Oeffnung nahezu 200 Meter lang ist, bei etwa 15 Meter Höhe über dem Wasser- spiegel. Durch einen von jedem Passanten erhobenen Zoll wer- den die Unterhaltungskosten gedeckt.

Gestern Nachmittag schlenderte ich über die Brücke hinüber nach Ofen und unternahm dort mit der Zahnradbahn einen Ausflug nach dem Schwabenberge, dessen Aussichten man mir

gerühmt hatte. Die Situation ist ähnlich der Zahnradbahn von Rüdesheim auf den Niederwald, Weinberge rechts und links, jetzt aber hier alle von der Reblaus (phylloxera) total vernichtet. Die Weinkultur bei Ofen ist auf lange Jahre hinaus brach gelegt, die eingeführten amerikanischen Reben gedeihen nicht, und mit dem Edelwein, dessen sich Ofen bisher rühmen durfte, ist es vielleicht für immer vorbei.

Oben auf dem Berge war von Aussicht keine Spur, ich wanderte in sich jagenden Regenwolken, die mich mitunter kaum zehn Schritte weit die Gegenstände erkennen ließen, das trieb mich bald wieder hinunter in die Stadt. Ofen ist ein armseliger kleinstädtischer Ort, das Aschenbrödel der gegenüberliegenden reichen Schwesterstadt Pest. Die Stadt hat sich heute noch nicht von den Folgen der 150 Jahre dauernden Türkenherrschaft erholt; erst vor 200 Jahren (1686) vertrieben die vereinigten Deutschen die Türken; damals hatten die Reichstruppen ein Lager bezogen auf dem Berge, der noch heute nach ihnen der Schwabenberg heißt. Die meisten Deutschen sind damals hiergeblieben, angelockt von der prachtvollen natürlichen Lage; in den Nachkommen ist die deutsche Sprache hochgehalten, und so hört man in Ofen heute noch überwiegend deutsch im öffentlichen Leben sprechen. Die Schwaben hier sind noch ebenso gute Deutsche geblieben, wie die in Siebenbürgen eingesprengten Sachsen. Uebrigens bin ich bisher überall mit der deutschen Sprache gut ausgekommen, ich habe nur selten Jemanden angesprochen, der sie nicht verstanden hätte. Alle öffentlichen Inschriften sind nur magyarisch, und deshalb für mich ein Buch mit sieben Siegeln, gerade wie in Rußland.

Gegen Abend unternahm ich noch einen Spaziergang auf der über zwei Kilometer langen herrlichen Andrassy-Straße, der vornehmsten aller Pester Straßen, ganz im Wiener Ringstraßen-Styl gehalten, mit Prachtbauten, wie das neue Opernhaus, das Dienstgebäude der Ungarischen Staatsbahn, einem Künstlerhaus im italienischen Renaissancestyl u. s. w. Am Ende der Straße liegt das Stadtwäldchen, welches dem Pester das ist, was dem Pariser das bois de Boulogne, uns in Berlin der Thiergarten

ist. Es wogte in demselben von Spaziergängern, die den Sonntag genießen wollten, namentlich um einen hübsch gelegenen großen Teich.

Auf Empfehlung eines Gastes im Hôtel machte ich dann noch einen Versuch, mich in einer der bessern Concerthallen Abends zu unterhalten, doch kam mir das Gebotene so fade vor daß ich bald zu Hause ging und mich auf's Ohr legte.

Heute Vormittag bin ich zunächst meinen Geschäften nachgegangen . . . . Herr A. stellte sich mir in liebenswürdigster Weise als Führer zur Verfügung, ich habe in seiner Gesellschaft nochmals die Stadt durchwandert, und mich von ihm über Mancherlei belehren lassen. Er führte mich auch zu dem jetzt im Bau begriffenen neuen Parlaments-Gebäude, am Donauquai gelegen, für das vom Parlamente 20 Millionen Gulden bewilligt sind. In einem besonders dafür erbauten Bretterhause zeigt man gegen Entrée das Gyps-Modell im 20sten Theile der Original-Größe. Hiernach zu urtheilen dürfte es kaum einen andern Bau in Europa geben, der sich mit dem ungarischen Parlamentsgebäude nach seiner Vollendung messen könnte. Dieser Gedanke hat wohl alle Mitglieder des Parlamentes erfüllt, als sie die nahezu 40 Millionen Mark für den Bau bewilligten; und in diesem großartigen Style sieht man hier Alles in Angriff genommen, oder bereits ausgeführt. Alles entspricht dem großartigen Lebensnerv, der Donau, an die sich alle Bauten wie Krystalle in entsprechenden Verhältnissen ansetzen. Hier am Orte erkennt man, wie richtig Bismarck im Jahre 1866 die Lebensbedingungen beider Städte beurtheilt hat, als er den Oesterreichern den Rath gab, den Schwerpunkt der Monarchie von Wien nach Pest zu verlegen. Man vergleiche nur einmal die hiesigen Dockbauten, die Schlachthaus-Anlagen, die ganzen Strom-Verhältnisse mit den traurigen Zuständen in Wien, und vergegenwärtige sich dabei, daß die gewaltig ausgedehnte ungarische Tiefebene die Kornkammer und der Schlachtvieh-Lieferant für einen nicht unbeträchtlichen Theil von ganz Europa heute schon ist. Wird erst das Innere des Landes durch Eisenbahnen dem Verkehr mehr erschlossen, so wird die Bedeutung Budapest's

mächtig wachsen, und diese sichere Gewißheit ist auch die Triebfeder für alle die großen Unternehmungen der Ungarn.

Der neue Zonentarif ist durchaus geeignet, diesen Verkehr im Innern zu heben, der Zweck ist des Versuches werth. Man äußert sich deshalb hier auch sehr zuversichtlich über das Experiment. Wohl wird zugegeben, daß bis jetzt ein Ausfall in den Einnahmen stattgefunden hat, doch erklärt man das durch den Mißwachs dieses Sommers. Der Getreideexport soll viel geringer sein, als in den Vorjahren, dagegen soll der Personen-Verkehr jetzt schon eine bedeutende Mehr-Einnahme gegen früher ergeben haben.

Szegedin a. d. Theiß d. 11. September 1889.

Ein böser Reisetag liegt hinter mir, die Hitze im Freien sehr groß, dementsprechend auf der Eisenbahn fast unerträglich, dazu die Wagen alle überfüllt, die Männer sämmtlich rauchend, und die Wagenfenster meistens geschlossen, denke Dir die Atmosphäre!

Ehe ich von hier erzähle, will ich noch Einiges aus Pest nachholen. Herr A., den ich schon erwähnte, hat eine chevaleske Gastfreundschaft gegen mich geübt; was ich ihm aber ganz besonders danke, das sind die interessanten Belehrungen, mit denen er gesprächsweise unsere wiederholten Ausflüge zu würzen verstand, und welche mir für das Verständniß dessen, was ich hier sehe und höre, treffliche Dienste leisten.

Eine Aufzählung der internen Sehenswürdigkeiten Pest's erspare ich mir hier, ich hole das später mündlich nach. Interessant war es für mich zu beobachten, wie tonangebend Berlin hier ist. Neben Bauten nach Stüler's Plänen, traf ich auch auf den Berliner Hennicke als Architekten der großen Schlachthausanlage, ferner auf unsern Reinhold Begas als Schöpfer verschiedener Monumente; auf Siemens & Halske als Unternehmer einer elektrischen Straßenbahn nach Art unserer Bahn in Lichterfelde. Man stützt sich hier in vielen Dingen gern auf das Urtheil und die Leistungen von Berlin, vor dessen Aufblühen die Ungarn Respect haben, wie ich denn überall nur Sympathie

für Deutschland gefunden habe, weniger für Deutsch-Oesterrei
Man hat es noch nicht vergessen, daß sich Ungarn im Jahre
im offenen Kampfe gegen Oesterreich befunden hat. Mehrfa
habe ich die Bemerkung gemacht, daß man das Verhältniß z
österreichischen Monarchie hier so auffaßt, als sei Ungarn d
führende, reiche Staat, der Oesterreich im Schlepptau hat. S
viel steht allerdings auch fest, daß die Monarchie nur zw
regierungsfähige Kultur-Elemente hat, das deutsche und da
ungarische Volk. Dieses behauptet sich mit großem Geschick un
Erfolge im eigenen Lande, wo ja die Magyaren dem Conglomera
der Slowaken, Ruthenen, Slowenen, Serben und Wallache
gegenüber einen schweren Stand haben, weil sie numerisch i
der Minderheit sich befinden. Aber sie behaupten sich nich
nur, sondern magyarisiren auch die andern Stämme. Und nur
vergleiche man damit, wie von den Deutschen in Oesterreich
politische Fehler über Fehler gemacht werden, in Folge dessen
das regierungsunfähige Czechenthum immer mehr die Oberhand
gewinnt. Nicht mit Unrecht sieht deshalb der Ungar stolz auf
den Deutsch-Oesterreicher herab, der sich nicht so wie er gegen
das Slaventhum zu wehren versteht. —

Am Dienstag unternahmen wir einen Ausflug nach der in der Donau gelegenen Margarethen-Insel, einem gut gepflegtem Parke mit herrlichen Bäumen, dem Erzherzog Johann gehörig. Eine heiße, schwefelhaltige Quelle entströmt der Erde dort in solcher Mächtigkeit, daß nicht nur ein großes Curhaus in allen Theilen daraus gespeist wird, sondern auch der nicht mehr verwendbare Ueberfluß künstlich auf eine Felsgruppe geleitet ist, von dessen Höhe das dampfend heiße Wasser cascadenartig in die Donau hinabstürzt. Um Budapest herum sind eine Menge solcher heißer Schwefelbäder schon seit Jahrhunderten bekannt und in Gebrauch, besonders auf der Ofener Seite. Hier liegen auch die berühmten Bitterwasserquellen, wie Hunyady-Janos u. A., nebst vielen interessanten Bau-Ueberresten aus der Römer- und Türkenzeit.

So unansehnlich Ofen in seinen Häusern jetzt, im Vergleich mit Pest ist, so hat doch die Stadt eine höchst interessante ge-

schichtliche Vergangenheit, aus der sich manche Zeugen bis auf unsere Tage erhalten haben. Als Ofen noch eine Colonie der Römer war (das alte Aquincum), stand hier eine Legion derselben, die prima adjutrix. Woher die Ungarn eigentlich gekommen sind, das ist heute noch nicht genau festgestellt, doch wird die Annahme richtig sein, daß sie mit den Hunnen zusammen aus Asien herübergekommen sind. Ihr König Bela IV. erbaute (1247) dieselbe Königsburg, welche noch heute stolz oben auf dem Felsen thront, und die dem Kaiser Franz Joseph, der ja verfassungsmäßig vier Monate im Jahre in Ungarn wohnen muß, als Residenz dient. Der berühmte Sultan Soliman der Große eroberte dann Ofen im Jahre 1541 und legte eine Garnison von 12,000 Janitscharen in die Stadt. 150 Jahre herrschte hier ein Vezier, bis um's Jahr 1686 die verbündeten Deutschen unter Carl von Lothringen und Ludwig von Baden die Türken verjagten. Nach dieser bunten Vergangenheit kannst Du Dir vorstellen, wie verschiedenartig die Typen der gegenwärtigen Bevölkerung sind. Zu den Römern, Hunnen, Türken und Deutschen gesellte sich im Laufe der Zeit noch eine ansehnliche Zahl von Zigeunern und Juden. Alle diese Raçen haben sich in einzelnen Repräsentanten bis auf heute ganz rein erhalten, in den Mischlingen aber finden sich alle Abstufungen. Man sieht auf diese Weise kupferbraune Galgengesichter, unglaubliche Krummnasen und Schlitz-Augen, aber auch herrliche schöne Gestalten mit kühnem Gesichtsausdruck und prachtvollen Bärten. —

Am Mittwoch, gestern, combinirte ich mir ein Rundreisebillet nach dem Eisernen Thore zu, dessen vielgerühmte Naturschönheiten ich kennen lernen mochte. Da die Donau bis Baziasch (hinter Belgrad) durch ganz uninteressantes Flachland führt, so entschied ich mich für den Landweg. Es gehen wöchentlich nur zwei Dampfschiffe durch das Eiserne Thor, Mittwoch und Sonnabend, ich habe also noch bis Sonnabend früh Zeit, und will diese dazu anwenden, mich im südlichen Innern Ungarn's umzusehen und zwar in Szegedin und Temesvar. Von da gehe ich per Bahn nach Baziasch, dort zu Schiffe bis Orsova und Turnseverin, und werde vermuthlich an der rumänischen Grenze umkehren,

denn in Bukarest soll nicht viel zu holen sein, auch werden
der Grenze Paß-Schwierigkeiten gemacht. Zurück will ich ü
Mehadia gehen, und das altrömische Herkulesbad besuchen. :
verspreche mir viel Vergnügen von der Tour. Die heut
Fahrt hierher nach Szegedin führte durch die ungarische Tiefebe
die Pußta, die wohl von originellem Gepräge, auf die Da
aber doch langweilig monoton ist. Die Ofener Gebirgszi
hören bald hinter Pest auf, dann hat man nach allen Sei
einen unbegrenzt weiten Blick, als Staffage darin nur vereinze
Bäume, ab und zu ein elendes Bauernhaus oder eine Schen
überall aber die Ziehbrunnen mit langen Stangen, die wir
aus den Pußtabildern der Maler kennen. Sie sind in groß
Zahl vorhanden und unentbehrlich für die vielen Viehheerde
welche die Ebene beleben, auch um die Felder zu bewässer
welche außerordentlich ertragreich sein sollen. Jetzt war d
Getreide schon überall abgemäht, aber Mais stand noch i
meilenlangen Breiten, auch sehr viel Wein und Melonen. D
Wein wird hier ganz kurz gehalten, ein Weingarten sieht au
wie ein Kartoffelfeld, ebenso wie dieses mit Furchen durchschnitte
die Trauben liegen beinahe auf der Erde, sind aber wunderba
groß und zuckersüß. Man konnte auf allen Bahnstationen geradez
im Wein schwelgen, die Landleute boten die schönsten Traube
für wenige Kreuzer an.

Große Heerden von schwarzen langhaarigen Schweinen sa
ich überall in Freiheit sich tummeln, von Dreckkrusten starrend
gehütet von braunen Hirten, deren Schafpelze nicht minder vo
Schmutz starrten. Die Bekleidung unter dem Pelze war mitunte
mehr als primitiv, Adam hat im Paradiese nicht einfacher ge-
kleidet sein können. Die Pußta zeigte viel Sumpfland, das von
den Schweineheerden mit Vorliebe aufgesucht wurde. Auch
Truthühner zeigten sich in großer Menge, und ganze Schaaren
von Pferden und Rindvieh, manchmal ohne jede Hütung, meistens
aber von berittenen Hirten geleitet. Auch kämpfende Stiere
waren mehrfach zu beobachten. Die Wege waren arg vernachlässigt
und doch machte die ganze Landschaft mit ihrer dünnen Bevölkerung,
den wenigen schlechten Häusern, und dem Fehlen aller Waldung

durchaus nicht den Eindruck der Armuth, vielmehr den einer schrankenlosen ungebundenen Freiheit von Menschen und Thieren. Mein Pester Gewährsmann erzählte mir unter Anderm auch, daß es in ganz Ungarn eine arme Bevölkerung in unserm Sinne nicht giebt, wohl bedürfnißlose Menschen, die unglaublich wenig zum Leben gebrauchen, was sie überall leicht erwerben können. Vagabunden und Socialdemokraten sind im Uebrigen noch unbekannte Begriffe.

Hier in Szegedin habe ich interessante Beobachtungen machen können. Du wirst Dich erinnern, daß die Stadt vor 10 Jahren durch eine Theiß-Ueberschwemmung beinahe ganz zerstört wurde, bei welcher Gelegenheit etwa 2000 Menschen ertranken. Die Stadt, mit beiläufig etwa 70,000 Einwohnern, ist seitdem mit schönen breiten Straßen, freien Plätzen, und mit großartig angelegten Quais am Ufer der, nach dem Budapester Vorbild regulirten Theiß neu erbaut. Von diesem Quai-Bau aber, der viel zu schwer auf schlecht fundamentirtem Sandboden liegt, ist vor einigen Tagen erst eine lange Strecke plötzlich in die Tiefe versunken. Darob herrscht eine große Aufregung in der Bevölkerung, man fürchtet, daß die neuerbaute großartige Theißbrücke nachsinken könnte, was unberechenbare Folgen haben würde; um dies zu verhüten sind jetzt Hunderte von Arbeitern mit Erdarbeiten beschäftigt; es wird mit fieberhafter Hast Tag und Nacht gearbeitet, man trägt den ganzen Quai ab, um das Fundament solider neu aufzuführen. Glücklicherweise ist der Wasserstand der Theiß ein so niedriger, daß die Arbeiten ungestört ausgeführt werden können.

So glänzend die neuerbauten Stadttheile von Szegedin sind, so erbärmlich sieht es in den älteren Vierteln aus; vielfach sieht man noch gerissene Wände, die nur nothdürftig wiederhergestellt wurden. In diesen alten Straßen ist der Boden ungepflastert, für Fußgänger sind Holzplanken an den Häusern entlang gelegt, aber wie müssen die Fahrwege im Winter aussehen! Die Wagen, Menschen und Thiere müssen in dem grundlosen Lehmboden versinken. Jetzt verstehe ich erst, weshalb

auch die ungarischen Frauen der niederen Stände lange Schaftstiefel wie die Männer tragen.

Temesvar am Begakanal d. 12. September 1889.

Seit ich Budapest verlassen habe, ist die Verpflegung nicht mehr so gut. In Szegedin und hier habe ich mich nach den Fleischtöpfen Pest's zurückgesehnt. Wiederholt versuchte ich, mich mit dem Nationalgericht, dem Gulyasch (gepfeffertes Rindfleisch), zu befreunden, es hat mir aber noch nicht recht gelingen wollen, ich bin nach einem solchen Mahle immer in Schweiß gebadet durch den Genuß des übermäßig viel verwendeten rothen Pfeffers (Paprica). Heute Abend habe ich es einmal mit dem National-Fisch, Foggasch, versucht, er gleicht unserem Kabeljau, ist aber zarter von Fleisch. Tomaten und Zwiebeln spielen in allen Saucen eine für mich unheimliche Rolle. Das Brod aber bleibt überall gleich gut und schmackhaft, wie könnte das auch bei dem herrlichen Weizen und Roggen Ungarn's anders sein.

Von der heutigen Fahrt hierher wäre nur zu erwähnen, daß gleich hinter Szegedin auf einer Station einem Panduren (Landpolizei), der vier Sträflinge zu transportiren hatte, Einer davon durch das Coupé-Fenster entsprang und davon lief. Der Pandur fluchte nicht schlecht, übergab seine anderen Gefangenen dem Stationsvorsteher und machte sich an die Verfolgung des Ausreißers. Da die Pußta ganz frei lag, so konnten wir die Jagd von der Eisenbahn aus noch lange verfolgen; der Entsprungene gewann immer weiteren Vorsprung, bis er dem Auge entschwand. —

Temesvar ist malerisch hübsch gelegen inmitten reichbewaldeter Umgebung. Schon im 13. Jahrhundert hat die Stadt als starke Festung in den Türkenkriegen stets eine große Rolle gespielt. Prinz Eugen „der edle Ritter“ hat sie 1716 von den Türken definitiv für die Deutschen, respective die Ungarn zurückerobert. Noch heute machen die Festungswerke einen stattlichen Eindruck, doch dürfte das Backsteingemäuer den modernen Belagerungsgeschützen gegenüber kaum lange Stand halten. Um die Wälle herum sind parkartige Anlagen mit schönen Spazierwegen.

Meiner Gewohnheit gemäß unternahm ich gleich nach meiner Ankunft eine Recognoscirung und fand dabei vor einem der Thore ein interessantes Volksleben, der am anderen Tage abzuhaltende Wochenmarkt bereitete sich vor. Die Landleute hatten eine ganze Wagenburg aufgefahren, bespannt mit langgehörnten Ochsen und Pferden. Es dämmerte bereits, Lagerfeuer wurden überall angezündet, über denen das Abendessen bereitet wurde in Kesseln, welche Zwiebeln, Speck, Fleischschnitten und Paprica in kochendem Wasser enthielten. Männer, Frauen und Kinder waren in bunter Reihe um das Feuer gelagert und langten sich die Bissen mit Löffeln aus dem Kessel. Dazwischen holten sich die Hühner, Gänse und Schweine, auch die Hunde und Pferde ihren Antheil an der Mahlzeit, von Zeit zu Zeit wohl durch einen Peitschenhieb momentan verscheucht, immer aber wieder bald mitten zwischen den Gelagerten, die in ihrer bunten, phantastischen Kleidung sich bei der flackernden Beleuchtung im Abenddunkel gut ausnahmen. Ich hatte vollkommen den Eindruck, als befände ich mich in einem Zigeunerlager. Es mochte wohl auffallen, daß ich betrachtend zwischen den Gruppen umherwanderte, denn bald hatte ich einen Schwarm zerlumpter, bettelnder Kinder um mich herum, die mir überall hin folgten. Die kleinen Burschen redeten mich ohne Weiteres deutsch an und baten so inständig um eine Gabe, daß ich einige Kreuzer spendete. Nachdem die übliche Balgerei an der Erde beendet war, trat ein kleiner, schwarzer Krauskopf mit Augen, wie glühende Kohlen, an mich heran, faltete die Hände flehend und bat um die Cigarrette, die ich rauchte: „Ach lieber Herr, ach goldener Herr, die Cigarrette, die Cigarrette, Christus wird es Ihnen dreimal im Himmel lohnen!" Wer konnte dieser Aussicht widerstehen! Jauchzend nahm der höchstens achtjährige Junge die Cigarrette in Empfang und begann sofort mächtig zu rauchen, dicht umdrängt von seinen Genossen, die der Reihe nach auch einen Zug thun durften.

Ich erzähle diesen kleinen Vorfall, nur um zu zeigen, wie frühreif hier die Kinder sind. Mädchen von 12 Jahren sind heirathsfähig, und Weiber von 30 Jahren sehen mitunter schon

wie Matronen aus. Die Männer dauern länger aus, doch soll das Durchschnittsalter der Ungarn bei beiden Geschlechtern ein erheblich kürzeres sein als bei den Deutschen. Man sieht hier an mancherlei Merkmalen, daß hinter Budapest östlich die abendländische Kultur aufhört und die morgenländische beginnt. So waren heute auf der Eisenbahn die ersten Türken zu sehen.

Temesvar ist auch eine mitten ins Magyarische hinein versprengte deutsche Sprachkolonie. Von den 34 000 Einwohnern sind 19 000, also über die Hälfte, Deutsche. Auf der Straße hört man deshalb viel deutsch reden, und alle öffentlichen Inschriften sind hier ungarisch und deutsch abgefaßt. Auf dem vorerwähnten Markte traf ich zwei biedere Bürgersfrauen, die sich deutsch unterhielten; ich bat sie, mir zu erklären, weshalb die Bauern ihre Maiskolben in glühende Asche legten, und wurde darauf nicht nur über die Zubereitungsweise des gerösteten Mais belehrt, sondern erhielt noch manche andere Auskunft daneben. Aus den Aeußerungen dieser Frauen leuchtete auch hier, wie überall, die gründlichste Verachtung der Juden heraus. Der Ungar haßt den Juden. An den Groß-Grundbesitz ist dieser allerdings noch nicht herangekommen, aber alle Wirthschaften im Innern des Landes, der ganze Viehhandel, der ganze Kleinhandel und vieles andere sind in den Händen der Juden. Der stolze Ungar redet vom Juden wie vom Hunde.

Temesvar d. 13. September 1889.

Die ungarische Sprache ist mir bis jetzt absolut unverständlich geblieben. In anderen Ländern habe ich innerhalb 8 Tagen stets schon einen kleinen Vocabelnschatz gehabt, hier ist mir das unmöglich. Die magyarische Sprache gehört bekanntlich, wie die finnische und türkische, zum altaischen Sprachstamm und hat mit unseren indo-germanischen Sprachen gar keine Berührungspunkte. Dazu kommt noch, daß in Nord-Ungarn viel Slovakisch und Ruthenisch, im Süden viel Slovenisch, Serbisch, Wallachisch und Rumänisch gesprochen wird, so klingt fortwährend ein für unser Ohr absolut unverständliches Kauderwälsch durcheinander. Indessen spricht doch jeder halbwegs Gebildete in Ungarn auch

deutsch, und so kommt man mit der deutschen Sprache allein ganz gut durch. Gestern auf dem Zuge wurden viele Arbeiter befördert, welche bei den Felssprengungen in den Untiefen des Eisernen Thores beschäftigt werden sollten; da waren so ziemlich alle Volksstämme Ungarn's vertreten, und ich hatte Gelegenheit, dieses Sprachengemisch kennen zu lernen.

Den ganzen Vormittag bin ich wieder umher gewandert und will nun noch schnell, vor der Abreise nach Baziasch, meine Eindrücke niederschreiben. Auf der Reise soll man Moment-Aufnahmen schnell fixiren, sonst geht nicht nur der Lokalton verloren, sondern ein Bild verwischt leicht das andere. Mich zog es heute früh noch einmal nach dem Wochenmarkt hinaus, der die herrlichste Gelegenheit bot, Volksstudien zu machen. Das Leben war heute ein viel lebhafteres als gestern. Wie drängten und schoben sich die malerischen Trachten durcheinander! Die Hirten mit ihren mächtigen Schafpelzen und Lammfell-Mützen; alle Männer und Frauen barfuß oder in Sandalen, beide Geschlechter einen breiten ledernen Gurt um die Hüfte gelegt, und in Miedern und Westen, die den Eindruck von ledernen Brustharnischen machten. Auf den Achseln der frei getragenen Hemdsärmel sah ich viel schöne, bunte Stickerei.

Muthige kleine Pferde vor ganz leichten Korbwagen beförderten die Landleute, prächtige Gestalten; er die unvermeidliche lange Tabackspfeife im Munde, sie mit flatterndem bunten Kopftuch, so sauste das Gespann mit den fröhlichen Insassen im Galopp über Stock und Stein, über Gräben und Ackerland, der leichte Wagen ermöglichte es, alle Hindernisse spielend zu nehmen. Um zwölf Uhr Mittags begann wieder das Kochen, wie gestern Abend, und ich hatte meine Freude an den Handtierungen eines Kochkünstlers, den ich heimlich beobachtete. Während das Wasser im Kessel sich erwärmte, schnitt er Kartoffeln in seine abgenommene Pelzmütze, die ihm als Topf diente, auch Fleischschnitten that er in die Mütze, stülpte dann den ganzen Inhalt in den Kessel und rührte ihn mit dem Peitschenstiel tüchtig um. Zwiebeln, Paprica und Mais wurde aus den Hosentaschen hervorgeholt und wanderten ebenso in den Kessel und dann

begann das Schmausen der Gesellschaft, die zu dem leckeren Mahle Weintrauben, Melonen und rohes Obst in Menge verzehrte. Um das Mahl nicht, aber um den Appetit dazu habe ich die Leute beneidet, und mit diesem heiteren Bilde will ich von Temesvar scheiden. Morgen gedenke ich den Glanzpunkt auf dieser Reise kennen zu lernen.

Herkulesbad bei Mehadia, d. 14. Septbr. 1889.

Heute weiß ich kaum, womit ich anfangen soll, so reich ist der Stoff, der mir im Kopfe schwirrt. Seit gestern Mittag habe ich so viel neue Eindrücke erhalten, daß ich mich wie im Traum befinde. Dazu kommt die ungewohnte körperliche Ueberanstrengung des letzten Tages, sodaß ich mich gewaltsam sammeln muß, einen brauchbaren Faden in der Erzählung festzuhalten.

Gegenwärtig befinde ich mich in der südöstlichsten Ecke von Ungarn, hart an der rumänischen Grenze; das unsaubere Bukarest zu besuchen habe ich definitiv aufgegeben; habe ich doch in den letzten Tagen soviel schmutzige Menschen zu sehen bekommen, daß ich genug davon habe. Von hier aus wird mich mein Weg wieder westwärts, der Heimath zu führen.

Gestern Nachmittag um 4 Uhr fuhr ich von Temesvar ab und kam mit einem schrecklich langsamen Bummelzuge um Mitternacht in Baziasch an. Da das Dampfschiff früh Morgens um 5 Uhr gehen sollte, so campirte ich in Kleidern im Wartezimmer des Bahnhofes, um das Schiff nicht zu versäumen. Dasselbe fuhr aber, starken Nebels halber, erst um 7 Uhr früh von Baziasch ab, und ich hatte das Vergnügen, zwei Stunden wartend am Ufer der Donau im kalten Morgennebel auf und ab zu wandern, bis die Erlösung kam. Es war eine böse Nacht, in der die Müdigkeit, eine Folge der beiden letzten starken Reisetage, immer mit dem festen Willen, wach zu bleiben, um die Oberhand kämpfte. Ich wurde aber reichlich dafür entschädigt durch die nun folgende wundervolle Fahrt die Donau hinab durch das Defilé der südlichen Karpathen, durch die Stromschnellen des Kasan-Passes und des Eisernen Thores, die mit Recht berühmt als Naturschönheiten ersten Ranges sind.

Die ganze Fahrt läßt sich sehr wohl mit einer Rheinfahrt vergleichen, doch ist die Donau hier durchschnittlich von der doppelten Breite des Rheines, und die Gebirge zu beiden Seiten sind viel kolossaler. Der Haupt-Unterschied aber liegt in der Staffage der beiden Landschaften. Der Rhein ist lieblich, hat viele Burgen auf Bergeshöhen, viele Städte, Ortschaften und einzelne Häuser auf beiden Seiten, dazu einen gewaltigen regen Verkehr, Alles athmet fröhliches Leben. Hier von Alledem das Gegentheil. Die Natur ist großartiger, massenhafter, der Charakter der Landschaft ernst und erhaben. Aber man sieht kaum eine Spur von thierischem Leben, geschweige denn von Menschen. Ortschaften giebt es nur ganz wenige, einzelne Häuser fast gar nicht. Am Rhein gehen Eisenbahnen, Chausseen und Landwege neben einander her, hier ist gar kein Weg, geschweige denn eine Eisenbahn. Nur ganz dürftige Ueberreste haben sich erhalten von der alten Römerstraße, die der Kaiser Trajan im Jahre 103 nach Christi Geburt hier erbauen ließ; auch sieht man noch einige Trümmerhaufen der Römer-Kastelle, welche damals die Trajansstraße beschützen, und den Strom beherrschen sollten, am linken Ufer ferner in regelmäßigen Abständen die zerfallenen Wachthäuser der früheren Militärgrenze. Weiterhin erst beginnt auf dem linken Ufer die gut unterhaltene Széchényi-Straße, die sich bis auf das rumänische Gebiet hinzieht, aber wenig oder gar nicht benutzt erschien.

Bei Baziasch, wo ich zu Schiffe ging, endet die Ungarische Tiefebene und das Bergland der Süd-Karpathen beginnt, das die Donau zu durchbrechen hat, bevor sie in Rumänien eintritt. Auf diesem etwa sechsstündigen Wege nun sind großartige Naturschönheiten in ununterbrochener Reihenfolge zu verzeichnen. Die massigen Felspartien verengen sich mitunter zu schmalen Felsenthoren, durch welche die gewaltigen Wassermassen des Stromes in rasender Schnelligkeit schießen. An anderen Stellen wieder drohen so viele Felsenriffe auf dem Grunde, daß bei niedrigem Wasserstande große Schiffe gar nicht fahren können.

So mußten auch wir bei Orencova unser schönes Schiff verlassen, und ein kleineres besteigen, das wegen seines geringen

Tiefganges die Stromschnellen passiren konnte. Das Schiff hatte an manchen Stellen mitunter kaum 1—2 Fuß Wasser unter dem Kiel. Hinter Drencova beginnt der erhabene großartige Charakter der Landschaft, die Donau erweitert sich zu einem breiten, seeartigen Becken, das von schön bewaldeten Höhen rings umschlossen ist. Auf dem rechten, serbischen Ufer kommt das Städtchen Milanovatz zum Vorschein, links erblickt man die Trümmer dreier alter Römerthürme. Nun kommt die großartigste Strecke der ganzen Tour, der Engpaß von Kasan, wo die Donau, auf eine Breite von etwa 160 Meter zusammengedrängt, bei 60 Meter Tiefe zwischen kolossalen, senkrecht abfallenden Felswänden, im Charakter der Roßtrappe im Bodethale, pfeilschnell dahinströmt. In der Mitte des Passes, den man mit Windeseile in etwa einer Viertelstunde durchfährt, ragt aus dem Strome ein hoher Felsen hervor, der einen verderblichen Strudel erzeugt. Am Ende des Engpasses, bei dem Städtchen Dubowa erblickt man an einer Felswand des rechten Ufers eine große Steintafel mit rauchgeschwärzter, schwer lesbarer Inschrift, welche von den Römern zur Erinnerung an den ersten dacischen Feldzug Trajan's, und die Erbauung der Straße errichtet wurde; sie ist also jetzt beinahe 1800 Jahre alt.

Der „das Eiserne Thor" genannte Engpaß liegt noch weiterhin hinter Orsova, nachdem man die letzte ungarische Insel mit der Festung Ada-Kaleh passirt hat, auf rumänischem Gebiete. Der hier 195 Meter breite Strom stürzt durch den 2340 Meter langen Engpaß mit einem Gefälle von 5 von 100 Metern herab, derartig, daß das Tosen des Wassers bis Orsova hörbar ist. Auch hier ist das Fahrwasser außerordentlich klippenreich, doch steht das Eiserne Thor dem Kasan-Paß an Großartigkeit weit nach. Ich blieb auf dem Schiffe bis zur ersten rumänischen Station Turn Severin, kehrte dann aber sofort mit einem Wagen nach Orsova zurück, weil ich ohne Paß mich auf rumänischem Gebiete nicht aufhalten durfte.

Der Totaleindruck dieser Wasserfahrt durch das Karpathen-Defilé war ein unbeschreiblich großartiger, wohl werth der weiten, mühsamen Fahrt, die ich deshalb unternommen. Mir

bieten solche auserlesene Naturschönheiten den höchsten Genuß auf der Reise. Mehr und mehr bin ich im Laufe der Jahre davon abgekommen, Museen, Schlösser und Sammlungen zu besuchen, wenn es sich nicht dabei um berühmte Seltenheiten handelt. Von deren Betrachtung bleibt wenig sitzen, dagegen behält das Studium von Land und Leuten, die mir unbekannt, stets unvermindert gleichen Reiz für mich. Hier unten in dieser verlorenen Ecke Ungarn's habe ich dieser Passion einmal wieder ordentlich nachgeben können. Was habe ich hier am Strome und auf dem Schiffe für allerlei Volk gesehen! Neu waren mir die Türken mit ihren verschleierten Frauen, die mit uns fuhren; auch das serbische Gesindel an den Landungsplätzen war bemerkenswerth wegen seiner unglaublichen Schmutzkrusten auf Gesicht und Händen; die Leute machten ganz den Eindruck, als seien sie monatelang nicht aus den Kleidern gekommen.

Und nun erst die Bevölkerung von Orsova, die sich an der Landungsstelle zu allerlei Hilfsleistungen den Reisenden in orientalisch aufdringlicher Weise anbot! Ich suchte mir einen der schmutzigsten Burschen zum Tragen meines Gepäcks aus, und besah mir denselben auf dem Bahnhofe noch einmal genau, da ich solch' einen Schmutzfinken wohl nie wieder zu Gesicht bekommen werde. Der Junge ließ sich schmunzelnd betrachten, strich sein Trinkgeld vergnügt ein, und empfahl sich in geläufigem Deutsch „küß' die Hand Euer Gnoden, Gott segne Eure Augen“.

Herkulesbad d. 15. September 1889.

Bevor ich von der gestrigen Stromfahrt Abschied nehme möchte ich noch des liebenswürdigen Kapitän's gedenken, mit dem ich mich während der Fahrt recht befreundet habe. Ein feiner, zuvorkommender Ungar stellte er mir während der ganzen Tour seine Bank oben auf der Kommandobrücke, den schönsten Platz des Schiffes, zur Verfügung, und erklärte mir alle Punkte der Landschaft, sowie den Stromregulirungsplan, den die ungarische Regierung soeben praktisch in Angriff genommen hat. Man will umfassende Felssprengungen vornehmen, und das Fahrwasser an seichten Stellen dadurch ver-

tiefen, daß man die Ufer durch Steindämme verengt. Der Kapitän erklärte mir Alles sehr anschaulich, wie er es aber vortrug, das läßt sich schwer wiedererzählen. Als echter Magyar hatte er eine große Hochachtung vor den gewaltigen Mitteln des Staates, und vor den Schönheiten des Landes. „I' hob' scho' von denne Lait', die — i' bitte sehr — de holbe Welt kenna thu', hier auffi g'hobt. Grad 'raus hob'ns gejubelt, wie's dös gesegn hob'n. Daner wor die vurigte Wuch' af'm Schiff, der — i' bitt' Eu'r Gnodn recht sehr — sei' Essen hot lassen stehn. Hörst, hot'r g'sagt, sig'st Kapitän, dobei krig' i' kei' Bissen 'nunter, dös is goar zu scheen. Und nun, Herrschaften, i' bitt' Ihna goar scheen, drehn's Ihna blos amal herum, und schaun's,wann's wolln so guat sein, nur grad amol die Felswand da drobn aan, hoabn's scho' so woas Scheen's gesegn? So etwas schaun's — i' muss holt recht sehr bitten — in der goanzen Welt nimmer". In diesem urgemüthlichen Tone plauderte er stundenlang, ohne in seiner Begeisterung, die ihm ersichtlich von Herzen kam, zu ermüden.

Auch mit einem katholischen Geistlichen hatte ich eine längere interessante Unterhaltung. Dabei fällt mir ein, was mir mein Pester Gewährsmann über die Stellung der katholischen Geistlichkeit hier im Lande erzählte. In keinem andern Lande hat es der katholische Klerus so gut, als hier. Die todte Hand, d. h. die Kirche, ist im Besitze großer Ländereien, deren Ernteertrag den jeweiligen Inhabern der Kirchenämter zufließt, den kleinen Kaplänen so gut, wie den hochangesehenen Prälaten. Solch' ein ungarischer Kirchenfürst, ein Bischof z. B., hat aus den Ländereien allein mitunter ein Einkommen von jährlich einer halben Million Gulden. Was diese Herren bei Lebzeiten damit machen, darum kümmert sich weder Staat noch Kirche. Was sie aber bei'm Tode hinterlassen, fällt an die Kirche zurück, da ein katholischer Geistlicher ja von Amtswegen keine Leibeserben haben darf. Deren sind nun aber doch in der Regel welche vorhanden, auch haben ja die Geistlichen Eltern und Geschwister; die ganze Sippschaft wird also schon bei Lebzeiten des Betreffenden in so vorsorglicher Weise bedacht, daß häufig bei'm Tode der geistlichen Herren von dem großen Vermögen

auch nicht ein Kreuzer mehr vorhanden ist. Auf diese Weise wird das bewegliche Kirchengut unter die Leute gebracht, und was das enorme Grund-Eigenthum der todten Hand betrifft, so wird dasselbe von der Bevölkerung, wie von der Regierung als der große nationale Sparpfennig angesehen. Sollten einmal in der äußersten Noth alle andern Hilfsmittel erschöpft sein, z. B. wenn es sich in Folge eines unglücklichen Krieges um die nationale Existenz handeln könnte, so wird man keinen Augenblick zögern, durch einen Parlamentsbeschluß das Kirchengut einfach für den Staat zu confisciren. Mit dieser Perspective im Hintergrunde hegt der Staat den Klerus etwa so, wie man im bürgerlichen Leben einen Erbonkel liebevoll behandelt.

Das ungarische Parlament, der Reichstag, ist ja allmächtig; der Wille der Krone, jetzt also des König-Kaiser's Franz Josef, fällt nur soweit in's Gewicht, als er der parlamentarischen ungarischen Regierung nicht hinderlich ist. Die ungarischen Minister gehen aus dem Reichstage hervor, und fallen, sobald sie nicht mehr dessen Majorität hinter sich haben. Nun hat aber auch der Reichstag überall lediglich das Wohl des Staates im Auge, dynastische Rücksichten kennt er nicht; daher sein großes Ansehen im Lande, und daher die Macht, mit der er, gestützt auf die vorhandenen reichen Staatsmittel, alle seine Beschlüsse auch der Krone gegenüber stets durchsetzt. Diese reichen Staatsmittel Ungarn's kamen bis zum Jahre 1867 meistens den übrigen Ländern der österreichischen Monarchie zu Gute, erst nach dem Ausgleiche ist Ungarn in die glückliche Lage gekommen, sie im eigenen Lande verwenden zu können, und in welcher verschwenderischen Weise dies geschieht, das habe ich schon mehrfach betont. Diese und andere hochinteressante Fragen, beispielsweise die Justizpflege, welche nach dem Grundsatze: was nicht verboten ist, das ist erlaubt, in liberalster Weise gehandhabt wird, habe ich mit A. in eingehendster Weise erörtert. Es würde mich hier aber zu weit führen, mich damit zu beschäftigen.

Lass' mich Dir lieber vom Herkulesbade erzählen, wo ich mich jetzt befinde, mit Gefühlen, als ob ich im Schlaraffenlande wäre. Dieses Bad ist auch eine von den wunderbaren Schön-

heiten des Ungarlandes, von denen man bei uns gar kein Ahnung hat. Als ich gestern Abend zuerst den Balcon des mi im Badhaus Rudolfshalle angewiesenen Zimmers betrat, wa ich ganz entzückt von dem vor mir liegenden Panorama, so da ich unwillkürlich ausrief: „oh wie schön ist das!“ Unter meinen Fenster war gerade wieder eine Zigeuner-Kapelle eifrig an de Arbeit, und nie hat der Strauß'sche Donau-Walzer mir so ge fallen, wie in jenem Augenblick, ich habe ihn aber auch ni zuvor mit solchem Feuer vorgetragen gehört. Die Gesammt wirkung der schönen Musik und der herrlichen Landschaft wa geradezu berauschend.

Herkulesbad liegt in einem tief eingeschnittenen Thale de Cserna, einem Nebenflüßchen der Donau, mitten im südliche Karpathengebirge, hart an der rumänischen Grenze, eng-romantisc von ungeheuren Felswänden und herrlichem Hochwald umgeben. Die Fahrt in einem leichten Wagen von Orsova durch das Thal hierher erinnerte mich mehrfach an die Felsbildungen des Bode thales im Harz, nur sind die Verhältnisse hier großartiger. Die Kuranlagen des Ortes selbst sind ähnlich wie in Ems, die Bauten aber hier schöner, mit orientalischen Anklängen. Schon seit vielen Jahrhunderten ist Herkulesbad das Lieblingsbad der Rumänen und Türken; die Geschichte des Ortes reicht nachweisbar bis zur Römerzeit zurück, zahlreiche Funde wie Statuen und Inschriften aus jener Zeit sind an den Felswänden als Schmuck von der Kurverwaltung aufgestellt. Die Thermae Hercalis werden schon von den römischen Geschichtsschreibern als besonders heilkräftig erwähnt, und sie sind es heute noch, besonders gegen rheumatische Leiden sollen die hiesigen Bäder wirksamer sein, als Wiesbaden. Eine große Zahl von (40—60 Grad Celsius) heißen Schwefelquellen entspringt theils Kalkfelsen, theils dem Urgebirge (Granit). Die älteste und stärkste dieser Thermen, die Herkulesquelle, entströmt dem Felsboden in Mannesstärke. Zwischen dem vom heißen Wasser durchwärmten Gestein sollen Skorpione gefunden werden. Hübsche Spaziergänge durchziehen das Thal nach allen Richtungen hin, so wohlgepflegt und mit Wegweisern versehen, wie es im Taunusgebirge nicht besser

ist. Die sämmtlichen Bade- und Logirhäuser sind in den letzten 10—20 Jahren auf Kosten des Staates neu erbaut. Ein prachtvoller Cursaal mit großen Nebenräumen, natürlich auch dem Staate gehörig, ist erst 4 Jahre alt. Die ganze Anlage ist vom Staate an einen Unternehmer verpachtet, der unter scharfer Controlle gehalten wird, und dem mäßige Preise in allen Dingen, neben vorzüglicher Leistung, zur Bedingung gemacht sind.

So bin ich vom Bahnhofe in Orsova per Wagen hierher in etwa halbstündiger Fahrt für 50 Kreuzer befördert und bekam auf Meldung bei der Betriebsdirection sofort ein schön gelegenes Zimmer in einem der Badehäuser angewiesen, für einen ganz civilen tarifmäßig feststehenden Preis. Eine Uebervortheilung ist hier am Orte nicht möglich, alle Preise inclusive Bedienung sind fest geregelt, überall öffentlich bekannt gemacht, und dem Dienstpersonal ist verboten, Trinkgelder zu fordern.

Die Einrichtung des von mir bewohnten Hauses ist glänzend, beinahe fürstlich elegant. Alle Zimmer haben nach außen hin einen Balcon mit Aussicht auf schön gepflegte Blumen-Parterres, Terrassen und die umliegenden Berge. Nach innen münden alle Zimmer auf Gallerien, die einen Lichthof umsäumen, in dessen Mitte aus tropischen Pflanzen heraus eine Fontaine ihren Strahl nach orientalischer Art durch zwei Stockwerke hinauf wirft, was eine angenehme Kühle im Hause erzeugt.

In den Bauten herrschen orientalische Anlagen vor, man sieht viele Kioske und schlanke Minarets, auch durchbrochenes Gitterwerk statt der Fenster. Recht in diesen Rahmen hinein passen die fremdartigen Trachten, die verschleierten Türkenweiber mit ihren weitbauschigen Gewändern, die türkischen und armenischen Trachten vieler Männer. Dazu die reichen Bazars mit den Schätzen der heimischen und ausländischen Industrie, das Alles giebt einen eigenartigen Lokalton. Wie froh bin ich, meine Schritte hierher, und nicht nach Bukarest gelenkt zu haben!

Herkulesbad, d. 15. September 1889. Abends.

Nach einem erquickenden Bade habe ich heute Vormittag bei herrlichem Sonnenschein einen Spaziergang im Thale gemacht, und Nachmittags einen lohnenden Ausflug auf einen der nächst-

gelegenen Berge unternommen. In halber Höhe des Berg
lag eine vielbesuchte tiefe Höhle, die „Räuberhöhle“ genann
weil sie lange hindurch Gaunern als Schlupfwinkel gedie
haben soll. Ich traf am Eingange eine zahlreiche Gesellscha
von Türken mit etwa 20 tief verschleierten Frauen, und einige
kleinen Kindern, welche von den Vätern auf dem Arme getrage
wurden. Vermittelst einiger Stücke meiner Reise-Chokolat
befreundete ich mich mit den Kleinen, und dadurch auch m
den Müttern, und so war bald eine Unterhaltung im Gang
die einige der Männer in deutscher Sprache mit mir führte
während die Frauen und Kinder mit gekreuzten Beinen um un
herum hockten. Es waren Badegäste aus Herkulesbad, die gleic
mir einen Sonntags-Ausflug machten; sie erzählten mir di
Geschichte der Räuberhöhle, in der wir uns befanden. Währen
dem machte ein serbischer Bettler auf einem Dudelsack ein
schauerliche Musik, die den türkischen Damen aber sehr zu gefalle
schien, sie klatschten beständig den Takt mit den Händen, un
rauchten dazu trotz ihrer Schleier Cigaretten, wobei sie de
Dampf gleich Fabrikschornsteinen von sich bliesen.

Nachdem ich die Höhle in dieser Gesellschaft bei Fackelschei
besichtigt hatte, erklomm ich allein noch in scharfem, zweistündige
Aufstieg einen hochgelegenen Aussichtspunkt, der mir eine
herrlichen Ausblick in die Höhenzüge der Karpathen bis nac
Rumänien hinüber gewährte. Beim Abstieg überraschte mic
die Dunkelheit, doch kann ich mich auf meinen Ortssinn wohl
verlassen, wenn ich eine Gegend einmal mit Aufmerksamkeit durch-
wandert habe, und so kam ich denn auch hier schließlich im Thale
wieder an der richtigen Stelle heraus. Jetzt will ich mein
Gepäck schnüren, einige Stunden schlafen, und in aller Frühe
den Rückweg antreten. Ich glaube, der Höhepunkt meiner dies-
jährigen Reise ist überschritten, was ich jetzt noch sehen werde,
hat nicht mehr den Reiz des neuen Unbekannten.

Arad an der Maros, den 16. September 1889.

Der Tag ließ sich heute früh recht schlecht an. Um 3 Uhr
heraus und bei empfindlicher Kälte und Regen eine halbstündige

Fahrt im Omnibus nach Mehadin auf schlechtem Gebirgswege bei dunkeler Nacht Dann mußte ich auf dem unbehaglichen Bahnhofe eine volle Stunde auf den verspäteten Zug warten, fand in der überfüllten Eisenbahn kaum noch Platz, und so ging das mit allerlei Hindernissen den ganzen Tag, über Temesvar hierher, wo ich um 4 Uhr Nachmittag's ankam. Solche Tage sind mit in den Kauf zu nehmen auf der Reise.

Arad macht einen angenehmen Eindruck, namentlich ist der Ort reinlich und sauber, was ich in den anderen südungarischen Städten stets vermißte. Mit 38,000 Einwohnern ist Arad ein Bischofssitz und hat für den Handel nach dem Schwarzen Meer und nach Deutschland große Bedeutung. Kaum eine Stunde war ich in der Stadt, da begegnete ich einer langen Prozession, die von einem nahegelegenen Wallfahrtsorte unter dem feierlichen Geläute aller Kirchenglocken zurückkehrte. Ungarn ist nun allerdings kein Boden für kirchlichen Pomp; der Aufzug machte in seiner Dürftigkeit einen kläglichen Eindruck im Vergleich mit Prozessionen, wie ich sie in Italien und am Rhein kennen gelernt habe. Es war ein wüstes Volkstreiben, feinere, gebildete Leute waren in der Menge nicht zu bemerken; man sagte mir, daß es nicht zum guten Ton gehöre, daran theilzunehmen.

Ein schönes Denkmal auf dem Hauptplatze der Stadt erinnert an die Kämpfe des Jahres 49, als Ungarn unter Kossuth für seine Unabhängigkeit kämpfte. Die österreichische Garnison hielt sich hier lange in der starken Festung am linken Ufer der Maros gegen die belagernden Ungarn. Nachdem die Insurrection von den Oesterreichern niedergeworfen, wurden in Arad mehrere ungarische Generale standrechtlich erschossen, zu deren Gedächtniß die ungarische Regierung ein hübsches Denkmal hat setzen lassen. Da jetzt der Friede durch den Ausgleich hergestellt ist, so haben manche Städte doppelte Denkmäler, eines von der ungarischen, das andere von der österreichischen Regierung errichtet, für die Vertheidiger, oder für die Angreifer, beide Parteien feiern die braven Soldaten, die den Heldentod starben.

Auf unserm Zuge befand sich heute Vormittag eine Zeit lang auch eine Bauernhochzeits-Gesellschaft, da gab es schöne

Kostüme zu sehen, die Männer alle mit flatternden bunten Bändern geschmückt, die Frauen und Mädchen mit Tüchern in den lebhaftesten Farben. Gesang ertönte fortwährend und auf jeder Station wurde flott getanzt, natürlich nach der unvermeidlichen Zigeuner-Musik. Der Zugführer nahm wiederholt Rücksicht auf genügende Pausen auf den Stationen, und das fahrende Publikum war ganz einverstanden damit. Zug-Verspätungen scheinen hier unten an der Tagesordnung zu sein; durchaus zuverlässig im Einhalten der Fahrzeiten ist nur der Orient-Expreßzug, der zweimal in der Woche von Paris über München, Wien und Pest nach Bukarest und Konstantinopel fährt. Es kommt hier im Lokal-Verkehr übrigens auch nicht so genau darauf an, die Leute haben alle viel Zeit übrig, und sind noch nicht so pünktlich abgehetzt, wie wir.

Morgen gedenke ich noch einen Tag in Budapest zu bleiben, und dann über Wien, Prag, Dresden die Rückreise anzutreten.

Budapest, d. 18. September 1889.

Es thut doch wohl, wenn man aus unbehaglichen Logir-Verhältnissen, wie ich sie in der letzten Woche, mit Ausnahme von Herkulesbad, überall getroffen, wieder in ein so vornehmes, behagliches Hotel einzieht, wie hier das „Jägerhorn" ist. Ich habe die letzte Nacht vorzüglich gut geruht, und, nachdem ich zum Frühstück die hier für mich eingegangenen Briefe durchstudirt, in bester Laune noch einen herrlichen Ausflug nach der Ofener Seite der Donau gemacht, und zwar auf den Blocksberg, auf dessen Spitze stolz und uneinnehmbar die weithin sichtbare Citadelle von Budapest liegt.

Der Serpentinenweg dort hinauf bietet fortwährend wechselnde schöne Aussichten auf die beiden Städte und den Strom; von der Höhe des Berges kann man weit ins Land nach beiden Seiten hin den Lauf der Donau verfolgen, und hat entzückende Fernsichten auf die schön gezeichneten Ofener Berge und die nahe gelegenen Weingärten. Die Aussicht kann sich der schönsten Rheinansicht vom Niederwald oder Drachenfels an die Seite stellen. Das war mein letzter Spaziergang in Budapest. —

Selten hat eine Stadt meinen Erwartungen in so reichem Maße entsprochen, als Budapest. Heute zählen die beiden Schwesterstädte zusammen bereits eine halbe Million Einwohner; geht die Entwickelung so weiter, so kann Budapest leicht schon in 10 Jahren in die Reihe der Millionenstädte eingetreten sein. Schon einmal im Mittelalter hat Pest (von den Römern gegründet) eine Blüthezeit gehabt, doch hatten die Türkenkriege des 16. und 17. Jahrhundert's die Stadt ganz ruinirt. Erst seit etwa 150 Jahren hat sich Pest nach und nach wieder erholt, und seit zwei Jahrzehnten erst erhebt sich die Stadt wie der Phönix aus der Asche. Umfassende Erweiterungspläne harren noch der Ausführung, große Stromregulirungsarbeiten und Trinkwasser-Anlagen gehen der Vollendung entgegen, und werden die jetzt schon vorhandenen großartigen Bauwerke erheblich vermehren. Möge der Frieden uns erhalten bleiben in dem Bündniß zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn, dann wird auch Budapest seine hochfliegenden Pläne ausführen können!

Verschiedenes.

Beethoven und seine Werke.*)

Für den Musikfreund ist es eine der interessantesten Studien, sich mit Beethoven in eingehender Weise zu beschäftigen; eine Aufgabe, die in dem Grade an fesselndem Reize gewinnt, als man sich mehr und mehr in das eigenthümliche Wesen dieses großen Geistes vertieft und sich mit seinen Schöpfungen vertraut macht, die ein so treues, klares Bild seines geistigen Lebens liefern, wie nie eine Biographie von fremder Hand es zu geben im Stande ist.

Eine solche Biographie, wenn auch verbunden mit einer Charakteristik seiner Werke, vermag dem Leser niemals das seltsame Schaffen, den genialen Entwickelungsgang Beethoven's getreu zu veranschaulichen. Beethoven zog sich bekanntlich fast

---

*) Beethoven und seine Werke. Eine biographisch-bibliographische Skizze. gr. 8°. (VI, 119 S.) geheftet. Leipzig, 1866, C. Merseburger. Ladenpreis Mark 1,80.

Der hier zum Wiederabdruck gelangende biographische Theil der Schrift ist auf folgende Weise entstanden. Bei der Zusammenstellung von Musikalien-Katalogen während meiner Berufsthätigkeit in Amsterdam empfand ich häufig den Mangel einer übersichtlichen Bezeichnung der Beethoven'schen Compositionen. Denn bei der verschiedenartigen Bezeichnung, die Beethoven selbst seinen Werken gegeben hat, bei den späteren eigenmächtigen Aenderungen der Verleger, bei der daraus entsprungenen Meinungsverschiedenheit, womit sich Autoritäten für oder gegen die Aechtheit erklärten, herrscht manche Verwirrung in den nahezu 300 verschiedenen Titeln von B.'s Compositionen, trotzdem bereits mehrfach Versuche gemacht waren, Ordnung in den Beethoven-Katalog zu bringen. Ich machte mich deshalb, vom rein bibliographischen Interesse getrieben, daran, selbst einen für meine Zwecke brauchbaren Katalog herzu-

von allem intimen Verkehr zurück, so daß nur wenige Auserwählte einen tiefern Blick in sein Inneres zu thun vermochten, und auch diesen Freunden gegenüber war er meistens zurückhaltend. Daher sind von seinen Zeitgenossen uns nur wenige Mittheilungen überliefert.

Dagegen hat uns Beethoven selbst das reichste Material in seinen Werken hinterlassen. Seine Compositionen sind seine Autobiographie, der beste Schlüssel zu dem ihm eigenen Leben, denn er kannte ein solches ja nur in der Musik; für äußere, sociale Verhältnisse war er nicht geschaffen, unfähig sich mit Geschick darin zu bewegen. In seinen Werken aber hat er sich selbst mit Meisterhand gezeichnet; da erzählt er uns offen und freimüthig seine Schicksale, sein Freud und Leid; in ihnen erkennen wir Thatsachen und Gedanken, ziehen mit Beethoven hinaus in die Welt, jubeln mit ihm über die Schönheiten der Natur, mischen uns in das Kriegsgetümmel, durchfurchen die Wogen des Meeres, und beobachten das Leben der Menschen um uns her. Wir sehen ihn im Frühling des Lebens übersprudelnd von köstlichem Humor, dann zu der ernsten Thätigkeit des Mannes, der seinen Beruf fühlt, übergehen, bis wir ihn

---

stellen, in welchem ich alle Verschiedenheiten in der Bezeichnung mit Angabe der Gründe neben einander aufführte. Da dieser ziemlich umfangreiche Katalog mir brauchbar für weitere Kreise schien, so bot ich Herrn Merseburger den Verlag desselben an; er ging auch darauf ein, bat mich aber, zur Einleitung eine Biographie B.'s zu schreiben, um den Katalog allein nicht gar zu uninteressant erscheinen zu lassen. Ich übernahm das, und so entstand die vorliegende Skizze, welche sich auf die größeren Werke von Lenz, Marx, Nohl, Schindler, Wegeler, Rieß und Anderen stützt.

Nun bin ich zwar etwas musikalisch, habe mich auch viel mit Beethoven beschäftigt, doch bin ich keineswegs zünftig competent, eine Charakteristik der Werke Beethoven's zu schreiben, die vor einer strengen Kritik bestehen könnte. Ich bitte also, meine Arbeit, die lediglich dem Wunsche des Verlegers ihre Entstehung verdankt, mit Nachsicht aufzunehmen. Mir war der Katalog die Hauptsache. Da ich aber von der vorliegenden Sammlung alle bibliographischen Arbeiten ausgeschlossen habe, so sehe ich auch von dem Abdruck meines Beethoven-Kataloges an dieser Stelle ab. Wer sich dafür interessirt, den verweise ich auf die im Merseburgerschen Verlage erschienene vollständige Schrift.

in schwerer Stunde, von Sorgen gedrückt wiederfinden und Zeuge davon sind, wie er kämpft und nach Freiheit des Körpers und Geistes ringt, bis ihm der Frieden wird und er zu Gott eingeht, dessen Verherrlichung er seine besten Kräfte gewidmet.

Das Alles spiegelt sich scharf und treu in seinen Compositionen. Wer sich deßhalb eng mit Beethoven's Leben befreunden will, der lese nicht nur über ihn, sondern höre von seiner Musik so viel er kann, das ist seine beste Biographie. —

Ludwig van Beethoven erblickte am 17. December 1770 in Bonn das Licht der Welt. Er stammt aus einer musikalischen Familie und an seiner Wiege bewachten zwei tüchtige Künstler seine ersten Augenblicke; sein Großvater, Ludwig van Beethoven († 24. Dcbr. 1773), derzeit Capellmeister in Cöln, und sein Vater, Johann van Beethoven († 18. Dcbr. 1792), der, ein tüchtiger Sänger, als Tenorist in der Capelle des Churfürsten Maximilian von Cöln sich einen guten Namen erwarb. Es seien hier auch noch in Kürze Beethoven's Brüder erwähnt. Ein älterer Bruder von ihm, Ludwig Maria, war schon vor Ludwig's Geburt gestorben, ein jüngerer, Caspar Anton Carl, widmete sich als Clavierlehrer ebenfalls der Musik, und ein dritter, Nicolaus Johann, der jüngste, lebte als Apotheker in Bonn; später kamen beide Brüder zu Ludwig nach Wien, wo sie indessen nichts weniger als dazu beitrugen, ihm sein durch körperliche Leiden gedrücktes Leben zu erleichtern. Sie haben sich manches gegen ihn zu Schulden kommen lassen, und oft Ludwig's Gutmüthigkeit und seinen berühmten Namen um eigner schnöder Gewinnsucht willen mißbraucht.

Man hat, namentlich in früheren Jahren, hie und da behauptet, Beethoven sei ein natürlicher Sohn Friedrich Wilhelm II. von Preußen gewesen, er selbst bezeichnete dies Gerücht stets als eine „arge Verläumdung" und legt es in einem Briefe vom 7. December 1826, also kurze Zeit vor seinem Tode, einem Freunde an's Herz „die Rechtschaffenheit seiner Mutter der Welt bekannt zu machen". Seiner vortrefflichen Mutter hat Beethoven

zeitlebens die kindliche Liebe bewahrt, die in demselben M
verstärkt wurde, als der Vater durch sein rauhes heftiges W
schon von frühester Jugend an das warme Gemüth Ludw
sich mehr und mehr entfremdete. Als Knabe hatte Beeth
sich nicht der besten Erziehung zu erfreuen. Einestheils erlau
die oft sehr beschränkten Mittel der Familie es nicht, ihn ei
auf umfassende Bildung berechneten Schulunterricht genießen
lassen, anderntheils war auch das häusliche Leben des Vat
der neben den eben bereits erwähnten Leidenschaften auch
des Trunkes sich häufig ergab, nicht geeignet, veredelnd auf
Kindergemüth einzuwirken. Daß trotzdem Beethoven sich e
hohe sittliche Reinheit in der Jugend und sein ganzes späte
Leben hindurch bewahrt hat, das verdankt er wohl dem gu
Geiste seiner Mutter, die mit ihrer Liebe vergalt, was der Va
verdarb. Aber einen Wiederhall aus seiner Jugend hat Be
hoven doch mit in's Leben hinübergenommen, und aus die
eigenthümlichen Zuständen des väterlichen Hauses erklärt s
auch die eigenthümliche Mischung von starrem Trotz und a
opfernder Gutmüthigkeit, von menschenfeindlicher Verschlossenh
und übersprudelndem, fast kindlich naivem Humor, von schleiche
dem Mißtrauen und hingebender Liebe in Beethoven's Charakte
Der Keim zu alledem wurde in der Familie gelegt.

Für Eines nur müssen wir dem Vater dankbar sein: da
er das frühzeitig schon erwachende musikalische Talent des Knabe
mit nach dieser Seite hin scharfem Auge erkannte und eifr
pflegte, sodaß Ludwig in seinem vierten Jahre bereits die B
gleitung kleiner Lieder erlernte. Hörte Beethoven nur d
Musik, oder konnte er sich gar selbst damit beschäftigen, so hat
er für alles Uebrige keinen Sinn mehr; die Spiele seiner Alters
genossen hatten dann allen Reiz für ihn verloren und stunden
lang konnte er in einen Winkel gedrückt still lauschen, oder selbst
unter Anleitung des Vaters, sich bemühen, um Gehörtes nach
zuspielen und womöglich seine eignen Ideen dabei zur Aus
führung zu bringen.

Der Unterricht des Vaters war indessen fast zu anstrengend
für das Kind; ein wie großer Hebel und Sporn auch der eigne

innere, rastlose Drang bereits war, doch erlahmte zuweilen die Lust und Kraft nach stundenlangem Studium. Ludwig sollte mit rücksichtsloser Strenge zu einem Automaten, einem technischen Künstler ausgebildet werden, mit dessen Leistungen der Vater möglichst bald recht viel Geld erwerben zu können hoffte. Es darf daher als ein Glück betrachtet werden, daß der geniale Pfeiffer (später Capellmeister in Düsseldorf) sich bald des Knaben als Lehrer annahm und in ihm durch die liebevolle freundliche Art des Unterrichts, in dessen Bereich jetzt hie und da auch bereits die Theorie gezogen wurde, den unter der Härte des Vaters fast ertödteten Sinn für Musik wieder neu belebte.

Rasch entwickelte sich denn auch, mit dem Eifer Schritt haltend, Beethovens Fertigkeit im Spiel, namentlich auf der Orgel, wo er durch seine wundervollen, tiefsinnigen freien Phantasieen bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, sodaß selbst der damalige Churfürst von Cöln sich für ihn zu interessiren begann und ihm mancherlei Unterstützungen zukommen ließ, die in hochherziger Weise auch von seinem Nachfolger, dem Churfürsten Max Franz, Bruder des Kaisers Joseph II., weitergewährt wurden, und unter diesem Mäcen das Meiste mit zur Entfaltung von Beethoven's Geiste beitrugen.

Den wärmsten Fürsprecher bei dem Churfürsten hatte Beethoven in dem Grafen von Waldstein, einem Freunde des Fürsten. Derselbe war, in richtiger Ahnung der Größe, zu welcher Beethoven sich bei tüchtiger Anleitung emporschwingen würde, unermüdlich darauf bedacht, ihm Alles, was nur irgend wie dem sich mit Riesenschritten ausbildenden Talente förderlich sein konnte, selbst zu gewähren, oder vom Fürsten zu verschaffen. Selbst ein feiner Kenner, war er zuerst durch das durchdachte Spiel Beethoven's aufmerksam geworden, später suchte er oft gesprächsweise veredelnd auf das Gemüth des Knaben zu wirken, und ihn zu immer neuen Arbeiten anzuspornen. Er war es, der mit besonderer Vorliebe in Beethoven beständig die seltene Gabe des Phantasiren's und Variiren eines gegebenen Thema's auszubilden sich bemühte, sodaß Beethoven es darin bald zu einer Fertigkeit brachte, die alle Zuhörer in Erstaunen setzte.

Er sorgte für die gediegensten Lehrer, und auf seine Veranlassung wurde Beethoven auf Kosten des Churfürsten später nach Wien gesandt, um Haydn's Unterricht zu genießen. Beethoven's Dankbarkeit gegen den Grafen währte dafür bis an sein Ende und nie hat er vergessen, wer ihm in seiner Jugend die Pfade zu seiner Laufbahn ebnete. Wiederholt begegnen wir Compositionen (Op. 53. Op. 87), die er ihm widmete und für den Grad der Achtung, die er für ihn hegte, spricht wohl der Werth dieser Compositionen am besten.

An Pfeiffer's Stelle war als Lehrer Beethoven's später der als Clavierspieler berühmte Kammermusikus van der Eden getreten, doch beschränkten sich dessen Unterrichtsstunden auf einige wenige, da Beethoven bereits mit das tägliche Brod für sich und seine Familie verdienen helfen mußte und deshalb durch eigne Lehrstunden fast den ganzen Tag über in Anspruch genommen war. In dieser trüben Zeit, als die drückendsten Verhältnisse den Flug des Genies fast zu lähmen droheten, als van Eden starb und nicht die Mittel vorhanden waren, die Studien weiter fortzusetzen, in dieser Zeit begann jene ebenerwähnte Protection Waldstein's und des Churfürsten, und mit dieser Periode beginnt die eigentliche künstlerische, und auch schon die schaffende Laufbahn Beethoven's. Die materiellen Sorgen wurden abgestreift, und frei und ungehindert begann die Schaffenskraft Beethoven's ihre Schwingen zu regen.

Auf Befehl des Churfürsten übernahm der als Operncomponist bekannte Hoforganist Neefe jetzt den Unterricht Beethoven's; er hielt ihn hauptsächlich zum Studium der altclassischen Meisterwerke an und führte Beethoven zuerst in eingehender, gründlicher Weise in das Studium des Generalbasses ein, damit zugleich den Unterricht in der Compositionslehre verbindend. Das Resultat entsprach auch bald den auf Beethoven gesetzten Hoffnungen. Im elften Jahre bereits spielte er Sebastian Bach's wohltemperirtes Clavier mit bewunderungswürdiger Präcision und Sauberkeit und vollkommen fehlerfrei. Nachdem damit die technischen Schwierigkeiten als überwunden betrachtet werden konnten, begann er unter Neefe's Leitung seine ersten Versuche

im Componiren. Als solche werden bezeichnet die 9 Variationen über einen Marsch von Dressler, die 7 Bagatellen für Clavier op. 33, die 3 Claviersonaten in Esdur, Fmoll, Ddur das Lied „an einen Säugling" und das Rondo für Clavier in Adur, sowie noch einige andere Compositionen.

Mit diesen ersten, oder besser gesagt, den Jugendarbeiten Beethoven's überhaupt ist es eine eigne Sache. Die eben erwähnten wenigen Piecen, die er ja zum Theil selbst als „Bagatellen" bezeichnet, ausgenommen, besitzen wir von ihm keine einzige Composition, die den Stempel des Unreifen trägt, oder die eine noch unentwickelte Empfindungs- und Ausdrucksweise verriethe. Seine von ihm als opus 1 bezeichneten 3 Trios (Haydn gewidmet) sind bereits fertige Meisterwerke, die als Muster gelten müssen. Bei seinem großen Melodienreichthum und der schon erwähnten Gabe, jede Idee sofort mit Leichtigkeit zum Ausdruck zu bringen, sollte man annehmen, daß er sich oft habe verleiten lassen, selbst unbedeutendere Ergüsse dem Papier anzuvertrauen; das ist aber nicht geschehen, wenigstens ist uns davon Nichts erhalten. Er wachte mit peinlicher Sorgfalt über seine Arbeiten und übte eine Selbstkritik aus, die bei so jungen Jahren und bei so entschieden ausgeprägter Anlage zum Componiren Bewunderung abnöthigt. Es war seinem ernsten Geiste, der in der Musik sein Ideal, sein Heiligstes erblickte, unmöglich, dieses Ideal leichtfertig spielend zu behandeln. Nichts gelangte in die Oeffentlichkeit, was irgend einer unbedeutenden äußern Anregung seine Entstehung verdankte; er gab nur von sich, was er im Herzen fühlte, was er oft lange mit sich in Gedanken getragen, und dem er dann auch äußerlich die vollendetste Form zu geben sich bemühte. Niemand konnte wohl an ihn so peinliche Anforderungen stellen, als er selbst es that, und immer und wieder wurde so lange umgearbeitet, bis er sich selbst genügte. Rasch hingeworfene Improvisationen besitzen wir von Beethoven nicht. Das Alles drückt denn aber auch einer jeden Composition den Beethoven-Stempel auf, der sich nie verläugnet und uns stets aufs Neue zwingt, vor der schöpferischen Kraft und Ueberlegenheit dieses hervorragenden Geistes uns zu beugen.

Seine vortrefflichen, gediegenen Eigenschaften erwarben ihm bald einen Kreis getreuer Schüler und Freunde, obgleich schon damals sich die baroke Seite seines Wesens zu entfalten begann. Wem er nicht zugethan war, dem machte er kein Hehl daraus, offen und ehrlich stellte er jenen und sich auf den richtigen Standpunkt, dabei oft die gewöhnliche Höflichkeit verletzend, sodaß er neben seinen Freunden auch bereits ein tüchtiges Häuflein Feinde zu bekämpfen hatte. In der Anerkennung seiner überlegenen Talente aber waren beide Parteien einstimmig, und das Vertrauen der öffentlichen Meinung auf ihn war so groß, daß der Churfürst nicht anstand, ihm, dem kaum 15 jährigen Knaben, den Posten eines Organisten in der churfürstlichen Capelle in Bonn zu übergeben (1785). Beiläufig bemerkt das einzige öffentliche Amt, welches Beethoven jemals bekleidet hat.

In seiner Wirksamkeit als Lehrer, die sich immer mehr ausdehnte, kam er in die angenehmste Berührung mit der Familie des Hofrathes Breuning in Bonn. Der Verkehr in diesem Hause darf wohl, neben dem Umgange mit Waldstein, für die in Bonn genossene Bildung Beethoven's entscheidend genannt werden. Es ist einer der wenigen Sonnenstrahlen, die hie und da die Jugend Ludwig's erwärmten.

Die gediegene Bildung, der feine gesellige Ton, der anregende Verkehr mit den Hausfreunden Breuning's, namentlich aber die geistvolle Frau vom Hause, die mit feinem weiblichen Tacte dem Knaben das ihn zurückstoßende Vaterhaus zu ersetzen suchte, die warme Freundschaft, die er mit dem Sohne Stephan Breuning und dessen Schwester Eleonore unterhielt, das Alles hatte für Beethoven einen mächtigen Zauber, der ihn wieder und wieder anzog; er war ja im Herzen noch ein Kind, der Liebe bedürftig, sich nach zarter, vorsorglicher Behandlung sehnend, die er im elterlichen Hause immer seltener fand, je mehr die zunehmende Kränklichkeit der Mutter ihm deren Schutz dem Vater gegenüber entzog, die ihm dagegen im Breuning'schen Hause so reichlich zu Theil wurde. Hier wurde zudem Alles beobachtet und besprochen, was den Mann von Geist interessirt.

Die fortschreitende Entwickelung, die schon damals in dem Culturleben der Völker des Westens mächtig sich zu regen begann, spiegelte sich mikroskopisch in dem Breuning'schen Kreise ab; hier war der Mittelpunkt des frisch und lebendig pulsirenden Lebens in Bonn, und das war die Sphäre, in welcher allein Beethoven's Geist sich wohl fühlte. Bei aller kindlichen Einfalt der Sitten gefiel sich doch seine mannhafte Energie gern darin, im Gespräch mit prägnanter Schlagfertigkeit die Behauptungen eines tüchtigen Gegners zu erschüttern, oder, wo ihm dies nicht gelang, mit einem köstlich naiven Humor die Spitzen des Angriffs zu brechen. Unvermerkt wuchs in solcher Umgebung der Schatz seiner Kenntnisse, und Beethoven hat es oft noch in spätern Jahren gern anerkannt, wie sehr die Breuning'sche Familie gerade auf eine tüchtige solide Grundlage positiven Wissens bei ihm derzeit eingewirkt habe. Das Freundschaftsband zwischen Beethoven und Stephan Breuning, der ihm nach Wien folgte und dort im Jahre 1827 als Hofrath starb, ward dann auch durch's ganze Leben hindurch bewahrt, und manchen Tribut zollte Beethoven, der meistens nur Fürsten und Grafen seine Compositionen zu widmen pflegte, dem Herzensadel der Familie Breuning, z. B. durch Widmung der Sonate Op. 109, der Variationen über se vuol ballare, des Violinconcertes Op. 61, einer Claviersonate u. A. m.

Zugleich mit der erwähnten Organistenstelle bekleidete Beethoven auch den Posten eines Bratschisten in der fürstlichen Capelle; er kam in dieser Stellung häufig mit den Celebritäten der musikalischen Welt in Berührung. Sowohl die Oper, wie auch die Capelle hatten unter Max Franz II. einen bedeutenden Aufschwung genommen und waren derzeit der Sammelplatz ganz respectabler Talente, was natürlich auf die musikalische Entwickelung Beethoven's nicht ohne Einfluß bleiben konnte. Er lernte hier manche bedeutende Männer kennen, z. B. Bernhard Romberg, ebenso den damals nächst Mozart auf der höchsten Stufe der Gunst des Publikum's stehenden Joseph Haydn, der auf seiner Reise von London nach Wien im Jahre 1792 Bonn berührte, und sich bei dieser Gelegenheit sehr lobend über eine

von Beethoven componirte Cantate auf Leopold II. (ungedr
aussprach. Er regte zuerst in Beethoven den Gedanken
nach Wien zu gehen, um dort, wo die Namen eines Moz
Haydn und Albrechtsberger ihm die Garantie eines au
zeichneten Unterrichts boten, gründliche, wenn man sich so a
drücken kann: Quellenstudien zu machen.

Der Beifall der vorerwähnten Männer erhöhte seinen M
sein Selbstvertrauen, und bald sich von den ermüdenden Un
richtsstunden mehr und mehr zurückziehend, begann Beetho
mit sicherer Hand eine Reihe der verschiedenartigsten Arbeit
unter denen als die bedeutendsten aus jener Periode hervor
heben sind: das Trio Op. 3, das Oktett in Esdur, später a
Op. 103 bezeichnet, und die Variationen über „es war einm
ein alter Mann". Man kann in den Arbeiten aus der Bonn
Zeit deutlich noch die Vorbilder erkennen, welche Beethoven de
zeit seinen Studien zu Grunde legte. Deutlich zieht sich dur
diese die Mozart und Haydn eigenthümliche lyrisch einfache M
lodie, still und fromm, hier und da zu einem graziösen Menue
oder kunstgerechten Variationen abschweifend, bei Mozart au
wohl zuweilen den kecken Schalk zeigend, aber doch meistens di
Grundidee des Idyllischen, der ruhigen Behaglichkeit festhaltend
Wohl gewannen die reizenden Motive unter Beethoven's Han
schon damals eine mehr plastische und kürzere Rundung, de
Gedanke offenbart sich kräftiger und ausdrucksvoller, es ist Mar
in ihm; aber der bestimmte Ton, den der in Wien lebend
Meister später anschlug, ist hier noch zu vermissen, noch nich
den Einfluß der Lehrer überwiegend. Beethoven war ja derzei
noch nicht in den großen Kampf mit der Welt und seinem eignen
Körper getreten, dem Riesenkampfe, von dem der Unbefangene
keine Ahnung hat, wenn er beim Anhören eines mit höchster
Zartheit behandelten und wie ein Bach durch eine sonnige,
blumenreiche Wiese dahingleitenden Adagio's sich in einen halb
träumerischen, die lieblichsten Bilder der Seele vorzaubernden
Zustand einwiegen läßt. Den Eingeweihten allerdings kann es
mit Wehmuth erfüllen, wenn er in murrenden Tönen auf diesem
täuschenden Grunde plötzlich einen unheimlichen, gigantischen

Schatten sich erheben sieht, der oft blitzschnell, wie im Act der Verzweiflung, eine Handvoll Noten bis in die höchsten Register hinauf schleudert, voll schreiender Accorde, ein Schmerzensruf, der sich zuweilen in den zartesten Ausdruck, in die Klage des Einsamen auflöst, oder aber in fast dämonischen Sprüngen zum Kampfe eilt, ein wüthender Roland, mit dem Motiv eines Donnerkeiles den Fehdehandschuh hinwirft, und in wilder Schlacht mit Löwenmuth das Heer der feindlichen Gedanken, die seine Seele mit Wahnsinn zu umstricken drohen, nicht nur bekämpft, sondern auch schlägt. Ja schlägt; Beethoven hat stets in diesem Kampfe gesiegt, aber um welchen Preis! Doch wir wollen dem Gange der Erzählung nicht vorgreifen.

Beethoven war, wie gesagt, in Bonn noch körperlich und geistig gesund, und wenn er schon damals sich von gesellschaftlichen Vergnügungen zurück zu ziehen begann, so hat das wohl mit seinen Grund in dem Eifer, womit er seinen Studien oblag. Dadurch begann er allerdings mehr und mehr die Einsamkeit lieb zu gewinnen; die herrliche Umgebung Bonn's veranlaßte ihn dabei oft zu Ausflügen, die er stets allein unternahm, die schönsten Stellen, ihm wohlbekannt, suchte er auf, und während das leibliche Auge fast theilnahmlos und zerstreut drein blickte, nahm das geistige um so empfänglicher die reizenden Naturerscheinungen in sich auf. Das Resultat solcher Spaziergänge waren meist die herrlichsten Melodieen, die Beethoven rasch und flüchtig in ein Skizzenbuch, das er zu diesem Zwecke beständig bei sich trug, notirte, um sie zu Hause auszuarbeiten.

Beethoven pflegte stets so zu arbeiten. Beständig Musik hörend und still bei sich treibend, schöpfte er die Grundidee meistens aus der Natur, in der Abgeschiedenheit; die Ausführung selbst war nur Sache des Fleißes. Nie setzte er sich hin, um zu componiren, sondern nur um den bereits im Geiste fertigen Plan niederzuschreiben und daran zu feilen und zu glätten. In seinem Nachlasse fanden sich einige zwanzig derartige Notirbücher vor, die alle zu dem erwähnten Zwecke gedient haben, und welche die interessantesten Aufschlüsse geben über die nach diesen Grundzügen weiter ausgeführten Arbeiten.

Auf Veranlassung seiner Freunde, die wohl einsahen, daß der beschränkte Wirkungskreis in Bonn einem Talente wie Beethoven's auf die Dauer nicht genügen konnte, machte er im Winter 1786/87 eine Reise nach Wien, die jedoch ihren Zweck, sich dort einen dauernden Aufenthalt zu begründen, verfehlte. Es ist dies neben der Reise von Wien nach Prag, Berlin und Leipzig (1796), sowie nach Preßburg und Ofen (1806) und dem letzten Ausfluge nach Teplitz im Jahre 1812 die einzige größere Tour, die Beethoven unternommen. Er wurde bei diesem ersten Besuche in Wien Mozart vorgestellt, der ihm, unterrichtet von Beethoven's Meisterschaft im Phantasiren, ein Thema aufgab, was dieser auch mit überraschender Sicherheit und Bravour auf dem Clavier variirte. Es wird erzählt, daß Mozart in jenem Augenblicke zu einigen im Nebenzimmer Anwesenden gesagt habe: „auf den gebt Acht, der wird einmal in der Welt von sich reden machen!“ Mozart sollte sich leider nicht mehr von der Wahrheit seiner Prophezeihung überzeugen — er wurde bald darauf vom höhern Richter selbst abgerufen.

Nach Bonn zurückgekehrt, siedelte Beethoven mit der Capelle nach Aschaffenburg und 1791 nach Mergentheim über. Der Aufenthalt hier brachte ihn oft in Berührung mit dem Churfürsten, dem er wiederholt offen seine Wünsche nach vergrößerter Thätigkeit aussprach. Graf Waldstein vereinigte seine Vorstellungen mit denen Beethoven's, und so gewährte ihm der Fürst in großmüthiger Weise die Mittel zu einem längern Aufenthalte in Wien. 1792 ging Beethoven, 22 Jahre alt, dorthin, um diese Stadt, mit Ausnahme der oben erwähnten Reisen, nicht wieder zu verlassen. Seine Vaterstadt Bonn hat er nicht wieder betreten. Die Mutter war schon vor seiner Abreise gestorben, das einzige Band, welches ihn nach dem elterlichen Hause zog, war dadurch zerrissen, und somit auch Bonn als Heimath für ihn verloren.

Fassen wir zuerst den Hauptzweck ins Auge, der Beethoven nach Wien führte, das Studium. Er erneuerte die alte Bekanntschaft mit Haydn und ließ sich unter die Zahl seiner Schüler aufnehmen. Eifrig wurden die alten Meister, ihm noch von

Neefe her wohlbekannt, wieder vorgenommen, auch Mozart's Compositionen machte er sich zu eigen, und so bemeisterte er nach und nach in natürlicher Stufenfolge alle Stadien der musikalischen Composition, vom Clavier zum Trio und Quartett übergehend und im Orchester seinen Höhepunkt erreichend. Der Schüler Beethoven überflügelte den Meister Haydn, und es ergab sich daraus bald ein gespanntes Verhältniß zwischen Beiden. Haydn wurde flüchtig im Unterricht, sodaß insgeheim Beethoven seine Zuflucht zu Johannes Schenk, dem Componisten des Dorfbarbier's, nahm, der die stehengebliebenen Fehler Haydn's verbesserte. Beethoven wurde verletzt durch diese Vernachlässigung Haydn's, dem gegenüber er sich des emsigsten Fleißes bewußt war; der finstere Geist des Trotzes kam über ihn, und als Haydn von dem „Großmogul", wie er Beethoven im Unmuth zu nennen pflegte, einst verlangte, er solle sich auf dem Titel einer im Druck erscheinenden Sonate als „Schüler von Haydn" bekennen, da verweigerte Beethoven diese „Demüthigung", wie er die Forderung stolz bezeichnete. Ein Bruch schien unvermeidlich, doch wurde ein solcher glücklicherweise durch die Abreise Haydn's verhütet, der nach England zurückkehrte (1794).

Von dem beengenden Einflusse dieses Geistes, des einzigen vielleicht, der sich derzeit in der Musik mit ihm messen konnte, frei, wählte er sich jetzt selbst seine Lehrer unter den Männern, die ihm in der Theorie und der Behandlung einzelner Instrumente noch überlegen waren. Unter ihnen ragen hervor der bekannte Operncomponist Salieri, die Musiker Kraft und Lincke (Cello), Punto (Horn), Friedlowsky (Clarinette) und der Violinist Krumpholz, namentlich aber der als der erste Theoretiker dieses Jahrhunderts bekannte Albrechtsberger, dem Beethoven wohl hauptsächlich seine Meisterschaft im Contrapunkte zu verdanken hat.

Vollberechtigt und ebenbürtig sehen wir Beethoven jetzt in die Reihe der Componisten eintreten. Durch die mitgebrachten Empfehlungen des Churfürsten in die höchsten Kreise der Aristokratie eingeführt, war er bald als Virtuose ein überall gern gesehener Gast; seinen Compositionen gegenüber aber verhielt sich das Publikum anfangs noch zweifelhaft und scheu; dieselben waren für den da-

maligen Zeitgeist zu eigenthümlich neu, zu sehr abweichend
dem Althergebrachten, und erst nach und nach gelangte ir
Menge das jedem Menschen innewohnende instinctive Gefüh
alles wahrhaft Große und Schöne zum Durchbruch und gew
dem ringenden Meister, dem Vorkämpfer einer neuen Aera,
verdiente Anerkennung. Wie die Zeit im unaufhaltsamen Z
in räthselhafter Verschlingung der Momente, mit zermalme
Ferse über das Alte, das Bestehende hinschreitet, so riß
der Geist Beethoven's die Hörer unwiderstehlich mit sich f
es war die Macht der Töne, in welchen Beethoven die Be
gungen seiner Zeit, die er ebenso gut empfand als versta
plastisch wiedergab; gegen diesen Zauber kämpfte das Philis
thum aus dem vorigen Jahrhundert vergebens an.

Schlag auf Schlag eröffnete aber auch jetzt Beethoven d
Reigen seiner Compositionen, mit jeder Sinfonie eine ne
Bresche in den alten musikalischen Zopf legend. 1800 erschi
die erste (Cdur) Sinfonie; ihr folgte auf dem Fuße das Or
torium „Christus am Oelberge" (Op. 85), ein eigenthümlich
Spiegel seiner rationalistischen Auffassung des Christenthum
dem in der Idee vielleicht nur vorzuwerfen sein möchte, da
die Person des Erlösers zu opernhaft behandelt ist. In den
selben Jahre weiter das Clavierconcert Op. 37, und die Sonate
Op. 17 und 22; dann in den Jahren 1801 und 1802 ein
Menge Claviersonaten und die 2. (Ddur) Sinfonie. Da
Jahr 1803 brachte die Gellert'schen Lieder (Op. 48), de
„Wachtelschlag" und andere. Diese herrlichen Schöpfunge
sicherten ihm schon damals einen europäischen Ruf und au
weiter Ferne bewarben sich die Verleger um seine Compositionen.
Aber auch in Wien selbst wetteiferte man jetzt mit einander,
dem Meister Aufmerksamkeiten zu erzeigen; der Fürst Lobkowitz
z. B. hielt sich eine eigne Capelle, die er Beethoven unbeschränkt
zur Verfügung stellte; Graf Rasumowsky hatte ein vortreffliches
Quartett, dessen Dienste er ebenfalls Beethoven anbot, und Fürst
Lichnowsky trieb die Courtoisie noch weiter, indem er Beethoven
als Gast in sein Haus aufnahm und den leisesten seiner Wünsche
auf's Zuvorkommendste erfüllte.

Ueber seine Verhältnisse in jenem Jahre spricht sich Beethoven selbst in einem Briefe an seinen Freund Dr. Wegeler in Bonn folgendermaaßen aus: „Von meiner Lage willst Du etwas wissen? sie wäre eben so schlecht nicht. Seit voriges Jahr hat mir der Fürst Lichnowsky, der, wenn es auch kleine Mißhelligkeiten unter uns gab, immer mein wärmster Freund war und geblieben ist, eine sichere Summe von fl. 600 ausgeworfen, die ich, so lange ich keine passende Anstellung finde, ziehen kann. Meine Compositionen bringen mir viel ein, und ich kann sagen, daß ich mehr Bestellungen habe, als ich befriedigen kann. Auch habe ich für jede Sache 6, 7 Verleger und noch mehr, wenn ich mir's angelegen sein lassen will. Man accordirt nicht mehr mit mir, ich fordere, und man zahlt. Du siehst ein, daß das eine hübsche Sache ist. Ich sehe z. B. einen Freund in Noth, und mein Beutel erlaubt mir nicht, ihm gleich zu helfen, so darf ich mich nur hinsetzen, und in kurzer Zeit ist ihm geholfen. Auch bin ich ökonomischer als sonst." —

Zu diesem Kreise ehrenwerther, aufopferungsfähiger Freunde, die er sich damals erwarb, und die bis an seinen Tod treu zu ihm hielten, muß auch noch der junge Ries gezählt werden, derzeit schon ein tüchtiger Musiker, der, ihm als Schüler von Bonn aus nachfolgend, bis 1805 unausgesetzt an seiner Seite blieb, und der ihm, trotz mancher Kränkung, die ihm Beethoven zufügte, die treueste Stütze in seinem Leiden war. Ihm und dem schon erwähnten Dr. Wegeler verdanken wir die ersten und zuverlässigsten Notizen über Beethoven, aus denen alle spätern Biographen schöpften. —

Es ist ein unbegreifliches, scheinbar sich widersprechendes Spiel der Gottheit, daß sie so häufig ihre Lieblinge unter den Erdenkindern auf der einen Seite mit so herrlichen Gaben ausstattet, die der gesammten Menschheit die köstlichsten Früchte tragen, und auf der andern Seite dafür sie so unsäglich elend und unglücklich macht.

Auch Beethoven ereilte das traurige Schicksal dieser Auserwählten. Gerade als er im Zenith seines Ruhmes stand, als in eben geschilderter Weise die ganze Umgebung ihm huldigte

und er die Willenskraft und das Vermögen besaß, zu schaffen, was noch kein Sterblicher vor ihm geschaffen, da schlich sich der Wurm an ihn heran und begann sein zerstörendes Werk. Zu einem ihn schon seit Jahren quälenden Unterleibsübel gesellte sich das Schrecklichste, was ihm in seinem Berufe begegnen konnte: die Taubheit. Zwar trat dieselbe nicht plötzlich ein und entwickelte sich, namentlich im Anfange, nicht so rasch, daß sie ihm in der eignen Musik hindernd in den Weg getreten wäre; immerhin aber wurde ihm schon damals der Verkehr mit der Außenwelt sehr erschwert. Die erste Kunde davon giebt Beethoven in einem Briefe an Wegeler vom 29. Juni 1800. Lassen wir ihn selbst reden. „. . . Nur hat der neidische Dämon, meine Gesundheit, mir einen schlechten Stein in's Beet geworfen: mein Gehör ist seit drei Jahren immer schwächer geworden . . . Ich kann sagen, ich bringe mein Leben elend zu. Seit zwei Jahren fast meide ich alle Gesellschaften, weil mir nicht möglich ist, den Leuten zu sagen: ich bin taub. Hätte ich irgend ein anderes Fach, so ging's noch eher; aber in meinem Fache ist das ein schrecklicher Zustand; dabei meine Feinde, deren Zahl nicht gering ist — was würden diese dazu sagen! Um Dir einen Begriff von dieser wunderbaren Taubheit zu geben, so sage ich Dir, daß ich mich im Theater ganz dicht am Orchester anlehnen muß, um den Schauspieler zu verstehen. Die hohen Töne von Instrumenten, Singstimmen, wenn ich etwas weit weg bin, höre ich nicht; im Sprechen ist es zu verwundern, daß es Leute giebt, die es niemals merkten; da ich meine Zerstreuungen hatte, so hält man es dafür. . . . Ich habe oft schon — mein Dasein verflucht; Plutarch hat mich zu der Resignation geführt. Ich will, wenn's anders möglich ist, meinem Schicksale trotzen, obschon es Augenblicke meines Lebens geben wird, wo ich das unglücklichste Geschöpf Gottes sein werde." — Anderthalb Jahre später spricht er sich über seinen Zustand in einem Briefe an denselben (vom 16. November 1801) folgendermaßen aus: „Du kannst es kaum glauben, wie öde, wie traurig ich mein Leben seit zwei Jahren zugebracht; wie ein Gespenst ist mir mein schwaches Gehör überall erschienen,

und ich floh die Menschen, mußte Misanthrop scheinen und bin's doch so wenig. . . . Glaub' nicht, daß ich bei Euch glücklich sein würde. Selbst Euere Sorgfalt würde mir wehe thun, ich würde jeden Augenblick das Mißtrauen auf Euern Gesichtern lesen und würde mich nur noch unglücklicher fühlen. — Jene schönen, vaterländischen Gegenden, was war mir in ihnen beschieden? Nichts als die Hoffnung auf einen bessern Zustand; er wäre mir geworden — ohne dieses Uebel! O die Welt wollt' ich umspannen, von diesem frei. . . . Wäre mein Gehör nicht, ich wäre nun schon lange die halbe Welt durchgereiset, und das muß ich. Nur halbe Befreiung von meinem Uebel, und dann — als vollendeter, reifer Mann komme ich zu Euch, erneuere die alten Freundschaftsgefühle. So glücklich, als es mir hienieden beschieden ist, sollt Ihr mich sehen, nicht unglücklich; nein, das könnte ich nicht ertragen. Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen; ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht." — Soweit Beethoven. Diese Briefe lassen uns einen tiefen Blick in das Innere Beethoven's thun; es spiegeln sich darin abwechselnd trostlose Angst und trotziger Muth, Stolz und Ehrgeiz, gemildert durch zarte, freundschaftliche Rücksichten und kosmopolitische, edelmüthige Ideen.

Wir haben gesehen, mit welchen Mühen und mit welchem Fleiße sich Beethoven auf seinen hohen Beruf vorbereitete; er war sich schon frühe seiner Aufgabe bewußt gewesen, und all' sein Denken und Trachten, seine ganze Jugend war von dem einen Gedanken beherrscht gewesen, sein Talent durch unausgesetzte Studien so zu vervollkommnen, daß er im Mannesalter den Platz in der Welt, wofür ihn die höhere Macht offenbar bestimmt zu haben schien, würdig ausfüllen könne. Die harmonischen Gesetze seines Schaffens waren in Folge dieses einen beständigen Gedankens mit seinem innersten Wesen zu einem Ganzen verschmolzen, ganz darin aufgegangen. Nun denke man sich, welche Wirkung es auf die Phantasie, und die damit identische Schaffenskraft des Tondichters hervorbringen mußte, an der Schwelle des ersehnten Zieles zu gewahren, daß durch den Abgang des ihm als Musiker nothwendigsten Sinnes seine

ganze fernere Thätigkeit in Frage gestellt wurde, sein Leben verfehltes zu werden versprach, und daß er 20 Jahre sei Lebens schon vergebens geopfert habe! Der Rückschlag auf Gemüth und die aus demselben entspringenden Schöpfun blieb nicht aus. Beethoven's Hang zur Einsamkeit ging finstere Abgeschlossenheit und Selbstvertiefung über. In sein Misanthropismus, noch gesteigert von einer krankhaften Reizbar und dem, allen Tauben fast eigenen Mißtrauen, wandte er mehr und mehr von der Welt ab und dem Ewigen, sein Ideale der Kunst zu. Wie ein Klausner zog er sich tief das Dunkel des Waldes zurück und bauete aus seinen Tön eine Mauer um sich her, die ihn von der ganzen Menschheit schi

Der einzige Weg, der von der Außenwelt in dieses Sti leben führte, war die Musik. Beethoven's liebste Gefährt waren seine Instrumente; sie waren die Vertrauten sein Schmerzes, seiner Hoffnungen, seiner Liebe und in ihnen leg er testamentarisch nieder, was er auszusprechen der Welt gege über nicht den Muth gehabt haben würde. Deshalb ergreif uns nun auch diese Tonbilder mit so unwiderstehlicher Mach weil sie genau denselben Geist der reinen Hoheit und des Seele adels aushauchen, den Beethoven selbst unter einer rauhen Hül verbarg. Wir vernehmen gleichsam in den Tönen die Beich eines uns überlegenen Mannes, der uns sein Geheimstes offe darlegt. Wir hören die leisesten Schwingungen in seiner Bru tönen, die unser eigner Geist, durch den Lärm der Welt be täubt, nicht anzuschlagen vermag, die ihm aber bei seiner fried lichen Ungestörtheit nicht entgehen. Wir folgen ihm in seine Liebessehnsucht nach dem Unerreichbaren, in seiner trauriger Resignation, in seiner hehren Andacht. Jeder Mensch giebt sich in der Einsamkeit ohne Verstellung, offen und wahr, wie er ist, und da der geistige Urzustand eines jeden Menschen, auch des äußerlich verderbtesten, auf das Gewissen basirt ist, und dem= gemäß mit den Principien des Guten und Wahren im Einklang steht, so fühlen wir uns auch zu einem Jeden mehr oder weniger hingezogen, den wir in seinem Denken und Handeln in der Einsamkeit beobachten können, sobald er sich eben wahr giebt

und in echt menschlicher Weise seinen Gefühlen freien Ausdruck gestattet. Daher der Beethoven'sche Zauber, weil Alles, was wir von ihm besitzen, das Gepräge der Wahrheit trägt. Manche dieser Compositionen aus dem Wiener Aufenthalt verdanken zwar ihre Entstehung einer äußeren Anregung, wie z. B. die Schlachtsinfonie, die verschiedenen Märsche rc., aber auch sie erfrischen und regen an, und das nur, weil sie wahr sind, weil sich in ihnen die Begeisterung und der freudige Muth der damaligen Zeit treu widerspiegelt.

Nach dieser Betrachtung, die uns den Schlüssel zur Beurtheilung der weitern Arbeiten Beethoven's giebt, wollen wir uns wieder den äußern Verhältnissen, unter denen dieselben entstanden, zuwenden. Der kleine Kreis vertrauter Freunde, auf den sich Beethoven beschränkte, hatte meistens bei dem Fürsten Lichnowsky regelmäßige Zusammenkünfte, in dessem gastfreien Hause Beethoven gewöhnlich zuerst seine Compositionen selbst vortrug, oder von tüchtigen Musikern, wie dem Cellisten Kraft, Albrechtsberger, Baron van Swieten, Link und dem trefflichen Geiger Schuppanzigh prüfen ließ, bevor sie in die Welt hinaus wanderten. Von so competenten Richtern nahm er wohl die eine oder andere Bemerkung entgegen, wenn auch häufig nicht ohne die lebhafteste Vertheidigung seiner Gründe. Bei seinem durch das fortschreitende körperliche Leiden stets verschlimmerten reizbaren Temperament verletzte er dabei oft Andere durch seine Heftigkeit, und es war für die Umgebung Beethoven's keine kleine Aufgabe, die nöthige Nachsicht gegen ihn zu üben. Zur Ehre Beethoven's muß aber auch gesagt werden, daß er ebenso oft es selbst fühlte, wenn er zu weit gegangen war. Er bat dann stets in liebenswürdigster Weise sein Unrecht ab. Unter der Zahl dieser seiner Gönner dürfen auch nicht vergessen werden der Erzherzog Rudolf (zugleich ein Schüler von ihm), und der Graf Kinsky, die im Vereine mit Lobkowitz Alles aufboten, um Beethoven an Wien zu fesseln.

Als später (1809) ein Ruf als Capellmeister in Cassel von dem Könige von Westphalen an ihn erging, da traten jene Männer zusammen und garantirten Beethoven jährlich eine

Summe von 4000 fl., wofür sie nur die Verpflichtung forde daß er Oesterreich nicht verlassen würde. Beethoven blieb auch in gerechter Würdigung dieser edlen Uneigennützigkei Wien. Zwar wurde ihm durch den österreichischen St bankerott 1811 und die einige Zeit hierauf eintretende pecun mißliche Lage Lobkowitz', sowie durch den Tod Kinsky's Theil dieser Rente wieder entzogen, doch blieb ihm immer so viel, daß seine Unabhängigkeit gesichert war.

So in den Stand gesetzt, sich ohne alle Beschränkung Kunst widmen zu können, schuf er jene herrlichen Trios Quartette, die noch heute die Lust aller Kenner sind. Her zuheben sind darunter namentlich die drei russischen Quart (Op. 59) aus dem Jahre 1806, die Trios Op. 70 aus Jahre 1808, das Quartett Op. 74 aus 1809, sowie das Se Op. 81. Als Perle der umfassenderen Instrumentalmusik, dieser Periode entstanden, glänzt in erster Reihe die 1803 componirte heroische Sinfonie (Op. 55), die von Vielen für gelungenste Orchestercomposition Beethoven's überhaupt erkl wird, in welcher wenigstens die Eigenthümlichkeiten sein Charakters und Genies den beredtesten Ausdruck gefunden habe Ursprünglich war die Sinfonie dem großen Völkerbezwinger, de Sieger von Marengo, gewidmet, den Beethoven eine Zeitla für den neuen Messias der Freiheit hielt. Eine kleine Verirru des sonst urdeutschen Beethoven's, die indessen von vielen sein damaligen Zeitgenossen getheilt wurde. Beethoven ginge übrigens auch sehr bald die Augen über seinen Irrthum au denn als nach jener erwähnten Schlacht Napoleon I. sich selb zum Kaiser aufwarf, da riß Beethoven ingrimmig den Tit von der sauber geschriebenen Partitur, die eben der französische Gesandtschaft übergeben werden sollte, und setzte an dessen Stell ein neues Blatt mit der Aufschrift „Sinfonie eroica, pe festeggiare il sovvenire d'un gran uomo".

Dieser Kraftäußerung folgten 1806 und 1808 die Bdur- und Cmoll-Sinfonie Op. 60 und 67, und in demselben Jahre auch noch die berühmte Pastoralsinfonie (Op 68), in welcher Beethoven das herrlichste landschaftliche Gemälde vor unserm

innern Auge keck und doch zart hinzeichnet. Das Bild ist von um so überraschenderer Wirkung, als wir jeden Pinselstrich genau verfolgen können, ohne daß diese Malerei zu weit getrieben wäre. Lenz weist einen wohl hie und da laut gewordenen, hierauf bezüglichen Vorwurf mit den treffenden Worten*) zurück: „So wenig man bei der Beethoven'schen Militair-Sinfonie an die berüchtigten Bataillencomponisten zu denken hat, ebensowenig hat man in der Pastorale an die Tonmalerei der alten Musikwelt im Kleinen und Kleinlichen zu denken; an das Hundegebell in der Arie Simon's in den Jahreszeiten von Haydn; an die Pauke, welche in der Méhul'schen Jagdouverture ein Gewehr abfeuert. Beethoven giebt das Reale in idealen Zeichen". Die ganze Färbung dieser Sinfonie läßt sich nicht passender in zwei Worten zusammenfassen, als Lenz es hier gethan. Jeder Freund der Musik hat wohl in seinem Leben die Pastorale gehört, und gewiß nie wird er den tiefen Eindruck vergessen, den sie auf ihn gemacht. Das Erwachen heiterer Empfindungen auf dem Lande ist im ersten Satze herrlich in den sanften Verschlingungen der verschiedenen Instrumente dargestellt, es summt und klingt in der ganzen Natur und stimmt uns so recht zufrieden heiter. Dann wechselt die Scene. Lustige Landleute ziehen vor uns auf (3. Satz), eingeführt durch die Schalmei und den Dudelsack, im Scherz und Tanz tummeln sich die Paare, sorglose Heiterkeit läßt die Kinder der Freude nicht beachten, daß Wolken am Himmel heraufziehen und sich immer dichter und dichter zusammenballen, bis ein Donnerschlag das Völkchen auseinanderscheucht. Jetzt entfesselt Beethoven einen Sturm der Leidenschaften in dem Bilde der orkanartig auftretenden Naturkräfte, daß der Hörer ordentlich davon gepackt wird. Wir empfinden dieselben seelischen Erregungen, aus denen heraus bei Beethoven dies prachtvolle Tongemälde entstanden ist. Doch ein Gewitter geht so rasch als es kommt. Die Schalmei läßt sich wieder vernehmen, das Waldhorn stimmt mit ein — der Dank der Bäume — Landleute und Hirten treten wieder aus den Zufluchts-

*) Lenz, Ludwig van Beethoven. Eine Kunststudie. Band IV, S. 94.

stätten hervor und Alles vereinigt sich zu dem Ausdruck froher, dankbarer Gefühle nach dem glücklich überstandenen Sturme. So endet die Sinfonie sanft und beruhigend, wie sie begonnen, in allen Theilen ein unerreichtes Meisterstück. Wohl hat die Schöpfung ihre Epigonen gehabt, aber nie ist diese prägnante Kürze, verbunden mit dem erschöpfendsten Ausdruck, jemals wieder erreicht. Nie ist aber auch eine Beethoven'sche Composition von vornherein und überall so einstimmig günstig vom Publicum aufgenommen, wie die Pastorale. Bei manchen seiner Werke wurde dem Meister ein gerade entgegengesetzter Empfang zu Theil. So z. B. mit dem 1809 veröffentlichten fünften Clavierconcert (Op. 73), das, während es in Leipzig einen Beifallssturm bei der Aufführung erregte, zu gleicher Zeit in Wien vollständig Fiasko machte. Die Jahre haben bewiesen, daß Leipzig damals schon den Kennerblick besaß, der diese Stadt in Allem, was Musik angeht, noch heute so vortheilhaft auszeichnet. Zu dem Kreise der größern Compositionen aus dieser Zeit gehören auch noch die Ouverture, Zwischenacte und Gesänge zu Egmont (Op. 84), die Beethoven, begeistert durch den den Worten innewohnenden Seelenadel, aus Verehrung für Göthe componirte. Eine herrliche Wechselwirkung gleichgestimmter Größen.

Auch auf dem Gebiete der Gesangsmusik entstanden die großartigsten Schöpfungen in den ersten Decennien des Wiener Aufenthaltes. Unter den kleinern Liedern zeichnen sich namentlich aus die 3 Göthe'schen Lieder Op. 83, dann dessen „Sehnsucht", ferner die herrlichen Gesänge Op. 75 und namentlich die unvergleichliche „Adelaide" (Op. 46), die schon gleich bei ihrem Erscheinen alles bis dahin in Liedern Geleistete weit überflügelte und noch heute sowohl im Gehalt als auch in der Form unerreicht dasteht. Lenz giebt (III. Bd. 2. Abth. S. 247) als charakterisirend für den durchschlagenden Erfolg dieses Liedes die Zahl der bis 1860 erschienenen Ausgaben auf circa 40 an, ungerechnet die zahllosen Transscriptionen.

Für Kirchenmusik schrieb Beethoven 1807 die Cdur-Messe Op. 86, im ähnlichen Geiste wie „Christus am Oelberge" aufgefaßt, ein Vorläufer jener großen reformatorischen Composition,

der Missa solennis Opus 123, auf die wir später noch zurückkommen werden. Wenden wir uns vorläufig einem Felde zu, auf welchem Beethoven, trotz seiner erwiesenen außerordentlichen Befähigung dafür, nur wenig sich bewegt hat: der Opern-Musik.

Neben dem bereits erwähnten Egmont sehen wir im Jahre 1801 das Ballet „die Geschöpfe des Prometheus" entstehen, 1807 die charakteristische Coriolan-Ouverture, später die Gelegenheits-Festspiele „König Stephan" und „Ruinen von Athen" und dazwischen in den Jahren 1804—10 den alle diese mehr oder weniger aphoristischen Opernversuche hoch überragenden „Fidelio" (Op. 72). Beethoven hat nur diese eine Oper geschrieben, aber in ihr erkennen wir wiederum den Meister, der in Allem, was er schrieb, Wahrzeichen schuf, die auf festem Boden wurzeln und eine Grenze bezeichnen, von der an man zu rechnen hat. Wie heutzutage die Zauberflöte, der Figaro und Freischütz unbedingt den ersten Platz in der volksthümlichen deutschen Oper einnehmen, so wird auch der für das große Publicum vielleicht etwas zu symphonisch ausgestattete Fidelio dermaleinst eine volksthümliche Oper werden. Die Meisterschaft auf diesem Felde kann man zwar Mozart nicht streitig machen, doch will man den Fidelio als Maaßstab für eventuelle spätere Leistungen betrachten, so muß Beethoven jedenfalls eine gleiche Begabung für die Oper zuerkannt werden, wenn schon uns der Beweis weiterer Erfolge für das aus dem Fidelio aufgestellte Prognostikon fehlt.

Es ist bekannt, daß keine einzige seiner Compositionen Beethoven soviel Kummer und Verdruß bereitet hat, als der Fidelio; äußere und innere Schwierigkeiten hielten ihn jahrelang damit beschäftigt. Er selbst war nie zufrieden mit seinem Werk, und componirte versuchsweise vier verschiedene Ouverturen, sowie er auch die Oper einer dreimaligen Bearbeitung unterwarf. Man darf den Fidelio mit Recht das Schmerzenskind Beethoven's nennen. Interessant ist ein Brief von Stephan Breuning, datirt aus Wien vom 2. Juni 1806 an den Dr. Wegeler in Coblenz; er wirft einiges Licht auf die Widerwärtigkeiten, mit denen Beethoven bei der Aufführung zu kämpfen hatte. Es heißt darin: „Ich habe, soviel ich mich erinnere, versprochen,

Dir über Beethoven's Oper Einiges mitzutheilen, und ich 1
mein Versprechen halten. Die Musik ist eine der schönsten 1
vollkommensten, die man hören kann. Das Sujet ist interessa
Es stellt die Befreiung eines Gefangenen durch die Treue 1
den Muth seiner Gattin vor. Aber bei alledem hat wohl Nic
Beethoven soviel Verdruß gemacht, als dies Werk, dessen We
man künftig erst vollkommen schätzen wird. Zuerst ward
Oper sieben Tage nach dem Einmarsch der französischen Trupp
also im allerungünstigsten Zeitpunkte gegeben. Natürlich wai
die Theater leer, und Beethoven, der zugleich einige Unvc
kommenheiten in der Behandlung des Textes bemerkte, zog 1
Oper, nach dreimaliger Aufführung, zurück. Als die Ordnu
der Dinge zurückgekehrt war, nahmen er und ich sie wieder vc
Ich arbeitete ihm das ganze Buch um, wodurch die Handlu
lebhafter und schneller ward. Beethoven verkürzte viele Stück
und sie ward hierauf dreimal mit dem größten Beifall aufg
führt. Nun standen aber seine Feinde bei dem Theater au
und da er mehrere, besonders bei der zweiten Vorstellung b
leidigte, so haben diese es dahin gebracht, daß die Oper seitde
nicht gegeben worden ist. Schon vorher hatte man ihm vie
Schwierigkeiten in den Weg gelegt, und der einzige Umstan
mag zum Beweise der übrigen dienen, daß er bei der zweite
Aufführung nicht einmal erhalten konnte, daß die Ankündigun
der Oper unter dem veränderten Titel Fidelio geschah, wie si
auch in dem französischen Original*) heißt, und unter dem si
nach den gemachten Aenderungen gedruckt worden. Gegen Wor
und Versprechungen fand sich bei den Vorstellungen der erst
Titel: Leonore auf den Anschlagszetteln. Die Cabale ist fü
Beethoven um so unangenehmer, da er durch die Nichtaufführun
der Oper, auf deren Ertrag er nach Procenten mit seiner Be

---

*) Der ursprüngliche Text war von Sonnleithner nach dem französischen
Léonore ou l'amour conjugal, fait historique espagnol. Paroles de
Bouilly, musique de Gaveaux 1798, von F. Paer componirt unter dem
Titel: Leonora ossia l'amor conjugale, Fatto storico in duo atti.
(Lenz IV. S. 148.)

zahlung angewiesen war, sich um so langsamer wieder erholen wird, da er einen großen Theil seiner Lust und Liebe zur Arbeit durch die erlittene Behandlung verloren hat. Die meiste Freude habe ich vielleicht ihm gemacht, da ich, ohne daß er etwas davon wußte, sowohl im November, als bei der Aufführung am Ende März, ein kleines Gedicht drucken, und im Theater vertheilen ließ." —

Es bleibt uns noch übrig, die Claviercompositionen dieser zweiten Periode zu betrachten; diese klassischen Sonaten, die wohl zumeist im großen Kreise der Dilettanten den Namen Beethoven berühmt gemacht haben. Niemand vor und nach ihm hat diesem Instrumente eine solche Aufmerksamkeit gewidmet, und so wie er gezeigt, was das Clavier bei richtiger Behandlung zu leisten vermag, ja man kann fast sagen, daß seine Sonaten einen fortwährenden Impuls zu den Verbesserungen im Bau des Clavieres gegeben haben. Gewöhnlich stellt man sich Beethoven als den Beherrscher großartiger Tonmassen im Chor und Orchester vor, indessen neben diesen kommt doch auch die ganze Eigenthümlichkeit Beethoven's in dem einfachen und dabei so reichen Clavier zum vollen Ausdruck; in ihm hat er seine Gedankenfülle in jeder Nüancirung ausgeströmt, da kein anderes Instrument in ähnlich dankbarer Weise seiner Neigung, abgeschlossen in der Einsamkeit zu leben, entsprach. Dazu kommt die vollendete Meisterschaft, mit der Beethoven das Clavier beherrschte, die es ihm ermöglichte, jeden Gedanken sofort zu verkörpern und zwar genau so, wie er ihn fühlte. Kein anderes Instrument gewährt uns deshalb in gleichem Maaße einen Einblick in das innerste Wesen Beethoven's. Es möchte hier vielleicht am Platze sein, über die Art seines Spieles selbst eine Aeußerung Ries' anzuführen. Er spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Im Allgemeinen trug er seine Compositionen mit vieler Laune vor, blieb jedoch meistens fest im Takt und nahm nur zuweilen, doch selten, ein schnelleres Tempo. Mitunter hielt er in seinem crescendo mit ritardando zurück, und brachte dadurch einen sehr schönen, auffallenden Effect hervor. Beim Spielen gab er bald mit der rechten, bald mit der linken Hand irgend einen

schönen, durchaus unnachahmbaren Ausdruck; äußerst selten
setzte er Noten, oder Verzierungen hinzu."

Dieses schöne Spiel Beethoven's verlor sich übrigens
demselben Maaße, als ihm das Gehör schwand und M
schildert uns dasselbe aus den letzten Jahren folgendermaß
„Auch in seine Kunst verfolgte ihn das Verhängniß.
aber konnte es störend nur in die Vorhöfe bringen. Es un
grub allmälig sein Spiel, da hierbei nicht die bloße Vorstell
ausreicht, sondern das wache Ohr die Ausführung leiten
jeden Moment bestimmen muß. Er übte ohnehin nun n
mehr fort und überließ in Gesellschaften und Concerten lie
Andern die Ausführung seiner Werke .... In der letz
Zeit wirkte sein Spiel mehr peinlich als erfreuend. Da
nicht mehr hört, so spielt er nicht mehr deutlich; die Linke l
sich bald der Breite nach auf die Tasten und verdeckt mit t
summendem Durcheinanderschall, was die Rechte oft allzuz
ausführt, bald überbietet er, im Durst etwas zu hören,
Kraft des Instrumentes und sprengt die Seiten reihenwei
Vergebens verfertigte der geschickte Instrumentenmacher Gr
für Beethoven einen Schalldeckel, der die Tonwellen zusamme
gefaßt in sein Ohr leiten sollte. Der Tod war im Ohr
(Marx, Beeth. I. 149).

Welcher Abstand im Spiel zwischen dem vielgesuchten Vi
tuosen, wie er nach Wien kam und dem Manne wie Marx i
schildert, wie hatte der Körper ihn verlassen! Und danebe
welcher beständig fortschreitende, zwischen diesen Perioden liegen
geistige Entwickelungsgang, welcher Unterschied zwischen der erste
und neunten Sinfonie. Ja, Beethoven hielt Wort: er h
dem Schicksal in den Rachen gegriffen, er hat sich nic
beugen lassen!

Welcher Reiz und welcher Zauber liegt nicht in dem 180
entstandenen riesig schweren Clavierconcert Op. 58, welch hin
reißender Effect, und welche Kraft offenbart sich darin! Danebe
die Phantasie Op. 80 für Clavier, Chor und Orchester, i
welcher sich sowohl in der ganzen Auffassung, wie auch in de
heterogenen Massenvereinigung die Spuren der neunten Sinfonie

vorausfühlen lassen. Man erzählt, daß bei der ersten Aufführung dieser Phantasie durch ein Versehen der Clarinetten die Composition vollständig umgeworfen wurde, so daß Beethoven wüthend aufsprang und, unbekümmert um das anwesende Publicum, auf die Musiker im Orchester auf die gröbste Art zu schimpfen begann, ihnen Stille gebot und sie zwang, von vorn an wieder zu beginnen. Die Musiker spielten rasend vor Zorn mit ungewöhnlicher Bravour und diesmal glücklicherweise ohne umzuwerfen; als aber der letzte Ton verklungen, da ergingen sie sich in Verwünschungen gegen Beethoven und schwuren, nie wieder unter seiner Leitung zu spielen. Bei der ersten neuen Schöpfung, womit er hervortrat, war natürlich Alles wieder vergessen, und jeder dieser Kunstjünger war stolz darauf, wenn er mit zu den ersten Proben gezogen wurde.

Von den Compositionen für Clavier allein zeichnet sich aus die 1809 entstandene Es dur Sonate Op. 81, sie charakterisirt so recht den großartigen Gedankenstyl dieser zweiten Periode und zählt unbedingt mit zu den besten Claviersonaten. Ebenbürtig ihr zur Seite steht die ältere As-dur Sonate Op. 26, mit den so kunstvoll durchgearbeiteten Variationen und dem weltberühmten, prachtvoll düstern Tonstück, dem Trauermarsch in As-moll, eine Dedication für den Fürsten Lichnowsky. Eine der schönsten der Claviersonaten ist auch wohl die zweite Cis-moll, aus Op. 27, „quasi una fantasia" in welcher Beethoven der von ihm geliebten Gräfin Julietta Guicciardi ein zartes sinniges Denkmal der Liebe setzt. Man glaubt bei den sanft schmelzenden Melodien das Säuseln einer Aeolsharfe zu hören, und die klagenden, hinsterbenden Laute erinnern unwillkürlich an den Ruf der Nachtigall in einer lauen, stilldunkeln Sommernacht. Es ruht über der ganzen Sonate ein unbeschreiblicher, so recht die Wonne der Wehmuth ausdrückender Zauber, der ihr im Publicum den Namen „Mondscheinsonate" verschafft hat. Unbedingt ist hier auch, was den Gehalt angeht, als zu dieser Periode gehörend zu erwähnen das circa 1800 erschienene formkräftige Idyll Op 13 die „Sonate pathetique." Welche rhythmische Kraft gleich beim Einsatze, welche Innigkeit

und welch genialer Ausdruck dabei in dem adagio cantabile wie flüssig ist das melodiereiche Thema des Rondo's. Von Dilettanten wird sie häufig gespielt, oder wie sich eine Autorität irgendwo über die heutige Hausmusik äußert: „geritten", da sie scheinbar zu den leichtspielbaren gehört, bei richtigem ausdrucksvollen Vortrage jedoch immerhin eine große technische Fertigkeit und namentlich ein feines Verständniß erfordert. Nicht zu vergessen ist noch die große Sonate in D-dur Op. 28, die „Pastoralsonate" genannt, ein herrliches Pendant der Pastoralsinfonie, wenn schon die erstere Bezeichnung nicht von Beethoven selbst herrührt. Es liegt aber über dieser Sonate ein erkennbar landschaftlicher Ton, der die von den Verlegern ausgehende Bezeichnung einigermaßen rechtfertigt.

Wir sind bei der Betrachtung dieser Reihe glänzender Compositionen zehn Jahre in dem Leben des Meisters vorgerückt und nähern uns jetzt der Höhe seines Ruhmes, zur Zeit des Wiener Congresses 1814. Vorbereitet wurden die Triumphe dieses Jahres durch die 1812 und 13 zuerst aufgeführten Sinfonien in A-dur und F-dur (Op. 92. 93.), diesem leuchtenden Doppelgestirn am musikalischen Himmel, die beide schon ein starkes Gepräge jenes Zeitgeistes tragen, der indessen erst in Op. 91, in der Schlachtsinfonie, betitelt „Wellington's Sieg, oder die Schlacht bei Vittoria" zur charakteristischen Darstellung kam; eine königliche Schöpfung, würdig, dem Beherrscher Albion's gewidmet zu werden, wofür Beethoven indessen nicht einmal eine einfache Danksagung von englischer Seite zu Theil geworden ist.

Diese Sinfonie ist der ächte Sohn seiner Zeit. Ganz Europa war in zwei Lager getheilt, Nord, Ost und Süd machten Front gegen den Westen, um den gallischen Uebermuth zu züchtigen; der Mannesmuth und die heroische Kampfesfreudigkeit, aber daneben auch alle andern entfesselten Leidenschaften schlugen zur mächtigen Lohe auf und vereinigten sich in dem einen Streben der Vernichtung des gehaßten Corsen und seiner übermüthigen Schaaren. Es ging ein brausender Sturmwind über die Fluren, dessen Ton noch beim heutigen Geschlecht ein Echo wachruft, wenn Zeitgenossen von damals uns erzählen von den grimmigen

Schlachten, die sie schlagen halfen, von dem Massenangriff, der das stolze Frankreich wie ein Kartenhaus über den Haufen warf, von der Begeisterung, die bei Jung und Alt, bei beiden Geschlechtern die Wangen färbte und das Auge muthig blitzen ließ; von dem Vertrauen und der Zuversicht, womit Jedermann eine Besserung der staats- und volkswirthschaftlichen Zustände erwartete, worauf man im Bewußtsein der dargebrachten schweren Opfer rechnete, wie man Nachts mit Bestimmtheit dem Aufgange der Sonne am Morgen entgegensieht. Die Nationen hatten eben erst der Kriegsfurie das Haupt zertreten und athmeten frei und erleichtert auf. In dieser Zeit und in dieser Stimmung schrieb Beethoven seine Schlachtsinfonie, in deren erstem Theile, der Schlacht selbst, er uns ein Gemälde zeichnet, wie es kein Maler sprechender verkörpert hätte. Die Intonation der Märsche mit dem Motiv „Marlborough s'en va-t-en guerre" und „rule Brittania" läßt uns die Stellung der feindlichen Heere erkennen, die sich einander mehr und mehr nähern; Signale ertönen hüben und drüben, die ersten Schüsse werden von den Plänklern gewechselt, bis der wirbelnde Sturmmarsch der Trommeln die Regimenter zum Kampfe anfeuert. Jetzt entbrennt in dem Dominiren der Blechinstrumente das heißeste Drängen und Weichen einer Schlacht. Kanonendonner wechselt mit Rottenfeuer, die Hörner und Trompeten schmettern Befehle in den Lärm, die Posaune gähnt in langen Stößen wie der Würgengel, der seine Ernte hält; das ganze Orchester wird aufgewühlt, jedes Instrument ist auf's Aeußerste in Anspruch genommen. Noch klingt die Melodie des „Marlborough", doch nicht mehr deutlich; wir vernehmen ein Aechzen und Stöhnen, schneidende Klagerufe durchbringen das Mordgewühl, bis endlich sich die Streichinstrumente zu einem Sturmmarsch im unisono vereinigen und mit erdrückender Vehemenz den aus C-dur in Fis-moll flüchtenden Marlborough überwältigen und vernichten. In dem zweiten, als „Siegessinfonie" bezeichneten Theile sehen wir zu Anfang die Gefangenen in der schüchtern verklingenden Marlborough-Melodie, weitaus beherrscht von dem siegesfreudigen „God save the king". Dann sammelt sich in den sich beruhigenden Tönen das Heer

der Sieger, compacte Massen strömen in dem anschwellend
Orchester zusammen und nachdem in der D-dur Hymne de
Lenker der Schlachten ein Dankgebet gesprochen, gipfelt die Freu
der Sieger in dem brausenden Finale, in den jubelnden Kläng
des Nationalliedes.

Ein Jeder, der die Sinfonie kennt, weiß, wie sie zünd
wie man beim Anhören dieser Musik in Aufregung versetzt wir
So ist es heute nach fünfzig Jahren, wie viel höher mußte d
Begeisterung sich steigern damals, als der Sieg Wellington
noch zu den jüngsten Ereignissen zählte. Der Jubel, womit je
Aufführung begrüßt wurde, war ein unbeschreiblicher; und do
gab es unter dieser jubelnden Menge, deren Empfinden Beethove
mit allumfassender Liebe Ausdruck verlieh, treulose Schufte, di
ihm den gebührenden Preis zu entreißen suchten und seine Freud
über den gezollten Beifall in Bitterkeit umwandelten, ihm da
Herz vergällten. Möge hier Beethoven selbst reden, wie er i
einem Briefe an den Dr. von Adlersburg, seinen Rechtsanwal
seine Differenz mit dem Mechanikus Mälzel, dem bekannte
Erfinder des nach ihm bezeichneten Metronomen, schlicht un
einfach erzählt. Es heißt darin: „Ich hatte Mälzel auf eigene
Antrieb ein Stück Schlacht-Sinfonie für seine Panharmonic
ohne Honorar geschrieben. Als er dieses eine Weile hatte,
brachte er mir die Partitur, wonach er schon zu stechen angefangen,
und wünschte es bearbeitet für's ganze Orchester. Ich hatte schon
vorher die Idee einer Schlachtmusik gefaßt, die aber auf seine
Panharmonica nicht anwendbar war. Wir kamen überein, zum
Besten der Krieger dieses Werk, und noch andere von mir in
einem Concert zu geben. Während dies geschah, kam ich in die
schrecklichste Geldverlegenheit. Verlassen von der ganzen Welt
hier in Wien, in Erwartung eines Wechsels &c. bot mir Mälzel
50 Ducaten an. Ich nahm sie und sagte ihm, daß ich sie ihm
hier wiedergeben, oder ihm das Werk nach London mitgeben
wolle, falls ich nicht selbst mit ihm reiste — wo ich ihn im
letztern Falle bei einem englischen Verleger darauf anweisen würde,
der ihm diese 50 Ducaten bezahlen sollte. Nun gingen die
Concerte vor sich. Jetzt erst entwickelte sich Herrn Mälzel's Plan

und Charakter. Ohne meine Einwilligung ließ er auf die Anschlagzettel setzen, daß es sein Eigenthum sei. Empört hierüber mußte er diese Zettel wieder abreißen lassen. Nun setzte er darauf: „Aus Freundschaft zu seiner Reise nach London.“ Dieses ließ ich zu, weil ich mir noch die Freiheit vorbehielt, unter was für Bedingungen ich ihm das Werk geben wollte. Ich erinnere mich, während der Zettelabdrücke heftig gestritten zu haben. Allein ich hatte nicht viel Zeit und schrieb noch an meinem Werke. Im Feuer der Eingebung ganz darin vertieft, dachte ich kaum mehr an Mälzel. Unterdeß ward mir, gleich nach der ersten Aufführung in dem Universitätssaale von allen Seiten und von glaubwürdigen Menschen erzählt, daß Mälzel überall ausgesprengt, er habe mir 400 Dukaten in Gold geliehen. Gleich nach dem ersten Concert gab ich Mälzel seine 50 Ducaten wieder, erklärte ihm, daß, nachdem ich seinen Charakter kennen gelernt, ich nie mit ihm reisen würde; empört mit Recht darüber, daß er, ohne mich zu fragen, auf die Zettel gesetzt, daß alle Anstalten für das Concert verkehrt getroffen, und daß selbst sein schlechter patriotischer Charakter sich in mehreren öffentlich ausgesprochenen Aeußerungen zeige. Ich gäbe ihm das Werk nicht anders mit nach London, als unter Bedingungen, die ich ihm bekannt machen würde. Er behauptete nun, daß es ein Freundschaftsgeschenk sei, und ließ diesen Ausdruck nach dem zweiten Concert in die Zeitung setzen, ohne mich im mindesten darum zu fragen. Da Mälzel ein roher Mensch, gänzlich ohne Erziehung, ohne Bildung ist, so kann man denken, wie er sich während dieser Zeit gegen mich betragen und mich dadurch immer mehr empörte. Wer wollte nun einem solchen Menschen gezwungen ein freundschaftliches Geschenk machen! Mir bot sich die Gelegenheit dar, dem Prinz-Regenten*) das Werk zu schicken. Es war mir also schon gar nicht möglich, ohne Bedingungen ihm dies Werk zu geben. Mälzel machte nun Vorschläge. Es ward ihm gesagt, an welchem Tage er erscheinen sollte, um die Antwort abzuholen; allein er kam nicht, reiste fort, und hat in München das Werk hören lassen.

*) Nachher König Georg IV. von England.

„Wie hat er es erhalten? Stehlen war nicht mögli
Herr Mälzel hatte einzelne Stimmen einige Tage zu Hau
und hieraus ließ er von einem musikalischen niedrigen Har
werker das Ganze zusammensetzen, und hausirt nun damit
der Welt herum. Herr Mälzel hatte mir Gehörmaschinen v
sprochen. Um ihn aufzumuntern, setzte ich ihm die Siegessinfon
für seine Panharmonica. Seine Maschinen kamen endlich
Stande, waren aber nicht brauchbar genug für mich. Für die
kleine Mühe, meinte Herr Mälzel, hätte ich ihm, nachdem i
die Siegessinfonie für großes Orchester gesetzt, die Schlacht da
componiren und ihn zum ausschließlichen Eigenthümer diese
Werkes machen sollen. Angenommen, daß ich in Rücksicht d
Gehörmaschinen mich ihm einigermaßen verbindlich fühlte, so i
dies dadurch getilgt, daß er mit der mir gestohlenen oder ve
stümmelt zusammengetragenen Schlacht wenigstens 500 fl. i
Conventionsmünze verdiente. Er hat sich also wieder selbst bezahl
gemacht. Er hatte selbst hier die Frechheit zu sagen, daß er di
Schlacht habe; ja, er zeigte sie geschrieben mehreren Menschen
Allein ich glaubte es nicht, und hatte auch insofern Recht, al
das Ganze nicht von mir, sondern von einem Andern zusammen
getragen ward. Auch die Ehre, die er sich allein zurechnet
könnte schon Belohnung sein.“ —

Man kann aus diesem Briefe ersehen, daß die sonnigen Tage Beethovens in Wien sich bereits hie und da zu trüben begannen. Das verhängnißvolle Gehörübel war jetzt bereits in Taubheit übergegangen, die Feinde waren unablässig bemüht, ihm in jeder Weise zu schaden, die alten Freunde hatten theils Wien verlassen, theils waren sie gestorben und nur wenige, namentlich sein Schüler Schindler und sein Jugendfreund Stephan Breuning nahmen sich der vereinsamten Lage Beethovens an; Geldverlegenheiten kamen auch noch öfters hinzu, das Alles wirkte zusammen, um, trotz der scheinbar glänzenden Stellung als gefeierter Liebling von ganz Europa, Beethoven im Stillen oft der Verzweiflung nahe zu bringen. Nur ein so hoher, sittlicher Charakter, wie er ihn besaß, war im Stande, sich trotz alledem die geistige Elasticität zu bewahren, und immer wieder

auf's Neue stählte sich diese Eigenschaft der echten Künstlernatur, sobald er, einmal im Bereiche der Musik, die ganze übrige Welt mit ihren Sorgen und Lasten vergaß.

Da kamen die glänzenden Tage des Congresses für Wien, die auch den grollenden Meister zwar aus seiner Ruhe aufstören, aber zugleich ihm die größesten Ehren bringen sollten. Es erging von dem Magistrat der Stadt Wien an Beethoven die Aufforderung, eine Festkantate für diesen Zweck zu componiren; und er entsprach derselben, indem er den „glorreichen Augenblick" Op. 136 setzte. Tadellos in der Composition und Ausführung fehlt merkwürdigerweise gerade dieser Schöpfung, trotzdem sie in sehr bewegter Zeit und unter anregenden Umständen entstand, der frische, freudige Geist, das anregend Originelle, was sonst seine Musik kennzeichnet. Bei einigem Nachdenken läßt sich wohl ein Grund dafür finden. Beethoven, in Gesinnung und Manieren ein Republikaner, der gewohnt war, daß Fürsten ihm schmeichelten, trotzdem er sich nie liebenswürdig dabei bewies, der sich inmitten Fürsten, Grafen und Barone mit Verachtung jedweder Etiquette bewegte, der, als man ihm einst einen Orden anbot, sich statt dessen 50 Ducaten ausbat, und bei einer andern Gelegenheit, als er auf öffentlicher Promenade der Kaiserin und ihrem Gefolge entgegen kam, seinen Rock bis oben hin zuknöpfte, den Hut fest in die Stirn drückte und mit wahrer Todesverachtung mitten durch den erschrocken sich theilenden Haufen lief und erst grüßte, als die Kaiserin lächelnd ihm zuerst den Gruß bot — dieser starre Mann sollte jetzt auf Befehl den devoten Musiker spielen, der die aus allen Theilen Europa's zusammenströmenden Notabilitäten ansang? Das war nicht nach seinem Sinn, dagegen bäumte sein Stolz sich. Er würde auch nie den Antrag angenommen haben, wäre er nicht von der Stadt Wien, der er so viel zu danken hatte, ausgegangen.

Es möchte hier bei dieser Gelegenheit vielleicht am Platze sein, den Beethoven oft gemachten Vorwurf, er habe Tendenzmusik geschrieben, zurückzuweisen. In erster Reihe muß es einleuchten, daß ein so gründlicher, starker Charakter wie der Beet

hovens, der in seinem Fache das Bewußtsein gewonnen, weit über seinen Zeitgenossen zu stehen, daß ein solcher Mann sich nicht von der Mitwelt in bestimmte Bahnen zwingen ließ und seine Kunst Zwecken unterordnete, die doch meistens außer dem Bereiche seiner Beschäftigung lagen. Auf der anderen Seite liegt es aber auch wieder eben so tief begründet in diesem kräftigen, umfassenden Geiste, daß, bei der Fülle der gewaltigsten Anregungen, die die damalige Zeit bot, er sich nicht theilnahmlos verhielt, sondern daß er in der ihm eigenthümlichen Weise seinen Gedanken über die großartigen, tief einschneidenden Umwälzungen Ausdruck verlieh. Welcher deutsche Mann hätte wohl im Anfange dieses Jahrhunderts den Ereignissen in Europa sein Auge und Ohr verschlossen? Es ist ja allgemein bekannt, wie die französische Revolution und die nächstfolgenden Decennien den Menschen und Verhältnissen in ganz Europa eine neue Gestalt gaben, Kunst und Künstler mit einbegriffen. Bis dahin herrschte ein bukolisches Stillleben, die Welt ging ruhig im ausgefahrenen, sichern Geleise; der Sohn übernahm, was ihm der Vater nachließ; in Kunst und Wissenschaft waren althergebrachte Sätze und Regeln das Evangelium der unumstößlichen Wahrheit geworden. Da durchbrach plötzlich der Dämon der Gallier diese Schranken und entfesselte neben allen Leidenschaften auch die edlere geistige Thatkraft der so plötzlich Aufgescheuchten. Die Lethargie war gesprengt, Nationen platzten gegen Nationen und unter diesen warfen sich die hervorragendsten Männer zu Koryphäen auf; es galt, in dem reißenden Strudel oben zu bleiben, sich nicht zertrümmern und wegspülen zu lassen von dem Strome neuer, siegreicher Ideen, der sich mit unwiderstehlicher Gewalt überallhin ergoß. Es entstand ein Ringen nach Freiheit, und diese Freiheit, diese imposanten, packenden Kraftäußerungen jener Zeit, dieser Aufschwung der feurigsten Begeisterung spiegelt sich auch in Beethovens Compositionen wieder. Es ist rein logische Consequenz, daß er sich dem Zeitgeist nicht entzog, ohne sich von ihm beherrschen zu lassen.

Wir wollen hier auf eine Betrachtung dieser Festcomposition „der glorreiche Augenblick“ nicht weiter eingehen, da sie doch in

der ursprünglichen Fassung nie wieder aufgeführt ist und auch später in veränderter Form sich nie die Gunst des Publicums erworben hat. Nur die damaligen Folgen der Aufführung haben hier ein Interesse. Sehr angenehm wurde Beethoven berührt, als die Stadt Wien ihm in Anerkennung seiner Bereitwilligkeit das Ehrenbürgerrecht verlieh, die einzige Auszeichnung, auf die er stolz war. Minder angenehm war ihm der Andrang der Fremden, die gekommen waren, bei dieser Gelegenheit „den berühmten Beethoven" zu sehen und womöglich kennen zu lernen. Es konnte indessen doch nicht ausbleiben, daß diese sichtbare Theilnahme und die Bewunderung, die in jenen Tagen nicht nur die in der Politik hervorragenden Männer, sondern Alle, die Sinn für Kunst und wahre Größe hatten, Beethoven zollten, daß dies einen wohlthuenden Einfluß auf seine Stimmung ausübte. Er konnte zuweilen ordentlich aufgeweckt und heiter sein und hat sich noch später gern dieser Tage erinnert, wo er sich, wie er sagte, „die Cour machen" ließ. Durch den Fürsten Rasoumowsky, mit dem er befreundet, wurde er auch in den Appartements des Erzherzogs Rudolph dem russischen Hofe vorgestellt, wobei er in rührender Einfalt sehr bald im Gespräch mit der liebenswürdigen Kaiserin Elisabeth die lästigen Schranken der Etiquette durchbrach und, wie er's gewohnt war, als Mensch zum Menschen sprach. Beiden ist diese Unterredung im Gedächtniß geblieben, sie ließ ihm ein Ehrengeschenk von 200 Ducaten reichen, er dankte ihr in chevaleresker Weise dafür durch die Dedication seiner brillanten Polonaise Op. 89. Von weit und breit kamen die Ehrenbezeigungen, die musikalischen Academieen und Gesellschaften in London, Paris, Amsterdam, Stockholm und anderen Städten ernannten ihn zum Ehrenmitgliede, ja England sandte ihm daneben noch ein ausgezeichnetes Clavier. Die Briten waren darin, wie noch heute in Allem, praktisch; Deutschland hat es zwar bei Lebzeiten Beethoven's auch nicht an Ehren und Anerkennung fehlen lassen, Geldunterstützung aber wurde ihm von dieser Seite sehr spärlich, und wenn nicht in spätern Jahren die philharmonische Gesellschaft in London dem Meister in klingender Münze und reichlich ge-

dankt hätte, da wär's schlecht um ihn bestellt gewesen. Doch davon später.

Beethoven war zur Zeit des Congresses, wie wir gesehen, an Ehren überreich, aber daneben, wie fast immer, an Gelde arm. Bei den bedeutenden Einnahmen und großen Geschenken, die ihm zu Theil wurden, könnte dies unerklärlich erscheinen, da Beethoven selbst sehr mäßig war und weit entfernt davon, in irgend welcher Hinsicht ein Verschwender zu sein. Aber er kannte den Werth des Geldes gar nicht und gab, wenn er darum angesprochen wurde, mit offnen Händen, so lange er hatte, sich selbst oft unbewußt von dem Nöthigsten entblößend. Einen großen Theil der Schuld der beständigen Geldmisère trugen auch Beethoven's beide Brüder, deren herzloses, habgieriges Verhalten bereits früher erwähnt wurde. Außerdem hatte Beethoven noch eine eigenthümliche, etwas kostspielige Passion, nämlich die, gern und oft seine Wohnung zu wechseln; da sich aber derartige Verpflichtungen meistens leichter schließen als lösen lassen, so passirte es öfter, daß er zwei bis drei, ja vier Wohnungen zu gleicher Zeit zu bezahlen hatte. Bei diesem nomadisirenden Leben wurde ihm natürlich mancher Schaden zugefügt dadurch, daß Gegenstände, oft von hohem Geldeswerthe, ihm entwendet wurden, oder die er liegen ließ, ohne später wieder daran zu denken. Es fehlte ihm eben jedwedes, auch das geringste ökonomische Talent; alles, außer der Musik, betrieb er mechanisch, ohne weiter darüber nachzudenken.

Höchst interessant ist eine Beschreibung, die uns Ulibischeff*) von dem Innern seiner Wohnung und seiner Häuslichkeit liefert. „In seinem Zimmer," heißt es, „war eine Confusion, wie man sie sich kaum vorstellen kann, gleichsam ein organisirtes Chaos. Bücher und Musikalien lagen auf allen Möbeln oder waren wie Pyramiden in allen vier Ecken aufgebaut. Eine Menge Briefe, die er im Laufe der Woche oder des Monats erhalten, bedeckten den Boden wie ein weißer Teppich mit rothen Muscheln. Auf einem Fensterbrett sah man hier die Reste eines saftigen Früh-

*) Beethoven, seine Kritiker und Ausleger, von Ulibischeff. S. 65

stücks neben oder auf Correcturbogen, die der Erlösung harrten, dort eine Reihe von theils versiegelten, theils halbleeren Flaschen; weiterhin ein Stehpult und darauf die Skizze eines Quartetts; auf dem Flügel ein loses Blatt Notenpapier mit dem Embryo einer Sinfonie, und, um so viele gänzlich verschiedene Gegenstände in Harmonie zu bringen, deckte Alles eine dicke Lage von Staub. Man begreift, daß der Künstler in einem so wohl geordneten Ganzen manchmal Mühe hatte, das zu finden, was er brauchte. Darüber beklagte er sich dann bitter, schob aber die Schuld immer auf andere; denn er selbst meinte höchst systematisch in dem Ordnen seiner Sachen zu verfahren. Er würde bei finsterer Nacht eine Stecknadel, die ihm gehörte, gefunden haben, aber die Menschen ließen nichts an seinem Platze! Sollte man es glauben, daß Beethoven 14 Tage lang nicht etwa eine Skizze oder ein fliegendes Blatt, sondern eine starke, bereits ins Reine geschriebene Partitur suchte, die Partitur seiner Messe in D, die er für sein bestes Werk hielt? Endlich fand er sie und wo? In der Küche, wo bereits Eßwaaren darin eingewickelt wurden. Mehr als ein donnernder Fluch und manches faule Ei mag da der Köchin an den Kopf geflogen sein! Denn die frischen Eier liebte Beethoven zu sehr, um sie als Geschosse zu verbrauchen. Die Haushälterin und Köchin war oft das unschuldige Opfer, das die Zeche seiner Zerstreuungen bezahlen mußte. Einst, als er eine Köchin fortgeschickt hatte, eine gute und ordentliche Person, die auch bald wieder zu Gnaden angenommen wurde, beschloß er, sich unabhängig zu machen und gar keine Bedienung mehr zu halten, die doch nur in seiner Wohnung Alles durcheinander würfe. Und warum sollte er sich nicht selbst bedienen und selbst die Küche besorgen können? Sollte es schwerer sein, ein Mittagessen zu bereiten, als eine Cmoll-Sinfonie zu schreiben? Entzückt von einer so herrlichen Idee, beeilt sich Beethoven, sie auszuführen. Er ladet einige Freunde zu Tische, kauft den nöthigen Mundvorrath auf dem Markte ein und trägt ihn selbst nach Hause, bindet die weiße Schürze vor und setzt die obligate Nachtmütze auf, ergreift das Küchenmesser und geht an's Werk. Die Gäste kommen und finden ihn vor dem Heerd,

dessen prickelnde Flamme wie das Feuer der Begeisterung auf ihn zu wirken scheint. Die Geduld der wienerischen Magen, die auf Stunde und Minute geschult sind, wurde auf eine lange Probe gestellt. Endlich trug man auf, und der Wirth bewies, daß es der Mühe werth gewesen, auf seine Gerichte zu warten. Die Suppe wetteiferte mit den Sparsuppen, die man an die Armen vertheilt, das halb gar gekochte Fleisch setzte bei den Individuen unserer Race die Verdauungskraft des Straußes voraus, das Gemüse schwamm in einem Meer von Wasser und Fett, der Braten, prächtig schwarz und verkohlt, sah aus, als wäre er durch den Schornstein herabgekommen — nichts war genießbar. Auch aß Niemand, den Wirth ausgenommen, der allen Gerichten Ehre anthat und sie zugleich lobte und auf diese Weise seinen Gästen durch Wort und Beispiel Appetit predigte. Umsonst, Niemand rührte Beethoven's Meisterstücke der Kochkunst an. Man aß Brot, Obst, Zuckergebäck und trank reichlich, um sich für die Entbehrung im Essen zu entschädigen. Diese merkwürdige Mahlzeit überzeugte denn doch den großen Künstler, daß Componiren und Kochen zwei verschiedene Dinge sind, und die ungerecht verbannte Köchin wurde wieder in ihre vollen Rechte eingesetzt."

Was Beethoven diese häuslichen Liebhabereien zuweilen kosteten, ersieht man aus einem Briefe an seinen derzeit in London weilenden Schüler Ries, worin er sagt: „Mein Gehalt beträgt 3400 fl. in Papier; 1100 fl. Hauszins bezahle ich, mein Bedienter mit seiner Frau bekommt 900 fl. Rechnen Sie, was noch bleibt. Dabei habe ich meinen kleinen Neffen ganz zu versorgen, bis jetzt ist er im Institut; das kostet bis gegen 1100 fl. und ist dabei doch schlecht, sodaß ich eine ordentliche Haushaltung einrichten muß, um ihn zu mir zu nehmen. Wie viel man verdienen muß, um hier leben zu können! Und doch nimmt's nie ein Ende — denn — denn — denn — Sie wissen es schon. Uebrigens sollte sich mein lieber Schüler Ries hinsetzen und mir was Tüchtiges dediciren, worauf dann der Meister auch antworten wird, und Gleiches mit Gleichem vergelten".

Beethoven erwähnt in diesem Briefe seines Neffen; sein Bruder Karl war nämlich im November 1815 gestorben, und hatte Ludwig testamentarisch zum Vormund über seinen nachgelassenen Sohn Karl bestimmt. Hatte Beethoven's Bruder ihm schon zu Lebzeiten manchen Kummer bereitet, so sollte dies Alles doch noch durch diese unselige Testamentsbestimmung, vielleicht der einzige offne Vertrauensbeweis gegen den Bruder, übertroffen werden, gleichsam als habe das Schicksal, consequent dem frühern Benehmen Karl's auch die letzte gutgemeinte That gegen Ludwig zum Bösen gewandt. Dies Testament mit seinen Folgen ist epochemachend in Beethoven's Leben und verdient deshalb eine nähere Betrachtung.

Wie alles Unerwartete, Neue tiefen Eindruck auf das leicht erregbare Gemüth Beethoven's machte, so warf er sich auch sofort mit ganzem Eifer auf die Testamentsvollstreckung. Er ging darin insofern zu weit, als er der Wittwe seines Bruders, einem allerdings durchaus schlechten Weibe ohne allen moralischen Halt, den Knaben, dessen Vormundschaft ihm allein übertragen war, gänzlich nahm, indem er ihn an Sohnesstatt adoptirte und dadurch für immer der Autorität und dem Auge der Mutter entzog. So schlecht ist kein Weib auf Erden, daß, wenn ihm widerrechtlich das Kind entrissen wird, nicht das Muttergefühl zur Vertheidigung sich in ihm regte! So auch hier. Die Mutter forderte den Knaben zurück, Beethoven dagegen, glücklich in dem Gedanken, eine Kinderseele vor dem vergiftenden Einflusse weiblicher Verderbtheit gerettet zu haben, hütete den Neffen mit Argusaugen und war allen Bitten gegenüber taub. Jetzt machte die Mutter einen Prozeß gegen den Vormund anhängig, der sich volle vier Jahre hinzog und dann endlich zu Gunsten Beethoven's entschieden wurde, der aber auch dem zarten Organismus des ästhetisch stolzen Mannes einen so empfindlichen Schlag beibrachte, daß er sich nie wieder ganz davon erholt hat. Zuerst beging sein Anwalt, Dr. Bach, verleitet durch das „van" Beethoven's, den Fehler, die Sache vor das Wiener Adelsgericht zu bringen. Hier nun wurde Beethoven vorgeladen, um öffentlich seinen adeligen Charakter zu beweisen. Beethoven that dies mit

echt stolzem Muthe, indem er sich begnügte, zu sagen: „mein Herz und Kopf ist mein Adel,“ ohne sich auf irgend welche andere Erläuterungen einzulassen. Natürlich konnte sich das Gericht mit dieser Beweisführung, wie richtig sie immerhin ist, nicht einverstanden erklären. Der Prozeß wurde deshalb dem Civilgericht überwiesen. Das kränkte den Meister tief, er glaubte seine Künstlerehre geschändet zu sehen, seinen bisher so fleckenlosen Namen einem Makel preisgegeben, und lange Zeit nach dem Schiedsspruch noch war er kaum zu bewegen, sich öffentlich vor einer Versammlung zu zeigen. Nun galt es auch noch, vor dem Civilgericht seine Ansprüche aufrecht zu erhalten, und der einzige Weg dazu war der, daß sein Anwalt den liederlichen, schlechten Lebenswandel seiner Schwägerin offenkundig darlegte. Was Beethoven darunter gelitten hat, ist unbeschreiblich. Er, der mit keuschen Begriffen die Weiblichkeit nie anders als von der edelsten, unantastbaren Seite aufgefaßt, er mußte erleben, daß seine nächste Verwandte seiner Sittlichkeit so vor aller Welt öffentlich Hohn sprach, ihn zum Gegenstand der chronique scandaleuse machte. Und nachdem er diese vier Jahre der unerträglichsten Leiden durchgemacht und ihm Recht geworden war, um welchen Preis das Alles? Daß der Knabe, auf dessen Erziehung er Tausende gewissenhaft verwendete, um dessentwillen er selbst Hunger litt und Entbehrungen trug, sodaß er zuletzt die philharmonische Gesellschaft in London sogar um Geldunterstützung anging, daß dieser Knabe zum Jünglinge heranwuchs und genau in die Fußtapfen seines Vaters trat, liederlich das Geld seines Oheims verpraßte, ihn tyrannisirte, und durch Kummer und Verdruß die ohnehin schwache Gesundheit Beethoven's, seines Wohlthäter's, untergrub. Damit nicht genug, machte er zuletzt noch einen Selbstmordsversuch, indem er sich durch einen Schuß den Kopf zerschmettern wollte. Der Schuß ging zwar seitwärts, sodaß der junge Mann durch ärztliche Kunst am Leben erhalten blieb; doch begleitete er mit seinem entstellten Gesicht den Oheim wie ein böser Geist bis zum Grabe. Das ist der dunkle Hintergrund, auf dem sich die dritte Periode, der Lebensabend Beethoven's, in trüben Contouren abhebt. Wahr-

lich, die Götter haben ihm, wie selten einem Sterblichen, das Maaß hier auf Erden reichlich vollgemessen! —

Es war ihm auch nicht beschieden, daß in dieser Zeit der körperlichen und geistigen Prüfung eine theilnehmende Gattin ihm zur Seite stand. Dieses Glück sollte ihm beständig nur vorgaukeln, aber nie zu Theil werden, denn Beethoven hat sich gern und oft mit dem Gedanken der Ehe beschäftigt, wie er denn überhaupt jedem weiblichen Wesen, aber stets in platonischer Liebe, sehr zugethan war. In keinem Punkte widersprechen sich die Biographen Beethoven's so sehr, wie in dem Capitel seiner Liebe. Die Einen behaupten, daß er nie seine Augen zu dem schönen Geschlecht erhoben habe, daß er zwar mit dem Gefühl unbefriedigter Sehnsucht, aber doch rein und makellos durch's Leben gegangen sei; die Andern dagegen wollen wissen, daß er beständig eine Liebe für die eine oder andere Dame gehegt habe, beide Parteien aber scheinen als Motiv seiner Ehelosigkeit anzunehmen, daß er zu überschwängliche Ansprüche an die weibliche Natur gemacht, daß er seine Kunst über jedwedes andere irdische Gefühl schätzte, und nur mit einem menschlichen Wesen sich durch's ganze Leben eng verbinden wollte, wenn es ihm in die höhern Regionen, in denen sein fesselloser Geist umherschweifte, zu folgen vermochte. Er hat nie einer Dame seine Hand angetragen, wohl hat er vorübergehend, z. B. mit Julie Guicciardi, spätere Gräfin von Gallenberg (Sonate Op. 27, Nr. 2), im Jahre 1806, eine intimere Bekanntschaft unterhalten, ohne sich jedoch zu dem wichtigen Schritte entschließen zu können. Uebrigens standen auch die Damen, denen er sich näherte, meistens weit über ihm, und, so geachtet und geehrt Beethoven als Künstler war, so würde doch, selbst bei andern Ansprüchen seinerseits, wohl schwerlich eine dieser Herzoginnen oder Gräfinnen ihm ihre Hand als Gattin gereicht haben.

So war er denn verurtheilt, einsam durch's Leben zu gehen, und, wie auch sonst immer, so hat er doch gerade während dieser Zeit des Prozesses eine Theilnahme an seinem Schicksale tief entbehrt. Seine Kraft schien vollständig gebrochen, alle Lust und Liebe zum Schaffen war von ihm gewichen, und einige

Sonaten und kleine Lieder ausgenommen, zeugt Nichts in
Jahren 1816—20 von dem alten, widerstandsfähigen G
Beethoven's. Es ist die Zeit der Läuterung für ihn.
wilde, ungestüme Muth, der trotzig den Kampf mit der
und dem Schicksal aufgenommen, er ist besänftigt, zahmer
worden durch das Fehlschlagen der Hoffnung auf Besserung
körperlichen Leiden. Das Schicksal war stärker als die
Hartnäckigkeit der Verzweiflung, mit welcher er sich an den
danken einer möglichen Heilung bis zum letzten Augenblick
klammert; jetzt ist das Factum da, die Taubheit nicht we
leugnen, da beugt der Kämpfer erschöpft von dem Ringen
müde Haupt, in unthätiger Ergebung verharrt er schweig
seine Kräfte zu sammeln. Aus dem rüstigen Streiter wird
resignirter Philosoph, der sich, geläutert im Feuer der Erkennt
über die tollende, wirbelnde Menge erhebt. Die Philoso
giebt ihm den Frieden, den er so lange vergebens gesucht,
im Studium bedeutender Männer, in den Schriften eines Pl
Shakespeare, Göthe findet er die Tröstung, die in ähnli
Fällen dem Menschen durch die Religion zu Theil zu wer
pflegt. So sehen wir auch in Sachen des Glaubens Beethov
wie in seinem übrigen Thun und Lassen, eigne Wege einschlag
Er war bekanntlich Katholik, und zu welcher glühenden
geisterung er sich als solcher aufzuschwingen vermochte, das zei
uns seine Messen. Eine tiefgewurzelte Religiosität läßt sich
der Grundzug seines Wesens unmöglich verkennen, dafür spr
als Thatsache schon sein Lebenswandel hinlänglich. Aber da
war er kein Diener des Worts, er machte sich frei von
positiven Satzungen der Kirche und vermied es möglichst,
über die Fragen des Glaubens zu äußern. Wurde er trotzd
in Religionsgespräche verwickelt, so zeigte er sich als Rational
d. h. sein Glauben an Gott und die göttlichen Dinge war k
blinder, sich auf das Zeugniß der Offenbarung stützender, sond
eine aus vernünftigem Nachdenken gewonnene Ueberzeugu
So hat er auch zwei, wie er sagte alte, aus einem Isistem
herrührende Inschriften als sein Glaubensbekenntniß aufgeste
eigenhändig copirt, unter Glas und Rahmen bringen lassen u

über seinem Arbeitstische aufgehängt. Sie lauteten: „Ich bin, was da ist. Ich bin Alles, was ist, was war und was sein wird. Kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben", und ferner: „Er ist einzig von ihm selbst und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Dasein schuldig". Das ist der concrete Gedanke, den Beethoven uns als Maaßstab für seinen Glauben hinterlassen, nie hat er sich mündlich oder schriftlich je wieder so bestimmt über sein credo geäußert.

Ein anderer Punkt, worin ihm gleich schwer beizukommen, war die Polyphonie. Er verschloß die Regeln seiner Kunst tief im Innern, wie ein Allerheiligstes, das durch profane Blicke entweiht wird. Nur ungern ging er auf ein derartiges Gespräch ein; die religiöse Andacht und das Componiren, beides glaubte er wie ein Gebet still mit sich selbst im einsamen Kämmerlein abmachen zu müssen. Eine solche Auffassung der Musik ist wohl denkbar bei einem Gemüth, das bis in die kleinste Fiber mit der Harmonie der Töne gesättigt ist, dessen Bestehen ohne diese unmöglich geworden, und dessen einziger Trost in der Abgeschiedenheit von Allem, was sonst des Menschen Herz erfreut, die Musik ist, die wie Sphärenklang die irdischen Fesseln bricht, und himmlische Begeisterung dem suchenden Jünger verleiht. Es ist etwas eigenthümlich Religiöses, Geheimnißvolles, das in der Beethoven-Musik schlummert. Nur ein solcher Musiker war im Stande, Werke wie die 9. Sinfonie und die Missa solemnis zu schaffen, die in großartiger Anlage und Durchführung weit über das gewöhnliche menschliche Verständniß hinausgehen und die Mehrzahl der Hörer ergreifen durch ihren erhabenen Ideengang.

Wir kommen damit wieder auf das Gebiet der Compositionen und wollen jetzt den Faden der Erzählung wieder aufnehmen, um auch die äußern Verhältnisse zu betrachten, die neben dem soeben angedeuteten geistigen Zustande die letzten Schöpfungen Beethoven's zu Tage förderten.

Wir haben gesehen, wie nachtheilig der Prozeß auf die Productionskraft Beethoven's einwirkte; wie ihm nach dieser Seite hin die Erwerbsquelle beinahe versiegt war, sodaß er sich

fast allein auf die geschmälerte Rente angewiesen sah. Da
kam die Vergrößerung seines Hauswesens und die vielen Au
gaben, die ihm durch den Neffen erwuchsen: es konnte ni
ausbleiben, daß er sich bald in sehr hülfsbedürftigen Verhä
nissen befand. Mancher wäre wohl bereit gewesen, ihm zu helf
aber bei der klösterlichen Abgeschiedenheit, die Beethoven be
achtete, war Niemand sicher, von ihm nicht die schroffste Zurü
weisung zu erfahren, sobald er sich ihm in einer so delicat
Sache näherte. So ging Beethoven seinen Gang, und die St
Wien verfolgte ihren Weg, ohne daß Einer den Andern
lästigte, nur daß die Wiener dem Meister überall, wo er s
zeigte, ehrerbietig Platz machten, vom Fürsten bis zum Kohl
träger, Alles ließ ihn ruhig ziehen. Beethoven und sein Ungl
waren Jedermann bekannt, und die sonst allzeit fertige Zun
des Volksspottes schwieg zu dem auffallenden, zerstreuten Gebahr
Beethoven's, wenn er oft auf der Straße „brummend, o
herauf und herunter heulend, ohne bestimmte Noten zu singen
seinen Weg verfolgte. Mit scheuem Gruße eilten die Le
vorüber, der Eine oder Andere wohl kopfschüttelnd sich nach il
umsehend.

Eine Hoffnung auf Verbesserung seiner Lage ging Beethov
auf, als die philharmonische Gesellschaft in London an ihn d
Aufforderung richtete, nach London zu kommen. Alle Künstl
von Ruf, auch mehrere seiner Schüler, unter Anderen Ri
waren vor ihm dort gewesen, hatten reichen Beifall geerntet u
sich oft große Mittel erworben. Dazu kam, daß Beethoven v
jeher für das englische Volk große Sympathieen gehegt hat
da sein naturwüchsiger, gerader Sinn Gefallen fand an d
freien Institutionen England's und dem thatkräftigen Auftret
der Nation. Er ergriff sofort lebhaft den Plan und correspo
dirte lange Zeit mit Ries darüber, aber seine körperlichen Leide
und die mancherlei pecuniären und häuslichen Verpflichtunge
die ihn an Wien gefesselt hielten, verhinderten ihn leider a
der Ausführung seines Lieblingswunsches. Aus seinen derzeitige
Briefen an Ries mögen hier einige charakteristische Stellen Pla
finden. So schreibt er unter Anderm am 3. April 1819: „Go

aber wird mir beistehen, künftigen Winter sicher nach London zu kommen, wo ich auch die neuen Sinfonieen mitbringe. Ich erwarte ehestens den Text zu einem neuen Oratorium, welches ich hier für den Musikverein schreibe, und welches uns wohl noch in London dienen wird. Thun Sie für mich, was Sie können, denn ich bedarf es. Bestellungen von der philharmonischen Gesellschaft wären mir sehr willkommen gewesen. Die Berichte, welche mir Neate aus London über das beinahe Mißfallen der drei Ouverturen geschickt hat, waren mir verdrießlich. Jede hat hier in ihrer Art nicht allein gefallen, sondern die aus Esdur und Cdur sogar großen Eindruck gemacht. Unbegreiflich ist mir das Schicksal dieser Compositionen bei der philharmonischen Gesellschaft. Sie werden das arrangirte Quintett und die Sonate bereits erhalten haben. Machen Sie nun, daß beide Werke, besonders das Quintett, sogleich gestochen werden. Mit der Sonate kann es schon etwas langsamer gehen; doch wünschte ich, daß sie wenigstens innerhalb zwei oder längstens drei Monaten erschiene. Ihren von Ihnen erwähnten frühern Brief erhielt ich nicht, daher ich keinen Anstand nahm, beide Werke hier auch zu verschachern — aber das heißt, blos für Deutschland. Es wird unterdessen ebenfalls drei Monate dauern, bis die Sonate hier erscheint. Nur mit dem Quintett eilen Sie. Ich werde, sobald Sie mir das Geld hier anweisen, eine Schrift für den Verleger als Eigenthümer dieser Werke für England, Schottland, Irland, Frankreich etc. schicken."

Kurze Zeit darauf schreibt er an denselben: „Unbegreiflich ist es mir, wie sich in der Abschrift der Sonate so viel Fehler finden konnten. Die unrichtige Copiatur rührt wohl mit daher, weil ich keinen eignen Copisten mehr halten kann. Die Umstände haben das Alles so herbeigeführt, und Gott besser's, bis ein besserer Zustand eintritt. Das dauert noch ein volles Jahr. Es ist gar schrecklich, wie diese Sache*) zugegangen, und was aus meinem Gehalt geworden ist, und noch kein Mensch kann

*) Der Prozeß.

sagen, was es werden wird, bis das versprochene Jahr um ist. Sollte die Sonate nicht recht sein für London, so könnte ich eine andere schicken, oder Sie könnten auch das largo auslassen, und gleich bei der Fuge im letzten Stück anfangen. Ich überlasse Ihnen das, wie Sie es am besten finden. Die Sonate ist in drangvollen Umständen geschrieben; denn es ist hart, beinahe um des Brotes willen zu schreiben. So weit habe ich es nun gebracht! Nach London zu kommen, wär' gewiß die einzige Rettung für mich, um mich aus dieser elenden, drangvollen Lage zu befreien, wobei ich nicht gesund werden und nie das wirken kann, was in bessern Umständen möglich wäre." Vier Jahre später hatte Beethoven die Reise noch nicht aufgegeben. Er erwähnt dieselbe nochmals in einem Briefe an Ries, vom 6. April 1822. „Noch immer," schrieb Beethoven, „hege ich den Gedanken, doch noch nach London zu kommen, wenn es nur meine Gesundheit erlaubt, vielleicht nächstes Frühjahr. Sie würden an mir, lieber Ries, den gerechten Schätzer meines lieben Schülers, nunmehrigen großen Meisters, finden; und wer weiß, was noch anders Gutes für die Kunst entstehen würde in Vereinigung mit Ihnen. Ich bin, wie allezeit, ganz meinen Musen ergeben, und finde nur darin das Glück meines Lebens."

Hier spricht der ruhige, 52jährige Mann, der in gesammelter Wahrung seines Seelenfriedens den Schicksalsschlägen eine entschlossene Ruhe entgegensetzt. Nur der Zustand seines Körpers fängt an, ihn ernstlich zu beunruhigen, und er beginnt energische Curen zur Beseitigung des wachsenden Unterleibsübels anzuwenden. Interessanter noch, als die Briefe an Ries, ist ein Schreiben vom 26. Juli 1822 an den Musikalienhändler Peters in Leipzig, worin man eine eingetretene Besserung seiner pecuniären Lage durchscheinen sieht. Es heißt darin: „Ich melde, daß ich Ihnen die Messe (missa solemnis) sammt Clavierauszug für die Summe von 1000 fl. Conventionsmünze im 20 Guldenfuße zusage. Bis Ende Juli werden Sie dies Werk in Partitur wohl abgeschrieben erhalten, vielleicht auch einige Tage eher oder danach, da ich immer sehr beschäftigt bin und schon seit fünf Monaten kränklich. Da man doch die

Werke sehr aufmerksam durchgehen muß, sobald sie in die Ferne kommen, so geht dies schon etwas langsamer mit mir. Die Concurrenz um meine Werke ist gegenwärtig sehr stark, wofür ich dem Allmächtigen danke, denn ich habe auch schon viel verloren. Dabei bin ich der Pflegevater meines mittellosen Bruderkindes. Da dieser Knabe von funfzehn Jahren so viel Anlage zu den Wissenschaften zeigt, so kostet nicht allein die Erlernung derselben und der Unterhalt meines Neffen viel Geld, sondern es muß auch für die Zukunft an ihn gedacht werden, da wir weder Indianer noch Irokesen sind, welche bekanntlich dem lieben Gott Alles überlassen, und es um einen pauper immer ein trauriges Dasein ist. — In Bezug auf eine Aeußerung in Ihrem Briefe versichere ich Ihnen übrigens auf meine Ehre, daß es von jeher mein Grundsatz gewesen, keinem Verleger mich anzutragen, nicht aus Stolz, sondern weil ich gern wahrgenommen hätte, wie weit sich das Gebiet meines kleinen Talentes erstreckt."

Am 3. August 1822 schreibt er an denselben: „Von meiner noch nicht ganz hergestellten Gesundheit habe ich Ihnen schon früher Nachricht gegeben. Ich brauche Bäder, wie auch mineralisches Wasser und noch nebenbei Medicin. Es ist daher etwas unordentlich mit mir, um so mehr, da ich noch dabei schreiben muß. Correcturen nehmen auch Zeit weg. In Ansehung der Lieder und der übrigen Märsche und Kleinigkeiten bin ich noch in der Wahl uneinig, jedoch wird bis zum 15. d. M. Alles abgegeben werden können. Ich erwarte darüber Ihre Verfügung, und werde keinen Gebrauch von Ihrem Wechsel machen. Sobald ich weiß, daß das Honorar für die Messe und für die übrigen Werke hier ist, kann bis zum 15. d. M. schon alles abgegeben werden. Jedoch muß ich nach dem 15. noch in ein hier in der Nähe befindliches Heilbad. Es ist mir daher daran gelegen, alles Beschäftigende eine Weile zu meiden." — Wir wollen hier die eigne Correspondenz Beethoven's mit einem Briefe aus jener Zeit an Ries schließen, worin er sich folgendermaßen äußert: „Mit Vergnügen nehme ich den Antrag an, eine neue Sinfonie für die philharmonische

Gesellschaft zu schreiben. Wenn auch das Honorar von En
ländern nicht in Verhältniß mit den übrigen Nationen kar
gebracht werden, so würde ich selbst umsonst für die erst
Künstler Europa's schreiben, wäre ich nicht noch immer d
arme Beethoven. Wäre ich nur in London, was wollte ich fi
die philharmonische Gesellschaft alles schreiben! Denn Beethove
kann schreiben, Gott sei Dank, sonst freilich nichts in der Wel
Giebt mir nur Gott meine Gesundheit wieder, die sich wenigsten
gebessert hat, so kann ich den Anträgen von allen Orten Europa's
ja sogar aus Nordamerika, Genüge leisten, und ich dürfte no
einmal auf einen grünen Zweig kommen." — Man sieh
England und die philharmonische Gesellschaft spielen in de
letzten Jahren Beethoven's keine kleine Rolle. Beständig kame
neue Aufträge von dort, und Beethoven nahm sie gerade vo
dieser Seite um so lieber an, als meistens ungewöhnliche Hono
rare damit verbunden waren. Der Ruf Beethoven's in Eng
land war ebenso groß, als in Deutschland und mancher brittisch
Tourist nahm besonders seinen Weg über Wien, um den i
seinem Insellande so gefeierten Mann gesehen und gesprochen z
haben. Die Meisten dieser Neugierigen mußten zwar unver
richteter Sache wieder abziehen, und es bedurfte schon eines gan
gewichtigen, von Beethoven speciell geachteten Namens, oder einer
sehr warmen Empfehlung von befreundeter Hand, um Zutritt
bei dem Meister zu erlangen. Wurde aber Jemandem dies
Glück zu Theil, so wurde er auch von Beethoven sofort auf
das Freundschaftlichste behandelt, keine Spur von fremder
Zurückhaltung oder Etiquette, er gab sich offen und heiter,
oder, wie er sich selbst scherzweise ausdrückte: „er knöpfte sich
auf." Von den mancherlei Schilderungen, die damals über
ihn veröffentlicht wurden, ist uns eine erhalten geblieben, die
wohl verdient, in weitern Kreisen bekannt zu werden.

„Der 28. September 1823," schrieb jener Reisende, „wird
mir immer als ein dies faustus unvergeßlich bleiben. Wirklich
wüßte ich nicht, daß ich je einen glücklicheren Tag verlebt hätte.
Früh Morgens gingen wir nach dem bei Wien gelegenen Dorfe
Baden, wo Beethoven sich aufhielt. Da mich Herr H., einer

seiner intimsten Freunde, dorthin begleitete, so konnte es mir nicht schwer fallen, bei Beethoven vorzukommen. Er sah mich erst starr an, gleich darauf aber schüttelte er mir herzlich die Hand, wie einem alten Bekannten; denn er erinnerte sich deutlich meines ersten Besuches im Jahre 1816, obgleich dieser damals nur sehr kurz gewesen war — ein Beweis seines vortrefflichen Gedächtnisses. — Ich fand zu meinem tiefen Bedauern eine große Veränderung in seinem Aeußern, und es fiel mir augenblicklich auf, daß er sehr unglücklich zu sein schien. Seine spätern Klagen gegen H. bestätigten meine Besorgniß. Ich fürchtete, daß er kein Wort von dem, was ich sagte, verstehen würde. Ich irrte mich jedoch, denn er begriff Alles, was ich ihm laut und langsam sagte. Aus seinen Antworten ging hervor, daß nichts von dem, was H. äußerte, verloren ging, wiewohl weder er noch ich eine Gehörmaschine gebrauchte, wogegen er viel vom Munde abzulesen schien. Erwähnen muß ich jedoch, daß, wenn er Clavier spielte, er in der Regel so aufschlug, daß zwanzig bis dreißig Saiten es büßen mußten. Es giebt übrigens nichts Geistreicheres, Lebendigeres und, um einen Ausdruck zu brauchen, der seine eigenen Symphonieen so gut bezeichnet, nichts Energischeres als seine Unterhaltung, wenn man ihn einmal in eine gute Laune versetzt hatte. Aber eine ungeschickte Frage, ein übel angebrachter Rath, z. B. auf die Cur seiner Taubheit, reichten hin, ihn für immer zu entfremden. — Er wünschte für eine Composition, mit der er eben beschäftigt war, den höchst möglichen Umfang der Posaune zu wissen, und fragte deshalb Herrn H., dessen Antwort ihn aber nicht zufrieden stellte. Er sagte mir darauf, daß er in der Regel durch die verschiedenen Künstler selbst über den Bau, Character und Umfang der Hauptinstrumente sich unterrichtet habe. Er stellte mir seinen Neffen vor, einen schönen jungen Mann von etwa 18 Jahren, den einzigen Verwandten, mit dem er auf freundschaftlichem Fuße lebte. Dabei sagte er: ‚Sie können ihm, wenn Sie wollen, ein Räthsel auf Griechisch aufgeben,‘ womit er mich mit des jungen Mannes Vertrautheit mit dieser Sprache bekannt machen wollte. Die Geschichte dieses Verwandten setzt die Herzensgüte Beet-

hoven's ins hellste Licht. Der liebevollste Vater hätte nicht größere Opfer für ihn bringen können, als er es gethan. — Nachdem wir über eine Stunde bei ihm gewesen waren, verabredeten wir, in dem romantischen Helenenthal uns um ein Uhr wieder bei Tisch zu treffen. Wir besahen uns die Bäder und andere Merkwürdigkeiten, gingen gegen Mittag wieder nach Beethoven's Hause, wo er schon auf uns wartete, und machten uns dann auf den Weg nach dem Thal. Beethoven ist ein tüchtiger Fußgänger und hat seine Freude an mehrstündigen Spaziergängen, besonders durch eine wilde und romantische Gegend; ja, man erzählte mir, daß er ganze Nächte auf solchen Excursionen zubringe und oft mehrere Tage von Hause wegbliebe. Auf unserm Wege nach dem Thal blieb er oft plötzlich stehen und zeigte mir die schönen Punkte oder bemerkte die Mängel der neuen Gebäude. Ein andermal schien er wieder ganz in sich versunken und summte blos auf unverständliche Weise vor sich hin. Ich hörte jedoch, daß dies seine Art zu componiren sei, und daß er nie eine Note niederschreibe, als bis er sich einen bestimmten Plan vom ganzen Stücke gemacht habe. — Da der Tag ausnehmend schön war, so speisten wir im Freien, und was Beethoven besonders zu gefallen schien, war, daß wir die einzigen Gäste im Hôtel und den ganzen Tag allein waren. Die für uns bestellte Mahlzeit war so luxuriös, daß Beethoven nicht umhin konnte, Bemerkungen darüber zu machen. ‚Wozu so viele verschiedene Gerichte?‘ rief er. ‚Der Mensch steht doch wenig über andere Thiere erhaben, wenn sein Hauptvergnügen sich auf die Tafel beschränkt.‘ Solche Betrachtungen machte er noch mehrere während der Mahlzeit. Von Speisen liebt er blos Fische, und darunter ist die Forelle sein Liebling. Er haßt allen Zwang, und ich glaube nicht, daß es noch Jemand in Wien giebt, der von allen, selbst politischen Gegenständen, mit so wenig Zurückhaltung spricht wie Beethoven. Er hört schlecht, aber er spricht außerordentlich gut, und seine Bemerkungen sind so charakteristisch und originell wie seine Compositionen. Während des ganzen Verlaufs unseres Tischgesprächs war Nichts interessanter, als was er von Händel sagte. Ich saß neben ihm und

hörte ihn ganz deutlich auf deutsch sagen: „Händel ist der größte Componist, der je gelebt hat!‘ Ich kann es nicht beschreiben, mit welchem Ausdruck, ich möchte sagen, mit welcher Erhabenheit er über den Messias jenes unsterblichen Genius sprach. Jeder von uns fühlte sich ergriffen, als er sagte: ‚Ich würde mein Haupt entblößen und auf seinem Grabe knieen.‘ Wiederholt suchte ich das Gespräch auf Mozart zu lenken, aber umsonst. Ich hörte ihn nur sagen: ‚In einer Monarchie wissen wir, wer der erste ist‘ — was sich auf diesen Gegenstand beziehen mochte oder auch nicht. Ich hörte später, daß Beethoven bisweilen unerschöpflich im Lobe Mozart's sei. Bemerkenswerth ist, daß er es nicht hören kann, wenn man seine frühern Werke lobt, und ich erfuhr, daß man ihn am sichersten ärgerlich machen könnte, wenn man ihm über sein Septuor und die Trios Complimente machte. Seine letzten Schöpfungen hat er am liebsten, darunter seine zweite Messe, die er für sein bestes Werk hält. Er ist jetzt beschäftigt, eine neue Oper, Namens ‚Melusine‘, zu schreiben, deren Text von dem Dichter Grillparzer ist. — Beethoven ist ein großer Bewunderer der Alten. Den Homer, besonders die Odyssee, und den Plutarch zieht er allen andern vor. Von vaterländischen Dichtern studirte er vorzugsweise Schiller und Göthe. Von der britischen Nation hat er die günstigste Meinung. ‚Ich liebe die edle Einfachheit der englischen Sitten,‘ sagte er und fügte noch anderes Lob hinzu. Es schien mir, als ob er noch einige Hoffnung hegte, mit seinem Neffen England zu besuchen. Ich darf nicht vergessen, daß ich ein Trio von ihm für Pianoforte, Violine und Violoncello gehört habe, da es noch Manuscript war. Es kam mir sehr schön vor, und ich höre, es wird bald in London erscheinen. Noch viel könnte ich von diesem außerordentlichen Manne erzählen, der, nach dem, was ich gesehen und erfahren habe, mich mit der tiefsten Verehrung erfüllt hat. Die freundliche Weise, womit er mich behandelt und mir Lebewohl gesagt, hat einen Eindruck auf mich gemacht, der für das Leben dauern wird.“

Soweit der Bericht jenes Engländers, der offenbar frisch unter dem ersten Eindrucke des Besuchs geschrieben ist, und

manches hübsche Streiflicht auf Beethoven wirft. In dieses Jahr fällt auch der Besuch Carl Maria von Weber's, der damals im Zenith seiner Größe stand; Beethoven hegte viel Sympathie für den Componisten des „Freischütz", und ein näherer Umgang dieser beiden gleich guten, edlen und anspruchslosen Männer würde jedenfalls eine innige Freundschaft erzeugt haben. Es macht einen schönen Eindruck, wie Weber mit seiner bekannten Bescheidenheit sich der Größe Beethoven's unterordnet; er erwähnt in einem Briefe aus jener Zeit dieses Besuches folgendermaßen: „Wir sind verschiedene Male bei ihm gewesen. Er war übler Laune und floh alle menschliche Gesellschaft. Endlich aber gelang es uns, den günstigen Moment zu finden. Man führte uns hinein, und wir sahen ihn an seinem Schreibtische sitzen, von dem er aber nicht aufstand, um uns zu bewillkommnen. Beethoven hatte mich seit einigen Jahren gekannt, so daß ich mich in ein Gespräch mit ihm einlassen konnte. Plötzlich sprang er auf, stand aufrecht vor mir und, seine Hände auf meine Schulter legend, schüttelte er mich mit einer Art von rauher Herzlichkeit, indem er sagte: ‚Sie sind allezeit ein tüchtiger Kerl gewesen!' Dabei umarmte er mich äußerst gütig und liebevoll. Von allen Beweisen der Auszeichnung, die mir in Wien zu Theil wurden, von allem Ruhm und Lob, das ich dort einerntete, hat nichts mein Herz so gerührt, als dieser brüderliche Kuß Beethoven's." —

Weber ehrt in diesem treuherzigen Bekenntniß sich und Beethoven gleichmäßig. Welcher Unterschied zwischen diesen Männern, die Beide eine Grundlage schufen, auf der sich Jahrhunderte aufbauen können, und die doch dabei die große Zierde des Menschen, die Bescheidenheit, nicht verlernten, welcher Unterschied zwischen ihnen und der heutigen Zeit, die mit der Bescheidenheit und Einfachheit in der Musik auch die der Persönlichkeit eingebüßt hat!

Doch bleiben wir bei Beethoven stehen. Es sind in den vorhergehenden Zeilen zu verschiedenen Malen bereits seine letzten Compositionen namentlich erwähnt, fassen wir dieselben jetzt in ihren Hauptmomenten näher ins Auge. Als Uebergang in diese

Periode kann man die eigenthümliche Composition der „Meeresstille und glückliche Fahrt" op. 112 betrachten, eigenthümlich in soweit, als sie eine Ruhe und Stille zeigt, die grell contrastirt mit den stürmisch bewegten Schöpfungen der vorhergehenden Jahre. (Die „Meeresstille" wurde zuerst 1815 aufgeführt.) Das schon oben geschilderte Ausruhen des ermüdeten Streiters tritt hier unserm Ohre träumerisch einschlummernd nahe, wir wiegen uns mit Beethoven auf dem Goethe'schen Verse:

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer —

Regungslos liegt das Orchester in langgezogenen Accorden da, müde und träge wiegen die Melodien sich, schaukelnd in weit ausgespannten Octaven —

Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher —

Die Instrumente verharren im leisesten pianissimo

Keine Luft von keiner Seite,
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle sich.

Hier packt den einsamen Schiffer momentan der Gedanke der Verlassenheit, ein greller Aufschrei des ganzen Orchesters läßt uns jäh aus der trügerischen Ruhe emporfahren, der Gedanke des Todes tritt an uns heran, doch das tückische Element hat uns nur eine Möglichkeit gezeigt, in Wirklichkeit sinkt ununterbrochen nach wie vor eine Welle neben der andern lang athmend nieder, nur hie und da eine Tonfigur den Kamm der Wellen kräuselnd. Die beklemmte Brust fühlt sich nicht eher erleichtert, als bis wir mit dem frischen Chore des zweiten Theiles „Die Nebel zerreißen" dem Lande uns nähern und, von der kräftigen Melodie getragen, uns laben am Anblick der schwellenden grünen Matten.

Das sind die Contouren jener sinnigen, feingedachten Composition, auf welche auch in Beethoven's Leben die Meeresstille folgte, jene vier Prozeßjahre, welche Beethoven und die Nachwelt um so manche kostbare Note betrogen. Außer der Riesen-

Claviersonate Op. 106 besitzen wir an Bemerkenswerthem jener Periode nur eine einzige Composition, den „Lieder von Zeitteles, An die ferne Geliebte Op 98“ (1816 compor die nach der Adelaide wohl unstreitig das Beste ist, was hoven an Liedern geschaffen.

Das erste Lied z. B.:

Auf dem Hügel sitz' ich, spähend
In das blaue Nebelland —

ist von einer unbeschreiblich schönen Wirkung, der Ideenreicht quillt hier, wie in allen 6 Nummern, hell sprudelnd her doch drückt sich in dem ganzen Cyklus eine elegische Stimm aus, die wohl weniger durch den Text allein, als durch damaligen traurigen Verhältnisse Beethoven's hervorgeru wurde. —

Alles Uebel heilt die Zeit: auch Beethoven erholte s nachdem er den ihn wie ein Alp drückenden Prozeß abgeschütt hatte; seiner Natur gemäß war die erste größere Schöpfu mit der er jetzt auftrat, auch zugleich die beste, die er überhau geschaffen: es war die Ddur-Messe, die „missa solemnis“, Op. 12 entstanden in den Jahren 1818—22. Die Veranlassung der Composition war die Installation des Erzherzogs Rudol als Kardinal-Erzbischof von Ollmütz (1820), bei welcher Gelege heit Beethoven dem hohen Schüler, der ihm stets ein hülfreich Freund gewesen war, in seiner Weise sich dankbar bezeigen wollt Es hat wohl ursprünglich nicht in dem Plane des Tondichter gelegen, dem Werke einen so kolossalen Umfang zu geben, da beweist schon der Umstand, daß er zwei Jahre damit über da Ziel hinausgeschossen ist. Aber von vornherein ging er mit s viel Lust und Liebe daran, daß ihm die Composition unter de Händen zu einem Riesenwerke erwuchs, in welchem er nach un nach die ganze Summe seiner musikalischen Wissenschaft verwandte. Mit dem emsigsten Fleiße, Alles Uebrige zurücksetzend, widmete er sich diesem Meisterwerke, über dessen Entstehung Schindler in einem Briefe vom 29. September 1827 eine interessante Notiz giebt. Er sagt: „Es wird mir stets eine herrliche Erinnerung jener Zeit bleiben, wo ich oft stundenlang schreibend dem großen

Meister am selben Tische gegenüber saß, als er dieses große Werk schuf; und die Fuga bei'm Credo hat mir gar närrische Rückerinnerungen erweckt. — Auch ist es dieser Satz der Messe, der ihn seine Menschlichkeit im Schaffen fühlen ließ; denn im Schweiße seines Angesichts schlug er sich Takt für Takt mit Händ' und Füssen die Taktheile, ehe er die Noten zu Papier brachte, bei welcher Gelegenheit ihm sein Hauswirth die Wohnung aufkündete, indem die andern Parteien sich beschwerten, daß ihnen Beethoven durch sein Stampfen und Schlagen auf den Tisch, Tag und Nacht keine Ruhe gebe; daher sie ihn auch überall für einen Narren erklärten, und wirklich schien er auch in jener Zeit (es war im Sommer 1819) ganz besessen zu sein, besonders als er diese Fuga und das Benedictus schrieb." Soweit Schindler. Den Geist, die Religiosität woraus die Messe entsprungen, haben wir oben bereits zu schildern versucht, doch mag hier noch eine Notiz von Marx (Beethoven II. 353) erwähnt sein, die sehr charakteristisch ist:

„Nicht eigne Gläubigkeit und nicht Hingebung an den Kirchendienst, sondern die ganze freie, schöpferische Phantasie konnte einzig Beethoven's Messe hervorbringen. Damit aber war entschieden, daß nicht der Glaube und Sinn der Kirche und des Kirchenworts, noch weniger ihre äußerlichen Bedingnisse für die Composition bestimmend wurden, sondern vor Allem das eigne Schauen des Tondichters, durchglüht von seiner, wenn auch nicht konfessionellen, doch andachtvollen — Wort und Werke bezeugen es — Hingebung an den Gedanken des Ewigen. Dem Schüler und Freunde wollte er die hohe Kirchenwürde mit seinen Tönen weihen; da schaut er den weiten Dom, bis in die Wölbungen von Orgelklang und frommen Gesängen und dem Jubel und Sturm der Instrumente durchrauscht; da standen vor seinem innern Auge geweihte, das Mysterium verkündende Priester; da bekannte sich alles Volk, in blöder Frommheit das unbegreifliche Wort nachsprechend, zu den ewigen Glaubenssprüchen und Bitten. Beethoven hätte nicht Künstler sein müssen, wäre ihm nicht das Alles zur lebendigsten Anschauung gekommen, hätt' er sich nicht in die Seele jener Andachterfüllten versetzt und ihren Glauben

in seine Brust genommen und aus seiner Brust gedeutet laut bekannt. So schrieb er die Messe Beethoven's. Anderes konnt' er nicht. Er waltete des Hochamts, wie gegeben war, ihm, dem Herrscher und Schöpfer im Reiche phantastischen Instrumentenwelt." —

Soweit kann man wohl den Motiven, die Beethoven wegten, nachgehen; man kann aus dem ganzen Leben des Meis einen Schluß auf sein Meisterwerk ziehen, wie aber soll Leser in todten Buchstaben ein Bild der Schöpfung selbst gegenwärtigt werden? Hat man doch bei'm Anhören der M die angestrengteste Aufmerksamkeit nöthig, um nur der Idee folgen, um sich den freien Blick zu wahren unter dem üb wältigenden Eindrucke der vier Solostimmen, dem ein gemisch Chor beigesellt ist, getragen von einem Orchester, worin Meisterschaft Beethoven's in der Instrumentation so glänze auftritt, daß man oft verleitet wird, einem einzelnen Instrumen aufmerksam durch das Gewebe der Töne zu folgen, so anziehe kunstreich ist jedes gebotene, auch das geringste Material benutz Und dieses Meer von Tönen ruht in dem Becken der Kirche orgel, die bei vollem Werke zuweilen die übrigen Instrument in einer Weise durchdringt, daß man neben der irdischen Musi neben den Menschenstimmen die Posaunen des jüngsten Gerich zu vernehmen meint. Es würde ein vergebliches Bemühen sein ein Bild dieser Kirchenmusik durch Worte veranschaulichen z wollen. Die Vorstellung wird sich nie der Wirklichkeit nähern können, Religion und Andacht sind eben kein Begriff, von dem man Anderen eine bestimmte Form geben kann, sie gehören ihrem Wesen nach durchaus der geistigen Speculation an, und nur je nachdem diese mehr oder minder rege ist, gelingt es dem Menschen, sich ein geistiges Bild davon zu schaffen. — Wir wollen deshalb nur den sichtbaren Umfang des Werkes bezeichnen und erwähnen, daß in den fünf Abschnitten des Kyrie, Gloria, Credo, Sanctus, und Agnus Dei im Ganzen 25 verschiedene, in der Tonart oder der Bewegung wechselnde Nummern enthalten sind, von denen das Kyrie und Gloria nach Beethoven's eignem Ausdrucke die vorzüglichsten.

Eine größere Genugthuung gewährt schon die 1824 entstandene neunte Sinfonie Op. 125 oder wie der ganze Titel lautet: „Sinfonie mit Schlußchor über Schiller's Ode: „an die Freude" für großes Orchester, 4 Solo und 4 Chorstimmen".

Es ist das letzte Mal, daß wir Beethoven seine Kerntruppen, das Orchester, anführen sehen. Er entfaltet in dieser Sinfonie die Schönheiten und Vorzüge jedes einzelnen Instrumentes, es herrscht hier, namentlich im ersten Satze, nicht das compakt Massenhafte wie sonst vor, ohne daß trotzdem der Beethoven-Charakter geschwächt wäre. Er scheint jedes einzelne Instrument zu liebkosen, so in dem Auftreten der Flöte, Klarinette, Fagott, Hoboe, Hörner, im Ganzen Chor der Bläser, ja selbst die Pauke erhält im Scherzo das Motiv zur selbstständigen Behandlung. Wie elektrisch ist die Wirkung jener Schlußskala der Saiteninstrumente im ersten Satze! Der zweite Dmoll-Satz, molto vivace, enthält eine ähnliche herrliche Naturschilderung, wie die Sinfonie und Sonate pastorale. Der 3. Ddur-Satz, Adagio molto e cantabile, erinnert uns an einen der Andacht geweihten Hain, die Figuren des Contrabasses deuten tiefes, geheimnißvolles Waldesdunkel an, die Saiteninstrumente bewegen sich flüsternd wie das rauschende Laub der Zweige. So bereitet sich Beethoven vor, den „Hymnus an die Freude" zu singen! Nach kräftiger Einleitung im vierten Satze, nachdem selbst der letzte Schatten der Betrübniß — hier durch Dissonanz-Accorde ausgedrückt — verscheucht ist, schwillt der Strom der Töne mächtiger und mächtiger an, und bricht sich im brausenden Chor Bahn bis zu den Pforten des Elysiums. Wer würde nicht fortgerissen von den Strophen:

Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder! über'm Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen!

Wie ergreifend ist die Stelle, wo das Soloquartett ohne alle Begleitung mit den Worten

Alle Menschen werden Brüder
Wo Dein sanfter Flügel weilt

gleichwie auf Engelsflügeln durch den Aether aufwärts zu schweben scheint, den Chor im Refrain nach sich ziehend. Wem fallen nicht bei dem mächtigen Schlußchor die schon früher erwähnten eignen Worte Beethoven's ein: „die ganze Welt wollt' ich umspannen". — Er thut es in diesem Finale; er hat sich mit seinem Geschicke ausgesöhnt, er söhnt sich auch mit den Menschen aus, denen er äußerlich feindlich gegenüber steht. Das fühlt jeder einzelne Zuhörer und mächtig muß die Wirkung der ersten Aufführung gewesen sein, über die uns Lenz (Beethoven V. 169) meldet: „Bei der ersten Aufführung dirigirte Umlauf, Beethoven stand neben ihm, um die Tempi anzugeben. Als im Scherzo die Pauke das Motiv nachwirbelte, brach das Publikum in einen solchen Jubel aus, daß das Orchester unhörbar wurde, den Meisten standen die Thränen in den Augen, und die Fassung fehlte, weiter zu spielen; der Meister gab noch immer Takt, bis Umlauf durch eine Handbewegung ihn auf das Treiben des Publikums aufmerksam machte, er sah hin und verneigte sich ganz ruhig". Schindler (S. 155) ergänzt diese Nachrichten noch weiter: „Hörte doch der mitten in der Masse stehende Meister nicht einmal den ungeheuren Beifallssturm des Auditoriums nach geendeter Sinfonie, und Fräulein Unger mußte den mit dem Rücken gegen das Proscenium gekehrten Beethoven auf den Jubel des Volks mit Umwenden und Hinzeigen aufmerksam machen, damit er doch wenigstens sehe, was im Saale vorging. Dieses wirkte aber wie ein elektrischer Schlag auf die Tausende der Anwesenden, die nun Alle das Mitgefühl an seinem Unglück ergriff, und es erfolgte ein plötzliches Aufreißen aller Riegel der Freude, der Wehmuth und des Mitleids, ähnlich einem vulkanischen Ausbruche, der nicht enden wollte". —

Das war am 7. Mai 1824; sollte man es für möglich halten, daß nach einem solchen Erfolge schon kurze Zeit nachher das Interesse der Wiener beinahe gänzlich erkaltete, daß man den Meister, der nach Beendigung seines Schwanengesanges fast abgöttisch gefeiert wurde, daß man denselben Mann noch bei Lebzeiten vergaß, seine Krankheit ignorirte und ihn einsam sterben ließ!

Ahnte Beethoven, welches Loos ihm bevorstand, da er den Beifall in jenem Concert so ruhig aufnahm, als sei er erhaben über die öffentliche Meinung? Er hat sich nach der Aufführung seiner 9. Sinfonie nie wieder öffentlich in einem Concerte gezeigt; gar zu deutlich war ihm damals das Bewußtsein geworden, daß er körperlich nicht mehr seinen Platz in der Oeffentlichkeit ausfüllen könne, und statt wie die Andern froh und gehoben den Concertsaal zu verlassen, schlich er betrübt nach Hause. — Die nun noch folgenden letzten Compositionen, die 1824—26 componirten Quartette Op. 127, 130, 131, 132, 135, sowie die Fuge Op. 133 sind in demselben Geiste geschrieben. Sehr ausgedehnt, voll großer Schwierigkeiten, dienen sie jetzt eigentlich mehr zum Studium, wie zu genußreicher Erholung. Am verständlichsten davon ist noch das Esdur-Quartett Op. 127.

Damit schließt die productive Thätigkeit Beethoven's. Außer jener schon erwähnten 10. Sinfonie trug er sich auch noch mit der Idee, den Faust von Göthe in Musik zu setzen, doch sein Körper versagte dem Geiste den Dienst, beide Ideen sind nicht mehr zur Ausführung gekommen. Wir müssen hier also Abschied von seinen Werken nehmen und wollen uns jetzt noch der Betrachtung der letzten Lebenstage Beethoven's zuwenden. Es sind nur trübe Momente denen wir dabei begegnen: dem letzten Aufflackern des Körpers vor dem Verlöschen, und der Undankbarkeit der Welt. Beethoven's Zeit war vorüber, wenigstens die von der Mode abhängige Zeit. Bei jeder menschlichen That tritt bald die Kritik der Welt heran und entscheidet, ob sie der Vergessenheit oder der Unsterblichkeit angehören soll. Das letztere schließt nicht aus, daß das Gedächtniß dafür zuweilen scheinbar ganz abgeschwächt wird — man denke nur an den großen Dichter der Britten —, aber das gewaltige Siegel der Zeit bürgt jedem ausgezeichneten Leben, jedem großen Ereigniß dafür, daß es vor der Vernichtung bewahrt bleibt. So auch mit Beethoven's Werken, nur mußte es den Meister tief kränken, die Wirkung seiner Schöpfungen und seiner Persönlichkeit von einer Musik viel untergeordneteren Ranges in den Hintergrund gedrängt zu sehen. Man begann nämlich derzeit,

an der durch Rossini angebahnten leichten italienischen Musik Gefallen zu finden. Der schöne Klang ohne tiefen Gehalt zog schon damals die Menge wie ein Magnet an.

Beethoven sagte sich vollständig von dem öffentlichen Verkehr los. Die großen Erfolge des Signor Davidde mit Rossini's di tanti palpiti, der Fräulein Sonntag mit den Bravour-Rouladen von Mercadante, erschienen ihm wie ein gräulicher Scandal, und dazu, herausgerissen aus dem Zusammenhange, Sätze aus seinen Schöpfungen, die dem Publikum am mundgerechtesten waren, das Alles in einem Concerte vereinigt, machte einen zu aufregenden Eindruck auf ihn, als daß es nicht nachtheilig auf seinen siechen Körper hätte einwirken sollen. Seine Erbitterung war groß und vergebens suchte Rossini mehrmals eine Audienz bei ihm zu erlangen. Beethoven war für den Italiener nicht zu sprechen. Die letzte Ehrenbezeugung dieser musikalischen Kränkung gegenüber ward ihm von seinen Anhängern in einer Adresse zu Theil, die, von 30 Kunstfreunden unterzeichnet, ihn aufforderte, aus seiner Zurückgezogenheit hervorzutreten, und mit kräftiger Hand der wahren edlen Musik einen neuen Aufschwung zu geben durch erneute Aufführung seiner Musikwerke.

Aber alle diese Anstrengungen waren vergebens, ein Einzelner vermag die Richtung seiner Zeit schwer zu hemmen, Beethoven wurde mit seiner Musik momentan von einem andern Geschlecht überfluthet, und dies Bewußtsein nagte an seinem Körper. In jene Zeit (August 1826) fällt auch der Selbstmordsversuch des Neffen, der Beethoven ebenfalls gewaltig erschütterte. Sein Bruder Johann erbot sich, Beide den Oheim und den Neffen, auf sein Gut Gneixendorff zu nehmen, damit sie ihre Wiederherstellung dort abwarten könnten. Beethoven scheint aber die Aufnahme nicht seinen Erwartungen entsprechend gefunden zu haben, wenigstens kehrte er, trotz der rauhen Jahreszeit schon im Dezember 1826 mit dem Neffen wieder nach Wien zurück. Diese Reise, die er in einem offenen Wagen machte, hat ihm den Todesstoß versetzt, eine Lungenentzündung war die unmittelbare Folge derselben. Jetzt wurde der Neffe beauftragt,

ärztliche Hülfe herbeizuschaffen, Beethoven selbst konnte das Zimmer nicht mehr verlassen. Statt sich aber seines Auftrages zu entledigen, brachte Jener seine Zeit beim Billardspiel hin, mehrere Tage verstrichen, und als die Hülfe in der Person des Dr. Wawruch endlich kam, da war es bereits zu spät. Die hinzugetretene Wassersucht hatte ihn an's Bett gefesselt. Beethoven hat diesen bodenlosen Leichtsinn seines ungerathenen Neffen, der ihm das Leben kostete, damit bestraft, daß er ihn — zum Universalerben eingesetzt. Sein körperlicher Zustand verschlimmerte sich jetzt so reißend, daß er sich im folgenden Jahre viermal einer schmerzlichen Operation unterwerfen mußte, ohne dadurch Erleichterung, oder Aussicht auf Genesung zu gewinnen. Beethoven ging mit vollem Bewußtsein seiner körperlichen Auflösung entgegen, wie weit entfernt aber sein Geist davon war, sich dadurch beugen zu lassen, das beweist eine Aeußerung von ihm bei der letzten Operation: „besser Wasser im Leibe, als in den Compositionen.“ —

Unfähig zu jeder Arbeit beschäftigte er sich jetzt fast nur noch mit der Lectüre, einsam und verlassen selbst von seinen nächsten Blutsverwandten. Nur Schindler und Stephan von Breuning hielten treu bei ihm aus. Sehr bald begann, da er nicht mehr verdiente, sich ein drückender Mangel in seinem Hauswesen einzustellen, der sich nach und nach bis zur höchsten Noth steigerte, so daß er sich dazu entschließen mußte, fremde Hülfe in Anspruch zu nehmen. Und da wandte er sich dann, zur Schmach seiner Wiener Kunstgenossen, die einem solchen Schritte nicht zuvorkamen, sei es gesagt, an die philharmonische Gesellschaft in London, die ihm schon oft in seinem Leben eine Stütze gewesen war und auch jetzt als solche sich bewies. Umgehend erfolgte mit einer Antwort vom 1. März 1827 die Summe von 100 Lst., wobei bemerkt wurde, daß jede gewünschte fernere Summe zur Verfügung stehe. Doch Beethoven kam nicht zum zweiten Male in die peinliche Verlegenheit, eine Geldunterstützung beanspruchen zu müssen. Merkwürdigerweise fand man später in dem Nachlasse Beethoven's circa 10,000 fl. in Staatspapieren, die er nirgends erwähnt, wovon ihm selbst in

der Zeit der höchsten Noth nichts bewußt gewesen zu s
scheint; wohl der schlagendste Beweis dafür, daß ihm aller B
griff für den Werth des Geldes abging.

Die letzte Freude auf seinem Sterbebette sollte ihm ebe
falls von London aus bereitet werden, indem ihm von eine
dortigen Instrumentenbauer Stumpf als Zeichen der Verehrun
die sämmtlichen Werke Händel's in schönem Einbande übersan
wurden. Seine letzten Wochen gingen fast ausschließlich m
der Betrachtung dieses seines Lieblings-Componisten hin. —
Und so sind wir denn an die Pforten jenes geheimnißvolle
Jenseits getreten und es bleibt uns nur noch übrig, von den
Todeskampfe zu berichten, den der Körper zu bestehen hatte
bevor die befreite Seele in ihre Heimath zurückkehren konnte

Möge hier ein Augenzeuge, Schindler, die letzten Worte
sprechen, wie sie in der Cäcilie Band VI, S. 309 abgedruckt sind.

„Als ich," berichtet Schindler, „am Morgen des 24. März
1827 zu ihm kam, fand ich sein ganzes Gesicht zerstört und ihn
so schwach, daß er sich, mit größter Anstrengung, nur mit
höchstens zwei bis drei Worten verständlich machen konnte.
Gleich darauf kam der Arzt, der, nachdem er ihn einige Augenblicke beobachtet, zu mir sagte, Beethoven gehe mit schnellen
Schritten der Auflösung entgegen. Da wir nun die Sache mit
seinem Testamente schon Tags vorher, so gut es immer ging,
beendigt hatten, so blieb uns nur noch Ein sehnlicher Wunsch
übrig, ihn mit dem Himmel auszusöhnen, um auch der Welt
zugleich zu zeigen, daß er als wahrer Christ sein Leben endige.
Der Arzt schrieb ihm also auf, und bat ihn im Namen aller
seiner Freunde, sich mit den heiligen Sterbesacramenten versehen
zu lassen, worauf er ganz ruhig und gefaßt antwortete: „Ich
will's". Der Arzt ging fort und überließ mir, dies zu besorgen. Beethoven sagte mir dann: „ich bitte Sie nur noch
um das, an Schott zu schreiben und ihm das Document zu
schicken. Er wird's brauchen; und schreiben Sie ihm in meinem
Namen, denn ich bin zu schwach, — ich laß ihn recht sehr
bitten um den versprochenen Wein. — Auch nach England
schreiben Sie, wenn Sie heute noch Zeit haben." —

Der Pfarrer kam gegen 12 Uhr, und die Funktion ging mit der größten Auferbauung vorüber; — und nun erst schien er an sein letztes Ende selbst zu glauben, denn kaum war der Geistliche draußen, als er mir und dem jungen Herrn von Breuning sagte:

„Plaudite amici, comoedia finita est! habe ich's nicht immer gesagt, daß es so kommen wird?" — Darauf bat er mich nochmals, nicht Schott zu vergessen, und auch der philharmonischen Gesellschaft nochmals in seinem Namen für das große Geschenk zu danken, mit dem Beisatze, daß die Gesellschaft ihm seine letzten Lebenstage erheitert habe, und daß er noch am Rande des Grabes der Gesellschaft und der ganzen englischen Nation danken werde. In diesem Augenblicke trat der Kanzleidiener des Herrn Hofrath von Breuning mit dem Kistchen Wein und dem Tranke, von Schott geschickt, in's Zimmer. Dies war gegen ³/₄ auf 1 Uhr. Ich stellte ihm die zwei Bouteillen Rüdesheimer und die andern zwei Bouteillen mit dem Tranke auf den Tisch zu seinem Bette. Er sah sie an und sagte: „Schade — Schade! — — zu spät!! — —" Dies waren seine allerletzten Worte. Gleich darauf verfiel er in solche Agonie, daß er keinen Laut mehr hervorbringen konnte.

Gegen Abend verlor er das Bewußtsein und fing an zu phantasiren. Dies dauerte fort bis den 25. Abends, wo schon sichtbare Spuren des Todes sich zeigten. Dennoch endete er erst den 26. um ¹/₄ auf 6 Uhr Abends, während draußen der Blitz und Donner eines heftigen Gewitters seinen Todeskampf in der Natur, seinem liebsten Freunde, widerzuspiegeln schien. Dieser Todeskampf war furchtbar anzusehen, denn seine Natur überhaupt, vorzüglich seine Brust, war riesenhaft." — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wir sind am Ende. Der Meister ist todt, an seiner Leiche stehen die beiden Freunde und ein fremder Musiker „Anselm Hüttenbrenner aus Grätz", der auf die Nachricht der tödtlichen Krankheit Beethoven's herbeigeeilt war, den von ihm so hochverehrten Componisten noch einmal lebend von Angesicht zu Angesicht zu sehen — die drei einzigen Zeugen seiner letzten

Augenblicke. Erwähnt werden muß aber noch, daß Humm der jahrelang mit Beethoven verfeindet war, auf die Nachr von seinem nahen Ende nach Wien kam, um sich vor sein Tode wieder mit ihm auszusöhnen. Das ist die einzige Th nahme, die man dem Sterbenden geschenkt hat! — Die Na richt von seinem Tode verbreitete sich mit Blitzesschnelle in Wie und jetzt beeilte sich alle Welt, bei dem Todten nachzuhole was sie an dem Lebenden versäumt. Ein unendliches Leiche gefolge betheiligte sich bei dem am 29. März 1827 stattfinden Begräbniß. Beethoven's irdische Ueberreste ruhen auf dem Kir hofe vor der Währinger Linie, bei der Beerdigung dort trug sechs Kapellmeister die Bänder des reichgestickten Bahrtuche eine Anzahl bedeutender Männer, Componisten, Sänger, Schrif steller und Dichter hatten, mit brennenden Fackeln versehen, de Sarg umringt, der Andrang des Volkes war so stark, daß de Zug oft stockte und nur langsam seine Bahn verfolgen konnte Am Grabe selbst wurden von einem Männerchor die vo Grillparzer einer Beethoven'schen Melodie untergelegten Wort gesungen:

Du, dem nie im Leben
Ruhestätt ward und Heerd und Haus:
Ruhe nun im stillen
Grabe, nun im Tode aus!

Ein Jahr später wurde das Grab mit einem einfachen Denkstein geschmückt, während im Jahre 1845 ein zweites Denkmal, dies eine Statue in ganzer Figur, ihm in seiner Vaterstadt Bonn errichtet wurde.

Noch ein paar Worte wollen wir hinzufügen über Beethoven's Persönlichkeit, wie Zeitgenossen sie schildern. Er war fünf Fuß vier Zoll Wiener Maaß groß, von gedrängtem Körper- und starkem Knochenbau, sowie von kräftigen Muskeln. Sein Kopf war ungewöhnlich groß, mit langem, struppigen, fast ganz grauem Haar bedeckt, das nicht selten nachlässig um seinen Kopf hing. Seine Stirn war hoch und breit; sein kleines braunes Auge zog sich beim Lächeln beinahe in den Kopf zurück. Plötz- aber trat es in ungewöhnlicher Größe hervor, rollte entweder

blitzend umher, den Stern fast immer nach oben gewandt, oder es bewegte sich gar nicht und blickte starr vor sich hin, wenn irgend eine Idee sich seiner bemächtigte. Dadurch erhielt aber sein ganzes Aeußere eben so plötzlich eine auffallende Veränderung, ein sichtbar begeistertes und imponirendes Ansehen, so daß seine kleine Gestalt sich riesenmäßig emporzuheben schien. —

Wir könnten unsere Schilderung hier schließen, doch möchten wir dem Leser nicht als letzten Eindruck das trübe Bild des Todes lassen. Oeffnen wir deshalb, wie es nach dem Tode eines Menschen, der uns nahe stand, unter den Lebenden Brauch ist, das letzte Vermächtniß des Geschiedenen. Beethoven's Testament entstand schon lange Zeit vor seinem Ende, schon frühe schreckte ihn der Gedanke hieran, und so datirt denn sein letzter Wille aus dem Jahre 1802, geschrieben in Heiligenstadt, wo er von einer schweren Krankheit sich erholte, später nur dahin abgeändert, daß der mehr erwähnte Neffe Universalerbe geworden. Obgleich 25 Jahre vor dem Tode geschrieben trägt dieses Testament doch dasselbe Gepräge wie die Schriften und Worte Beethoven's aus dem letzten Jahre, ein Beweis für den unwandelbaren, festen Charakter des Meisters. Es lautet wörtlich:

„Für meine Brüder Carl und . . . . *) Beethoven. O ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet oder erklärt, wie unrecht thut ihr mir, ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch so scheint! Mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das zarte Gefühl des Wohlwollens. Selbst große Handlungen zu verrichten, dazu war ich immer aufgelegt. Aber bedenket nur, daß seit sechs Jahren ein heilloser Zustand mich befallen, durch unvernünftige Aerzte verschlimmert von Jahr zu Jahr in der Hoffnung gebessert zu werden betrogen, endlich zu dem Ueberblick eines dauernden Uebels (dessen Heilung vielleicht Jahre dauern oder gar unmöglich ist) gezwungen. Mit einem feurigen, lebhaften Temperamente geboren, selbst empfänglich für die Zer-

*) Johann. Beethoven war seinem Bruder Johann so gram, daß er selbst in diesem Testament seinen Namen nicht geschrieben hat.

streuungen der Gesellschaft, mußte ich früh mich absondern, einsam mein Leben zubringen; wollte ich auch zuweilen mich einmal über alles Das hinaussetzen, o wie hart wurde ich durch die verdoppelte traurige Erfahrung meines schlechten Gehörs dann zurückgestoßen, und doch war's mir noch nicht möglich, den Menschen zu sagen: sprecht lauter, schreit, denn ich bin taub! Ach, wie wär es möglich, daß ich die Schwäche eines Sinnes angeben sollte, der bei mir in einem vollkommneren Grade als bei Andern sein sollte, einen Sinn, den ich einst in der größesten Vollkommenheit besaß, in einer Vollkommenheit, wie ihn wenige von meinem Fach gewiß haben, noch gehabt haben! — O, ich kann es nicht! — Drum verzeiht, wenn ihr mich da zurückweichen sehen werdet, wo ich mich gerne unter Euch mischte. Doppelt wehe thut mir mein Unglück, indem ich dabei verkannt werden muß. Für mich darf Erholung in menschlicher Gesellschaft, feinern Unterredungen, wechselseitigen Ergießungen nicht statthaben. Ganz allein fast, und soviel als es die höchste Nothwendigkeit fordert, darf ich mich in Gesellschaft einlassen. Wie ein Verbannter muß ich leben. Nahe ich mich einer Gesellschaft, so überfällt mich eine heiße Aengstlichkeit, indem ich befürchte, in Gefahr gesetzt zu werden, meinen Zustand merken zu lassen. — So war es denn auch dieses halbe Jahr, was ich auf dem Lande zubrachte. Von meinem vernünftigen Arzte*) aufgefordert, soviel als möglich mein Gehör zu schonen, kam er fast meiner jetzigen natürlichen Disposition entgegen, obschon, vom Triebe zur Gesellschaft manchmal hingerissen, ich mich dazu verleiten ließ. Aber welche Demüthigung, wenn Jemand neben mir stand, und von weitem eine Flöte hörte, und ich nichts hörte, oder Jemand den Hirten singen hörte und ich auch nichts hörte! Solche Ereignisse brachten mich nahe an Verzweiflung, es fehlte wenig und ich endigte selbst mein Leben. — Nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück! Ach, es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte.

*) Sein Freund Dr. Schmidt in Wien.

Und so fristete ich dieses elende Leben, so wahrhaft elend, daß mich eine etwas schnelle Veränderung aus dem besten Zustande in den schlechtesten versetzen kann. Geduld — so heißt es, sie muß ich nun zur Führerin wählen! Ich habe es. Dauernd, hoffe ich, soll mein Entschluß sein, auszuharren, bis den unerbittlichen Parzen gefällt, den Faden zu brechen. Vielleicht geht es besser, vielleicht nicht. Ich bin gefaßt. — Schon in meinem 28. Jahre gezwungen, Philosoph zu werden. Es ist nicht leicht, für den Künstler schwerer, als für irgend Jemand. — Gottheit, du siehst herab auf mein Inneres, du kennst es, du weißt, daß Menschenliebe und Neigung zum Wohlthun darin hausen! O Menschen, wenn ihr einst dieses leset, so denkt, daß ihr mir Unrecht gethan, und der Unglückliche, er tröstet sich, einen seines Gleichen zu finden, der trotz aller Hindernisse der Natur doch noch Alles gethan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden. — Ihr meine Brüder Carl und . . . . sobald ich todt bin, und Professor Schmidt lebt noch, so bittet ihn in meinem Namen, daß er meine Krankheit beschreibe und dieses hier geschriebene Blatt füget ihr dieser meiner Krankengeschichte bei, damit wenigstens soviel als möglich die Welt nach meinem Tode mit mir versöhnt werde. — Zugleich erkläre ich Euch beide hier für die Erben des kleinen Vermögens (wenn man es so nennen kann) von mir. Theilet es redlich und vertragt und helft euch einander. Was ihr mir zuwider gethan, das wißt ihr, war euch schon längst verziehen. Dir Bruder Carl danke ich noch insbesondere für deine in dieser letzteren Zeit mir bewiesene Anhänglichkeit. Mein Wunsch ist, daß euch ein besseres, sorgenloseres Leben als mir werde. Empfehlt euern Kindern Tugend; sie nur allein kann glücklich machen, nicht Geld. Ich spreche aus Erfahrung. Sie war es, die mich selbst im Elende gehoben; ihr danke ich, nebst meiner Kunst, daß ich durch keinen Selbstmord mein Leben endigte. — Lebt wohl und liebet euch! — Allen Freunden danke ich, besonders Fürst Lichnowsky und Professor Schmidt. — Die Instrumente von Fürst L. wünsche ich, daß sie doch mögen aufbewahrt werden bei einem von euch;

doch entstehe deßwegen kein Streit unter euch. Sobald sie e
aber zu etwas Nützlicherem dienen können, so verkauft sie n
Wie froh bin ich, wenn ich auch noch im Grabe euch nütz
kann. So wär's geschehen: — Mit Freuden eile ich d
Tode entgegen. Kommt er früher, als ich Gelegenheit geha
habe, noch alle meine Kunstfähigkeiten zu entfalten, so wird
mir, trotz meinem harten Schicksale, doch noch zu früh komme
und ich würde ihn wohl später wünschen; — doch auch dar
bin ich zufrieden, befreit er mich nicht von einem endlose
leidenden Zustande. — Komm' wann du willst, ich gehe d
muthig entgegen. Lebt wohl und vergesset mich nicht ganz i
Tode, ich habe es um euch verdient, indem ich in meinem
Leben oft an Euch gedacht, euch glücklich zu machen, seid es!" —

So schließen diese herrlichen Betrachtungen, die nicht nu
an die beiden Brüder, sondern an die ganze Menschheit ge
richtet sind.

Auch wir wollen jetzt von dem freundlichen Leser Abschied nehmen mit den nicht genug zu beherzigenden Worten Beethovens:

„Wem sich meine Musik verständlich macht, der muß frei werden von all' dem Elend, womit sich die Andern schleppen!"

Das internationale Privatrecht.*)

Unter den Wissenschaften giebt es vielleicht keine zweite, die in soviel Theile und Unterabtheilungen zerfällt, als die Rechtswissenschaft. Man nehme irgend eine Rechts-Encyklopädie zur Hand, und man wird erstaunt sein über die Zahl der verschiedenen Fächer, deren Hauptprincipien sie uns entwickelt. Eine wesentliche

*) Das internationale Privatrecht, seine Ursachen und Ziele. Ein Vortrag von H. J. Hamaker, Dr. jur., Professor an der Reichs-Universität in Utrecht. Deutsch von Otto Mühlbrecht. gr. 8. (31 S.) Berlin, 1878, Puttkammer & Mühlbrecht. Die holländische Original-Ausgabe erschien unter dem Titel: Aard en doel van het internationaal privaatrecht van H. J. Hamaker. Leiden, 1878, Gebr. van der Hoek.

Ursache dieser Erscheinung liegt jedenfalls in der Nothwendigkeit der Theilung der Arbeit. Die Rechtswissenschaft ist zu umfangreich, ihre Ausübung ist zu mühsam, als daß Jemand, der sich ihr widmen will, im Stande wäre, ihr ganzes Gebiet gehörig zu übersehen und zu bearbeiten. Wenn also das Bedürfniß der Arbeitstheilung vorhanden ist, so ist es auch naturgemäß, daß diese Vertheilung sich in der Wissenschaft selbst äußerlich kennzeichnet.

Diese Ursache indessen erklärt uns die Erscheinung doch nicht auf genügende Weise. Denn während auf der einen Seite sich eine Arbeitstheilung unter den Gelehrten im Nothfall denken läßt ohne Spaltung der Wissenschaft, so sehen wir auf der andern Seite häufig verschiedene selbstständige Unterabtheilungen der letzteren durch eine und dieselbe Person bearbeiten. Die wahre Ursache der Erscheinung liegt tiefer und ist in dem Recht selbst zu suchen.

Das Recht ist ja doch keine dürre Sammlung ohne Ordnung, im Gegentheil, es ist mit einem Vorrath von Material zu vergleichen, aus dem ein Gebäude errichtet werden soll, und welches zu dem Grunde schon vorher zugerichtet, in bestimmte Formen gebracht ist. Jede seiner Normen hat die Bestimmung, mit einer bestimmten andern in Verbindung gebracht zu werden, und mit dieser ein Ganzes zu bilden, jede der Normen erhält erst hierdurch ihre Bedeutung. Aber auch die so gewonnenen Gruppen von Rechtsnormen können nicht selbstständig existiren ohne Zusammenhang mit den andern, diese Gruppen müssen ebenso mit einander verbunden werden, und so erst entstehen aus den Normen des Rechts die Institutionen des Rechts, und aus diesen die größeren Abtheilungen, in welche wir das Recht geschieden sehen.

Dieses Vereinigen des Zusammengehörenden, dieses Trennen des Nichtzusammengehörenden, mit andern Worten dies Systematisiren des Rechts ist, wie ich behaupte, die wichtigste Aufgabe der Wissenschaft. Denn erst hierdurch wird das Recht brauchbar für's Leben, dessen Praxis nun nicht mehr mit unzähligen, in ihrer Abgesondertheit unverständlichen Rechtsnormen, sondern mit

einigen, bezüglich wenigen Haupt- und Neben-Gruppen
rechnen hat.

In dieser Eigenthümlichkeit der Rechtsnormen, daß sie si
durch Verbindung und Trennung auf größere und kleine
Gruppen zurückführen lassen, muß die Ursache der vorerwähnte
Erscheinung gesucht werden. Denn die Theile und Unte
abtheilungen der Rechtswissenschaft sind nichts Anderes, als di
Gruppen, welche durch Verbindung oder Trennung gewonne
werden.

Selbstverständlich hat es einer Wissenschaft bedurft, welch
sich diese Arbeit zur Aufgabe gestellt. Denn in den Rechtsnormer
liegt wohl der Keim des Systems, aber aus sich selbst gestalten
sie es eben so wenig, wie das Material das Gebäude. Arbeit
allein, anhaltende, unermüdete Arbeit hat uns das zierliche
Monument schaffen können, auf das wir jetzt stolz sind.

Ist das Gesagte wahr, so wird einleuchten, daß das Rechts-System nicht fertig geboren ist, sondern daß seine Theile erst nach und nach aus dem Nebel sich entwickelt, und Farbe und Gestalt angenommen haben; und dann begreift man auch, daß es selbst jetzt noch nöthig werden kann, all' den bestehenden Unterabtheilungen eine neue hinzuzufügen. Denn es ist nicht anders möglich, als daß bei stetiger Forschung und sorgfältiger Betrachtung sich zuweilen als Resultat ergiebt, daß das, was jetzt noch vereinigt unter einem Namen bekannt, eigentlich nicht zusammen gehört. Man geht dann zur Trennung über, und die Rechtswissenschaft ist um ein neues Fach reicher: neu wenigstens als selbstständige Unterabtheilung, wenn auch weniger dem Inhalte nach, der ja doch nur dem schon Vorhandenen entnommen ist.

Unter den Abtheilungen des Rechts, welche, man könnte fast sagen unsere Zeit auf die beschriebene Weise hat entstehen sehen, nimmt das internationale Privatrecht eine bedeutende Stellung ein. Die Fragen, welche es beschäftigt, sind alt, der erste Versuch, sie zu lösen, datirt nach Jahrhunderten, aber als selbstständige Wissenschaft, gleichen Ranges wie das Privat-, das öffentliche, und das Völker-Recht, ist es ein Kind der

jüngsten Zeit. Betrachten wir deshalb seine Entstehung etwas genauer.

Das Recht ist die Normirung des gesellschaftlichen Lebens. Jede Rechtsvorschrift, jede Rechtsinstitution findet ihre Ursache in dieser oder jener Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur, oder des Zusammenlebens, und in den thatsächlichen Beziehungen zwischen den Menschen untereinander, welche durch jene Eigenthümlichkeiten in's Leben gerufen wurden. Wie sie die Ursache davon sind, so bestimmen sie auch die Aufgabe, welche die Rechtsinstitution zu erfüllen hat. Jeder, dem es um den richtigen Begriff ihrer praktischen Wichtigkeit zu thun ist, hat sich also zunächst damit zu beschäftigen, die thatsächlichen Umstände, welche sie zur Nothwendigkeit machten, in's Auge zu fassen. Folgen wir bei dem internationalen Privatrecht dieser Methode.

Der Name schon sagt uns, wohin wir den Blick zu wenden haben. Diesem Winke folgend sehen wir, daß die Erde nicht bewohnt wird von Einem Volke, sondern durch eine große Zahl Racen, Völker und Stämme, verschieden durch das Gebiet, welches sie beherrschen, durch die Sprache, welche sie reden, durch die Ordnungen, nach welchen sie leben. Wir sehen jedes der Völker im Besitz einer eigenen Regierung, mächtig innerhalb seines Territorium's, ohne Gewalt außerhalb desselben.

Wir sehen die Völker souveraine Staaten bilden, jeden Staat mit seinem eigenen Grundgebiet, seinen eigenen Unterthanen, seinen eigenen Organen, sowohl für die Feststellung, wie für die Ausführung derjenigen Rechtsnormen, welche da gelten sollen.

Wir sehen, wie unter den Angehörigen der verschiedenen Nationen ein stets zunehmender Verkehr stattfindet, wie der eine Staat seine Grenzen für die Bewohner des andern öffnet.

Auf diesen Thatsachen ist das internationale Privatrecht begründet; untersuchen wir weiter, wie aus dem Zusammenwirken der bezeichneten Factoren dieses Recht sich entwickelt. Zweierlei Eigenthümlichkeiten der souverainen Staaten sind dabei in erster Reihe zu berücksichtigen.

Zunächst, daß jeder Staat seine eigenen Unterthanen hat. Für jeden Staat existiren Menschen, die er als ganz besonders

zu sich gehörend betrachtet, denen er besondere Rechte zuerkenn
und Pflichten auferlegt, deren Interessen er bei der Einrichtun
seiner Gesetze, bei der Feststellung seines Haushaltes besonder
in's Auge faßt. Sie sind es, die ihm die materiellen Mitt
zur Durchführung seiner Existenz liefern. Ihre Pflicht ist e
ihn gegen ausländische Feinde zu schützen. Das Recht, das i
dem Staate gilt und gehandhabt wird, ist entweder unmittelba
durch sie geschaffen, oder entlehnt doch wenigstens seinen Inha
ihren Sitten und Gebräuchen, und kann nur dann ein gute
genannt werden, wenn es sich ihrer Art und Bildung, ihre
äußeren Lebensbedingungen anpaßt.

Die zweite uns jetzt angehende Eigenthümlichkeit besteh
darin, daß jedes Land seine eigene Gesetzgebung, sein eigenes
Recht hat, und daß die verschiedenen Gesetzgebungen von einander sehr abweichend sind, und wohl auch stets sein werden.
Denn wir haben in der Verschiedenheit des Rechts, die wir
selbst bei benachbarten und auf Einer Culturstufe stehenden
Völkern antreffen, nicht etwa einen Zufall zu sehen, sowie überhaupt nichts, was bei gewissem günstigen Zusammenwirken von
Umständen von selbst sich ausgleichen könnte. Im Gegentheil,
wenn auch gewisse allgemeine Rechtsgrundsätze existiren, welche
auf der ewigen Natur des Menschen basiren, von Zeit und Ort
unabhängig sind, und stets und überall wiederkehren, die Anwendung und Entwicklung, welche diesen Grundsätzen gegeben,
wodurch sie erst zu einem praktisch brauchbaren Recht gestempelt
werden, sie bestimmen sich stets durch die Art, die Geschichte, die
religiösen Ueberzeugungen eines jeden Volkes, durch das Klima
und die Beschaffenheit des Bodens, auf dem es lebt.

Baco sagt sehr wahr: „in der Natur liegt eine Quelle der
Gerechtigkeit, der alle Gesetze ihren Ursprung verdanken; doch
wie die Bäche die Farbe des Bodens annehmen, über den sie
sich den Weg bahnen, so sind auch die Gesetze verschieden nach
dem Lande, wo sie gelten".

In diesen beiden Eigenthümlichkeiten der souverainen
Staaten, daß jeder von ihnen seine eigenen Unterthanen, und
sein eigenes Recht hat, haben wir die Ursache der Nothwendig-

keit des internationalen Privatrechts zu sehen. Für sich allein jedoch würden sie es nicht hervorbringen. Wenn jedes Volk für sich lebte, und seine Grenzen hermetisch gegen Fremde abschlösse, so würde mit dem internationalen Verkehr auch das internationale Recht fehlen.

Aber so liegt die Sache nicht. Fortwährend bringen Handel, Wissensdrang und Reiselust den Bürger eines Staates in Berührung mit Bürgern anderer Staaten. Auf dem Gebiete eines jeden Staates befindet sich fortwährend eine Anzahl Fremder, die entweder untereinander, oder mit Inländern Contracte schließen, Ehen eingehen, die Missethaten begehen, die Nachkommen erzeugen, oder die sterben, kurzum durch welche, oder mit welchen allerlei Thatsachen sich vollziehen, um welche sich das Recht zu kümmern hat, und für welche es Bestimmungen enthält.

Dieser internationale Verkehr ist es, der in Verbindung mit den vorgedachten Eigenthümlichkeiten der souverainen Staaten das Bedürfniß nach einem internationalen Privatrecht geschaffen hat. Denn hier sind die beiden Fragen gestellt, deren Beantwortung die eigenartige Aufgabe dieses Rechtes bildet.

Die erste Frage ist eine Folge davon, daß jeder Staat seine eigenen Unterthanen hat; sie würde sich uns aufdrängen, auch wenn alle Gesetzgebungen denselben Inhalt hätten, und lautet einfach: nach welchem Rechtsmaaßstab sind in jedem Staate Diejenigen zu bemessen, die dem Staate fremd sind? können sie Rechte erwerben und ausüben? sind sie im Stande zu prozessiren, sich zu verheirathen, zu erben? sind sie verantwortlich für ihre unrechtmäßigen Handlungen?

Die zweite Frage dagegen hängt ausschließlich zusammen mit der Verschiedenheit der Gesetzgebung der einzelnen Staaten, und wäre zu beantworten, auch wenn in allen Staaten alle Menschen nach gleichem Maaßstab behandelt würden, sodaß der Unterschied zwischen Unterthanen und Nicht-Unterthanen gänzlich wegfiele. Diese Frage lautet: Nach den Gesetzen welches Landes hat der Richter in jedem Staat über die seinem Urtheile unterstellten Streitfragen zu erkennen? Oder was dasselbe ist: Nach

den Gesetzen welches Landes haben Privatpersonen bei ihre
Thun und Lassen sich zu richten? Ist das Gesetz ihres eigen
Landes in allen Fällen die einzige Richtschnur, oder kann
vorkommen, daß ihre Rechte und Pflichten unter die Herrscha
eines fremden Gesetzes fallen? Wenn dem so ist, wodurch wi
dann für jeden Fall das zutreffende Gesetz bestimmt?

Sind dies die beiden Fragen, worauf das internationa
Privatrecht uns die Antwort schuldig ist, so liegt es auf d
Hand, daß wir das Recht in zwei Theile scheiden, Theile jedoc
die in Umfang und Schwierigkeit sehr verschieden sind. Wende
wir beiden einige Augenblicke unsere Aufmerksamkeit zu.

Wie ist in einem Lande der Rechtszustand der Ausländе
beschaffen?

Der Inhalt des bürgerlichen Rechts eines jeden Staate
läuft, kurz und bündig ausgedrückt, auf die Regelung derjenige
Rechte hinaus, welche Privatpersonen gegen einander habe
können, und der Ursachen, durch welche diese Rechte entstehen
oder zu Grunde gehen. Man nehme irgend ein Gesetzbuch zu
Hand, weiß man bis auf den Kern der Bestimmungen durch-
zubringen, so wird man diese Behauptung stets bewiesen sehen.

Jedes Recht setzt eine Person voraus, der es gebührt,
welche es benutzen kann, ein Rechts-Subject.

Wer — so lautet die Frage — ist befugt, als Person,
als Rechts-Subject aufzutreten, nur Inländer oder auch Aus-
länder?

Hat ein durch Letzteren geschlossener Vertrag Wirkung?
Wird er Eigenthümer der ihm geschenkten Sache? Kann er bei
dem Tode seines Blutsverwandten als Erbe auftreten? Ist er
der Vater seiner Kinder? Oder existiren alle diese Rechte nicht
für ihn, ist er rechtlos wie die Thiere auf dem Felde?

Die Antwort auf diese Fragen giebt sich Jeder sofort ohne
Erläuterung. Im privatrechtlichen Sinne als rechtsbefugt gilt
nicht der Staatsbürger, sondern der Mensch als solcher und zwar
in der ganzen civilisirten Welt. Die Eintheilung der Erde in
Staaten und Völker hat sehr gewichtige Folgen, aber mit der
privaten Rechtsfähigkeit hat sie glücklicherweise nichts zu schaffen.

Wie wäre es auch anders denkbar! Könnte wohl, um nur Eines anzudeuten, ein internationaler Handel existiren, wenn der Kaufmann nicht sicher wäre, daß man seine Contracte überall als gültig anerkennt, wenigstens ihnen überall die Rechtsbeständigkeit nicht deshalb versagt, weil er Ausländer ist? wenn er nicht sicher wäre, daß man niemals seine Waare als gute Beute erklären wird blos deßhalb, weil sie einem Ausländer gehört? Es wird denn auch Niemanden verwundern, daß das Prinzip: rechtsfähig ist nicht der Bürger, sondern der Mensch, woher er auch kommt, Jahrhunderte alt ist. Im frühen Mittelalter schon stellten es die Italiener auf. Nur gewisse Beschränkungen haben Ausländer sich lange gefallen lassen müssen, und noch jetzt sind sie nicht ganz befreit davon. Man denke an das „droit d'aubaine“ demzufolge die Nachlassenschaft eines Ausländers dem Souverain anheimfiel, und dessen letzte Ueberbleibsel erst im Jahre 1869 aus der holländischen Gesetzgebung entfernt wurden. Man erinnere sich auch der hie und da noch geltenden (in England erst seit wenigen Jahren abgeschafften) Unfähigkeit der Ausländer zur Erwerbung von Grundeigenthum.

Es ist keine gewagte Prophezeihung, daß diese letzten Reste eines von Eifersucht beschränkten Geistes, der die besten Bissen dem Landsmann zu sichern strebt, in einer nicht fernen Zeit dem überwundenen Standpunkte angehören werden. Das verlangt das wohlerwogene Interesse der Völker, dahin führt uns die historische Entwickelung. Diese letztere springt recht anschaulich ins Auge, wenn man drei Gesetzbücher aus drei verschiedenen Perioden unseres 19ten Jahrhunderts mit einander vergleicht. Ich meine das französische vom Jahre 1804, das holländische von 1838 und das italienische vom Jahre 1866. Der französische Gesetzgeber betrachtet den Genuß der bürgerlichen Rechte noch als eine große Gunst, die man Ausländern nicht gewährt ohne die Garantie, daß der eigene Landsgenosse in dem betreffenden fremden Lande dieselbe Begünstigung erfährt. Er bestimmt deshalb*) „Der Ausländer soll in Frankreich die bürger-

*) Code civil art. 11.

lichen Rechte genießen, welche dem Franzosen im Auslande du[r]
Traktat gesichert sind".

Der holländische Gesetzgeber von 1838 hat diesen beschränkt[e]
Standpunkt schon verlassen: nicht als Gunst, sondern als Rec[ht]
wird dem Ausländer der Genuß der bürgerlichen Rechte zue[r]
kannt, ohne daß die Gegenseitigkeit zur Bedingung gemacht wir[d]
Nur in sofern huldigt er noch der früheren Anschauung, da[ß]
er sich die Befugniß, Ausnahmen festzustellen, ausdrücklich vo[r]
behält. Seine Vorschrift lautet:*) „das bürgerliche Recht i[st]
dasselbe für Ausländer wie für Holländer, sofern das Gese[tz]
nicht das Gegentheil bestimmt".

Schließlich kommt der italienische Gesetzgeber von 1866
Die Idee der Rechtsgleichheit hat inzwischen neue Forderungen
aufgestellt, denn er bestimmt einfach**): „der Ausländer genießt
gleiche bürgerliche Rechte, wie der Staatsbürger" und damit
fallen alle Ausnahmen. Und damit hat Italien, meines Erachtens, ein Beispiel gegeben, dem man früher oder später überall
folgen wird.

Was die erste der beiden Fragen betrifft, welche dem internationalen Privatrecht zur Beantwortung vorgelegt werden, so
ist seine Aufgabe weder besonders umfangreich, noch außergewöhnlich schwierig. Sie beschränkt sich auf eine Erläuterung
Desjenigen, was Gesetzgebung und Praxis in den verschiedenen
Staaten der civilisirten Welt in Bezug auf den Rechtszustand
der Ausländer bestimmen, und auf die Präcisirung dessen, wovon hier wie da die Eigenschaft als Ausländer abhängig gemacht wird. Mit theoretischen Schwierigkeiten hat das internationale Privatrecht dabei nicht zu kämpfen, wichtige Reformen
sind nicht anzustreben.

Von dem zweiten Theile der Aufgabe läßt sich nicht dasselbe
sagen, im Gegentheil, wenn es etwas giebt, über welches in
dieser Hinsicht die Gelehrten aller Zeiten und Länder übereinstimmen, dann ist es wohl der Satz, daß die aus der Verschieden-

*) Artikel 9 wet houdende algem. bepalingen.

**) Buch 1, Artikel 3 des cod. civ. ital.

heit der Gesetzgebung resultirenden Fragen zu den mühsamsten der ganzen Rechtswissenschaft gehören. Die älteren Schriftsteller namentlich bezeugen das reichlich, sie sehen darin die Folterbank des Geistes, wie P. Voet, oder stellen sich, wie Rodenburg*) die Autoren, welche sich daran gewagt haben, vor, als von Schweißperlen tropfend, keuchend und seufzend unter ihrer Last.

Vermeiden wir von vorn herein einen Fehler, in den man hierbei häufig gefallen ist, und vergegenwärtigen wir uns zunächst die Frage deutlich. Gesetzgebungen existiren so viele als souveraine Staaten, ja wohl noch mehr. Denn es giebt noch genug Länder, die in ihren Grenzen eine Musterkarte der verschiedensten Gesetzgebungen aufweisen, wovon jede für einen Theil des Ganzen Gültigkeit hat, so beispielsweise in England, Deutschland, der Schweiz, so in Holland und seinen Colonien in Ost und West.

Alle diese Gesetzgebungen weichen in wichtigen und vielen Punkten von einander ab.

Gleichzeitig besteht zwischen den verschiedenen Staatsbürgern untereinander ein lebhafter, stets zunehmender Verkehr. Es giebt heute keinen Staat mehr, der seine Grenzen den Ausländern verschließt, oder der es seinen eigenen Unterthanen verbietet, sich in das Ausland zu begeben, oder mit Ausländern Beziehungen anzuknüpfen.

Durch diese Sachlage werden Privatpersonen vor eine Frage gestellt, von deren richtiger Lösung die Erhaltung ihres Vermögens, das Glück ihres Hausstandes, die Rechtmäßigkeit ihrer Kinder, ja, wenn wir auch an das Strafrecht denken, ihr Leben, ihre Freiheit abhängen können.

Das Recht, die Richtschnur unseres Thun's und Lassen's, beherrscht uns nicht als ein Schicksal, dessen Schläge wir nicht vorhersehen, also auch nicht abwenden können. Wäre dies der Fall, so erreichte es seinen Zweck nicht: es wäre keine Richtschnur; denn wir würden, da wir nicht wüßten, was zu thun wäre, um es zu unserem Vortheil zu lenken, so handeln, als existire es nicht, wir würden geduldig abwarten, was uns beschieden.

*) de jure conjugum p. 15.

Soll es wirklich die Macht sein, die unser Handeln bestim dann muß es anders auftreten, und zwar als ein Rathg der uns mit den Folgen unseres Thun's und Lassen's vo bekannt macht. Es darf nicht nach vollbrachter That erst sagen, was wir eigentlich gethan haben, welchen vortheilh oder nachtheiligen Folgen wir uns ausgesetzt, was uns Handeln zur Erreichung des vorgesteckten Zieles fehlte: r vorher soll es uns instruiren, damit wir uns nach seinen schriften richten, seinem Winke folgen können, und es somit uns selbst zuzuschreiben haben, wenn wir das Gewünschte erreichten, oder erreichten, was wir nicht wünschten.

Mit dieser Auffassung des Rechts, die heute wohl Niemandem mehr bestritten wird, wenn schon es gar nich lange her ist, daß man im Strafrecht laut das bekan „nullum delictum, nulla poena sine praevia lege poen verkündigen mußte, mit dieser Auffassung des Rechts, sage ist der Zustand, welcher durch das Nebeneinanderbestehen verschiedenen Gesetzgebungen geschaffen wird, wenigstens so es nicht möglich ist, das Uebel zu beseitigen, in greifba Widerspruch. Denn die verschiedenen Gesetzgebungen erschei uns als ebenso viele Rathgeber, jeder mit seinem eigenen R welchem sollen wir folgen?

Die Situation Jemandes, der das Recht nicht kennt, Gefahr läuft, gegen diese oder jene Bestimmung zu versto ist nicht beneidenswerth. Aber ist die Situation Jemandes, 50 verschiedene Gesetzgebungen genau kennt, ohne zu wissen, welche er sich zu halten hat, deshalb besser?

Nehmen wir einige Beispiele zur Erläuterung. Es wün Jemand eine gesetzlich gültige Ehe mit seiner Cousine zu schlie soll er thun, was sein Herz ihm eingiebt, da das eine Gese erlaubt, oder soll er es unterlassen, weil das andere es verbie

Ein Anderer will sein Testament machen. Wie viele Zeu soll er nehmen, 2 nach holländischem, 4 nach französisch 7 nach dem hier und und da noch geltenden römischen Re Und müssen die Zeugen wenigstens 23, wenigstens 21 wenigstens 14 Jahre alt sein? Das holländische Gesetz

langt das erste, das französische das zweite, das römische das dritte Alter.

Es will Jemand eine Anleihe bei mir machen, der sich zum Beweise seiner Solidität auf das Vermögen seiner Frau beruft. Giebt mir das eine Garantie, weil das eine Gesetz die Güter der Frau für die Schulden des Mannes als haftbar hinstellt, oder muß ich das Gesuch von der Hand weisen, weil ein anderes Gesetz das Gegentheil bestimmt?

Solcher Beispiele lassen sich unzählige anführen, diese wenigen aber zeigen wohl schon zur Genüge deutlich die Schwierigkeiten, welche für Privatpersonen aus der Verschiedenheit der Gesetzgebung sich ergeben.

Es versteht sich von selbst, daß solche Verschiedenheiten, wo nur möglich, zu beseitigen sind. Rechtssicherheit ist die erste Bedingung einer gut geordneten Gesellschaft; der soeben beschriebene Zustand ist das gerade Gegentheil hiervon.

Nun läßt sich wohl denken, daß auf zweierlei Weise, aber auch nur auf diese beide Arten, dem Unwesen gesteuert werden kann. Die erste würde darin bestehen, daß man den Unterschied der verschiedenen Gesetzgebungen aufhöbe und den Inhalt aller gleichmäßig gestaltete: Ein Gesetz für die ganze Welt, und überall in gleicher Weise ausgeführt! Es liegt auf der Hand, daß vorläufig nicht daran zu denken ist, von diesem Mittel Gebrauch zu machen. Es wäre radical, leidet aber an dem großen Fehler, unausführbar zu sein. Außerdem würde es Nachtheile mit sich bringen, welche die Vortheile weit überwiegen; denn die Verschiedenheit der Gesetzgebungen ist nicht eine willkührliche, sondern sie wurzelt tief in den Unterschieden der gesellschaftlichen Verhältnisse, in dem Bildungsgrade, in den äußeren Lebensbedingungen. Dasselbe Recht, welches sich für das eine Volk eignet, wäre vielleicht für das andere eine Quelle der Verwirrung und des Unrechts.

Kann demnach der Unterschied der Gesetzgebungen nicht aufgehoben werden, so bleibt nichts anderes übrig, als danach zu streben, diese Verschiedenheiten unschädlich zu machen, und das ist das zweite Mittel, das ich im Auge habe: Jede

Handlung, jede Rechtshandlung ist unter die Herrschaft Eine bestimmten Gesetzes zu stellen, welches natürlich zugleich da einzige ist, das die Person bei der Handlung zu beachten hat

Es muß, mit anderen Worten, eine Reihe von Vorschriften geschaffen werden, welche es der Privatperson ermöglichen, für jede Rechtshandlung eine bestimmte Gesetzgebung als die zutreffende zu betrachten, und es muß ferner die Sicherheit gegeben werden daß diese Gesetzgebung dann auch die einzige ist, welche auf die Handlung wirklich angewandt wird, einerlei, welcher Richter sein Urtheil darüber zu fällen hat.

Es ist klar, daß auf diese Weise aller Rechtsunsicherheit ein Ende gemacht wird. Freilich bleiben alle Gesetzgebungen neben einander bestehen und in Kraft, aber bei jedem Entschluß, den wir fassen, bei jedem Schritt, den wir thun, haben wir es nur mit Einer zu thun. Ihrer Leitung unterwerfen wir uns mit vollem Vertrauen, weil wir wissen, daß jeder Richter, wer es auch immer sei, dieser selben Gesetzgebung bei der Entscheidung zu folgen hat.

Wohl bereitet die große Rechtsverschiedenheit auch diesem Systeme noch Schwierigkeiten: es ist möglich, daß wir heute nach diesem, morgen nach jenem Gesetz uns zu richten haben, unsere Gesetzkenntniß muß also verschiedene Gesetzgebungen umfassen; jede unserer Rechtshandlungen hat damit zu beginnen, daß wir fragen, welche Gesetzgebung dafür maaßgebend ist, und die Beantwortung dieser Frage mag mitunter recht schwierig sein.

Aber wären diese Schwierigkeiten noch zehnmal größer, wir haben uns dennoch damit abzufinden, denn ein anderes Mittel, der aus der Verschiedenheit der Gesetzgebungen entspringenden Unsicherheit zu entgehen, giebt es nicht.

Diese Vorschriften, welche Ordnung in das Chaos der Gesetzgebungen bringen sollen, nicht dadurch, daß sie eine Verschmelzung derselben anstreben, sondern dadurch, daß sie uns in jedem Falle, wo wir für unser Thun und Lassen die Bestimmungen des Gesetzes zu kennen bedürfen, dasjenige bezeichnen, welches für diesen speciellen Fall allein in Anwendung kommt, diese Vor-

schriften, sage ich, bilden das internationale Privatrecht, machen wenigstens den bedeutendsten Theil desselben aus.

Sie zu entwickeln und analog auszudehnen, soweit sie schon vorhanden, sie aufzusuchen, soweit sie noch fehlen, das ist die mühsame Aufgabe Desjenigen, welcher die Bearbeitung des internationalen Privatrechts sich zum Ziele setzt.

Ich spreche von einer mühsamen Aufgabe, und möchte einem etwa sich erhebenden Widerspruch dagegen hier gleich meine Gründe entgegensetzen. Nach dem Vorhergesagten wird man mir zugeben, daß eine große Verschiedenheit der Gesetzgebung in den verschiedenen Ländern der civilisirten Welt vorhanden, und daß es für jeden Menschen ein Lebensbedürfniß ist, zu wissen, nach welcher von allen er sich zu richten hat; aber man glaubt vielleicht dabei, daß jedem Menschen sein Gesetz von selbst zugewiesen sei. Es wird nicht widersprochen, daß die Frage, wie ich sie stelle, allerdings gestellt werden kann, aber der Zweifler ist vielleicht der Meinung, ihre Beantwortung läge auf der Hand, sei mindestens als eine leichte Aufgabe zu bezeichnen.

Natürlich, so heißt es, hat jeder Mensch sich nur an das Gesetz desjenigen Landes, zu dem er gehört, zu halten, und hat jeder Richter nur die Gesetze desjenigen Staates anzuwenden, der ihn angestellt hat. Weder der Eine, noch der Andere hat sich um die Gesetze anderer Länder auch nur im allergeringsten zu kümmern.

Ich gebe zu, daß diese Auffassung im ersten Moment durch ihre Natürlichkeit und Einfachheit etwas für sich hat; ich füge hinzu, daß wir, wenn sie richtig ist, die Wissenschaft des internationalen Privatrechts nicht nöthig haben. Aber ich behaupte auch, daß sie durchaus nicht zutrifft, und mache mich anheischig, dies zu beweisen.

Diese Auffassung hat, sagte ich, etwas für sich durch ihre Natürlichkeit. Wer über diese Frage nie nachgedacht hat, der kann sich schwer vorstellen, wie man sie anders lösen könne; er wird indessen schon mehr oder weniger mißtrauisch werden, wenn

er sich von den Gründen, auf denen sie beruht, Rechenschaft zu geben versucht. Denn ich prophezeihe ihm, daß er auf seine Frage nach dem „warum" keine andere Antwort finden wird als: daß sich das von selbst versteht. Mit anderen Worten, er muß seine Behauptung als ein Axiom aufstellen, oder sie fallen lassen. Und da die Rechtswissenschaft keine Axiome anerkennt, so wird ihm wohl nur das Letztere übrig bleiben.

Gewiß läßt sich ein Zustand denken, in dem die Schwierigkeit auf die beschriebene einfache Weise beseitigt werden könnte. Wenn gar kein internationaler Verkehr existirte, wenn der Bürger eines Landes niemals in ein anderes käme, oder mit fremden Staatsbürgern irgend welche Beziehungen anknüpfte, dann würden sich weder Richter, noch Privatpersonen um die Gesetze anderer Länder zu kümmern haben, sie wären für sie einfach nicht vorhanden. Aber dann würde, was soeben verworfen ist, auch nicht als Axiom angenommen werden müssen, sondern gerade durch diesen Zustand sich begründen lassen. Und dann ist zugleich ausgemacht, daß ein anderer Zustand auch eine andere Auffassung erfordern kann.

Nun denn, der andere Zustand liegt vor. Es giebt einen internationalen Verkehr; wer sich heute hier befindet, ist vielleicht morgen schon auf anderem Staatsgebiete; wer hier wohnt, kann Besitzer von Land sein, das seine Gegenfüßler betreten; hier geschlossene Contracte finden häufig anderswo ihre Ausführung; was hier geschehen ist, kann überall sonst den Gegenstand eines richterlichen Urtheils bilden. Berührung mit dem Auslande besteht unaufhörlich für unzählige Personen, für zahllose Rechtsbeziehungen. Und wenn es wahr ist, daß unser Bestreben darauf gerichtet sein soll, diesen internationalen Verkehr nicht zu tödten, sondern im Gegentheil zu ermöglichen, ja sogar zu befördern, und wer wird das läugnen, dann ist auch sicher die Auffassung, daß für Richter und Privatpersonen nur die Gesetze des eigenen Landes in Betracht kommen, nicht allein nicht mehr natürlich, sondern man muß dann auch eine ganz andere zu gewinnen suchen.

Daß diese scheinbar so natürliche und einfache Auffassung

eine sehr schlechte Ordnung abgeben würde, ist leichter zu beweisen, als an deren Stelle die bessere zu finden.

Im Vordergrunde steht hierbei, daß es gerade durch den internationalen Verkehr, durch das Reisen und Uebersiedeln der Personen, durch den Güterverkehr in sehr vielen Fällen unmöglich ist vorauszusagen, in welchem Lande eine gewisse Rechtsbeziehung den Gegenstand der richterlichen Untersuchung abgeben wird. Die Gültigkeit einer hier geschlossenen Ehe kann später in welchem Staate man will vom Richter unter Umständen beurtheilt werden. Wo, weiß Niemand, denn das hängt von unberechenbaren Zufälligkeiten ab. Man nehme z. B. an, daß die Eheleute in anderen Ländern Güter haben oder erlangen, so entsteht sofort die Frage, welchen Einfluß ihre Ehe auf diesen Besitz ausübt. In erster Reihe ist festzustellen, ob die Ehe gültig ist oder nicht. Oder man nehme an, daß Ehegatten nach dem Auslande übersiedeln, und daß bei ihrem Tode in Betreff der Erbschaft die eheliche Geburt der Kinder bestritten wird. Oder man denke sich den Fall, daß einer ihrer Abkömmlinge nach einem andern Erdtheile zieht und dort ein neues Geschlecht stiftet; nach einem Jahrhundert vielleicht stirbt das letzte Glied dieses neuen Geschlechts ohne Testament; wer hat Anrecht auf die Nachlassenschaft? Die entfernten Verwandten des Mutterlandes, vorausgesetzt, daß sie die Blutsverwandtschaft beweisen können, und auch die Gültigkeit der ersten Ehe, der diese Verwandtschaft den Ursprung verdankt?

Dieser eine Fall mag genügen, um zu zeigen, daß man häufig gar nicht vorher wissen kann, wo das Gesetz zur Anwendung kommen wird, ja, daß dies häufig nicht dort der Fall sein wird, wo die Person wohnhaft war, als sie die Handlung vollzog.

Trifft dies Alles zu, so wird man zugeben müssen, daß die Schwierigkeiten, welche sich aus der Verschiedenheit der Gesetzgebungen ergeben, niemals beseitigt werden können durch die Vorschrift: „jeder Richter wende nur die Gesetze des ihn anstellenden Staates an, diese Gesetze nur sollen den Parteien als Richtschnur dienen“. Damit ist Niemandem geholfen, weil

Keiner wissen kann, wer sein Richter, resp. welches sein Gesetz sein wird.

Zugleich ergiebt sich daraus, daß die Regel: „der Richter wendet nur das Gesetz seines Landes an“ niemals in Einklang zu bringen ist mit der andern Regel: „Privatpersonen haben nur ihre Landesgesetze zu beobachten“. Denn alsdann würde beispielsweise ein Franzose, dessen Rechtshandlung dem Urtheile eines englischen Richters unterworfen wird, nach der ersten Regel das englische, nach der zweiten das französische Gesetz zu beobachten gehabt haben, was bei verschiedenem Inhalt unmöglich ist. Die anscheinend so natürliche Auffassung läuft also auf einen Widerspruch hinaus.

Hiernach kann ich nun der soeben gegebenen Umschreibung des internationalen Privatrechts eine sehr wichtige Erweiterung hinzufügen. Es soll uns nicht nur die Regeln geben, welche es ermöglichen, daß wir in gegebenen Fällen das richtige, uns beherrschende Gesetz ausfindig machen, diese Regeln sollen auch gleichzeitig so beschaffen sein, daß durch sie der internationale Verkehr ermöglicht und unterstützt wird. Es soll, wie einer der bekanntesten Lehrer des internationalen Privatrechts der Neuzeit sich ausdrückt*), jedem Athemzuge, jedem Pulsschlage des internationalen Lebens folgen und Schutz bieten, es soll jedem Individuum die Möglichkeit garantiren, in den verschiedensten, den entferntesten Ländern sicher und frei zu handeln.

Wie weit hat es die Wissenschaft des internationalen Privatrechts in der Lösung ihrer Aufgabe gebracht? was hat sie bis jetzt gethan, was bleibt ihr zu thun noch übrig?

Es kann nicht überraschen, daß Jahrhunderte vergangen sind, seit zuerst Fragen des internationalen Privatrechts die Aufmerksamkeit der Gelehrten erregt, und deren Federn in Bewegung gesetzt haben. Die Fragen mußten auftauchen und gebieterisch Lösung erheischen in dem Maaße, als der sich entfaltende Handel Beziehungen unter den, verschiedenen Gesetzgebungen unterworfenen Personen schuf.

*) Brocher in der Revue de droit international 1871 pag. 412.

Eine befremdende Wahrnehmung ist es, daß bei den römischen Juristen, wenigstens soweit wir es beurtheilen können, von einer wissenschaftlichen Behandlung unserer Lehre keine Rede ist. Allerdings kommen im corpus juris einzelne Stellen vor, die man von altersher damit in Verbindung zu bringen gesucht hat, aber abgesehen davon, daß die meisten dieser Stellen für das unbefangene Auge mit der Frage überhaupt nur sehr wenig zu thun haben, von einer, wissenschaftliche Methode anstrebenden Behandlung ist keine Spur zu entdecken.

Doch kaum lebt das Rechtsstudium im Mittelalter neu auf, so entsteht auch der erste Keim des internationalen Privatrechts und entwickelt sich zu einer, wenn auch recht zierlichen, so doch umfangreichen Pflanze. Die Post-Glossatoren und die mittelalterlichen italienischen Juristen sind es, welche zuerst eine wissenschaftliche Behandlung der Frage versucht haben. Und der von ihnen ersonnenen Theorie war es bestimmt, ein langes Leben zu fristen und großes Ansehen zu erwerben. Aus Italien kam sie zu uns, nach Holland, Frankreich, Deutschland und überall war sie ihrer Schwierigkeiten wegen verhaßt, aber doch begierig aufgenommen. Gab es auch manche Rechtsgelehrte, die sie verwarfen, so bildeten diese doch eine Ausnahme, welche auf die Praxis wenig Einfluß hatte.

So erhielt sie sich bis in unser Jahrhundert, da war ihr letztes Stündlein gekommen, als wissenschaftliche Theorie wenigstens, nicht als practisches Recht; denn bevor sie noch unter den Streichen erlag, welche ihr Männer wie Wächter und Savigny versetzten, hatte sie noch Zeit genug, ihr System in die Gesetzbücher einzuschmuggeln, welche im Ende des vorigen und in der ersten Hälfte unsers Jahrhunders entstanden. Das war ihre letzte That, als diese gethan, konnte sie gehen, wobei Viele ihrer dankbar gedachten, Mehrere aber vielleicht noch ein Kreuz hinter ihr schlugen. Der Unterrichtete weiß, welche Theorie ich hier im Auge habe, es ist die als die Lehre der Statuten bekannte, deren nicht immer leicht erkennbare Grundzüge ich kurz andeuten will.

Diese Theorie geht von dem, schon von Baldus ausgesprochenen Grundsatze aus, daß die Gesetze den Personen, den

Sachen und den Handlungen auferlegt werden, sie vertheilt demgemäß die Rechtsvorschriften in persönliche, die die Personen, in reale, die die Sachen, und gemischte, welche Handlungen betreffen, und folgert nun weiter: die Souverainetät des Staates erstreckt sich auf alle Personen, die ihm unterthänig sind, auf alle unbeweglichen Güter, welche zusammen sein Territorium bilden und auf alle Handlungen, welche sich innerhalb seines Gebietes vollziehen. Seine Gesetze drücken demzufolge auf die Personen, Sachen und Handlungen gewissermaßen einen Stempel, den sie überall tragen, der durch keinen Richter, wo er immer functioniren möge, ignorirt werden darf. Es werden die Personen also überall, wo sie sich auch befinden mögen, durch die Gesetze des Landes, dem sie angehören, beherrscht, ebenso die Sachen durch diejenigen des Landes, wo sie liegen, die Handlungen durch diejenigen des Ortes, wo sie verrichtet werden.

Man sieht, eine vollständige Theorie, die nicht allein danach strebt, anzugeben, durch welche Umstände die Anwendbarkeit der Gesetze bestimmt wird, sondern welche auch für diese Ordnung rechtsphilosophische Gründe bereit hält.

Und doch ist sie verworfen, und meines Erachtens, mit vollem Recht. Denn ihre philosophischen Grundzüge sind unwahr und ihre Regeln sind unpractisch.

Unwahr und aus der Luft gegriffen ist es, daß der Staat kraft seiner Souverainetät einen Stempel auf die Personen, Güter und Handlungen innerhalb seines Gebietes drückt, und wenn es wahr wäre, so bliebe noch zu erwägen, ob nicht andere Staaten eine Ueberstempelung kraft ihrer Souverainetät ausüben können.

Unpractisch muß jede Ordnung sein, bei welcher Alles abhängt von der Unterscheidung der Bestimmungen in persönliche, sächliche und gemischte, denn diese Unterscheidung ist, das hat die Erfahrung gelehrt, einfach unmöglich. Die Bemühungen der scharfsinnigsten Gelehrten, sie zu finden, sind stets gescheitert; am sichersten ging dabei wohl noch der alte Bartolus zu Werke, welcher das Kennzeichen in der Rangordnung suchte, in welcher die Worte in der Vorschrift stehen: sodaß z. B. die Vorschrift

„der Erstgeborene erbt" persönlich wäre, dagegen dieselbe Vorschrift in der Form „die Erbschaft fällt an den Erstgeborenen" zu den realen, den sächlichen zu zählen wäre. Was er beabsichtigte war ungereimt, aber wenigstens deutlich, was sich von den späteren Unterscheidungen nicht immer behaupten läßt.

War also, wie gesagt, die große Mehrheit der Juristen einstimmig in der Annahme der Statuten-Theorie, so bestand doch wenig mehr als diese formelle Einheit. Sobald man daran ging, sie auf besondere Fälle anzuwenden, so offenbarte sich eine unerquickliche Meinungsverschiedenheit.

Wahr ist, was Savigny gesagt hat, daß die Statuten-Theorie sich eigentlich für alle möglichen Zwecke gebrauchen läßt, daß man mit ihr beweisen kann, was man nur will, und es leidet wohl keinen Zweifel, daß in diesem Accommodationsvermögen das Geheimniß ihrer Popularität zu suchen ist. Jeder fühlte sich heimisch darin, konnte sich damit helfen; wollte Einer beweisen, daß zwischen Eheleuten aus einem Lande, wo Schenkungen der Eheleute untereinander verboten waren, auch nach der Niederlassung in einem Lande, wo das Gegentheil galt, Schenkungen nicht stattfinden dürften, so nannte er dieses Verbot ein persönliches Statut, welches den Personen folgt, wohin sie gehen mögen. Um das Gegentheil zu beweisen, brauchte man das Verbot nur als ein reales zu registriren, und damit wurde in beiden Fällen ganz deutlich die Statuten-Theorie befolgt.

Auch hier gilt das „les extrêmes se touchent"; eine Lehre, welche sich zu Allem eignete, war ganz unbrauchbar; und doch kann man ihr große Verdienste nicht abstreiten. Sie hat nämlich den Begriff zuerst zur Geltung gebracht, daß der eine Staat sehr wohl, ohne etwas von seiner Souverainetät aufzuopfern, die Gesetze eines andern Staates durch seine Richter anwenden lassen kann; damit hat sie den ersten Anstoß zur Entstehung des internationalen Privatrechts gegeben.

Auf alle Fälle haben wir vor der Hand noch mit ihr zu rechnen, Gesetzgebung und Praxis stehen zum guten Theile noch unter ihrem Einfluß und können nur aus ihr begriffen und erklärt werden. Viele ihrer Lehrsätze machen noch immer, wenn

auch unter anderm Namen und in anderer Verbindung, ein gut Theil der gegenwärtigen Wissenschaft aus. Ja, es will uns fast scheinen, als hätten wir in Manchem, was als funkelnagelneu angekündigt wird, häufig nur ein an ihr begangenes Plagiat zu begrüßen.

Das Alte ist also verworfen: was ist an seine Stelle getreten? Ist neuerdings die Wissenschaft des internationalen Privatrechts auf solideren Grundlagen errichtet? Ist man einig über ihre Grundsätze und Methode?

Wie es in der Wissenschaft mehrfach bei der Umstoßung einer althergebrachten Theorie gegangen ist, so auch hier: der freigewordene Platz will erobert sein; man hat den festen Grund, auf dem man zu stehen glaubte, sinken sehen, und ruht nicht eher, bis ein neuer gefunden ist. Neue Vorstellungen entstehen in Menge, es ist ein fortwährendes Tasten und Suchen, und geraume Zeit noch dauert es, bevor neue Vereinigungspunkte gefunden sind.

So verläuft zwischen der alten aufgehobenen und der neuen noch nicht befestigten Ordnung der Dinge ein Uebergangsstadium, in welchem die Wissenschaft ein Bild der Verwirrung bietet. Man wird nicht zu viel behaupten, wenn man sagt, daß die Wissenschaft des internationalen Privatrechts sich gegenwärtig in diesem Uebergangsstadium befindet, daß sie, um mit Savigny zu reden, „im Werden begriffen ist“.

Ich will durch ein schlagendes Beispiel beweisen, daß ich nicht übertreibe. Was könnte man denn wohl von einer Wissenschaft erwarten, die in ihren ersten Anfängen nicht feststeht! Hat doch jede Wissenschaft damit zu beginnen, daß sie eine Sicherheit bietet dafür, daß das Gesuchte auch wirklich zu finden ist. So lange dies nicht nur bestritten wird, sondern auch bestreitbar ist, so lange ist eigentlich jede weitere Forschung voreilig.

Nun denn, gerade die allerersten Grundlagen fehlen der Wissenschaft des internationalen Privatrechts! Man differirt nicht nur über die Frage, welche Theorie die beste und wahrste ist, es giebt sogar noch Männer, welche jeder Theorie, welcher Art auch, das Recht der Existenz bestreiten!

Ihr sucht, was nicht zu finden ist, rufen sie ihren Gegnern zu, euere metaphysischen Haarspaltereien führen zu nichts, und können zu nichts führen. Denn da jeder Staat die Macht und das Recht hat, durch seine eigenen Richter nur seine eigenen Gesetze anwenden zu lassen, so ist jede Anwendung fremder Gesetze nur eine Höflichkeit, zu welcher ihn allenfalls Rücksichten auf eine gute Nachbarschaft verführen können, die aber in keinem Falle zu einer gesetzlichen Regel gestaltet werden kann. Die einzigen Regeln, die in Betracht kommen können, sind diejenigen, welche der Staat ausdrücklich oder stillschweigend gutheißt. Wer aber nach wissenschaftlichen Grundsätzen sucht, wer nach Wahrheit sucht, die außerhalb der Zustimmung der souverainen Staaten gelten sollen, der ist ein Narr*).

Die Antwort bleibt natürlich nicht aus. Was ihr Narrheit nennt, so heißt es, ist unserer Auffassung nach der schönste Theil der Aufgabe. Wir geben euch gerne zu, daß der souveraine Staat jede Anwendung fremder Gesetze verhindern kann, aber das hat mit der eigentlichen Frage nichts zu thun, denn hier handelt es sich nicht um die Frage, was die Staaten thun können, sondern was sie, sofern sie überhaupt Werth legen auf das Wesen des Rechts und der Rechtsprechung, und auf die Forderungen der Logik, thun müssen. Wir sind der Meinung, daß aus gewissen Prämissen, die von jedem Staate anerkannt werden, und die mit dem menschlichen Zusammenleben selbst gegeben sind, logisch die Principien sich entwickeln, durch welche

*) Siehe z. B. Foelix, Traité du droit international privé, Ausg. 1866, pag. 26. no. 13, pag. 31. no. 17 und die Vorrede passim; auch Story, Conflict of laws, pag. 37.

Foelix sagt pag. 26: „Dans un pareil état de choses la mission de l'écrivain, en cette matière, se borne à signaler, suivant un ordre méthodique, les cas dans lesquels la comitas gentium a été appliqué, à indiquer les cas analogues susceptibles d'être décidés de la même manière. Par la suite, l'accroissement du nombre des décisions intervenues, et les débats qui les auront précédées, permettront d'établir des règles plus générales que celles qu'on a pu admettre et reconnaître jusqu'à ce jour. C'est ainsi, que le droit international privé pourra arriver a l'état de science etc.

für jeden Fall das anwendbare Gesetz zu finden ist. **Was** der Staat thun **kann**, ist eine Frage der Willkür, **was** er **thun muß**, wenn er logisch handeln will, daß kann nur die **Wissenschaft** feststellen.

Eine tiefe Kluft, die beide Parteien scheidet! Was der Eine als leere Speculation betrachtet, das scheint dem Andern eine echt wissenschaftliche Arbeit; wo der Eine die Arbeit als beendet ansieht, geht der Andere erst recht an's Werk!

Von welch' eminent practischer Bedeutung die Frage ist, ergiebt sich, wenn man bedenkt, daß das in den Gesetzen niedergelegte und in der heutigen Praxis zur Anwendung kommende positive internationale Privatrecht nach dem Zeugnisse Aller unzulänglich, und der Verbesserung dringend bedürftig ist. Woher soll diese Verbesserung kommen, wenn es nicht durchaus wahre und logische Principien giebt, welche die Wissenschaft zuerst aufsucht und dann der Gesetzgebung und Praxis zur Nachfolge empfiehlt? Woher vor allen Dingen sollen wir sonst die Einheit der Ordnung nehmen, von der wir zur Zeit so weit wie möglich entfernt sind, und die denn doch die erste Bedingung eines guten internationalen Privatrechts ist?

Wie dem nun auch sei, soviel wird wohl aus dem bisher Gesagten Jedermann klar geworden sein, daß ich den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft des internationalen Privatrechts nicht übertrieben habe: eine Wissenschaft, welche sich selbst über eine Frage, wie die hier angedeutete, nicht klar ist, muß als eine erst im Entstehen begriffene betrachtet werden.

Und doch haben wir in einer wichtigen Hinsicht schon viel gewonnen.

Es giebt Etwas, das vor allem Uebrigen eine Lebensfrage für das internationale Privatrecht bildet, ja, das die Regelung der für jeden Fall anwendbaren Gesetzgebung eigentlich erst zu einem internationalen Privatrecht erhebt, das ist die Einheit. Durch diese allein erhält der internationale Verkehr das, was ihm vor Allem noth thut, Sicherheit. Sie allein giebt uns das Recht, überhaupt von einem alle Länder umfassenden und deren Gesetzgebungen zu einem Ganzen verbindenden internationalen

Privatrecht zu reden. Was auch in den Gesetzgebungen der verschiedenen Länder Abweichendes enthalten sein möge, auf die Frage, wie weit ihre Herrschaft sich erstreckt, muß überall dieselbe Antwort gegeben werden. Wer danach strebt, sie zu lösen, muß sich stets bewußt sein, daß er internationale, nicht nationale Interessen zu behandeln hat.

Nun denn, früher wurde dieser allgemeine Charakter der Frage nur zu häufig übersehen. Der große amerikanische Jurist Story tadelte die Rechtsgelehrten mit Grund, daß sie die Fundamentalsätze der allgemeinen, überall anwendbaren Wissenschaft nicht genügend schieden von denen, welche nur auf besonderen nationalen Interessen und deren eigener privater Gesetzgebung beruhen. Gegenwärtig jedoch steht gerade das Universelle, das weder an Zeit noch Raum Gebundene, in der Wissenschaft im Vordergrunde. Die Frage, welche die Gelehrten heute sich stellen, lautet nicht mehr: wie muß der Gegenstand in diesem oder jenem Lande geregelt werden, sondern: welches sind die Principien, die überall gelten müssen? Sie folgen der Lehre Savigny's*), und lassen keine Regel gelten, die sich nicht zur Aufnahme in ein allgemeines, für alle Völker geltendes Gesetz eignet. Gelangen sie damit auch zuweilen zu einem Resultat, welches für ihr eigenes Land weniger vortheilhaft scheint, so trösten sie sich darüber mit dem Bewußtsein, daß das große Ziel, die Einheit, nicht anders erreichbar ist, als daß ein Jeder zu einem Opfer seinerseits bereit ist.

Mit dieser neuen Anschauungsweise ist der Weg zu einem wirklichen internationalen Privatrecht gebahnt; in ihr haben wir den großen Fortschritt, den die jüngste Zeit uns gebracht, zu begrüßen. Jetzt, wo sie herrschend geworden ist, braucht man in der großen Meinungsverschiedenheit über die wahre Theorie nichts Beunruhigendes mehr zu sehen. Wenn Alle ohne Vorurtheil nach dem gleichen Ziele streben, so werden die Unterschiede unzweifelhaft mit der Zeit sich ausgleichen und endlich

*) Savigny, System. Band VIII. Seite 115.

ganz verschwinden. Dann endlich werden wir erreichen, was wir noch nie besaßen: neben der Vielheit der Gesetzgebungen ein einheitliches System von Regeln, das sie zu einem harmonischen Ganzen verbindet.

Der Maurer.*)

Nachdem der große Baumeister der Welt das schöpferische „Werde" gerufen, und die Meßschnur gezogen, den Zirkel angelegt, und die großen und kleinen Lichter in dem Tempel der Welt angezündet, rief er ein fühlendes, denkendes Wesen in's Dasein, ein Wesen mit Herz und Geist, und sprach zu ihm im Tone der Liebe: du kleinstes und größestes, schwächstes und stärkstes Geschöpf, das an das Thier und an den Engel grenzet, „sei Mensch und wirke menschlich!" — Sei Mensch! Großes, inhaltschweres Wort! Alle Obliegenheiten in sich fassend, die der Mensch gegen den Menschen, gegen die Menschheit zu erfüllen hat. Sei Mensch! denke an deinen Ursprung und sei bescheiden! denke an deine Abhängigkeit und sei hülfreich! denke an die gleiche Abstammung und verbanne allen Dünkel und allen Stolz auf Gestalt und Rang, Macht, Reichthum und Gewalt. Sei Mensch! gedenke der Würde deiner Natur, und in diesem Bewußtsein besitze den treuesten Schutzengel deiner Unschuld, die stärkste Stütze deiner Tugend, den mächtigsten Antrieb zu jeder edelen Gesinnung, jeder großen That, die sicherste Wehr gegen Selbstentweihung und Selbsterniedrigung! — Sei Mensch! und Menschenbeglückung sei deine Bestimmung bis zum letzten Athemzuge! —

Aber im Laufe der Zeiten hat der Mensch die hohe Bedeutung seines Namens vergessen und das Wort Mensch wurde ihm nichts weiter, als der Inbegriff aller Schwächen und Ge-

*) Aus dem handschriftlichen Nachlasse meines Vater's.

brechen. Daß er von Gott abstamme, vergaß er; daß er vom Weibe geboren, dessen allein war er eingedenk; daß ihn der Himmel gezeugt, vergaß er, daß ihn die Erde genährt, dessen allein gedachte er und darauf wälzte er die Schuld aller seiner Sünden, Laster und Leidenschaften, die ihn und die Brüder zerstörten. Er vergeudete seine Kraft, er mißbrauchte seine Gewalt, er verhöhnte die Unschuld, legte seine Brüder in Fesseln, mordete ihre Freiheit und vergiftete ihren Frieden, und wenn er zur Rede gestellt, wenn er vor Gericht gezogen ward, da glaubte er sich hinlänglich entschuldigt und gereinigt zu haben mit den Worten: „ich bin ja nur ein Mensch! Schwäche ist ja des Menschen Loos und Erbe!"

So trat der wahre Mensch in den Hintergrund; es war kein Ruhm, keine Ehre, kein Stolz mehr, den Namen Mensch zu tragen, denn der Mensch hatte seinen Adel verläugnet, seine Krone verloren. Dichter und Sänger griffen nun trauernd in die Saiten, und ihr Lied galt des Menschen Fall; und der Genius der Weltgeschichte schrieb den Namen Mensch wie Eines, der da selbst seinen Namen mit Blut und Thränen in seinen Tafeln verewigt hat.

Jetzt rief es aus der Höhe: „Sei Mann, wirke männlich!" — Abermals ein großes Wort, ein Name, größer als der erste, und weit umfassender die Aufgabe, die er in sich trägt. Denn Mann sein, soll alle Schwächen und Gebrechen, soll alles Kleine und Gemeine ausschließen; Mann sein heißt mit Kraft und Stärke und unerschütterlichem Muthe für Recht und Wahrheit wirken, für Recht und Wahrheit aufopfern des Lebens gepriesenste Güter und Freuden, Ruhm und Ruhe, Würden und Ehrenstellen; für Recht und Wahrheit leben, und wenn es gilt, für Recht und Wahrheit sterben.

Sei Mann! rief's aus den Himmelshöh'n. Stehe fest wie die Eiche auf dem Boden, auf den Gott dich gepflanzt hat, und weder Lockungen noch Drohungen müssen dich von der Bahn der Wahrheit und des Rechts abzubringen im Stande sein. Sei Mann! Sei größer als deine Leidenschaften, größer als dein Geschick, größer als die Freude, größer als der Schmerz,

größer als das Leben, größer als der Tod. — Aber so ist nur der Mann noch, die Männer sind es nicht geblieben. Wie früher die Menschen, so haben später die Männer ihre hohe Bestimmung vergessen und verkannt; Mißbrauch ward getrieben mit der Kraft, mit der Stärke; Mannheit, Männlichkeit, so sollte alles Große und Erhabene genannt werden, aber leider, so blieb es nicht. Statt des Mannes Kraft und Stärke zum Schutze der Unschuld, zur Stütze der Schwachen zu verwenden, wurde die Unschuld, wurden die Schwachen durch des Mannes Stärke unterdrückt. Nicht aufgebauet, eingerissen wurde eine Hütte nach der andern, ein Palast nach dem andern; nicht angepflanzt, ausgerottet wurden Blumen und Bäume, und die Kraft, die Paradiese hätte schaffen können, schaffen sollen, hat bereits vorhandene Paradiese in Wüsteneien verwandelt, und statt Frieden, Krieg in die Bruderwelt gerufen.

Und der Herr sah, daß das Dichten des menschlichen Herzens und das Wirken der männlichen Hand nur böse sei den ganzen Tag: da jammerte ihn das Geschlecht der Erdenkinder und er beschloß, ihm zu helfen: er sandte die Maurerei in die Welt.

Nicht einen jener profanen Vereine, welche die ohnehin schon starken und hochaufgeführten Scheidewände der menschlichen Gesellschaft noch stärker und höher zu machen und zu befestigen bemüht sind; nicht eine jener profanen Verbindungen, die wie das ungeschlachte Schiffsvolk in Sturm und Wetter den Propheten fragen konnte: „woher kommst du? aus welchem Lande, und von welchem Volke bist du? und welchem Gotte dienest du? bekennst du dich zu unsern Ansichten, unsern Systemen?“

Nein, die Maurerei meine ich, die Gott in die Welt treten ließ, um den Menschen herzustellen in seiner ursprünglichen Größe, um dem Manne wieder zu verhelfen zu seiner ursprünglichen Herrlichkeit!

Die Maurerei trat in die Welt, um das Gesunkene zu heben, das Getrennte zu verbinden, um Entzweites zu vereinen, um das Eingestürzte wieder aufzubauen. Die Maurerei trat in die Welt, um die Sterblichen zu verbrüdern; sie fragt nicht: in welchem Grad der Länge und der Breite liegt dein Vaterland?

ihr genügt's, daß die Erde unserer Aller Wohnung ist; sie fragt nicht: welcher Volksstamm ist der deine? ihr genügt's, daß das menschliche Antlitz die Abstammung von Gott verräth; sie fragt nicht: in welcher Kirche betest du? ihr steht die Religion höher, als die Kirche. Religion aber nennt sie: Einen Gott als den ewigen Baumeister aller Welten erkennen und verehren, und den Menschen lieben und beglücken, oder wie der Stifter unserer größesten Religionsgemeinschaft in echt maurerischem Geiste uns gelehrt: Gott lieben über Alles, und den Nächsten, wie sich selbst, das ist Religion.

Und in diesem Geiste knüpfte die Maurerei die Bande wieder an, die durch Menschen, durch Männer, durch deren Wahn und Vorurtheil, durch deren Leidenschaft und Eigenliebe zerrissen worden, und so ward die Maurerei die versöhnende Priesterin zwischen bisher sich feind gewordenen Kräften und Herzen; so ward die Maurerei eine heilige Zufluchtsstätte für Alle, die in ihren Rechten als Mensch und Mann gekränkt waren, und für die Wunden, die da draußen geschlagen werden, hat und reicht sie in ihrem innern Heiligthum den lindernden Balsam.

Darum lautet der dritte Ruf, der fort und fort ertönet: Sei Maurer! — Der Name Maurer begreift in sich das Gute und Edle, was der Name Mensch, das Große und Erhabne, was der Name Mann bedeutet.

Sei Maurer! So wird es fort und fort ertönen, bis es Niemand mehr giebt auf dem Erdenrund, der nicht geneigt wäre, den Ruf zu hören, zu verstehen, zu beherzigen. Ein Tempel wird sich an den andern reihen, eine Bauhütte an die andere, bis die Menschheit zu Einem Bruderthum, und die Erde zu Einer Bauhütte geworden ist. Dann wird sich Recht und Wahrheit nicht mehr zu verbergen brauchen, und nicht mehr hinter Schloß und Riegel in Wohnungen flüchten, die Menschen gebaut; auf Erden ist dann nur Ein Tempel, die weiten Gewölbe des Himmels sind seine Kuppel, die Berge in Gottes freier Natur seine Altäre; und von den Sonnen und Monden und den Sternen fällt das Licht in diesen Tempel, und alle Herzen

und alle Geister fühlen und denken dann was wahr, bleibend und schön ist, und alle Zungen reden und singen den Ruhm und die Ehre der Maurerei, und preisen das Heil, das sie der Erde gebracht.

Sei Mensch! sei Mann! aber beides wahr und recht: sei Maurer!

Verzeichniß

meiner im Druck erschienenen Arbeiten.

(Die Titel der in die vorliegende Sammlung aufgenommenen sind mit * versehen.)

Bibliographie.

Die politisch-historische Litteratur des Jahres 1866. Eine Weihnachtsbetrachtung. (Börsenblatt 1867. Nr. 17. 18. 19.)

Die Litteratur des deutschen und italienischen Krieges im Jahre 1866. gr. 8⁰. XXVIII, 68 S. Prag 1867, Satow.

Die Litteratur der preußischen Staats- und Rechtswissenschaft aus d. Jahren 1849–67. gr. 8⁰. 120 S. Berlin 1868, Puttkammer & Mühlbrecht.

Zur Kriegslitteratur. (Börsenblatt 1871. Nr. 3. 6. 24. 26.)

Ein neues bibliographisches Hilfsmittel. Kritik des Katalog's des Kön. Preuß. Statist. Büreau's Bd. I. II. (Börsenblatt 1874. Nr. 230. u. 1879. Nr. 283.)

Ein neuer schwedischer Bücherkatalog. Kritik des Svensk Bok Katalog 1866–75. (Börsenblatt 1878. Nr. 168.)

Der Katalog der Reichstags-Bibliothek. (Börsenblatt 1882. Nr. 212.)

Eine Bibliographie der Vereinsschriften. (Börsenblatt 1884. Nr. 144.)

Uebersetzungen aus dem Deutschen in die dänische, englische, französische, italienische, niederländische, norwegische, schwedische und spanische Sprache 1879–1889. (Börsenblatt 1879. Nr. 100. 209. 282. **1880.** Nr. 65. 127. 190. 289. **1881.** Nr. 128. 227. 274. **1882.** Nr. 54. 230. **1883.** Nr. 82. 221. **1884.** Nr. 122. 220. **1885.** Nr. 66. 258. **1886.** Nr. 83. 291. **1887.** Nr. 183. 270. **1888.** Nr. 86. 274. **1889.** Nr. 127. 286. 288.)

Wegweiser durch die Litteratur der Staats- u. Rechtswissenschaften. Abgeschlossen am 1. Juli 1885. gr. 8⁰. 446 S. Berlin 1885, Puttkammer & Mühlbrecht.

Uebersicht der gesammten staats- und rechtswissenschaftlichen Litteratur. Jahrgang I–XXII. Berlin, gr. 8⁰., 1868–1889, Puttkammer & Mühlbrecht. **1868:** XX, 208 S. **1869:** XX, 186 S. **1870:** XXII, 206 S. **1871:** XIX, 181 S. **1872:** XIX, 170 S. **1873:** XX, 180 S. **1874:** XIX, 192 S. **1875:** XX, 226 S. **1876:** XXI, 240 S. **1877:** XX, 236 S. **1878:** XIX, 234 S. **1879:** XXII, 290 S. **1880:** XX, 264 S. **1881:** XXII, 274 S. **1882:** XX, 252 S. **1883:** XXII, 244 S. **1884:** XXIII, 278 S. **1885:** XXIV, 264 S. **1886:** XXIV, 258 S. **1887:** XXIX, 236 S. **1888:** XXVIII, 251 S. **1889:** XXVIII, 250 S.

Die Litteratur des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches. I. II. III. (Beilage zur Bibliographie der Staats- u. Rechtswissenschaften. Jahrg. 1888 u. 1889. gr. 8. I. 8 S. II. 16 S. III. 8 S.)

Litteratur und Buchhandel.

Aus dem holländischen Buchhandel. (Börsenblatt 1865. Nr. 35.)

Ueber die neuere Litteratur der Niederlande. (Börsenblatt 1866. Nr 60. 62. 64.)

***Ein wichtiges Zeugniß zur Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst.** (Serapeum 1866. Nr. 15.)

***Der holländische Buchhandel seit Coster.** Vortrag gehalten in dem Verein der Buchhandlungsgehilfen in Leipzig. gr. 8⁰. 32 S. Leipzig 1867, J. J. Weber.

***Der Feldzug der deut. Verleger im Jahre 1867.** (Börsenblatt 1867. Nr. 59.)

***Die Bedeutung der diesjährigen Ostermesse.** (Börsenblatt 1867. Nr. 121.)

Börsenblatt f. d. deut. Buchhandel Jahrg. 1967. Nr. 939. vom 9. Novbr. 4⁰. 8 S. (Festschrift z. 10jähr. Stiftungsfest des Krebs in Berlin.)

Brieven uit Duitschland No. I – XII. In holländischer Sprache. (Nieuwsblad voor den Nederlandschen boekhandel 1867. Nr. 2. 6. 8. 9. 11. 13. 14. 21. 29. 35. 40. 46. Enthalten eine Darstellung der Organisation des deutschen Buchhandels.)

***Ueber die Preise antiquarischer Bücher.** (Börsenblatt 1868. Nr. 131.)

***Ueber die Zeitungsstempelsteuer, mit besond. Hinsicht auf Holland.** (Börsenblatt 1869. Nr. 25. 27. 31.)

***Das Haus Alfred Mame et fils in Tours.** (Börsenblatt 1869. Nr. 295.)

***Ueber die chinesische Litteratur.** (Börsenblatt 1870. Nr. 24.)

***Ueber sogenannte „neue Ausgaben".** (Börsenblatt 1870. Nr. 146.)

***Einiges über arabische Litteratur.** (Börsenblatt 1870. Nr. 158.)

***Ueber Pasquille und Caricaturen, mit besonderer Beziehung auf unsere Tage.** (Vossische Zeitung 1871. Sonntagsbeilage zu Nr. 4. u. 5.)

***Zur Genesis der Reinecke-Fuchs-Dichtung.**

***Die Stellung des Buchhändlers zur Litteratur und zum Handel.**

***Der Pariser Buchhandel während der Belagerung.** (Börsenblatt 1871. Nr. 85.)

***De Keulsche Kroniek en de Costerlegende.** (Börsenblatt 1871. Nr. 211.)

***Das Haus Hachette & Cie. in Paris.** (Börsenblatt 1871. Nr. 233.)

Zur Frage: Der Buchhandel auf der Weltausstellung. (Börsenblatt 1872. Nr. 140.)

Artikel: „Buchhandel". (Spamer's Illustrirtes Konversations-Lexikon S. 1430—33.)

***Ambroise Firmin Didot.** (Illustrirte Zeitung 1873. Nr. 1542.)

Deutsche Zeitungen in Amerika. (Börsenblatt 1873. Nr. 15. 17.)

Petition an den Deutschen Reichstag betreffend Abschluß einer Litterar-Convention mit den Niederlanden. (Börsenblatt 1874. Nr. 38. 39.)

Zur Litterar-Convention mit den Niederlanden. (Börsenblatt 1874. Nr. 256. 1875. Nr. 37. 100. 213. 1876. Nr. 224. 1877. Nr. 186 1878. Nr. 23. 194. 1881. Nr. 135. 1883. Nr. 192. 1885. Nr. 14. 61. 1886. Nr. 117. Kölnische Zeitung 1885. Nr. 13. u 52. Nationalzeitung 1886. Nr. 318.)

Die neue Litterar-Convention zwischen Deutschland und Frankreich. (Börsenblatt 1883. Nr. 41.)

***Meine Ostermeßreise.** Humoreske. (Börsenblatt 1874. Nr 119. 123.)

Biographien deutscher Buchhändler. Allgemeine Deutsche Biographie. Leipzig, Duncker & Humblot. Buchstaben A und B. (Auch abgedruckt im Börsenblatt 1875. Nr. 148. 152. 190. 1876. Nr. 32. 95.)

Johann Konrad Weber. (Börsenblatt 1889. Nr. 276.)

Zum Gedenktage Paul Gotthelf Kummer's. (Börsenblatt 1876. Nr. 166.)

***Das Bestellhaus für den niederländischen Buchhandel in Amsterdam.** (Börsenblatt 1879. Nr. 5.)

Nachbildung alter Bücher. (Börsenblatt 1879. Nr. 64.)

Statistik des Buchhandels und der anverwandten Geschäftszweige. (Börsenblatt 1879. Nr. 134.)

Gegen die Erklärung der Leipziger Verleger I. II. (Börsenblatt 1879. Nr. 291. 1880 Nr. 8.)

Zeitglosse I. II. (Börsenblatt 1886. Nr. 39. 1887. Nr. 77.)

Zum Entwurfe der Satzungen des Börsenvereins. (Börsenblatt 1887. Nr. 193.)

***Die Elzeviere.** (Börsenblatt 1880. Nr. 123.)

Zum Rechtsschutz gegen Nachdruck u. Uebersetzung. (Börsenblatt 1882. Nr. 195.)

Belletristik. Reisen. Varia.

***Sam Sivers.** Eine Erzählung nach dem Dänischen des Carit Etlar. (Morgenblatt f. gebild. Leser. Stuttgart 1861. Nr. 4. 5.)

***Bruderhaß.** Eine Erzählung nach dem Dänischen des Carit Etlar. (Elberfelder Zeitung 1861. Nr. 169. 170. 172. 173. 174. 176. 177.)

Die Feier des 1000jähr. Bestehens der Stadt Braunschweig am 19., 20. u. 21. August 1861. (Elberfelder Zeitung 1861. Nr. 236. 237. 238.)

***Nordische Skizze.** Über den kleinen Belt im Winter. (Elberfelder Zeitung 1862. Nr. 118. 119. 122.)

Holland in Noth. Der Amsterdam-Haarlemer Kanal. (Die Gartenlaube 1863. S. 287. 288.)

Der Industrie-Palast in Amsterdam. Eröffnungsfeier. (Illustrirte Zeitung 1864. Nr. 1106.)

Ueber das musikalische Leben in Amsterdam. (Neue Berliner Musikzeitung 1865. Nr. 6 u. 7.)

***Lone.** Eine Dorfgeschichte nach dem Dänischen des Carit Etlar. (Braunschweig. Tageblatt 1866. Nr. 9—13. 15—20. 22—25.)

***Beethoven u. seine Werke.** Eine biographisch-bibliographische Skizze. gr. 8⁰. VI, 119 S. Leipzig 1866, Carl Merseburger.

Uebersetzungen hiervon erschienen unter dem Titel:

Ludwig van Beethoven, zijn leven en zijne werken door O. M. gr. 8⁰. 111 S. Leyden 1866, de Breuk & Smits.

Beethoven og hans verk. En biografisk-bibliografisk skiss af O. M. Öfversättning af Fr. Joh Huss. 8⁰. Stockholm 1870, Bonnier.

Die „Maatschappy tot bevordering der toonkunst" in Holland. I II. (Neue Berliner Musikzeitung 1867. Nr. 44. 1868. Nr. 32.)

Zur Kritik meiner Beethoven-Litteratur (gegen Petzoldt). (Neuer Anzeiger für Bibliographie 1868. S. 268—70.)

Vortrag geh. am 24/5. 69. in der gerechten u. vollkommenen St. Joh. Loge „Zur siegenden Wahrheit" im Orient Berlin. gr. 8⁰. 10 S. Als Manuscript gedruckt.

***Das internationale Privatrecht, seine Ursachen und Ziele.** gr. 8⁰. 31 S. Berlin 1878, Puttkammer & Mühlbrecht.

***Ober-Italien.** Eine Reise-Erinnerung. Als Manuscript gedruckt. gr. 8⁰. 98 S. cart. Weihnachten 1882.

***Holland und seine Bewohner.**

***Von Amsterdam nach Paris und London.**

***Petersburg und Helsingfors.**

***In Ungarn.**

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft, Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins